00099696

00099696

Digitized with financial assistance from

H T Parekh
FOUNDATION

An Initiative by
HDFC
WITH YOU, RIGHT THROUGH

on 28 December, 2018

F. C. Schlosser's

Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

99696

Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet

von

Dr. G. L. Kriegk.

Erster Band.

Frankfurt a/M. 1844.
Franz Varrentrapp's Verlag.
Ph. Krebs.

God
Ref
99696

Einleitende Vorrede
des Verfassers der Weltgeschichte.

Die Ankündigung, welche die Verlagshandlung diesem Werke vorausgeschickt hat, gab Versprechungen, deren Erfüllung selbst dem Verfasser sehr schwierig scheinen mußte; er hält es daher doppelt für Pflicht, hier anzugeben, in wiefern er glaubt, daß diese erste Abtheilung des Werks der Ankündigung desselben entspricht. Er thut dies um so bereitwilliger, als er für seine Person mit der Art, wie die älteste Geschichte hier behandelt wird, durchaus zufrieden ist, und den Inhalt der folgenden Bogen auch in Rücksicht dessen, was im universalhistorischen Abriß nicht enthalten war, gern als seine eigne Arbeit anerkennt.

Den Gedanken der Arbeit hatte Herr Professor und Bibliothekar Gfrörer in Stuttgart vor länger als zwei Jahren ausgesprochen. Er ersuchte nämlich damals den Verfasser, den universalhistorischen Abriß und die Weltgeschichte in einer jeden Gebildeten, nicht blos den Gelehrten, für welchen sie allein berechnet waren, ansprechenden Form herauszugeben, und versicherte ihn, daß Capitalisten in Stuttgart das Geld herschießen und die Sache durch irgend einen Buchhändler

ausführen lassen würden. Diesen Antrag lehnte der Verfasser, soweit es ihn selbst anging, bestimmt und entschieden ab; allein er war, wie jeder Schriftsteller, der nur um nützlich zu sein die Feder ergreift, es sein würde, sehr erfreut, als ein so gelehrter und geschickter Mann wie Hr. Gfrörer sich erbot, die Arbeit zu übernehmen, wozu der Verfasser selbst weder Lust noch Zeit hatte. Die Varrentrapp'sche Handlung brachte aber nachher Bestimmungen eines vor mehr als dreißig Jahren geschlossenen Contracts zu seiner Kenntniß, die er damals wahrscheinlich ganz unbeachtet gut geheißen und später ganz vergessen hatte, da er sogar den Contract nicht einmal mehr finden kann. Hr. Gfrörer gab dann auf Ersuchen des Verfassers seinen Vorsatz bereitwillig auf, weil der Verfasser schon allein aus moralischen Gründen sich scheute, dem jetzigen Eigenthümer der Varrentrapp'schen Handlung zu schaden. Er glaubte die Ausführung um so mehr an die Einwilligung dieser Buchhandlung knüpfen zu müssen, je weniger er zu den literarischen Speculanten gehört, und je gleichgültiger ihm, wie jedermann weiß, das ist, was die Leute von ihm sagen oder meinen. Seitdem Hr. Gfrörer die Unternehmung förmlich aufgegeben hatte, dachte der Verfasser selbst nicht weiter daran, seine Weltgeschichte, mit Weglassung des Gelehrten und Schwierigen, eine populäre Form zu geben. Nach länger als einem Jahre sprach aber jene Verlagshandlung selbst den lange gehegten Gedanken aus, den universalhistorischen Abriß und die Weltgeschichte, welche beide ihr Eigenthum sind, in veränderter Form neu herauszugeben. Der Verfasser hätte, als sie ihm dies meldete, gern gesehen, daß Hr. Prof. Gfrörer, zu dem er das größte Zutrauen hatte und hat, sein Mitarbeiter bei

dieſem Werke geworden wäre; dies war aber nach der Art, wie die Unternehmung nun ausgeführt wurde, nicht möglich, zumal da der Verfaſſer auch jetzt, bis er die erſten Bogen des Manuſcripts zur Durchſicht erhielt, nur paſſiven Antheil an der Sache nahm. Es fand ſich indeſſen ein Gelehrter dazu, der ſein unbedingtes Vertrauen hatte, als Hr. Dr. Kriegk ſich zu der Arbeit bereit erklärte.

Hr. Kriegk war dem Verfaſſer ſeit Jahren als guter Philolog und als einer ſeiner beſten Schüler bekannt, er hatte ſich als Geograph, Ethnograph und Gelehrter durch Schriften ausgezeichnet, und war mit den beiden Werken, dem Abriß und der Weltgeſchichte, faſt eben ſo vertraut, als der Verfaſſer ſelbſt. Er hatte nämlich alle (damals noch zahlreichen) Vorleſungen des Verfaſſers beſucht, hatte die Reviſion des Drucks mehrerer Theile der beiden dieſer Weltgeſchichte zu Grunde liegenden Werke beſorgt, und ein Regiſter über den univerſalhiſtoriſchen Abriß geliefert, welches von jedermann als muſterhaft anerkannt iſt und einen eigenen Band ausmacht. Außerdem hat Hr. Kriegk dem letzten Bande des Abriſſes ein genaues Verzeichniß der von ihm in den neun Bänden wahrgenommenen Übereilungen, Verſehen und Irrthümer auf des Verfaſſers Bitte beigefügt. Die eigentliche Abſicht dieſer Anzeige von Fehlern und Verſehen hat niemand wahrgenommen oder berückſichtigt. Der Verfaſſer wollte nicht blos ſeine Fehler wieder gut machen, ſondern er wollte auch dadurch, daß er ſelbſt ſie ans Licht brachte, ſeine Anſicht vom Weſen eines durchdachten Werks kund geben. Er glaubt nämlich, daß ein Buch, welches einen beſtimmten Zweck hat, und lange durchdachte Betrachtungen über den Menſchen und über menſch-

liche und göttliche Dinge enthalten soll, in gewissen Einzelnheiten mangelhaft sein, daß der Verfasser desselben manchen Fehler begehen kann, der sich durch einen Blick in das erste beste Compendium leicht beseitigen läßt, ohne daß dadurch dem Hauptzweck im geringsten geschadet werde. Dieses Sündenregister im letzten Theile des universalhistorischen Abrisses der alten Geschichte wird den Lesern dieser neuen Ausgabe am besten beweisen, wie nützlich es für sie ist, daß gerade Hr. Kriegk diese Arbeit der Herausgabe unternommen hat. Das frühere Werk, das jetzt in veränderter Form erscheint, war für Gelehrte bestimmt, diese bemerkten kleine Fehler leicht, und berichtigten sie aus andern Büchern; bei diesem Werke dagegen wird weder auf Gelehrte, noch auf andere Bücher gerechnet, sondern dasselbe soll Alles berühren, und es ist daher sehr nützlich, wenn selbst kleinere Fehler vermieden werden.

Der Verfasser konnte also Hrn. Kriegk unbedingt vertrauen, das ganze Unternehmen schien ihm jedoch bedenklich, bis er die jetzt gedruckte Probe desselben gesehen hatte. Er war in seinen Gedanken lange schwankend, ob er nicht das ganze Unternehmen aufgeben sollte, welches ihn außerdem noch zu einer ganz neuen Arbeit über die Geschichte von drei Jahrhunderten verpflichtet. Alle seine näheren Bekannten wissen, wie ungern er von der Sache redete, und wie oft er Zweifel darüber äußerte; er hofft daher um so mehr Zutrauen zu finden, wenn er versichert, daß diese Zweifel jetzt verschwunden sind. Er hatte freilich mit Hrn. Kriegk Abrede getroffen, welchen Gang man im ersten Theile befolgen, was man weglassen, was man aufnehmen und was man einschieben solle; die Sache blieb aber immer schwierig, sowohl in Rücksicht der Materie als der Form.

Was die Materie angeht, so wollte der Verfasser dem deutschen Publikum, welches ihm viele und gütige Aufmerksamkeit und ein Zutrauen bewies, das er zu verdienen suchen mußte, durchaus nichts Anderes als den wesentlichen Inhalt des universalhistorischen Abrisses und der Weltgeschichte liefern. Er wollte den in den erwähnten Büchern enthaltenen Gedanken und Thatsachen durchaus nichts Fremdes beimischen, den Umfang des Werks aber doch auf eine kleinere Anzahl von Bänden beschränken und nur dasjenige mittheilen, was verstanden werden kann, ohne daß man die Studien gemacht habe, die bei dem universalhistorischen Abriß wie bei der Weltgeschichte vorausgesetzt werden. Die Umänderung der Form schien ihm, außer der an und für sich leichteren Auflösung der verwickelten Perioden und der Weglassung der eingeschalteten und eingeschachtelten Reihen von Sätzen in der Weltgeschichte, ebenfalls große Schwierigkeit zu haben. Auf der einen Seite sollte der Vortrag leicht und klar, das Buch ohne Mühe lesbar werden, auf der andern sollte der Nachdruck gedrängter Rede und die Eigenthümlichkeit eines der Individualität des Verfassers angemessenen Ausdrucks beibehalten, und wo möglich Worte und Sätze des zu Grunde liegenden Werkes selbst in das neue aufgenommen werden. Hr. Kriegk hatte also nicht völlig freie Hand in Rücksicht der Form, er mußte auf die Grundsätze des Verfassers Rücksicht nehmen, er durfte die Individualität desselben durch den Styl nicht verzerren. Herr Kriegk hat daher auch mit einem sehr richtigen Takt durchaus nicht nach Schönschreiberei gestrebt, sondern sich auf Klarheit, auf einfache und ungesuchte Zierlichkeit und Richtigkeit des Ausdrucks beschränkt. Der Verfasser kann dies um so mehr bezeugen,

als er die Handschrift dieser ersten Abtheilung auch in dieser Beziehung Wort für Wort mit der größten Aufmerksamkeit gelesen und geprüft, und sogar hie und da am Rande dem Verfasser derselben Verbesserungsvorschläge gemacht hat. Es soll daher, weil gewiß auch das Publikum damit zufrieden sein wird, dieselbe Regel (in Rücksicht der Form) durch das ganze Werk hindurch beobachtet werden, nur wenige Fälle ausgenommen. Das heißt mit andern Worten, Hr. Kriegk wird nur an den wenigen Stellen, wo auch der Verfasser in dem Abriß und der Weltgeschichte aus guten Gründen dies vorgezogen hatte, mehr zum Gefühl als zum Verstande zu reden, und durch Beibehaltung der Sätze des Originals auf das Herz einzuwirken, nicht bloß den Kopf zu belehren suchen. Im ganzen ersten Baade ist aus Gründen, die jedem leicht einfallen werden, Belehrung des Verstandes und ein dazu geeigneter Styl der geschmückten oder rührenden Manier und Sprache vorgezogen worden.

Diese erste Abtheilung des Werks war übrigens der schwierigste Theil der ganzen Arbeit, weil dabei nicht nur sehr viel vom ersten Theile des universalhistorischen Abrisses weggelassen, sondern auch, der einem größeren Publikum gegenüber nöthigen Verständlichkeit und Klarheit zu Liebe, vieles hineingebracht werden mußte, was in dem Abrisse nicht enthalten war. Dies wurde schon aus dem einzigen Grunde unerläßlich, weil der Verfasser bei seinen bisherigen historischen Arbeiten immer Leser vorausgesetzt hat, die mit der Geschichte im Allgemeinen vertraut und mit noch andern Hülfsmitteln, als sein Buch, versehen sind. Die Schwierigkeit, Notizen, die dem ursprünglichen Plan fremd waren, dem Werke einzuverleiben, schien dem Verfasser so bedeutend, daß

er gerade über dieſen Punkt lange mündlich und in Briefen mit Hrn. Kriegk berathſchlagte. Für die nächſte Abtheilung ſchon, wo der feſte Boden ſicherer hiſtoriſcher Kunde erreicht iſt, wird dies nicht mehr erforderlich ſein; der Inhalt der folgenden Bände des Abriſſes braucht dort nur abgekürzt klar vorgetragen, und überall die im Dunkel einer fremden Sprache in den Noten verſteckt liegenden Züge und Anekdoten in das Licht des Textes verſetzt zu werden.

Herr Kriegk hat auch in dieſer Rückſicht alles geleiſtet, was der Verfaſſer nur irgend erwarten konnte. Der Verfaſſer ſelbſt war überraſcht, als er die Handſchrift durchlas, er fand ſogleich das Meiſte von dem, was Herr Kriegk an die Stelle der weggelaſſenen Stücke des univerſalhiſtoriſchen Abriſſes geſetzt hatte, nicht blos paſſend, ſondern auch von der Art, daß er ſich freuen mußte, es dem Seinigen einverleibt zu ſehen. Die von ihm hie und da vorgeſchlagenen Änderungen waren unbedeutend und betrafen Kleinigkeiten. Um den Leſern deutlich zu machen, wie Hr. Kriegk auf ſeinen Rath und mit ſeiner Zuſtimmung bei der Behandlung der in dieſer Abtheilung erzählten älteſten Geſchichten verfahren iſt, will er etwas näher in die einzelnen Abſchnitte eingehen. Dies wird künftig wegfallen, da nichts mehr einzuſchalten oder ganz wegzulaſſen ſein wird. Die orientaliſchen Geſchichten dieſer Abtheilung ſind ſchon aus dem Grunde ſehr abgekürzt, weil ſie gewöhnlich mit großer Ausführlichkeit behandelt werden, da der Haufe das Wunderbare und Räthſelhafte liebt, und jeder Schriftſteller gern die Rolle eines Herder, d. h. eines hiſtoriſchen Oedipus, übernimmt. Wer nicht poetiſche und divinatoriſche Eigenſchaften oder auch eine, auf ungeheure Gelehrſamkeit geſtützte, combinatoriſche Fähig-

keit und viel mehr gelehrte Neugierde und Ruhmsucht als wahre und echte Wißbegierde besitzt, soll von der orientalischen Vorzeit nicht reden; er wird um so unfähiger sein, die Geschichten des Ur-Uralterthums zu behandeln, jemehr er gewohnt ist, über zuverlässige Geschichten aus guten Quellen zu schreiben.

Ehe der Verfasser die Gründe angibt, die ihn und Hrn. Kriegk bewogen, in Bezug auf diese Ur-Urgeschichten und die orientalische Staatengeschichte den hier befolgten Gang zu nehmen, muß er daran erinnern, daß der universalhistorische Abriß aus den Heften seiner Vorlesungen für junge Gelehrte entstanden war, welche zum Theil Schüler der damals (1826) in Heidelberg blühenden, später verblühten philologischen, theologischen und philosophischen Schule waren. Die ersten Kapitel des universalhistorischen Abrisses, welche kosmogonische und geogonische Winke, zum Theil auch Anthropogonie enthalten, mußten daher schon aus dem einzigen Grunde hier weggelassen werden, weil der Inhalt derselben dem Publikum, für welches diese Weltgeschichte bestimmt ist, ohne sehr große Ausführlichkeit und Breite des Vortrags nicht würde klar und leicht haben vorgetragen werden können. Frommen, mit Philosophie und Naturwissenschaft unbekannten Gemüthern hätte außerdem leicht Ärgerniß gegeben werden können, weil sie ohne Zweifel manches würden mißverstanden haben. Abgesehen von dieser Bedenklichkeit hätte der Verfasser das Meiste ganz umarbeiten müssen, weil durch Liebig und andere Chemiker das Werden irdischer Dinge in ein ganz neues Licht gebracht ist, und seit Buckland, Cuvier und Humboldt's geognostischem Versuch, also seit der Erscheinung der Bücher, denen der Verfasser vorzugsweise gefolgt war,

die Theorie der Erdbildung sehr große Fortschritte gemacht hat. Der Verfasser hätte also ein neues Buch schreiben müssen, er ist aber nicht so unverschämt, sich in Dinge zu mischen, die nicht seines Faches sind. In den Abriß waren sie aus den Hefter für seine Vorlesungen übergegangen; in diesen Vorlesungen über Universalhistorie, wie in allen übrigen, war es gar nicht darauf abgesehen, über alle diese Dinge abzusprechen, sondern es sollten nur verschiedene, wenn auch heterogene Studien auf die Geschichte angewandt werden. Der Verfasser hielt die Vorträge und schrieb das Heft, aus dem der universalhistorische Abriß gezogen ist, blos in der Absicht, um das Resultat der zu seiner eigenen Bildung unternommenen Studien, welche weder auf Erlangung von Ruhm noch auf Bücherschreiben berechnet waren, auf Geschichte anzuwenden, die Zuhörer der Vorträge und die Leser des Buchs zu ähnlichen Studien anzuregen und ihren Blick zu erweitern. Die gegenwärtige Weltgeschichte hat einen ganz andern Zweck. Es sollen nicht junge Gelehrte aufmerksam gemacht werden, wie eng die Geschichte des Menschen mit Naturgeschichte und Naturwissenschaft überhaupt zusammenhängt, sondern es sollen dem größeren Publikum Thatsachen und Resultate kurz vorgetragen, alles Individuelle und Hypothetische aber ausgeschlossen werden.

Kosmogonische und geogonische Betrachtungen sind daher hier nicht angebracht; die Untersuchung über die Entstehung des Menschen und die schwierige Frage, ob die verschiedenen Raçen von verschiedenen Menschenpaaren abstammen, kann übergangen werden. Hier genügt die sichere Thatsache, daß wir ganz verschiedene Menschenstämme schon in der Urzeit antreffen. Vielleicht hat jedoch der Verfasser Unrecht ge-

labf, wenn er auch die Betrachtungen über die auf Klima und Abstammung beruhende natürliche Verschiedenheit aller organischen Wesen, sowie die über den Ursprung der menschlichen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen, von Geselligkeit und Staat der Kürze wegen nicht aufgenommen hat; denn erst wenn der Mensch aus der Thierheit heraustritt, hat er ja eine Geschichte. Wilde und Barbaren und ihren Zustand kann man gleich dem der Thiere beschreiben, Geschichte aber ist ohne Staat, ohne Gesetze, ohne Fortschreiten mit der Zeit nicht denkbar. An die Stelle dessen, was aus den angeführten Gründen ganz weggelassen werden mußte, setzte Hr. Kriegk auf des Verfassers Bitte an die Spitze der verschiedenen Völkergeschichten positive geographische und ethnographische Notizen.

Wie gut Hr. Kriegk in Rücksicht dieser scheinbar trockenen Notizen die Methode und den Ton seines Vortrags getroffen hat, der belehren soll ohne zu ermüden, werden die Leser am besten aus der ihm ganz allein angehörenden Einleitung in die griechische Geschichte sehen. Er hat dort nacheinander alles aufgeführt, was nicht blos der Gelehrte, sondern jeder Gebildete von der alten Geographie, von den Stämmen und ihrer vorgeblichen Abstammung von gewissen Heroen, endlich von mythologischen und poetischen Sagen der Heroenzeit wissen muß. Dabei hat sich Hr. Kriegk genau an des Verfassers Methode gehalten und wie dieser das Stillestehen vermieden. Der Verfasser sucht nämlich stets, so viel nur möglich ist, der Bewegung der Zeit zu folgen, und ihre Abwechselungen oder die Zustände, die sich im Laufe der Zeit ergeben, durch die hintereinander aufgeführten Erscheinungen außer uns und durch die succes-

ſiven Vorſtellungen in uns zur Anſchauung zu bringen. Erklärungen, Schilderungen, Beſchreibungen, Anhäufung von bloßen Notizen und dergleichen vertragen ſich mit dieſer Methode nicht; der Verfaſſer war daher überraſcht, als Hr. Kriegk dies ohne ſein Erinnern vermieden hatte. Er hat, wie man auf den erſten Blick erkennen wird, in die Anführung deſſen, was von jenen Nachrichten mitzutheilen nöthig war, eine Bewegung und in die Angabe von Namen und Örtlichkeiten ein hiſtoriſches Intereſſe gebracht. Der Verfaſſer hat den Abſchnitt, in welchem Hr. Kriegk mit großer Kürze die Hauptmomente der älteſten griechiſchen Zeit vor dem innern Auge vorüberführt, mit großem Vergnügen in der Handſchrift geleſen und nicht das Geringſte daran geändert. Er ſelbſt würde ſchwerlich ſo genau und vollſtändig gearbeitet haben, da er manchen neueren Entdeckungen, deren Reſultat man dort findet, nicht ſo fleißig wie Hr. Kriegk gefolgt iſt.

Nächſt dem Zweifel wegen der einzuſchaltenden Notizen beſchäftigte den Verfaſſer beſonders die Frage, wo und wie man nach Weglaſſung der Kosmogonie und Geogonie und anderer im univerſalhiſtoriſchen Abriß enthaltenen Betrachtungen beginnen ſolle. Er dachte darüber lange Zeit nach, hatte auch eine Berathung darüber mit Hrn. Kriegk, und glaubte anfangs, es würde am beſten ſein, mit der Moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte zu beginnen. Dieſe gilt bei dem Publikum, für welches dieſes Buch beſtimmt iſt, für die zuverläſſigſte Geſchichte, hat ſeit Einführung des Chriſtenthums dafür gegolten, und muß in unſern chriſtlichen Staaten in den Schulen gelehrt werden. Wenn aber mit den erſten Kapiteln der Geneſis der Anfang gemacht worden wäre, hätten nothwendiger Weiſe auch alle Völker von Noah's Familie oder von den

Nachkommen seiner Söhne Sem, Cham und Japhet gelehrt abgeleitet werden, und die Geschichte der Nachkommen Abraham's allen andern vorausgehen müssen. Dabei wäre dann die große Bedenklichkeit eingetreten, daß man auf diesem Wege von der Weltgeschichte ab in die jüdische und christliche Religionsgeschichte, der die Geschichte des jüdischen Volks unzertrennlich einverleibt ist, gerathen mußte. So innig nun auch diese beiden Geschichten, nämlich die geistliche und die weltliche, verbunden sind, so lag doch dem universalhistorischen Abriß eine Idee zu Grunde, mit welcher eine Anordnung, nach der die jüdische Geschichte den ersten Platz erhalten hätte, nicht zu vereinigen war, obgleich diese Anordnung vielleicht populärer gewesen wäre. Es sollten nämlich nach der im Abriß befolgten Idee alle die Völker zuerst aufgeführt werden, welche nach der allgemeinen Meinung (denn bei den Chinesen hat der Verfasser kritische Zweifel) in den ältesten Zeiten Staaten gebildet, Wissenschaften und Künste getrieben und die Bequemlichkeiten und Genüsse gewerbtreibender Nationen gekannt haben. Zu diesen Völkern gehörten die Juden erst in späteren Zeiten, sie zogen lange nomadisch umher und blieben ohne Künste und Wissenschaft, so wichtig auch ihre frühere Geschichte in religiöser Beziehung dem Christen sein mag. Ferner bewog gerade die Bedeutung, welche die jüdische Geschichte für den christlichen Religionsunterricht hat, den Verfasser, sie in diesem Werke, welches von der ältesten und alten Geschichte nur das Hauptsächlichste enthalten soll, abzukürzen. Es ist nämlich die jüdische Geschichte die einzige, welche auch in den niederen Volksschulen aus den Quellen erlernt wird, und die Erklärung dieser Quellen macht den wesentlichsten Theil des christlichen Religionsunterrichts aus. Es schien da-

her am beſten, die im erſten Theil des univerſalhiſtoriſchen Abriſſes befolgte Ordnung beizubehalten und, die Völker in der Reihe aufzuführen, wie ſie nach der hergebrachten Meinung nach einander Staaten gebildet haben, weil ja in dieſem Werke blos von Staaten, nicht von Urſprüngen und Urgeſchichten die Rede ſein ſoll. In dieſer erſten Abtheilung alſo hat ſchon der Kürze wegen, mit welcher die in demſelben enthaltenen orientaliſchen Völkergeſchichten behandelt werden ſollten, ſehr oft von dem mehr prüfenden und unterſuchenden als erzählenden Inhalt des Abriſſes abgewichen werden müſſen; über die Art, wie dies geſchehen iſt, ſollen jetzt einige Winke folgen. Im Allgemeinen hat Hr. Kriegk bei dieſer unvermeidlichen Abweichung vom Original mit einer Geſchicklichkeit, welche niemand beſſer würdigen kann, als der Verfaſſer, den weſentlichen Inhalt und die Hauptgedanken des Abriſſes überall treu dem Vortrage einverleibt. Dies wird aus einer kurzen Anführung der einzelnen Stücke dieſer Abtheilung am deutlichſten hervorgehen.

Was die Chineſen betrifft, welche auch im univerſalhiſtoriſchen Abriß vor den andern Völkern angeführt werden, ſo hatte der Verfaſſer in ſeinen Vorträgen, in ſeinem Heft und in dem aus dieſem gezogenen Abriſſe, mit Bezugnahme auf die rückſchreitenden, lächerlich conſervativen, Mittelalter affectirenden oder blos aufs Materielle gerichteten Beſtrebungen unſerer Zeit, eine Ironie durchgeführt, die Hr. Kriegk mit Recht weggelaſſen hat. Das Weſentliche und den Ernſt, worauf es ankam, d. h. die Aufſtellung des Muſters einer dreſſirten, nicht aber durchweg gebildeten Nation, hat er beibehalten und auch die warnenden Sätze, die der Verfaſſer unmerklich eingeſchoben hatte, aufgenommen. Er hat außerdem Man-

des beigefügt, was erforderlich war, um das Publikum zu befriedigen, dessen Belehrung der Hauptzweck der Herausgabe dieser Weltgeschichte ist.

Bedeutendere Veränderungen mußten mit dem Abschnitt über die Indier vorgenommen werden, theils wegen der verschiedenen Bestimmung des Abrisses und dieser Weltgeschichte, theils wegen des Fortschritts unserer Bekanntschaft mit Indien. Da die Kürze der Zeit Hrn. Kriegk so wenig als dem Verfasser erlaubte, neue Forschungen über die in unsern Tagen bekannt gemachten Belehrungen über Indien anzustellen, so war es dem Verfasser sehr erwünscht, Hrn. Kriegk das sehr fleißig gearbeitete Werk eines Göttingischen Gelehrten, des Hrn. Dr. Benfey, empfehlen zu können. Hr. Kriegk hat zur Ergänzung dessen, was der Verfasser im universalhistorischen Abriß gesagt hatte, trefflichen Gebrauch von Hrn. Benfey's Arbeit gemacht. Das Buch des Dr. Benfey ist zuerst als Artikel Indien in der großen allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber erschienen, nachher aber auch besonders ausgegeben worden. Es bildet einen in zwei gespaltenen Columnen enggedruckten Quartband von 356 Seiten.

Ueber die Babylonier und Assyrer hätte ausführlicher gehandelt werden müssen, wenn das Buch für Erklärer der hebräischen Propheten, für Deuter der asiatischen Symbole und lüderlichen Mysterien, oder für diejenigen bestimmt gewesen wäre, welche die über Handel und Verkehr vorhistorischer Zeiten mit Hülfe neuerer Reisebeschreibungen geschaffenen Systeme kennen lernen wollen; für das große Publikum war es nöthig, sich kurz zu fassen. Die Geschichte kann und soll kein Curiositäten- oder Raritäten-Kabinet sein, sie soll das Leben, wie es ist, fest ins Auge fassen, die Wißbegierde,

nicht die Neugierde befriedigen. Jede babyloniſche und aſſyriſche Geſchichte erfordert gelehrtes Sammeln und ein Zuſammenſtellen von Sätzen, die ſtets problematiſch bleiben werden, weil ſie nicht aus einheimiſchen Quellen geſchöpft ſind. Außerdem ſind dabei, was am ſchlimmſten iſt, Hypotheſen und ſcharfſinnige Combinationen des hie und da Zerſtreuten nicht zu vermeiden; alles dies ſoll aber dieſer Weltgeſchichte fremd bleiben, und Hr. Kriegk hat daher wohl gethan, ſich ſehr kurz zu faſſen.

Ganz anders verhält es ſich mit Egypten. Dort iſt ſeit 1824 viel Neues entdeckt worden, obgleich der Verfaſſer von den Entdeckungen über die Dynaſtieen des Manetho und über die aus der Löſung der Hieroglyphen und der Papyrus-Rollen oder der ſogenannten Todtenbüchern hervorgegangenen Namen und Gebetsformeln, wunderlichen und krauſen Grübeleien nicht viel halten kann. Es haben nämlich Lane und Wilkinſon in ihren bekannten Werken, ſeit der Erſcheinung des univerſalhiſtoriſchen Abriſſes, über den geſelligen Zuſtand des alten Egyptens aus den beſten Urkunden, d. h. aus den alten Denkmalen ſelbſt, neues Licht verbreitet. Der Verfaſſer hatte daher Herrn Kriegk erſucht, beſonders aus Wilkinſon's Werk über das alte Egypten eine Umſchmelzung des Abſchnitts über egyptiſche Geſchichte für dieſe Weltgeſchichte auszuarbeiten, und dabei beſonders die ſehr zahlreichen Zeichnungen des alt-egyptiſchen Lebens und Treibens, welche Hr. Wilkinſon in den fünf Bänden ſeines Werks mitgetheilt hat, zu Hülfe zu nehmen. Die Leſer werden finden, daß die ſchwere Aufgabe hier ſehr gut gelöſt iſt. Dies verdient um ſo mehr hervorgehoben zu werden, als ſelbſt der Verfaſſer gefürchtet hatte, daß Hr. Kriegk ihn misverſtehen

und sich in die Einzelnheiten Wilkinson's verlieren möchte. Er hat aber sehr gut verstanden, des Verfassers Hauptzweck bei der Abfassung der Übersicht der egyptischen Geschichte und sogar die Hauptsätze und Urtheile beim Vortrage derselben beizubehalten, und doch das Nöthige aus andern Forschungen einzuschieben und zu berichtigen.

Bei den Juden, Medern und Persern war die Arbeit leichter; denn es galt nur Abkürzung und Weglassung des Hypothetischen, Raisonnirenden und Gelehrten. Desto schwieriger war der Abschnitt über die älteste Geschichte der Griechen, wo Vieles beizufügen und noch mehr gänzlich wegzulassen war. Der Verfasser hat schon oben bemerkt, daß er die wenigen Seiten über die älteste griechische Geschichte für den vorzüglichsten Theil der von Hrn. Kriegk auf die Umgestaltung des universalhistorischen Abrisses gewendeten Arbeit hält; er fügt noch hinzu, daß er diese Arbeit Wort für Wort durchgelesen, geprüft und über das Passende oder Unpassende der eingeschalteten Sätze nachgedacht, und dabei auch nicht einen einzigen Satz unpassend gefunden, oder auch nur eine Änderung vorgeschlagen hat. Die zur Lesung der Dichter, zum Verständniß der Kunstwerke, zur Bekanntschaft mit der Lage und Beschaffenheit der Örter nicht blos dem Gelehrten, sondern jedem, der auf feinere Bildung Anspruch macht, nöthigen Kenntnisse, die im universalhistorischen Abriß vorausgesetzt werden, mußten hier kurz und klar mitgetheilt werden: das ist geschehen. Da bei dem, was vorgetragen wird, nichts als allgemeine Bildung vorausgesetzt werden durfte, so war es nicht leicht, Notizen, Namen und Erklärungen anzubringen, ohne dem ganzen Charakter des Werks zu schaden. Der Verfasser hat schon oben bemerkt, daß er überrascht war, zu

ſehen, wie vortrefflich Hr. Kriegk dasjenige Stück ſeiner Arbeit, bei welchem die dem Übrigen zu Grunde liegenden Bücher nicht benutzt werden konnten, gleichwohl dem Ganzen einverleibte, ohne der Manier und Methode desſelben untreu zu werden.

Hr. Kriegk durfte nichts von dem übergehen, was von dem griechiſchen Alterthum zur Kunde des Publikums gekommen iſt, dem dieſe Weltgeſchichte beſtimmt iſt, mögen er und der Verfaſſer von dem hiſtoriſchen Werth aller dieſer Dinge halten, was ſie wollen. In eine Prüfung und Beurtheilung einzugehen, war theils nicht möglich, ohne kritiſche und gelehrte Unterſuchungen anzuſtellen, die dem Werke fremd ſind, theils aber auch unnöthig, weil den Leſern nur ſolche Nachrichten mitgetheilt werden ſollten, durch welche ſie in den Stand geſetzt werden, Anſpielungen auf alte Fabelgeſchichten zu verſtehen und an Unterſuchungen über Alterthümer, wie die ſogenannten cyklopiſchen Mauern oder die eiſernen Ringe und Grotten von Argos, Tirynth und andern Orten, oder endlich über Staaten, wie der von Orchomenos geweſen ſein ſoll, Antheil zu nehmen. Der Verfaſſer würde auf dieſelbe Weiſe, wenn er jetzt amerikaniſche Geſchichten zu behandeln hätte, die Merkwürdigkeiten, welche neulich über die Unternehmungen der Inca's ans Licht gebracht worden ſind, und die Entdeckungen mexicaniſcher Städte oder vielmehr ihrer großartigen Trümmer erwähnen; er würde der Wunderberichte gedenken, die uns Stephens neulich in ſeinen Reiſen gegeben hat; dabei würde er aber auch ſtehen bleiben. Wenn irgend jemand, auf dieſe Trümmer und auf eine gewiſſe Gelehrſamkeit ſich ſtützend, hiſtoriſche Syſteme von amerikaniſcher Urzeit baute und auch noch ſo geiſtreich ausführte: er würde ſie in dieſe Weltgeſchichte nicht

aufnehmen, und auch nicht einmal auf irgend eine andere Weise dem Publikum, für das diese bestimmt ist, mittheilen. Auf dieselbe Weise, hofft er, wird es Hr. Kriegk auch im Folgenden mit der etruskischen Kunst und den Substructionen der ältesten italiänischen Städte halten, von denen jedoch der Verfasser im Vorbeigehen bemerken will, daß die in der neuen Ausgabe der vorrömischen Geschichte Micali's enthaltenen Zeichnungen dieser cyklopischen Bauwerke genauer sind, als sie vorher waren.

Im dritten Abschnitt, nämlich in der Geschichte der Griechen von dem Ende der heroischen Zeit bis zum Beginn der Perser-Kriege, konnte Hr. Kriegk ganz genau dem Texte folgen. Er deutet dem Verfasser nur fünf ganz leise Abänderungen in fünf blos den Gelehrten bemerkbaren gelegentlichen Äußerungen des Verfassers an, die dieser um so mehr gern zugegeben hat, als er sich der Stellen, auf die er sich stützte (denn solche Stellen lagen gewiß zu Grunde), nicht mehr erinnert und keine Collectaneen sammelt. Da die Sache von keiner Bedeutung war, so schien es dem Verfasser auf jeden Fall vorsichtiger, die fünf Andeutungen, bei denen ein so gelehrter Mann, als Herr Kriegk ist, angestoßen war, ganz wegzulassen, als durch eine ihn irre leitende Belesenheit weiteren Irrthum zu veranlassen. Einen der berührten fünf Irrthümer würde er mit St. Croix, Clavier und Ottfried Müller getheilt haben; aber der gelehrte Hermann in Göttingen hat ihn auch zugleich mit den drei Andern zurecht gewiesen, und obgleich Hermann sein Schüler ist, traut er ihm doch mehr als sich selbst in Allem, was das Alterthum angeht. Hr. Kriegk hat daher Recht gehabt, diese Autorität zu respectiren.

Ueber einen andern Punkt ist er nicht durchaus Einer Meinung mit Hrn. Kriegk gewesen. Dieser hatte dem Abschnitt über die griechischen Colonieen, den der Verfasser durchaus billigt, und dem Zweck des Werkes angepaßt findet, ganz vortreffliche Betrachtungen über das Colonialwesen der Griechen beigefügt, welche der Verfasser höchst ungern verworfen hat, weil sie gewiß dem Werke Ehre gemacht haben würden. Dies wäre an und für sich eine Sache, welche für das Publikum kein Interesse hat; allein Hr. Kriegk führt einen Grund an, warum er mit Recht für einen Theil des Publikums gerade dergleichen Betrachtungen nöthig hielt. Der Verfasser will diese Stelle aus Hrn. Kriegk's Brief anführen, um bei dieser Gelegenheit zugleich seine Ansicht darzulegen, wie weit er in der Accommodation zu gehen gedenkt. Er thut dies als ehrlicher Mann, der nie mehr verspricht, als er halten will, da der Ausdruck Weltgeschichte für das deutsche Volk, wie er aus Hrn. Kriegk's Worten sieht, sehr leicht misverstanden werden könnte.

Hr. Kriegk sagt nämlich: er habe die jetzt weggelassenen allgemeinen Betrachtungen über die Colonieen beigefügt, weil er glaube, daß ein Theil der Leser, der, wie z. B. der höhere Gewerbsstand, im Schulunterricht gar keinen bestimmten Eindruck des griechischen Wesens erhalten habe, durch die Bezugnahme auf die griechische Literatur und Kunst, deren Werke ihm kaum dem Namen nach bekannt seien, nur sehr schwer zum klaren Begriff des griechischen Charakters und seiner Bedeutung für die Welt geleitet werden könne. Dagegen liege eine Vergleichung der griechischen Colonieen mit den modernen europäischen dem Gedankenkreis solcher Leser viel näher; zugleich zeige ihnen eine sorgfältige Darstell-

ung der ersteren die große Bedeutung des Handels- und Gewerbsstandes für die Entwickelung des griechischen Volks auf die für sie gewiß anschaulichste Weise, und endlich trete dadurch die schöne Verbindung des bürgerlichen Wesens und Treibens mit dem geistigen Leben und seinen Hauptzierden gewiß sehr lebhaft vor Augen.

Weil in diesen Worten gewiß die Gedanken einer, von des Verfassers etwas poetischer Ansicht verschiedenen prosaischen Betrachtung der Geschichte von einem Manne, der sie gewiß nicht durchaus theilt, ganz vortrefflich ausgesprochen werden, so glaubt der Verfasser diese Gelegenheit ergreifen zu müssen, um gleich vorn herein zu erklären, in wiefern und wie weit er sich nach dem Bedürfnisse der Leser einzurichten gedenkt. Die vorzüglichste Seite seines Abrisses, welcher gerade dadurch vor seiner Weltgeschichte große Vorzüge hat, ist die Jahre lang aus den Quellen eingesogene Kenntniß des Geistes der Literatur des Alterthums und die Andeutung des Zusammenhangs, welcher zwischen den Werken der großen Schriftsteller jeder Zeit und dem Geiste der verschiedenen Perioden Statt findet. Die Entwickelung des Inhalts, nicht des Buchstabens der Literatur jeder Periode, die Anregung jeder freien Seele durch Angabe der Beziehungen der Werke, nicht ihre literarische Kritik, ist das Hauptziel der Bestrebungen des Verfassers. Er ging von dem Gedanken aus, die freie Seele des unbefangenen und freien Menschen werde dies besser fassen, als die so oft in eitelem Streben und Treiben befangene, unfreie Seele eines Gelehrten, der nach Ruhm rennt. Dieses Ziel kann er keinem andern aufopfern. Gewerbe, Handel und tausend andere Dinge, die den Leib angehen, werden auf allen Straßen gepredigt, er achtet sie, er berücksich-

tigt sie; aber ihm ist immer der Geist und was dieser schafft, die Hauptsache.

Der Verfasser wird sich daher in Rücksicht der Form und des Ausdrucks, in Bezug auf Klarheit und Verständlichkeit, auf Weglassen aller Gelehrsamkeit und Ausführlichkeit dem Wunsche des Publikums bequemen; die Materie muß allein von ihm abhängen. Das Publikum, wenn auch ein gewerbtreibendes, muß sich mit ihm zu geistiger Auffassung körperlicher Dinge erheben, nicht er zur sinnlichen Ergreifung des Geistigen herabsteigen. Kann das nicht geschehen, so wirft er seine Feder weg, und überläßt die, welche Bücher wie Stiefel zu bestellen pflegen, denen, die ihnen für Geld liefern, was sie fordern. Er würde, wenn er sich dazu hergäbe, des Beifalls unwürdig werden, dessen er sich in Beziehung auf Geschichte des Alterthums am meisten gefreut hat, von dem er aber nie öffentlich geredet. F. A. Wolf nämlich, hochmüthig, eingebildet, wegwerfend wie er war, weil er sich als eins der größten Genie's (nicht blos Gelehrten) der Nation und als wahrhaft großen Mann unter den Zwergen fühlte, hat dem Verfasser sogar von dem höchst unvollkommenen ersten Theil der Weltgeschichte, an dessen Stelle der Abriß getreten ist, mündlich bezeugt, daß er den Geist der Alten darin erkenne. Der eben so einfache und wahre, als gelehrte und geistreiche Gottfried Hermann in Leipzig hat seiner Zeit sich über den universalhistorischen Abriß sehr ausführlich in einem Schreiben erklärt. Diesen mehrere Briefbogen füllenden Aufsatz des großen Leipziger Philologen hat der Verfasser zwar nie zur Schau getragen, er ist aber für ihn der süßeste Lohn seiner Studien gewesen, und unter den vielen Diplomen, die zu erhalten er die Ehre gehabt hatte, ist dieses das einzige, worauf

er ſtolz iſt, weil es aus einem edlen Herzen und einem großen Geiſte floß.

Sollte er nun, dem Äußern faſt abgeſtorben, blos innerlich leben und genießend, ſich den äußeren Bedürfniſſen dieſer oder jener Klaſſe anſchmiegen? Nein, nimmermehr. Er wird nie unter dem Ausdruck populäre Geſchichte eine ſolche verſtehen, welche den zur Erde gebeugten Seelen den ſchmutzigen Weg ihres niederen Lebens ebnet oder reinigt; er wird nie aufhören zu verſuchen, auch der irdiſch Gefeſſelten, der nur nach Gewinn Strebenden Blicke auf die himmliſche Schönheit der Schöpfungen des ewigen Geiſtes zu richten, der im Menſchen, in der Natur und gewiß auch in denen lebt, die bei ihrem täglichen äußeren Treiben das Bedürfniß einer geiſtigen Beſchäftigung empfinden und zu befriedigen ſuchen.

Heidelberg, im April 1844.

F. C. Schloſſer.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Einleitende Vorrede des Verfassers der Weltgeschichte . . III

Geschichte der alten Welt.

I. Orientalische Völker 1
Einleitung 3
Chinesen 7
Indier 25
Babylonier und Assyrer 47
Egypter 56
Israeliten 99
Phönicier 111
Meder und Perser 118

II. Völker der griechisch-römischen Zeit 147
Geschichte der Griechen 149

I. Einleitung.
1. Das griechische Land 149
2. Abstammung der Griechen 156

II. Älteste Zeit der Griechen.
1. Allgemeines 160
2. Urzeit der Griechen 163
3. Heroisches Zeitalter der Griechen bis auf den Argonauten-Zug 169
4. Der Argonauten-Zug 189
5. Die Zeit des trojanischen Kriegs 193
6. Charakter und Geist des heroischen Zeitalters der Griechen 207

III. Geschichte der Griechen vom Ende der heroischen Zeit an bis zu dem Beginn der Perser-Kriege.
1. Die Rückkehr der Herakliden und ihre Folgen . . . 216

Seite

2. Die griechiſchen Colonieen 220
3. Die Griechen dieſes Zeitraums im Allgemeinen . . 258
4. Geſchichte der Spartaner bis zu den Perſer-Kriegen . 273
5. Geſchichte der Athener von Theſeus an bis zu den Perſer-Kriegen 296
6. Geiſtiges Leben der Griechen in der älteren Zeit ihrer Geſchichte 325

IV. Geſchichte der Griechen vom Beginn der Perſer-Kriege an bis zum Ende des peloponneſiſchen Kriegs.

1. Beginn der Perſer-Kriege 344
2. Der zweite Perſer-Krieg 347
3. Die Zeit zwiſchen dem zweiten und dritten Perſer-Krieg 352
4. Der dritte Perſer-Krieg 356
5. Geſchichte der Griechen von der Schlacht bei Platää an bis zu Cimon's Tod 382
6. Perikles und Athen 404
7. Geſchichte der Griechen von Cimon's Tod an bis zum Beginn des peloponneſiſchen Kriegs 417
8. Der peloponneſiſche Krieg bis auf Perikles Tod . . 422
9. Der peloponneſiſche Krieg vom Tode des Perikles an bis auf den Frieden des Nicias 435
10. Geſchichte der Griechen vom Frieden des Nicias an bis zum Wiederausbruch des peloponneſiſchen Kriegs . . 447
11. Der Wiederausbruch des peloponneſiſchen Kriegs und die Unternehmungen der Athener in Sicilien . . . 453
12. Der peloponneſiſche Krieg im eigentlichen Griechenland vom Wiederausbruch desſelben an bis zur Rückkehr des Alcibiades nach Athen 461
13. Die letzten Jahre des peloponneſiſchen Kriegs . . . 471

Druckfehler.

Seite 224 Z. 11 l. Phaſis ſt. Phaſtis.
„ 340 „ 2 v. u. l. ging ſt. gingen.
„ 387 „ 4 v. u. l. 474 ſt. 447.

Geschichte der alten Welt.

I. Orientalische Völker.

Die Weltgeschichte, welche in die Geschichte des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit eingetheilt zu werden pflegt, zerfällt für den ersten dieser Abschnitte in zwei Haupttheile, in die Zeit der älteren orientalischen Völker und in die griechisch-römische Zeit. Die Entwickelung des Menschengeschlechts ist nämlich, ihrem Hauptgange nach, dem täglichen Laufe der Sonne gefolgt. In Asien, wo dasselbe entstanden ist, und in dem benachbarten Egypten blühte zuerst eine Cultur auf, und diese blieb eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch auf den Orient beschränkt. Etwa tausend Jahre vor Christi Geburt trat Europa in die Weltgeschichte ein, und während hierauf die orientalischen Völker immer mehr sanken, ward durch die Griechen und Römer jener Erdtheil zum Mittelpunkt der Weltbegebenheiten gemacht. Durch diese beiden Hauptvölker des älteren Europa und durch das Christenthum wurde in der letzten Zeit des Alterthums die menschliche Cultur ebenso über die westliche Hälfte Europa's verbreitet, wie tausend Jahre später dieselbe noch über die Grenze der alten Welt hinaus bis nach Amerika vorzuschreiten begann.

Der Hauptunterschied der beiden großen Zeiträume des Alterthums besteht darin, daß die Cultur der früheren orientalischen Völker stets mehr oder weniger im Zustande der Gebundenheit blieb, mit dem Auftreten des griechischen Volks aber eine neue und wahrhaft freie Art der Entwickelung des Menschengeschlechts begann. Einige Völker des Orients haben jenen Charakter der älteren Zeit bis auf unsere Tage unverändert beibehalten. Es sind die Chinesen und die Indier, die beiden ältesten aller noch jetzt in besonderen Staaten bestehenden Völker. Beide können deswegen auch am besten Zeugniß geben, wie die Staaten der Urzeit beschaffen waren, und

welche Folgen es für die Menschheit gehabt haben würde, wenn dieselben fortgedauert hätten. Von diesen beiden Völkern gehört das erste dem mongolischen, das zweite dem kaukasischen Menschenstamm an, und ihre Geschichte führt uns deshalb auch in die ersten Zeiten derjenigen zwei Haupt-Abtheilungen unseres Geschlechts ein, welche von jeher allein die Geschichte der Menschheit bildeten. Die Chinesen sind zugleich noch dadurch für die geschichtliche Belehrung von Wichtigkeit, daß sie, als das gebildetste aller mongolischen Völker, uns den Haupt-Charakterzug dieses Menschenstammes in seiner höchsten Entwickelung zu erkennen geben. Die mongolischen Völker haben nämlich zwar in China, Hinterindien und Japan sich zu einem gewissen Grade von Civilisation erhoben, aber sie sind, nachdem dies geschehen war, auf der von ihnen betretenen Stufe durch alle Jahrhunderte hindurch stehen geblieben. Der übrige Theil dieses Stammes hat den nomadischen Zustand niemals verlassen.

Von den Völkern des kaukasischen Menschenstammes hat nur das indische die Cultur der Urzeit ohne irgend eine bedeutende weitere Entwicklung bis zur gegenwärtigen Stunde bewahrt. Alle übrigen Völker dieses Stammes, welche eine höhere Civilisation erhielten, sind aus dem Charakter jener Zeit herausgetreten. Sie haben unter sich eine fortschreitende Cultur entwickelt, in welcher bald das eine, bald das andere Volk den übrigen voranging. Dadurch ist dieser Stamm, welcher schon in der ältesten Zeit sich über den andern erhoben hatte, auch in allen späteren Zeiträumen an der Spitze unseres Geschlechtes geblieben, und er bildet, von den ersten Tagen der Geschichte an bis auf die gegenwärtige Zeit herab, ohne irgend eine Unterbrechung gleichsam den Kern der Menschheit und den Mittelpunkt, um welchen sich die ganze Weltgeschichte dreht.

Anders, als mit diesen beiden Menschenstämmen, verhält es sich mit der dritten Haupt-Abtheilung der Bewohner der alten Welt oder mit dem Negerstamm. Diese zahlreiche Völkergruppe, welche immer auf den afrikanischen Welttheil beschränkt blieb, hat fast gar keinen Einfluß auf die Geschicke der übrigen Menschheit gehabt. Die meisten Negervölker haben sich nie zu einer eigentlichen Cultur erhoben, und die wenigen, welche bis zur ersten Stufe

derselben emporgestiegen, haben nur in so geringem Grade eine Entwickelung erhalten, daß ihre Geschichte fast blos aus einem Wechsel von zufälligen äußeren Ereignissen besteht. Der Negervölker wird daher auch, zum Unterschied von den Hauptvölkern der beiden anderen Menschenstämme, im Verlauf der Weltgeschichte kaum einige wenige Male gedacht. Nur in uralter Zeit scheint, nach einer zu den Griechen gedrungenen dunkeln Kunde, ein Theil der Negervölker eine höhere Stufe der Gesittung und Bildung erreicht, und dadurch im nördlichen Afrika eine bedeutende Rolle gespielt zu haben. Deshalb ist es am angemessensten, hier, bei dem Eintritt in die Geschichte der Urstaaten, dieses Menschenstammes zu gedenken, welcher seit jener Zeit gleichsam außerhalb der Weltgeschichte steht.

Die Griechen, welche alle im Süden von Egypten und im mittleren Afrika wohnenden Völker Äthiopen benannten, hatten eine alte Sage, daß in der Urzeit die äthiopischen Völker des nördlichen Afrika, durch ihre engere Verbindung mit einander und durch eine unter ihnen entstandene höhere Cultur, eine große Macht erlangt hätten, und daß sie damals unter einem Könige, welcher Tearko hieß, erobernd bis an die Küsten des Mittelmeeres vorgedrungen wären. Diese Macht, durch welche sie eine Zeitlang selbst den Europäern im Osten wie im äußersten Westen unseres Erdtheils gefahrdrohend wurden, zerfiel jedoch bald wieder, und die Negerstaaten sanken schon früh in den Zustand zurück, in welchem sie bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Ja, es ist nicht einmal mit unzweifelhafter Gewißheit zu sagen, daß alle Völker Tearko's wirkliche Neger waren, weil die Griechen mit dem Namen Äthiopen nicht blos die Menschen dieses Stammes bezeichneten, sondern alle Bewohner des ihnen bekannten äußersten Südens überhaupt. Eben deswegen ist es auch nicht gewiß, ob ein berühmter äthiopischer Staat, der schon in uralter Zeit eine Cultur besaß, dem Negerstamme angehörte. Dies ist der Staat Meroe, welcher im Süden des Landes Nubien lag, schon in der ältesten Zeit der Egypter blühte, und bis kurz vor Christi Geburt bestand. Es war ein von Priestern geleitetes Reich mit einem Könige an der Spitze, der aber ganz von jenen abhängig war. In der gleichnamigen Hauptstadt befand sich ein berühmtes Orakel, und sie bil-

dete zugleich den Mittelpunkt eines lebhaften Karawanenhandels zwischen Egypten und dem inneren Afrika.

Wie es sich nun auch mit diesem uralten Staate und mit den Negervölkern der Urzeit verhalten haben mag, gewiß ist, daß dieselben in den späteren Zeiten nur einen sehr geringen Einfluß auf die ihnen benachbarten Staaten anderer Völker gehabt, für das gesammte Menschengeschlecht aber niemals eine Bedeutung erlangt haben. Sie sind deshalb auch insgesammt von der Zahl der Völker ausgeschlossen, an deren Geschichte sich die Darstellung der Entwickelung der Menschheit anknüpft.

Diese Völker gehören alle entweder dem kaukasischen oder dem mongolischen Menschenstamme an. Doch ist die Bedeutung des Letzteren geringe im Vergleich mit der des Ersteren. Alle mongolischen Völker, welche eine Cultur erlangten, haben schon früh jede weitere Entwickelung derselben aufgegeben und nehmen deshalb nur die zweite Hauptstufe menschlicher Cultur ein. Aus diesem Grunde, und weil das gebildetste mongolische Volk seine jetzige Civilisation schon in der Urzeit erhalten hat, beginnt die Geschichte der älteren Staaten mit den Chinesen. Von der Darstellung des bei ihnen am höchsten entwickelten mongolischen Cultur-Elements aber geht sie zunächst zu den Indiern über, weil dieses Volk allein von allen Gliedern des kaukasischen Stammes in seinem älteren Cultur-Zustande zurückgeblieben ist, und durch die Unveränderlichkeit desselben den Haupt-Charakterzug der mongolischen Völker angenommen hat. Die übrigen Hauptvölker unseres Stammes haben fortschreitend die höheren Stufen der Entwickelung bestiegen, und auf diesem Wege nicht nur sich selbst die Herrschaft der Welt erworben, sondern auch für die gesammte Menschheit die Mittel und Formen eines besseren Daseins geschaffen; denn den Völkern des kaukasischen Stammes gehört die Erfindung alles dessen an, was in den Einrichtungen der Staaten, des geselligen Verkehrs und des häuslichen Lebens, sowie in den Wissenschaften und Künsten von edlerer Art und eines vernünftigen Wesens wahrhaft würdig ist.

Chineſen.

Die Chineſen ſtehen, als der gebildetſte Theil des mongoliſchen Menſchenſtamms, an der Spitze dieſer großen, dem öſtlichen Aſien angehörenden Abtheilung unſeres Geſchlechts. Die Cultur der Chineſen iſt uralt, und ihr Staat der älteſte von allen noch jetzt beſtehenden. Sie haben in der Weltgeſchichte beſonders dadurch eine Bedeutung, daß der Charakter ihrer ſpäteren Cultur dem ihrer Urzeit ſehr ähnlich iſt, und daß ſie das Beiſpiel eines Volkes darbieten, welches, trotz ſeiner frühen und nicht geringen Cultur, ſtets auf einer und derſelben Stufe geiſtiger Entwickelung ſtehen geblieben iſt.

Die Griechen und Römer, durch deren Schriften wir ſonſt die meiſten zuverläſſigen Nachrichten über die Völker des Alterthums erhalten, berichten uns nichts über die Chineſen. Sie kamen mit dieſem Volke, welches bei ihnen den Namen der Serer führte, in gar keine Berührung, außer daß ſie, ſeit den Zeiten Alexander's des Großen, von chineſiſchen Kaufleuten in der Bucharei Seide erhielten. Dagegen beſitzen die Chineſen ſelbſt Geſchichtswerke, deren Abfaſſung bis mehrere Jahrhunderte vor Chriſti Geburt hinaufreicht. Von jener Zeit an bis auf unſere Tage iſt bei ihnen die Geſchichte China's ununterbrochen in beſonderen Werken niedergeſchrieben worden. Aus den früheren Zeiten haben ſich bei den Chineſen nur unſichere Nachrichten und fabelhafte Sagen erhalten, welche jedoch von ihnen als ein Theil ihrer wirklichen Geſchichte in jene Werke mit aufgenommen ſind. Auf dieſe Weiſe reichen zwar die Begebenheiten, die in den chineſiſchen Geſchichtsbüchern erzählt werden, bis zum Jahre 3082 vor Chriſti hinauf; die zuverläſſigen Nachrichten aber gehen nicht weiter als bis zum Jahr 782 vor unſerer Zeitrechnung zurück.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Urväter des chinesischen Volks von dem Gebirge Kuenlun oder Kulkun her, welches im Westen des nördlichen China liegt, in China eingewandert. Wann dies geschah, ist durchaus unbekannt. Die Chinesen waren aber nicht die ersten Ansiedler in jenem Lande, sondern sie fanden dasselbe schon von einem Volke bewohnt, das von ihnen erst unterworfen und theilweise ausgerottet ward, und von welchem noch jetzt Überreste, die Miaot-se genannt, als Wilde in den Gebirgen des südlichen China leben. Der mittlere Theil des Landes China war es, wo zuerst die Voreltern der heutigen Chinesen sich niederließen, und zuerst eine Cultur zu entwickeln begannen. Die Zeit dieses ersten Anfangs der chinesischen Cultur ist durchaus nicht zu ermitteln; nur das steht über allem Zweifel, daß dieselbe uralt ist.

Von dem, was die Sagen der Chinesen über ihre ersten Zeiten berichten, ist das Bemerkenswertheste, daß auch sie von großen Überschwemmungen reden, durch welche das Menschengeschlecht bis auf geringe Reste vertilgt wurde. Sie führen zwei solcher Überschwemmungen oder Sündfluthen an: die eine soll um das Jahr 2600 v. Chr., zur Zeit des chinesischen Herrschers Fu-hi, Statt gehabt haben, die andere dagegen zur Zeit des Herrschers Yao, dessen Regierung man in die Zeit um das Jahr 2350 v. Chr. verlegt. Beide Männer wurden von den Chinesen zugleich als die ersten Gründer ihrer Cultur und als große Gesetzgeber gerühmt. Von den übrigen Regenten jener dunkeln Zeiten, welche die chinesische Sage anführt, ist nur der Kaiser Wu-wang bemerkenswerth. Dieser war ursprünglich ein dem chinesischen Kaiser unterworfener Fürst einer Provinz, empörte sich aber in Verbindung mit andern Großen gegen seinen Herrn, stürzte denselben (im Jahre 1122 v. Chr.), und schwang sich selbst auf den Thron. Da er und seine Nachkommen diesen zu behaupten wußten, so ist er dadurch zugleich auch der Gründer einer neuen Dynastie geworden, welche den Namen Dynastie der Tscheu führt, und von 1122 bis 248 v. Chr. herrschte. Etwa von der Mitte der Zeit dieser neuen Herrscherfamilie an beginnen die Nachrichten der chinesischen Geschichtsbücher zuverlässig zu werden.

Bis auf Wu-wang war die Regierungsform des chinesischen Volks dieselbe, welche wir bei allen Völkern des früheren

Alterthums als die älteste finden, und die auch später wieder von den Chinesen angenommen ward, und seitdem sich bei ihnen allein von allen alten Völkern bis auf unsere Tage erhalten hat. Diese Regierungsform ist die patriarchalische, und besteht darin, daß das ganze Volk als eine Familie und der Herrscher als der Vater derselben angesehen wird, welchem ebenso wie dem Haupte jeder einzelnen Familie alle Einzelnen mit unbedingtem Gehorsam untergeben sind. Während der Herrschaft der Dynastie Tschehu war diese Regierungsform in China aufgehoben und durch eine andere ersetzt. Weil nämlich Wu-wang nur mit Hülfe anderer Großen den Thron erlangte, so erkannten diese ihn nicht als unumschränkten Herrscher an, sondern das ganze Land ward unter sie vertheilt, und zerfiel so in eine Anzahl Fürstenthümer, deren Gebieter den Kaiser zwar als ihren Oberherrn ansahen, ihm aber nicht in allen Stücken zu Gehorsam verpflichtet waren, sondern in den meisten Fällen frei und nach eigener Willkür in ihren Herrschaften walteten. Diese Feudalverfassung (wie man eine solche Regierungsform nennt) hatte für China den Nachtheil, daß dadurch die Kraft der obersten Staatsleitung geschwächt ward, gewährte aber andererseits den Vortheil, daß durch die vielen einzelnen Herrschaften die Civilisation sich mehr über das ganze Land verbreitete. Durch die vielen Hofhaltungen wurden die Künste, die Gewerbe und der Handelsverkehr zugleich in vielen Gegenden des Reichs belebt. Dadurch vermehrte sich die Bevölkerung in rasch zunehmendem Grade; statt daß es bisher nur Dörfer und Flecken im Lande gegeben hatte, entstanden jetzt aus den Residenzen der einzelnen Fürsten Städte, und mit dem Steigen der Gewerbe und des Handels nahm auch die Zahl der Städte immer mehr zu. Auf diese Weise erhielt China damals zuerst einen Theil des eigenthümlichen Ansehens, welches ihm bis zum heutigen Tage geblieben ist: es entstand nämlich neben dem Ackerbau die erste Industrie, und es begann jene ungeheure Bevölkerung, welche uns so sehr in Staunen setzt, und im eigentlichen China größer ist, als in irgend einem andern Lande der Welt.

Die Herrschaft der Dynastie Tschehu ist auch dadurch merkwürdig, daß unter ihr der größte und berühmteste Mann des chinesischen Volkes auftrat. Dies war Kon-fu-tse oder, wie er in

Europa gewöhnlich genannt wird, Konfucius. Die Zeit seiner Existenz ist nicht ganz sicher bekannt, nach der wahrscheinlichsten Angabe aber lebte er um das Jahr 484 vor Chr. Dieser Mann ist der Gründer der chinesischen Literatur, der Stifter eines religiösen Glaubens und der eigentliche Schöpfer der heutigen Staatsverfassung China's; man verfährt aber richtiger, wenn man in dieser dreifachen Beziehung ihn nicht einen Schöpfer, sondern einen Reformator nennt. Seine große Wirksamkeit ist nämlich keine Einführung neuer Ideen, neuer Lebensweisen und neuer Staatsformen gewesen; sondern gleich den meisten großen Männern, mit deren Auftreten ein neues Zeitalter beginnt, wirkte er dadurch auf die Geschicke seines Volkes mit bleibendem Erfolge ein, daß er dasjenige, was der chinesischen Nation von jeher eigenthümlich war, erkannte, und nicht sowohl nach seinen eigenen Ideen und Ansichten, als vielmehr nach dem eigentlichen Wesen und Charakter seines Volkes, das religiöse Leben, die geistige Bildung und die Staatsverhältnisse desselben einrichtete. Er suchte die Ideen über höhere Dinge, welche seit alter Zeit im chinesischen Volke herrschend waren, auf, sammelte die Lehren, welche die Weisen der chinesischen Vorzeit gegeben hatten, und erforschte die gleichsam zur andern Natur gewordenen Gewohnheiten seines Volkes; und indem er dasjenige, was davon ganz oder theilweise untergegangen war, wieder herstellte, oder durch Neues von verwandter Art ersetzte, verband er alles dies zu einem Ganzen, und bildete daraus gleichsam das neu angefachte Lebens-Element seines Volkes. So ist also Konfucius nicht ein Schöpfer der Cultur, der Religion und der Staatsverfassung der Chinesen zu nennen, sondern er wirkte in dieser dreifachen Hinsicht als Sammler, Ordner und Wiederhersteller des Alten und des der Nation ursprünglich Eigenthümlichen. Was Konfucius, welcher noch jetzt als der größte Mann des chinesischen Volks in vielen ihm errichteten Tempeln verehrt wird, für die geistige Bildung und den religiösen Glauben seines Volkes that, wird unten näher angegeben werden. In Bezug auf die Form des chinesischen Staats ist sein Auftreten dadurch besonders wichtig und erfolgreich gewesen, daß er die Chinesen wieder an die frühere patriarchalische Einrichtung gewöhnte, und so die Wiederherstellung derselben veranlaßte, welche für das gesammte Reich erst zwei

Jahrhunderte nach seinem Tode Statt fand. Bald nach Konfucius trat ein anderer Mann Namens Mung-tse auf, welcher im Geiste jenes Reformators lehrte, und von den Chinesen für den größten Weisen nach Konfucius gehalten wird.

Etwa 200 Jahre nach des Konfucius Tode, nämlich im Jahre 248 vor Chr. Geburt, stürzte der mächtigste der verschiedenen chinesischen Fürsten, Tschwang-siang-wang, seinen Oberherrn, und machte der Dynastie der Tschehu ein Ende. Er ließ sich selbst zum Kaiser ausrufen, und ward der Stifter einer neuen Dynastie, welche die der Tsin heißt, aber schon im Jahre 206 wieder vom Throne verdrängt wurde. Er und sein nächster Nachfolger, Tsching-wang, verjagten die einzelnen Fürsten des Landes, vereinigten so alle Theile desselben zu einem Ganzen, und stellten die frühere patriarchalische Regierungsweise wieder her. Außerdem erweiterte Tsching-wang auch das Reich durch Eroberungen. Eben demselben Kaiser, einem der berühmtesten der chinesischen Geschichte, schreibt man auch die Aufführung jener großen Mauer zu, welche jetzt im Zustande des Verfalls ist, und die, mit vielen Krümmungen über Berge und Thäler hinziehend, den Nordosten des eigentlichen China gegen die benachbarten räuberischen Völkerschaften der sogenannten Tataren schützen sollte. Diese an manchen Stellen doppelte oder dreifache Mauer hat eine durchschnittliche Höhe von 26 und eine Breite von 15—16 Fuß, und zieht in einer Längen-Ausdehnung von etwa 300 deutschen Meilen bis zum Meere. Uebrigens hat Tsching-wang nicht die ganze Mauer erbauen lassen, sondern schon vor ihm hatten zwei jener kleineren Fürsten, welche als Vasallen des kaiserlichen Thrones in China herrschten, einzelne Theile derselben zum Schutze ihrer Länder errichtet; Tschingwang ließ diese mit einander verbinden und durch eine Fortsetzung derselben das große Werk vollenden. Von Tsching-wang wird ferner erzählt, daß er, um unumschränkt regieren zu können und jede Erinnerung an frühere Rechts-Gewohnheiten zu vernichten, alle Schriften außer denen, die von dem Ackerbau, der Arzneiwissenschaft und anderen ihm nicht bedenklich scheinenden Dingen handelten, habe verbrennen lassen; wahrscheinlich ist aber diese Angabe eine Erdichtung.

Auch die Dynastie der Tsin ging durch eine Empörung unter, und es folgte nun in den nächsten vierzehn Jahrhunderten nach

einander eine Reihe neuer Dynastieen, von welchen nur die der Song namentlich hervorzuheben ist. In diesem langen Zeitraum sind Folgendes die bemerkenswerthesten Begebenheiten. Im Jahre 57 v. Chr. kamen zum ersten Male die Japaner mit China in Berührung. Zu jener Zeit nämlich erschienen Gesandte dieses Volkes, welches ebenfalls zum mongolischen Menschenstamm gehört, in China, und brachten dem chinesischen Kaiser Geschenke. Nach den Berichten der Chinesen waren die Japaner damals noch halbe Wilde; von dieser Zeit an aber erhielten sie von China her, mit welchem Lande sie nun in Verbindung blieben, eine eigentliche Cultur. Um eben dieselbe Zeit wurde die Macht eines räuberischen und streitbaren Volkes gebrochen, welches im Norden China's wohnte, und bereits seit einigen Jahrhunderten das Land oft bedrängt hatte. Dies waren die Hiong-nu, ein Volk des türkischen Völkerstammes, welches kurz vor jener Zeit seine verheerendsten Einfälle in China machte, aber mit Hülfe eines anderen mittelasiatischen Volkes, das den Chinesen verbündet war, in dem Zeitraum mehrerer Jahrzehnte vor und nach Christi Geburt theils unterworfen, theils nach dem Westen verjagt wurde. Man hat die Hiong-nu mitunter für die in der europäischen Geschichte berühmt gewordenen Hunnen gehalten; allein es ist für diese Annahme kein anderer Beweis zu finden, als die Aehnlichkeit des Namens. Im Jahr 386 nach Christi Geburt zerfiel das Land in zwei verschiedene Reiche, welche man nach ihrer Lage das des Nordens und das des Südens zu benennen pflegt, und von denen jedes seine besonderen Kaiser hatte. Im Jahr 581 wurden dieselben wieder in eins vereinigt. Türkische und mongolische Horden brachen in jenen Zeiten, so wie schon vorher und auch nachher noch, öfters verheerend in das Reich ein. Spätestens um das Jahr 930 unserer Zeitrechnung ward die Buchdruckerkunst in China erfunden; dieselbe war aber und ist noch von der unsrigen ganz verschieden, denn sie besteht nicht aus dem Zusammensetzen von einzelnen Lettern, sondern die Bücher werden vermittelst Holzplatten gedruckt, in welche die Schrift jeder ganzen Seite eines Werkes eingeschnitten ist.

Die letzte Dynastie des angegebenen langen Zeitraums ist die der Song. Die Herrscher dieses Geschlechts, welches von 960—1280 nach Christo den Thron besaß, zeichneten sich großentheils

durch ihre Liebe zur Wissenschaft und Kunst aus, so wie dadurch, daß sie der Freiheit des Denkens und dem Verkehr mit fremden Völkern keine Schranken setzten. Sie wurden aber eben deshalb von den Chinesen aller späteren Zeiten bitter getadelt, weil sie, wie man ihnen vorwarf, von der guten alten Sitte des Landes abgewichen, und deswegen von Barbaren-Völkern des Auslands nicht allein selbst gestürzt worden wären, sondern auch das Vaterland mit in ihren Sturz verwickelt hätten. Hätte das Streben dieser Kaiser, deren Schicksal in China noch jetzt häufig als ein abschreckendes Beispiel gegen jede Neuerung und jeden Verkehr mit Fremden angeführt wird, Wurzel gefaßt: dann würde das chinesische Volk eine fortschreitende Entwickelung erhalten haben, und wieder mit der Gesammtheit des Menschengeschlechts, von der es seit vielen Jahrhunderten sich getrennt hat, in Verbindung getreten sein. Uebrigens herrschten die Song nur in dem südlichen und mittleren Theile von China; im Norden behaupteten sich einige andere Herrschergeschlechter unabhängig. Der letztere Theil des Landes wurde alsbald von den Mongolen unterworfen, und diese breiteten hierauf ihre Herrschaft auch nach Süden hin aus, und zwangen dort die Kaiser der Song-Dynastie ihnen Tribut zu zahlen. Endlich gründete der große Eroberer Dschingiskhan, welcher aus türkischen und mongolischen Stämmen sich eine Macht gebildet hatte, sein großes Reich; und der Waffengewalt seiner Völker erlag das gesammte China: im Jahre 1280 wurde der letzte Kaiser aus dem Hause Song gestürzt, und das ganze chinesische Volk mußte Dschingiskhan's Enkel, Kublaikhan, als seinen Herrn anerkennen.

Die Herrschaft der Mongolen in China währte von 1280 bis 1368. Die mongolischen Kaiser dieses Landes, deren Dynastie den Namen der Ywen führte, hatten ganz andere Sitten als die Chinesen. Sie gestatteten, wie die Song, den freien Verkehr mit Fremden; zu jener Zeit wurden deshalb auch vom Abendlande her christliche Bischöfe als Missionäre nach China gesendet, wo sie bis nach dem Sturz der Mongolen blieben, und der berühmte Venetianer Marco Polo unternahm damals seine Reise nach China, deren Beschreibung noch jetzt eine der Hauptquellen für unsere Kenntniß dieses Landes bildet. Auch die Religion der Ywen, der sogenannte Lamaismus, schlug damals in China festere Wurzeln.

So war also China unter der mongolischen Herrschaft in eine noch nähere Berührung mit fremder Cultur und Sitte gebracht worden, als zur Zeit der Song; allein dessen ungeachtet trat auch damals in dem Wesen der Chinesen keine Aenderung ein, sondern alles Fremde, was in China Eingang fand, ging damals wie zu jeder andern Zeit entweder alsbald wieder unter, oder es wurde in den Charakter des chinesischen Wesens umgewandelt.

Im Jahre 1368 empörten sich die Chinesen, und warfen, unter der Anführung eines Mannes von geringer Herkunft Namens Tschu oder, wie er nachher als Kaiser hieß, Hong-wu, das mongolische Joch ab. Hong-wu wurde der Stifter einer kaiserlichen Dynastie, welche die der Ming heißt. Dieses Herrschergeschlecht erlag im Jahre 1644 einer Empörung und den durch dieselbe herbeigezogenen Fremden. Als nämlich ein unternehmender gemeiner Chinese mit Glück die Fahne der Empörung aufgepflanzt hatte, rief man das nordöstlich von China wohnende Volk der Mandschu's, welches zu dem sogenannten tunguſischen Zweige des mongolischen Menschenstammes gehört, zu Hülfe. Diese erschienen und stürzten den Usurpator, erhoben aber ihren eigenen Fürsten auf den chinesischen Thron. Von den Nachkommen dieses Mandschu-Kaisers, dessen Dynastie den Namen der Tai Tsin führt, und noch jetzt die Herrschaft besitzt, sind der von 1661 bis 1722 regierende Kang-hi und der von 1736 bis 1799 regierende Kienlong die berühmtesten. Auch diese Herrscher haben, obgleich sie selbst von fremder Abkunft sind, keine Änderung in dem Charakter des chinesischen Volks hervorgebracht, sondern es ist vielmehr ihr eigenes nationales Wesen ganz und gar in jenen umgewandelt worden. —

Dies sind die bemerkenswerthesten Punkte der chinesischen Geschichte, und schon aus diesen wenigen Notizen läßt sich der Hauptcharakter des chinesischen Wesens erkennen. Die Abgeschlossenheit, durch welche das chinesische Volk seit alter Zeit sich von den übrigen Theilen der Menschheit getrennt hält, ist allein durch die ungeheure Ausdehnung seines Reiches möglich gewesen. Man berechnet die Größe desselben mit allen dazu gehörenden zinsbaren Ländern auf mindestens das Doppelte und die des eigentlichen China auf mehr als die Hälfte des Flächeninhalts von Europa. Die

Bevölkerung des Reichs beträgt, nach der Zählung des Jahres 1813, nahe an 370 Millionen Seelen, d. h. über 100 Millionen mehr als die von Europa. Wegen jener großen Ausdehnung begreift das chinesische Reich eine solche Mannichfaltigkeit des Bodens, der Producte und des Klima's in sich, daß es der fremden Erzeugnisse und des Verkehrs mit dem Ausland viel mehr entbehren kann, als dies selbst unserm ganzen Welttheil, seitdem er civilisirte Völker enthält, jemals möglich gewesen wäre.

Der wichtigste Charakterzug des chinesischen Wesens besteht in der Unveränderlichkeit desselben oder in dem seit alter Zeit dasselbe auszeichnenden Mangel einer fortschreitenden Entwickelung. Das Staatswesen, die herrschenden Ideen und die Gewerbsthätigkeit im Allgemeinen sind der Hauptsache nach seit dritthalbtausend Jahren dieselben geblieben, und haben sich nur in untergeordneter Weise geändert. Die Chinesen zeichnen sich durch eine in der Geschichte der Völker beispiellose Zähigkeit und Starrheit aus, mit welcher sie an dem Überlieferten und Gewohnten festhalten. Diese Eigenschaft ihrer Natur ist so mächtig, daß, selbst wenn sie einmal Fremdes annahmen, sie durch dasselbe nie auf eine andere Bahn geführt wurden, sondern vielmehr dieses selbst stets alsbald seines Wesens entkleideten, und dem ihrigen nicht allein unterwarfen, sondern auch ganz und gar in die Eigenthümlichkeiten desselben überzugehen zwangen.

Der zweite Haupt-Charakterzug des chinesischen Volks, durch welchen es in ebenso hohem Grade, als durch den vorher angegebenen, von den Völkern des Abendlands verschieden ist, besteht darin, daß bei ihm Gemüth und Phantasie nur äußerst wenig entwickelt sind. Das chinesische Volk ist, wie keine andere Nation, ein eigentliches Verstandesvolk. Phantasie und Gemüth, auf denen die Eigenthümlichkeit unseres nationalen Wesens mehr als zur Hälfte beruht, haben in China von jeher so wenig Einfluß auf den Nationalcharakter gehabt, daß den Chinesen alles dasjenige, was darin seine Wurzeln hat, größtentheils abgeht. Ihre Literatur besteht der Hauptsache nach aus Werken des bloßen Verstandes; solche Producte der höheren Poesie aber, um derentwillen sie andern geistig großen Völkern an die Seite gestellt werden könnten, fehlen ihnen ganz; ihr Leben entbehrt des höheren poetischen Genusses,

und die Dichtung, die bei uns in ihren mannichfaltigen Gestalten einen Haupt-Schmuck des Lebens bildet, und in die wichtigeren Momente desselben verherrlichend eingreift, spielt bei ihnen eine sehr untergeordnete Rolle, und ist ihnen im Grunde nur Gegenstand der Unterhaltung und Zerstreuung, nicht aber die Quelle eines tieferen und nachhaltigeren Genusses. Ebenso ist in den Producten ihrer bildenden Kunst das Nützliche, das Zweckmäßige, das Künstliche und überhaupt das Berechnete und von Verstand und Fleiß Ausgehende in demselben Grade das Vorherrschende, in welchem diese Dinge bei unseren Kunstwerken umgekehrter Weise den Forderungen der Idee des Schönen untergeordnet sind. Ihre Religion wurzelt nicht in dem Gemüthe, sondern in dem Verstande, und ist deshalb bei dem gemeinen Volke eine bloße Sache abergläubiger Vorstellungen und Gebräuche, bei den Gebildeten eine bloße Philosophie und Moral. Ebenso fehlt ihnen im Allgemeinen der Sinn für höhere Ehre. Wir vermissen deswegen auch in ihrer Geschichte jene allgemeine Vaterlandsliebe und Nationalbegeisterung und jene herrschende Tapferkeit, durch welche so viele andere Völker ganze Zeitalter hindurch sich selbst über die übrigen Nationen zu erheben und vor Mit- und Nachwelt zu ehren strebten. Der dritte Haupt-Charakterzug der Chinesen endlich besteht in dem Vorherrschen des sinnlichen Bedürfnisses, oder darin, daß die stets überwiegende Rücksicht auf den Nutzen für das äußere Leben die Bestrebungen der Einzelnen wie der Gesammtheit leitet. Wegen dieses vorherrschenden Sinnes finden wir auch in China alles, was dem äußeren Leben und seinen Bedürfnissen dient, wie z. B. die Industrie, den Ackerbau, das Kanalwesen, schon sehr früh in einem bedeutenden Grade entwickelt und vervollkommnet, während dagegen alles, was das Gemüth und die Phantasie anregt und hebt, zu allen Zeiten roh und unbeholfen war.

Der Grund-Charakter der in China bestehenden Regierung ist von jeher das Patriarchalische gewesen, wiewohl dieses aus der Urzeit herrührende *Regierungssystem der Hauptsache nach schon* längst nur noch *als eine bloße Form besteht. Das Volk bildet* gleichsam nur eine einzige große Familie, welcher der Kaiser als das alleinige Haupt derselben mit unumschränkter Gewalt vorsteht. Dem Kaiser wird die größte Ehrerbietung gewährt, die sich

selbst bis auf den bloßen Namen, den Palast und die Kleidung desselben erstreckt, und um so tiefer begründet ist, da der Herrscher zugleich auch als ein Sohn des Himmels angesehen und mit diesem Titel benannt wird. Unbedingter Gehorsam, gleich dem der Kinder gegen den Vater, ist das höchste und heiligste Gesetz. Auch gibt es unter den Bürgern des Staats keine erblichen Vorrechte, und die kaiserliche Familie ist der einzige Adel des Landes; außer ihr haben nur die Nachkommen des Konfucius erbliche Vorzüge, sonst sind von Geburt aus Alle einander gleich. Ungeachtet der angegebenen Grundbegriffe des chinesischen Staats und ungeachtet der großen Ehrfurcht vor dem Kaiser und seiner dem Namen nach unumschränkten Gewalt ist das Reich doch keine reine Monarchie, sondern der Kaiser selbst ist abhängig von jenem unveränderlichen Geiste, der seit alter Zeit das chinesische Volk durchdringt und beherrscht, und von den uralten Einrichtungen, Sitten und Gewohnheiten der Nation. Die Verwaltung des Landes ist in den Händen von Gelehrten, aus denen allein die Beamten gewählt werden, und von welchen die allergelehrtesten den hohen Staatsrath bilden, der, vom Kaiser präsidirt, die Gesetze gibt und alle Angelegenheiten in höchster Instanz entscheidet. Unter jener bloßen Form einer Monarchie besteht also in China die Herrschaft einer Aristokratie, wiewohl keiner erblichen. Diese ist eine Aristokratie der Gelehrsamkeit. Die Gelehrten, d. h. nicht etwa das, was wir die gebildete Klasse nennen, sondern diejenigen, welche blos eine bestimmte, durch das Examen bewährte Masse von Wissen in sich aufgenommen haben, bilden den angesehensten Theil des chinesischen Volks; und die Mandarinen oder Beamten, welche nur aus ihnen genommen werden, sind die dem Range nach höchste Klasse desselben. Alle übrigen Bürger des Staats stehen tief unter diesen, und namentlich ist die gewerbtreibende Klasse oder der eigentliche Bürgerstand, welcher in Europa den Kern der Völker bildet, und dem unsere Staaten ihre ganze Macht und Größe verdanken, in China sehr verachtet, und wird gleichsam blos als große Masse oder als Pöbel angesehen. Die Mandarinen selbst sind unter sich in neun verschiedene Rangordnungen eingetheilt, je nach dem Grade ihrer Kenntnisse und den davon abhängenden höheren oder niederen Stellen. Dieser Rangunterschied wird auch in der äußeren

Erscheinung jedes Mandarinen angezeigt, und zwar hauptsächlich durch die Beschaffenheit des auf seiner Mütze befindlichen Knopfes. Die Mandarinen sind nach ihrem verschiedenen Range einander untergeordnet und so stufenweise von einander abhängig: jeder einzelne ist der Sklave seines Vorgesetzten und der Gebieter des ihm untergebenen Beamten.

Wie die Beamten eine Anzahl von Abtheilungen bilden, welche stufenförmig über einander stehen, so sind auch die Provinzen, Städte und Dörfer des Reichs nach einer bestimmten Rangordnung eingetheilt. Die Verwaltung des Landes ist bis ins Einzelnste an bestimmte Regeln und Vorschriften gebunden. Alle Verhandlungen werden seit alter Zeit schriftlich geführt, und haben folglich den Nachtheil, daß sie umständlich sind. Auch ein sehr großer Theil der Privatangelegenheiten ist nach gesetzlichen Vorschriften geregelt; ja, man kann geradezu sagen, daß in China fast alles, was geschieht, vorgeschrieben ist. Keiner darf öffentlich auf die ihm genehme Weise leben, sondern er muß sich auch darin an bestimmte Regeln binden. Selbst die Kleidung und die Hauseinrichtung sind großentheils vorgeschrieben; ebenso müssen die Häuser je nach dem Rang ihrer Besitzer in gesetzlich bestimmten Formen und Verhältnissen gebaut werden, und ein Privatmann darf, wenn er auch noch so reich ist, nicht anders bauen, als wie es für die Leute des Bürgerstandes erlaubt ist. Der Staat ist auf diese Weise im Grunde nur eine große Polizei-Anstalt. Die Hauptmittel, durch welche derselbe geleitet und erhalten wird, sind die moralischen Lehrsätze, welche man die Jugend lernen läßt, der Reiz der Standesauszeichnung und endlich die Stockschläge. Die Letzteren sind ein sehr gewöhnliches Strafmittel, und alle Stände sind demselben unterworfen.

Nach allem Angegebenen hat in China der Staat einen geregelten Gang, der auf überlieferten Gesetzen und Einrichtungen beruht, und durch polizeiliche Gewalt geschützt und erhalten wird. Leben ist in einem solchen Staate nicht, und politische Entwickelung ist ein dem chinesischen Volke ganz und gar unbekannter Begriff. Das Ganze ist gleichsam eine Maschine, deren Räder aus den verschiedenen Klassen dieses Volkes und den vielen Abstufungen seiner Beamten und Landestheile bestehen, und welche von dem an der

Spitze stehenden Fürsten mit seinem Staatsrath geleitet wird, von der aber, um jede Störung dieses Uhrwerks zu vermeiden, alles Neue, das nicht zu den überlieferten Regeln und Einrichtungen paßt, ferne gehalten werden muß. Oder wie ein Chinese selbst es bildlich ausdrückt, der chinesische Staat ist ein stets denselben Weg fahrender Wagen, bei welchem der Kaiser der Fuhrmann, die höchsten Beamten dessen Hände, die anderen aber die Zügel sind, und bei dem die Gesetze den Zaum, sowie die Strafen die Peitsche bilden.

Wie der Staat, so sind von jeher auch Industrie und Gewerbe hauptsächlich vom Herkommen abhängig, und zeichnen sich besonders dadurch aus, daß sie meistens uralt und wenig veränderlich sind. Ein Theil derselben ist zu einer großen Vollkommenheit gebracht, war aber schon vor vielen Jahrhunderten ebenso beschaffen, wie heut' zu Tage; ein anderer Theil ist noch jetzt ebenso unvollkommen, wie er in uralter Zeit gewesen war. Der Ackerbau z. B. wird noch immer nach den Vorschriften getrieben, welche in den ältesten Büchern der Chinesen gegeben sind; das zur Feldarbeit wenig tüchtige Thier, welches man den Wasserstier nennt, ist nie durch ein anderes Zugvieh ersetzt worden; Menschen ziehen noch immer den Pflug; und ebenso ist die Art und Weise des Flußbaues und des Kanalwesens unverändert dieselbe geblieben. Man prägt noch immer keine anderen Münzen, als ganz kleine, etwa einen halben Pfennig Werth habende, durchlöcherte Stücke aus einer Mischung von Kupfer und Zinn, und behilft sich für größere Zahlungen theils mit diesen Münzen, von welchen je 100 auf einer Schnur zusammengereiht werden, theils mit Stücken Silber, die nach dem Gewichte geschätzt werden, theils endlich mit den von Europa her erhaltenen spanischen Thalern. Dagegen verfertigt man seit sehr langer Zeit gutes Porcellan. Bequemere Schreibmaterialien, als viele der älteren Völker je kennen gelernt haben, bereiteten die Chinesen schon in den Zeiten, die der Periode ihrer zuverlässigen Geschichte vorangehen; und dasjenige Papier, welches sie gegenwärtig gebrauchen, war in China schon 150 Jahre vor Christo erfunden. Die Bereitung wollener und baumwollener Zeuge und die Verfertigung vieler Werkzeuge und Hausgeräthe reichen ebenfalls bis in die Urzeit hinauf. Ebenso verhält es sich mit der Seide, welche eine Erfindung dieses Volkes ist, und

schon vor mehr als dritthalbtausend Jahren in China verfertigt wurde. Ihre Bereitung blieb sehr lange ein alleiniges Eigenthum der Chinesen, und die Seide war außerhalb ihres Landes im ganzen Alterthum ein seltener und kostbarer Stoff, den die Griechen und Römer über die Bucharei her von ihnen bezogen. Erst im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung fing man im östlichen Europa an, Seide zu ziehen, und erst im zwölften wurde dieselbe ein Product Italiens.

Auch das geistige Leben der Chinesen ist, dem Grundzuge ihres Charakters gemäß, von dem unsrigen sehr verschieden. Alles Lernen und Wissen ist der Hauptsache nach eine auf äußeren Nutzen berechnete bloße Gedächtnißsache; und die Erziehung der Jugend hat nur den Zweck, die Sittenlehre und das von den Voreltern überlieferte Wissen auswendig lernen zu lassen, und so die nächste Generation fähig zu machen, dasselbe zu treiben, was die vorhergehende getrieben hat. Von einer Entwickelung des jugendlichen Geistes zum selbstständigen Denken und zur Befähigung, alles menschlich Wichtige zu erkennen und zu beurtheilen, ist keine Rede. Statt dessen gestattet man, außer dem bloßen Wissen und der Geschäftsgewandtheit, blos Spitzfindigkeiten und leere Grübeleien. Auch ist die Beschaffenheit der chinesischen Schrift ein großes Hinderniß für die Entwickelung einer wahren und selbstständigen geistigen Bildung. Diese besteht nämlich nicht aus Buchstaben, d. h. aus Zeichen für die einzelnen Laute, sondern aus lauter solchen Zeichen, die einen bestimmten Begriff ausdrücken. Es gibt also für jedes Wort ein besonderes Zeichen. Doch lassen sich alle diese Zeichen wieder in eine kleinere Zahl von sogenannten Grundzeichen oder Schlüsseln zerlegen, welche durch ihre verschiedene Verbindung mit einander die verschiedenen Wörter ausdrücken. Dadurch ist nun zwar das Erlernen der chinesischen Schrift nicht so schwierig, als man unter uns dies gewöhnlich sich vorstellt; allein immer erfordert dasselbe doch eine viel längere Zeit, als das Lesen-Lernen bei den Völkern, welche eine alphabetische Schrift haben.

Das blos auswendig Gelernte also und die Fähigkeit, es zum Nutzen des äußeren Lebens anzuwenden, ist dasjenige, was man unter den Chinesen Bildung nennt; geistige Unabhängigkeit aber, Poesie und schöne Kunst haben und geben bei ihnen kein Ansehen.

Dazu kommt nun noch als ein anderer Hauptzug der chinesischen Cultur, daß Bildung und Wissenschaft ganz und gar von der Regierung abhängig sind, und von derselben gleichsam ebenso regulirt werden, wie bei uns Maß und Gewicht. Das geistige Gut der Nation ist dort kein freies Eigenthum, an welchem jeder Antheil nehmen darf, und von dem jeder die freie Nutznießung hat, sondern die Regierung bestimmt die Art und den Inhalt des Unterrichts, läßt die nöthigen Bücher machen, unterwirft diejenigen, welche die wissenschaftliche Laufbahn betreten haben, öfteren Prüfungen, und gewährt ihnen als Gelehrten die Stellung und das Ansehen, welche bei uns nur von dem Urtheil der gebildeten Klasse abhängen. Jeder wird examinirt, der Krieger wie der Civilbeamte; und die ganze gelehrte Welt ist in Stufen und Rangordnungen eingetheilt, deren keine übersprungen werden darf, und für welche es die genauesten gesetzlichen Vorschriften gibt. An der Spitze der Bildung zu stehen und durch sein Urtheil Einfluß auf den Geist seiner Nation zu haben, ist nur demjenigen gestattet, welcher alle diese Stufen beschritten, und dabei nach jenen Vorschriften seinen Geist gemodelt hat.

Übrigens ist auch die geistige Bildung der Chinesen eine uralte. Der Mann, welcher jenen Charakter derselben zuerst fest begründete, war Konfucius. Seine Werke sind deshalb auch stets ein Hauptgegenstand des Unterrichts und des Studiums gewesen, und bei den Prüfungen kommt es sehr darauf an, daß man nicht nur in den Ansichten und der Denkweise, sondern auch sogar in der bloßen Schreibart ihm ähnlich zu werden sich bestrebt hat.

Die wichtigsten Schriften der chinesischen Literatur sind die sogenannten King's, d. h. fünf Werke, welche die ältesten erhaltenen Schriften der Chinesen sind, und als unübertreffliche und gewissermaßen heilige Bücher angesehen werden. Sie sind von Konfucius theils verfaßt, theils aus den Schriften der Vorzeit zusammengetragen, und heißen der Y-king, der Tschu-king, der Tschi-king, der Li-king und der Tschun-tsieu. Der Inhalt derselben besteht in Lehren der Moral und der bürgerlichen Pflichten, in Gedichten und in der Darstellung der älteren Geschichte China's. Das berühmteste und wichtigste dieser Werke ist der Tschu-king, eine bis zum Jahre 620 v. Chr. reichende Geschichte China's, die

Konfucius in der Absicht schrieb, die wahre Regierungsweisheit und die echten Grundsätze für das bürgerliche Leben zu lehren, und welche deswegen reich an Denksprüchen, Klugheitsregeln und Reden großer Männer ist. Außer den King's besitzen die Chinesen noch viele andere Werke aus älterer Zeit, von welchen einige ihrem Ansehen nach unmittelbar unter jene gestellt werden, und den Namen der kleinen King's führen. Eines der wichtigsten Werke der chinesischen Literatur sind die Reichs-Annalen, welche etwa ein Jahrhundert v. Chr. begonnen und bis auf die gegenwärtige Dynastie fortgesetzt wurden. Sie umfassen gewöhnlich sechszig sehr starke Bände, und enthalten nicht blos die Geschichte des Staats, sondern auch die des Handels, der Erfindungen und der Literatur, sowie statistische und geographische Angaben.

Wie die Bildung, so ist auch die Religion in China dem Zweck des Staates untergeordnet, oder vielmehr sie ist demselben von jeher geopfert worden. Jeder muß der Form und dem Namen nach die Religion des Kaisers annehmen, ebenso wie in England bis vor wenigen Jahren jeder, der ein öffentliches Amt oder einen Sitz im Parlamente erhalten wollte, die sogenannte Test-Acte oder gewisse Dogmen der englischen Staatskirche beschwören mußte; ob er daran glaubt, ist gleichgültig. Deswegen kann auch in China jede Religion, die sich dem Staate fügt und dem chinesischen Wesen anpaßt, bestehen; aus eben demselben Grunde aber konnte das Christenthum, welches seiner innersten Natur nach eine selbstständige Religion ist, dort nicht Wurzel fassen. Vollkommene Freiheit ist dem Bekenntniß jedes Glaubens gewährt, welcher nicht gegen die Autorität der Regierung und den Geist des Staates auftritt. Ein eigentlich religiöses Bedürfniß kann bei einem Volke, in welchem das Gemüth so wenig und der Verstand in so überwiegendem Maße entwickelt ist, nur in geringem Grade vorhanden sein; und wirklich besteht auch bei den Chinesen die Religion blos in der Ausübung moralischer Pflichten und außerdem nur entweder in philosophischen Lehren oder in einem bloßen äußeren Cultus. Aus diesem Grunde waltet auch nur eine geringe Feindschaft zwischen den drei Religionen, welche in China die herrschenden sind; ja, Viele aus dem Volk besuchen abwechselnd die Tempel von allen dreien, um zu beten. Diese Religionen sind die Lehre des

Konfucius, die des Lao-tse und die des Fo. Die Erstere ist die Religion der meisten Gebildeten oder Gelehrten, und weil diese den Staat leiten, so muß man dieselbe als die eigentliche Staatsreligion ansehen, zumal da sie von denselben Principien ausgeht, auf welchen das Regierungssystem beruht. Sie erkennt zwar einen unsichtbaren Gott an, welcher Schang-ti genannt wird und im Himmel wohnt; allein sie ordnet keine bestimmte Anbetungsweise desselben an, und macht die Verpflichtungen des Menschen nicht von seinem Verhältniß zur Gottheit abhängig, so daß deshalb auch ein Anhänger der Lehre des Konfucius zugleich einer andern Religion huldigen kann. Ebenso wenig wollte Konfucius über das Geheimniß des göttlichen Wesens und aller übersinnlichen Dinge oder über den Zustand des Menschen nach dem Tode Licht gewähren. Er hatte es nur mit dieser Welt und ihren Verhältnissen zu thun. Seine Lehre ist eine Anweisung zum wahren Glücke, welches nach ihm in der Selbsterkenntniß, in der errungenen Herrschaft des edleren Theils unserer Natur und in der Pflicht-Erfüllung und dem Wohlwollen gegen Andere besteht. Auch in dieser Religion gilt, wie im chinesischen Volk überhaupt, Gehorsam gegen die Eltern und den Staat für eine der höchsten Tugenden; und daraus ist bei ihren Bekennern die Verehrung der Ahnen und großer Männer der Vorzeit entsprungen, wie denn unter Andern auch dem Konfucius sehr viele Tempel errichtet sind. Der Gottheit selbst opfert nur der Kaiser, welcher der Sohn des Himmels und gleichsam der Stellvertreter Gottes ist.

Die zweite herrschende Religion ward kurz vor dieser Lehre von Lao-tse oder Lao-kiün, einem älteren Zeitgenossen des Konfucius, gestiftet. Ihre Bekenner nennen sich Tao-tse. Sie ist aus einer uralten, in Ostasien einheimischen Weltansicht entsprungen, nach welcher ein höchstes und ewiges geistiges Wesen der Urgrund aller Dinge ist, und die Seelen nur Ausflüsse (Emanationen) desselben sind. Lao-tse lehrte dieser Vorstellung gemäß die Seelenwanderung oder den auch bei andern Völkern vorkommenden Glauben, daß die Seele des Menschen, wenn sie von Sünden rein bleibt, beim Tode wieder in das göttliche Wesen zurückkehrt, daß sie aber, wenn sie während des Lebens entartet, am Ende desselben an andere Formen der Körperwelt gebunden wird. Er predigte des-

wegen auch die Geringschätzung des Äußeren und die Unterdrückung der Begierden und Leidenschaften, und erklärte den daraus hervorgehenden Seelenfrieden für das höchste Gut. Seine Nachfolger haben sich mit dieser Lehre nach und nach in ein Gewirre des ärgsten Aberglaubens verirrt, und die Religion der Tao-tse ist jetzt ein Gemisch von Glauben an Zaubereien und Vorbedeutungen und von den wunderlichsten Ideen und Bestrebungen, wie z. B. derjenigen, einen Trank der Unsterblichkeit oder den Stein der Weisen aufzufinden.

Die am allgemeinsten verbreitete Religion ist die des Fo, welche nichts Anderes ist als die in Indien entstandene und in China umgeänderte Lehre des Buddha, den die Chinesen Fo nennen, und der vielleicht ein Zeitgenosse des Lao-tse war. Sie kam im Jahre 58 unserer Zeitrechnung nach China, erhielt aber dort erst im Jahr 265 eine allgemeinere Verbreitung. Diese Religion, deren Priester Bonzen heißen, ist also eine Abart des bei den Mongolen, den hinterindischen Völkern und den Tübetanern herrschenden und ebenfalls durch Aberglauben sehr entstellten Buddhaismus, den man in Europa oft auch den Lamaismus nennt, und von welchem in dem nachfolgenden Abschnitt über die Indier das Nähere angegeben werden wird. Sie ist in ihrer jetzigen Gestalt eine Religion des Truges, vermittelst deren eine Menge Priester, Mönche und Nonnen, die angeblich mit den Göttern in der nächsten Berührung stehen, auf Kosten des Volks in träger Ruhe leben, und welche statt einer eigentlichen Moral abergläubische Gebräuche und Gehorsam gegen die Priesterschaft predigt.

Indier.

Die Indier sind das östlichste der vielen mit einander näher verwandten Völker, die unter dem Namen des indo-germanischen oder indo-europäischen Völkerstammes zusammengefaßt werden. Diese zahlreiche Völkergruppe, welche den gebildetsten Theil des kaukasischen Menschenstammes in sich begreift, ist von allen Völkerstämmen am weitesten über die Erde verbreitet. Das Gebiet derselben erstreckt sich von den Mündungen des Ganges-Flusses an, durch das mittlere und nordwestliche Asien und durch Europa hindurch, bis nach Amerika hinüber, wo alle christlichen Einwohner, welche europäischer Abkunft sind, dem indo-germanischen Völkerstamm angehören. In Europa sind alle Völker Indo-Germanen mit Ausnahme der Lappländer, einiger kleinen Völkerschaften Rußlands, der Magyaren in Ungarn, der Türken, der Walachen, der Juden, der Basken und vielleicht auch der Albanesen.

Der indo-germanische Völkerstamm zerfällt in sechs Unterabtheilungen, deren jede aus einer Anzahl von Völkern besteht, die mit einander wieder näher verwandt sind, als mit den übrigen ihres Stammes. Die Indier gehören zu derjenigen Abtheilung, welche nach ihnen den Namen des indischen Völkerzweigs führt. Außer den Indiern besteht dieselbe nur noch aus zwei Völkern, nämlich aus den auf dem Hindukusch-Gebirge wohnenden Kafir's und den durch so viele Länder hin verbreiteten Zigeunern, deren nahe Verwandtschaft mit den Indiern erst in unseren Tagen durch das Studium ihrer Sprache sicher erkannt worden ist. In Indien leben übrigens seit uralter Zeit noch einige Völkerschaften, wie die Tuda's, die Kulie's, die Bill's und andere, welche uncivilisirt geblieben sind und von den Indiern tief verachtet werden; diese sind aber weder mit den Letzteren, noch mit irgend einem andern Zweig des indo-

germanischen Stammes verwandt; ja, man hat sie bis jetzt überhaupt unter keinen der bekannten Völkerstämme unterzubringen gewußt.

Die Indier selbst zerfallen wieder in einige besondere Völkerschaften, wie die Mahratten, Rajeputen, Sick's und Kaschmirer. Ihr gemeinschaftlicher Namen Indier ist kein einheimischer, sondern er ward ihnen von den alten Persern gegeben, welche ihn von dem Indus, einem der beiden Hauptflüsse des Landes, entlehnten. Dieser Namen lautete ursprünglich Hindu's, wurde aber von den europäischen Völkern seit der Zeit der alten Griechen in die Form Indier umgeändert. Als Amerika entdeckt worden war, hielt man diesen neuen Continent anfangs für einen Theil des Landes Indien, und es wurde deshalb jener Namen auch auf die eingeborenen Amerikaner übertragen, obgleich dieselben weder zu dem indischen Völkerzweig, noch auch selbst zu dem kaukasischen Menschenstamm gehören. In neuerer Zeit pflegt man, zur Unterscheidung der Ureinwohner Amerika's und der eigentlichen Indier, die Letzteren Hindu's oder Indier, die Ersteren aber, nach der spanischen Form dieses Wortes, Indianer zu nennen. —

Die Indier gehören zu den ältesten Völkern, und haben schon viele Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung als eine besondere Nation bestanden; allein von ihrer früheren Geschichte wissen wir so äußerst wenig, daß bis kurz vor Christi Geburt fast gar nichts von derselben auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit zu bestimmen ist. Was die Indier selbst in ihren Geschichtswerken von der ältesten Zeit ihres Volkes berichten, besteht aus lauter unzuverlässigen und mitunter sogar höchst ungereimten Nachrichten; die andern Völker aber, welche, wie die Griechen, uns Nachrichten von ihnen überliefert haben, sind erst spät mit ihnen in Berührung gekommen. Die Geschichte der Indier beginnt deshalb für uns erst etwa 300 Jahre vor Christi Geburt, als der macedonische König Alexander der Große einen Theil dieses Volkes sich unterwarf. Die Griechen erzählen uns zwar auch von Eroberungszügen, welche die Halbgötter Herkules und Bacchus, die assyrische Königin Semiramis, der Beherrscher Egyptens Sesostris und der Perser-König Cyrus nach Indien unternommen haben sollen; allein diese Erzählungen sind nichts als Mythen, und nur soviel geht daraus als gewiß hervor, daß die Herrschaft der Assyrer und der Perser sich bis an

den Indus erstreckte, und daß Indien bereits damals ein stark bevölkertes und sehr reiches Land war. Auch geben alle Nachrichten auf das zuverlässigste zu erkennen, daß der Anfang der indischen Cultur weit über die Zeit hinaufreicht, in welcher die sichere Geschichte der Indier beginnt.

Wie die Chinesen, so scheinen auch die Indier nicht die ersten Ansiedler in ihrem Vaterlande gewesen zu sein, sondern jene ungebildeten Völker von anderer Abstammung, Sprache und Sitte, welche noch jetzt in einigen Gegenden Indiens leben, haben das Land wahrscheinlich schon vor der Erscheinung der Indier bewohnt, und sind erst von ihnen aus dem größten Theile desselben verdrängt worden. Die Indier kamen ihren Mythen nach von Nordwesten her in das Land, und ließen sich höchstwahrscheinlich zuerst in dem oberen Theile des Ganges-Gebietes nieder. Darin ist auch wohl der Grund zu suchen, warum sie jene Gegend Indiens als ein heiliges Land ansehen, und den in dem benachbarten Theil des Himalaja gelegenen Berg Meru für den Mittelpunkt der Erde und für den Wohnsitz einiger ihrer Götter halten.

Eine der ältesten Einrichtungen des indischen Volks war das Kasten-Wesen. Dieses besteht darin, daß ein Volk in eine Anzahl erblicher Stände, Kasten genannt, zertheilt ist, welche nach Beschäftigungen, Rechten und Pflichten von einander verschieden sind, und als dem Willen der Gottheit gemäß bestehende, unabänderliche Abtheilungen betrachtet werden.

Die Spaltung des indischen Volks in solche Kasten entstand wahrscheinlich auf folgende Weise. Ein Theil des Volkes, der den Übrigen an Kraft und Geist überlegen war, machte diese von sich abhängig, und zwang sie, ihm dienstbar zu sein. Um sein Herrschaft erblich zu machen und gegen Empörung zu schützen, gab er derselben in den Augen der Unterworfenen das Ansehen einer göttlichen Einrichtung. Er suchte die Religion reicher an Mythen zu machen und die gottesdienstlichen Gebräuche zu vermehren, indem er die überlieferte Lehre von göttlichen Dingen in Fabeln und Bilder einhüllte; er gab sich selbst zugleich das Ansehen eines tieferen Wissens, eines größeren Heiligen und der ausschließlichen Berechtigung zur Priesterschaft, und stellte in den religiösen Lehren, die er den Unterworfenen predigte, seine Herrschaft als eine von

den Göttern selbst angeordnete dar. Auf diese Weise entstand die vornehmste der indischen Kasten oder die Priesterkaste, deren Glieder den Namen Bramanen oder Braminen führen. Dieselbe räumte nachher, um sich auch durch äußere Gewalt ihre Stellung zu sichern, den wohlhabenderen und kriegerischeren Familien des Volks gewisse Vorrechte vor den übrigen ein, indem sie dieselben als zwei besondere Kasten über diese stellte. So entstanden schon früh vier Kasten oder Abtheilungen des indischen Volks, nämlich die Priesterkaste, die Kriegerkaste und die Kaste der Ackerbau und Handel Treibenden, welche zusammen die drei höheren und gleichsam edleren Kasten bildeten, und endlich die große Gesammtheit aller anderen Indier, aus denen die zum Gehorsam gegen jene verpflichtete vierte Kaste bestand.

Das Kasten-Wesen der Indier ist auf diese Weise von Anfang an enge mit der Religion derselben verknüpft worden. Diese war ursprünglich ein einfacher Gottesdienst, welcher in der Verehrung der unsichtbaren, in der Natur waltenden göttlichen Kraft bestand; sie ist aber durch die Entwickelung der Priesterherrschaft und des Kasten-Wesens nach und nach immer mehr entartet, und so endlich in jenen argen Götzendienst übergegangen, der noch jetzt in Indien besteht, und in welchem nur der gebildetere Theil der Nation die ihm ursprünglich zu Grunde liegenden reineren Vorstellungen zu erkennen vermag. Man nennt diesen Glauben, zum Unterschied der Secten, welche aus ihm hervorgegangen sind, die bramanische Religion. Die eine dieser Secten entstand schon in den früheren, dunkeln Zeiten der indischen Geschichte. Etwa 500 bis 600 Jahre vor Christi Geburt nämlich trat in Indien ein Reformator auf, welcher Gautama hieß, gewöhnlich aber unter dem Namen Buddha angeführt wird, und stiftete diejenige Religion, die man den Buddhaismus nennt. Dieser Mann erhob sich nicht allein gegen den Götzendienst, zu welchem die bramanische Religion entartet war, sondern er predigte auch die Gleichheit aller Menschen, und suchte die Kasten-Einrichtung für immer aufzuheben. Er fand großen Anhang und seine Lehre wurde einige hundert Jahre nach ihm sogar von mehreren Beherrschern Indiens angenommen. Sie bestand hierauf noch lange Zeit neben der bramanischen Religion in vielen Gegenden des Landes, gerieth aber mit dieser in den heftigsten Kampf, welchem sie zuletzt erlag. Sie wurde, zu einer

uns unbekannten Zeit nach Christi Geburt, durch blutige Verfolgung in Indien ganz und gar ausgerottet, breitete sich aber in einigen benachbarten Ländern aus, und besteht bis zur gegenwärtigen Stunde noch auf der Insel Ceylon, in Hinterindien, in Tübet, in China und bei den Mongolen. Doch ist sie ebenfalls schon längst zum ärgsten Götzendienst ausgeartet, und hat ihre Bekenner, obgleich das Kasten-Wesen bei ihnen nicht wiederhergestellt ward, doch von neuem der Herrschaft müßiger Priester unterworfen.

Von der sicheren Geschichte der Indier sind, soweit dieselbe dem Alterthum angehört, folgende Punkte die bemerkenswerthesten. Alexander der Große begann im Jahre 327 vor Chr. seinen Eroberungszug nach Indien, dessen westlicher Theil damals aus mehreren Staaten bestand, von deren Beherrschern Porus und Taxiles die wichtigsten waren. Er drang durch die Gegenden der heutigen Städte Kabul und Peschauer in Indien ein, gelangte aber, da sein Heer sich dem weiteren Marsche widersetzte, nur bis in die Nähe der Ostgrenze des heutigen Landes Pendschab. Er unterwarf sich das westliche Indien, und setzte, als er im Jahre 325 es wieder verließ, mehrere Fürsten ein, um die einzelnen Theile desselben in seinem Namen zu beherrschen. Nach seinem wenige Jahre darauf erfolgten Tode warf sich ein Indier, den die Griechen Sandrokottus nennen, zum Beherrscher des westlichen Indiens auf, und es gelang demselben, auch die östlichen Gegenden oder das große Land um den Ganges-Fluß mit seinem Reiche zu vereinigen. Ihn griff alsbald Seleukus I. an, welcher Syrien und den ganzen von da bis nach Indien sich erstreckenden Länderraum beherrschte. Seleukus drang siegreich bis zum mittleren Laufe des Ganges-Flusses vor, und Sandrokottus mußte ihn als seinen Oberherrn anerkennen. Die Nachkommen des Sandrokottus herrschten bis in das zweite Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung über Indien, und ein Enkel desselben ist es gewesen, welcher, zum Buddhaismus übertretend, diesen Glauben zuerst zur Staatsreligion erhob. Anfangs waren diese Beherrscher von Indien Vasallen der syrischen Krone; später machten sie sich zwar unabhängig, wurden aber bald darauf durch den syrischen König Antiochus III., der einen Kriegszug nach Indien unternahm, von neuem unterworfen. Kurze Zeit nachher gerieth das westliche Indien auf längere Zeit in Ab-

hängigkeit von dem nordwestlich von demselben entstandenen griechischen Reiche Baktrien. In Folge dieser Verhältnisse zu den Syrern und Baktriern standen die Indier sehr lange in dem lebhaftesten Verkehr mit Völkern von griechischer Sprache, Sitte und Bildung. Dies konnte nicht ohne bedeutenden Einfluß auf sie bleiben, namentlich in ihrer Literatur; und gewiß ist das Meiste von dem, was sich bei beiden Völkern einander ähnlich zeigt, nicht als von den Indiern zu den Griechen gekommen, sondern umgekehrt anzusehen.

In jenen Zeiten lebten zwei berühmte indische Könige, welche oft angeführt werden und darum nicht unerwähnt gelassen werden dürfen. Sie heißen Vikramaditya und Saliwahana, und bilden den Gegenstand vieler Sagen und Poesieen; auch wird die Regierung des Ersteren als die Blüthezeit der indischen Wissenschaft und Kunst angesehen. An die Namen dieser Könige knüpfen sich außerdem zwei besondere Zeitrechnungen an, von welchen die eine (die des Saliwahana, 78 nach Chr. beginnend) die weniger wichtige, die andere aber (die des Vikramaditya, 56 vor Christo beginnend) noch jetzt in Indien allgemein gebräuchlich ist.

Nach dem Untergang der baktrischen Herrschaft waren stets einzelne Theile Indiens den Beherrschern von Persien unterworfen. Tausend Jahre nach Christo aber wurde das ganze Land von mohammedanischen Völkern erobert, und seitdem ist das indische Volk nie wieder unabhängig geworden. —

Neben diesen, für die Zwecke allgemeiner Bildung wichtigsten Punkten der älteren indischen Geschichte bietet das indische Volk ein ganz besonderes Interesse durch die seit uralter Zeit unverändert gebliebenen Eigenthümlichkeiten seines Wesens dar. Die Indier sind von andern Völkern, namentlich auch von der gleich ihnen uralten chinesischen Nation, in hohem Grade verschieden. Die Chinesen sind ein einseitiges Verstandesvolk, die Indier ein Volk der Phantasie und Empfindung; der den Ersteren eigenthümliche Sinn für Begriffe, Thatsachen und Beobachtungen geht den Letzteren fast ganz ab, diese besitzen dagegen aber einen hohen poetischen Geist, welcher jenen durchaus fehlt. Die Indier zeichnen sich ferner durch einen Hang zum Dunkeln und Mystischen aus, sowie durch einen religiösen Glauben, welcher, zum Unterschied von der fast blos aus moralischen Lehren und äußeren Ceremonien bestehenden Haupt-Reli-

gion der Chinesen, übermäßig reich an Bildern, an Mythen und an den mannichfaltigsten Vorstellungen von der Gottheit und ihrem Verhältnisse zur Menschheit. Dagegen haben die Indier den einen Charakterzug mit den Chinesen gemein, daß auch sie schon längst der fortschreitenden Entwicklung ermangeln, daß auch ihr Wesen und Leben ein feststehendes, sich gleichbleibendes ist, das der Hauptsache nach schon vor zweitausend Jahren und vielleicht noch früher ebenso beschaffen war, als wir es jetzt finden.

Das geistige Leben dieses Volkes besteht aus einer ewigen Vermischung von religiösen Empfindungen, philosophischen Vorstellungen und poetischen Anschauungen, indem diese drei Regungen und Beziehungen des Inneren bei den Indiern nie einzeln walten, sondern stets in einander eingreifen. Dagegen ist dem schlichten Verstand und der Erfahrung, diesen beiden Tribunalen des echten geistigen Lebens, bei den Indiern nie eine Entscheidung gestattet. Wegen dieser Eigenthümlichkeit des inneren Lebens besitzen die Indier, bei aller ihrer religiösen Begeisterung und Schwärmerei, bei aller Mannichfaltigkeit ihrer philosophischen Vorstellungen und bei allem ihrem Reichthum an poetischen Gebilden, weder eine wahre Religion, noch eine gesunde Ansicht der Dinge, noch eine echte Poesie.

Die Religion der Indier hat sich im Laufe der Zeit in vier Haupt-Secten umgestaltet, nämlich in den Bramanismus, den Buddhaismus, die Secte der Dschaina's und die der Sick's. Die Letzte, welche erst vor wenigen Jahrhunderten entstanden ist, und die Vorletzte, die zur Zeit der Ausrottung des Buddhaismus in Indien aufgekommen zu sein scheint, gehören nicht der älteren, sondern der neueren Geschichte Indiens an. Der Buddhaismus ist aus dem Bramanismus hervorgegangen, der Bramanismus aber ist eine Entartung desjenigen Glaubens, der in den ältesten Zeiten über Indien verbreitet war, und in einer Verehrung der in der Natur waltenden Kräfte bestand. Die bramanische Religion lehrt, daß die Welt von der Gottheit erschaffen worden sei, und daß diese eine Ordnung eingesetzt habe, nach welcher die Welt von selbst ihren Gang geht, die aber von Zeit zu Zeit in Verwirrung und Stockung geräth; dann erscheint nach der bramanischen Lehre jedes Mal die Gottheit in Gestalt eines Menschen oder eines Thiers, um jene Ordnung wiederherzustellen. Es gibt ferner nach

dieser Lehre drei Hauptgottheiten, welche unter dem Namen Trimurti d. i. Dreigestaltigkeit zusammengefaßt werden; diese sind Brama oder der Schöpfer, Wischnu oder der Erhalter und Siwas oder der Zerstörer, und von ihnen ist es Wischnu, welcher von Zeit zu Zeit verkörpert auf die Erde kommt, um die aufgelöste Ordnung derselben wiederherzustellen. In einer dieser Verkörperungen oder Incarnationen führte Wischnu den Namen Krischna, und deshalb wird er häufig auch unter diesem Namen verehrt. Außer den drei Hauptgöttern erkennt die bramanische Religion noch eine Unzahl von Göttern und Göttinnen höherer und niederer Art an, sowie Millionen von himmlischen Dienern und Dienerinnen derselben. Auch manche Thiere und Pflanzen, vor allen andern aber die Kuh, werden für heilig gehalten und verehrt.

Ueber die Entstehung der Erde und ihre früheren Veränderungen, sowie über das Leben der Götter und ihre Verhältnisse unter einander hat man eine Menge Erzählungen von zum Theil unsinnigem Inhalt. Von der Menschheit lehrt die bramanische Religion, daß von Brama ursprünglich nur eine geistige Welt und geistige Wesen geschaffen worden wären, daß aber viele der Letzteren von der Gottheit abfielen, und daß nun die sichtbare Welt geschaffen worden sei, um jene in sie zu bannen und ihnen so Gelegenheit zu geben, sich durch eigene Kraft wieder zu heben. Je nach dem Grade, in welchem dies jedem Wesen der Körperwelt gelingt, kommt dasselbe nach seinem Tode in einen edleren Körper. So lehrt also der Bramanismus die Seelenwanderung, und erklärt das Leben auf dieser Welt für eine Strafe und eine Zeit der Prüfung. Alle diese und die übrigen Lehren der Brama-Religion sind in Bilder und Mythen gehüllt, und gelangen nur unverständlich zu dem Ohr und Gemüth des Volkes. Die Mittel, um sich zu dem Göttlichen immer mehr zu erheben, bestehen nach jener Religion in Beten, Opfern und Büßungen, in Reinigungen, für welche das Wasser des Ganges-Flusses als das heiligste angesehen wird, ferner in Pilgerungen, besonders zu den Quellen des Ganges, und endlich in Werken der Wohlthätigkeit gegen Menschen und Thiere. Der Gottesdienst selbst ist sehr glänzend und aus mannichfaltigen Gebräuchen zusammengesetzt, die zum Theil das sittliche Gefühl jedes echt religiösen Menschen auf das tiefste

verletzen, und bei denen der Tanz Gott-geweihter Jungfrauen, welche Bajaderen genannt werden, eine große Rolle spielt. Übrigens ist das Sanskrit die heilige Sprache dieser Religion, und die sogenannten Veda's gelten für die heiligsten Schriften derselben.

Nach der Lehre des Buddhaismus sind Gott und Natur eins, indem die sichtbare und die unsichtbare Welt nur verschiedene Zustände und Theile eines und desselben Wesens sind. Dieses Wesen ist keine Person, sondern das Sein oder die Existenz an und für sich; es bestand von Ewigkeit her, und hat zwei verschiedene Zustände, den der Ruhe und den der Thätigkeit. Der erstere ist der vollkommenste Zustand, die in Thätigkeit übergegangenen Kräfte der Gottheit aber sind die Natur und die Welt, und diese streben stets in jenen Zustand wieder zurückzukehren. Dazu gelangen aber die Wesen der Welt nur durch fortgesetzte Wanderungen aus Körpern niederer Art in höhere, bis sie endlich in einen Menschenkörper kommen; aus diesem kehren sie, durch die Erfüllung der vom Buddhaismus gegebenen Vorschriften, nach und nach in die Verschmelzung mit jenem Ursein und in die Seligkeit der Ruhe zurück. Von Zeit zu Zeit erhebt sich ein Mensch noch während seines irdischen Lebens zur höchsten Vollkommenheit; ein solcher heißt ein Buddha (d. i. ein Weiser), und gibt die Gesetze, welche für die Menschheit so lange die Richtschnur ihres Handelns sein sollen, bis wieder ein anderer Mensch sich zur Vollkommenheit eines Buddha erhebt. Einer dieser Buddha's, welcher von den Bekennern der buddhaistischen Religion insgesammt als Heilige verehrt werden, war Gautama, der Stifter dieses Glaubens. Als die Hauptmittel, jenen Zustand der Seligkeit zu erreichen, gelten bei den Buddhaisten die Befolgung der von Gautama vorgeschriebenen Pflichten, die Betrachtung und Erforschung der Weltordnung und solche Büßungen, durch die der Mensch von äußeren Dingen unabhängig wird. Dies sind die Hauptlehren des Buddhaismus, der also gleich dem Bramanismus eine Seelenwanderung predigt, nach welchem aber zum Unterschied von diesem, der zuweilen die Gottheit in sichtbarer Gestalt auf der Erde erscheinen läßt, von Zeit zu Zeit einzelne Menschen sich gleichsam bis zur Würde eines Gottes erheben. Nach der buddhaistischen Lehre gibt es keinen Gott als ein besonderes Wesen, sondern blos eine im Zustand der Ruhe befindliche Urkraft, und alle geistigen und körperlichen Wesen sind

nur Theile derselben, die in Thätigkeit getreten sind, aber nach der Verbindung mit ihr und nach Ruhe zurückstreben. Die Buddhaisten erkennen in Folge davon auch die Trimurti und die übrigen Götter des bramanischen Glaubens nicht an, aber sie verehren jenes Ursein und die Weltordnung, die verschiedenen Buddha's und viele andere Götter und Geister; denn auch ihre Religion ist nach und nach in Götzendienst ausgeartet. Sie verehren namentlich auch die Reliquien ihrer Buddha's, während dagegen die Bekenner der bramanischen Religion alle Überreste todter Körper als etwas Unreines verabscheuen. Sie haben ferner Opfer, die aber nicht blutig sein dürfen, sehr strenge Fasten und äußerst prunkvolle gottesdienstliche Festlichkeiten. Sie verwerfen die heiligen Schriften der Bramanen, und ihre eigenen sind zum Unterschied von diesen in der den Namen Pali führenden Sprache abgefaßt. Die Kasten-Einrichtung verdammen sie als etwas sehr Verwerfliches. Ihre Priester, gewöhnlich Bonzen genannt, werden daher aus allen Klassen der Gesellschaft genommen. Dieselben müssen zwar unverheirathet sein, allein nur so lange sie Priester sind; sie dürfen nach ihrem Belieben in die weltlichen Klassen zurückkehren und dann eine Frau nehmen. Übrigens leben die buddhaistischen Geistlichen in Klöstern zusammen, welche in der Nähe der Tempel errichtet sind.

Die verschiedenen Sprachen der Indier sind alle mit einander verwandt, und gehören zu dem sogenannten indo-germanischen Sprachstamm. Sie sind mit der Sprache der Zigeuner, der der Kafir's und der todten, aber auf der Insel Java als heilige Sprache dienenden Kawi-Sprache am nächsten verwandt, und bilden mit diesen diejenige Unterabtheilung jenes Sprachstamms, die man die indische oder sanskritische Sprachfamilie nennt. Die wichtigste indische Sprache ist das Sanskrit, welches, zugleich mit dem der persischen Sprachfamilie angehörenden Zend, die älteste aller indo-germanischen Sprachen ist und der gänzlich untergegangenen Ursprache, von der diese insgesammt abstammen, am nächsten steht. Das Sanskrit war einst eine der Volkssprachen Indiens, wird aber schon seit einigen Jahrhunderten vor Christo nicht mehr gesprochen. Es gehört zu den vollkommensten Sprachen, die man kennt, und dient in Indien als heilige Sprache für den Cultus und als die Hauptsprache der Literatur. Es hat davon auch seinen Namen erhalten; denn Sanskrit heißt soviel als „die heilige, reine

oder klassische Sprache", und drückt also den Gegensatz gegen die gemeinen oder Volks-Sprachen aus. Alle eigentlichen Gebildeten unter den Indiern verstehen das Sanskrit. Eine andere Sprache der indischen Sprachfamilie ist das Pali, welches gleichfalls schon lange nicht mehr gesprochen wird, und jetzt nur noch bei den Buddhaisten in Hinterindien und auf der Insel Ceylon als Sprache des Gottesdienstes und der Literatur gebräuchlich ist. Es ist von allen Sprachen dem Sanskrit am nächsten verwandt und gleichsam als die älteste Tochter desselben anzusehen. Eine dritte todte Sprache der indischen Sprachfamilie ist das Prakrit, in welchem die heiligen Schriften der Dschaina-Secte geschrieben sind, und das außerdem nur in indischen Dramen und anderen Dichtungsarten vorkommt, wo man es in einzelnen Scenen oder Stellen neben dem Sanskrit anwendet. Übrigens wird das Wort Prakrit, welches soviel als niedrigere oder gemeinere Sprache bedeutet, oft auch in einem weiteren Sinne, zur Bezeichnung aller indischen Sprachen außer dem Sanskrit gebraucht. Zu der indischen Sprachfamilie gehören endlich noch die von den Hindu's in den verschiedenen Provinzen ihres Landes gesprochenen Volkssprachen, welche insgesammt vom Sanskrit abstammen, demselben aber viel ferner stehen, als das Pali und das Prakrit, und nicht als Töchter-, sondern als Enkel-Sprachen des Sanskrit anzusehen sind. Man zählt deren sechs und zwanzig. In dieser Zahl sind auch das Hindi oder Hindawi und das Hindustani mit einbegriffen, welche beiden Sprachen keiner bestimmten Gegend angehören, sondern von denen das Hindi die Sprache der modernen Dichtkunst in Mittel-Indien, das Hindustani aber hauptsächlich die des Verkehrs der gebildeten Indier, sowie der in Indien lebenden Mohammedaner und Europäer ist. Sie sind von einander nicht sehr verschieden. Das Hindustani wird von den Europäern auch die bramanische Sprache, das Dewanagari, das Nagri oder (mit sehr falscher Anwendung dieses Wortes) das Mongolische genannt.

Die Literatur der Indier ist, wie ihr ganzes Wesen, ein halbdunkeles Gemenge von Ideen und von poetischen und religiösen Empfindungen, bei welchem weder in dem Inhalt noch in der Form Ordnung und Einheit zu finden ist. Sie bildet deswegen auch einen großen Gegensatz gegen die der Chinesen, in welcher Begriffe und das bloße Wissen die Hauptsache bilden. Auch sind fast alle

Werke der indischen Literatur, selbst die wissenschaftlichen, in poetischer Form abgefaßt. Die Schriften dieser Literatur sind zum Theil sehr alt; denn die Indier hatten schon früh eine Buchstabenschrift, und ihre älteste Sprache, das Sanskrit, war schon in sehr frühr Zeit ausgebildet. Die Werke der eigentlich indischen, d. h. der braminischen Literatur sind theils in dieser Sprache abgefaßt, theils in dem Prakrit, dem Hindi oder dem Hindustani. Doch besteht der größere Theil der in den beiden letzteren Mundarten und im Prakrit abgefaßten Schriften in Übersetzungen aus dem Sanskrit. Die von den Buddhaisten, so lange ihre Secte in Indien bestand, geschriebenen Werke sind meistens untergegangen. Sie waren größtentheils in dem Pali abgefaßt.

Das älteste und heiligste Werk der den bramanischen Glauben bekennenden Indier sind die sogenannten Veda's, deren es vier gibt. In ihnen zeigt sich, weil sie in sehr alter Zeit niedergeschrieben wurden, noch die einfache, von Götzendienst freie Religion der früheren Periode des indischen Volks. Sie waren keineswegs das Werk eines einzigen Mannes, wurden auch nicht zu einer und derselben Zeit abgefaßt, und sind deswegen in Sprache und Geist von einander verschieden. Jeder der vier Veda's besteht aus zwei Abtheilungen, einer liturgischen und einer lehrenden: jene enthält Gebete und Hymnen, diese dagegen Vorschriften und Lehren sowohl über religiöse Angelegenheiten, als auch über andere Dinge, wie z. B. über astronomische und medicinische Gegenstände. Heut' zu Tage ist es nicht der Inhalt dieser Schriften, durch welchen man sich zu erbauen und zu erheben sucht, sondern man liest sie und betet ihre Gebete her, ohne sie zu verstehen, und hält das bloße Hersagen von Stellen derselben für eine heiligende, Sünden tilgende Handlung, bei der es sogar einerlei ist, ob man die Worte eines Gebets vor- oder rückwärts hersagt, weil man nicht dem Inhalt, sondern den bloßen Worten eine solche Wirkung zuschreibt. Das nächst den Veda's heiligste Werk ist dasjenige, welches, nach dem Namen eines angeblichen Herrschers der älteren Zeit, das Gesetzbuch des Menu oder Manu heißt. Es ist später als die Veda's entstanden, gehört aber ebenfalls zu den Werken der älteren Zeit, und enthält Vorschriften über das öffentliche und Privat-Leben und über den Glauben. In ihm ist schon das Kasten-

Wesen, von welchem in den Veda's sich noch keine Spur zeigt, als eine göttliche Einrichtung dargestellt. Andere heilige Schriften, deren Abfassung aber nicht mehr dem früheren Alterthum angehört, sind die Upaveda's und Vedanga's, gleichsam Erläuterungsschriften der Veda's, und die Purana's, d. h. eine Anzahl langer Gedichte, deren Gegenstände die Schöpfung der Welt, die Thaten der Götter und Halbgötter und die Sagen aus der Geschichte der ältesten indischen Zeit sind, und welche die wunderlichsten und unsinnigsten Fabeln und Mährchen enthalten. Zu den heiligen Schriften gehören auch zwei große Heldengedichte, das Mahabharat und der Ramayunu oder Ramajanam, von denen das erstere den Zwist eines Herrschergeschlechts, das letztere die Thaten des Wischnu in einer seiner Verkörperungen zum Gegenstand hat, und welche beide eine Menge Episoden enthalten. Auch haben die Indier juristische, philosophische, grammatische und andere wissenschaftliche Schriften in der Sanskrit-Sprache, sowohl aus älterer, als aus jüngerer Zeit; denn die angeborene Neigung dieses Volkes zum betrachtenden Leben, die häufige Trennung desselben in viele kleine Staaten und die damit verbundenen vielen Hofhaltungen mußten schon früh für die Entwickelung der Wissenschaft und Kunst bei ihnen förderlich sein. Reich ist die indische Literatur, sowohl im Sanskrit als in den andern Sprachen dieses Volkes, an Werken der verschiedenen Gattungen der Poesie. Von ihnen sind besonders interessant die Fabeldichtungen, von welchen eine Sammlung unter dem Namen Hitopadesa auch in unsere Sprache übersetzt ward, die Mährchen und Erzählungen, die zum Theil die Quelle der arabischen sind, und endlich die Dramen. Die Letzteren bestehen aus Tragödien und Komödien, und ihre Gegenstände sind ebensowohl der Mythologie, als den Ereignissen des bürgerlichen und socialen Lebens entlehnt. In ihnen haben auch einige indische Volksmundarten Eingang gefunden, und zwar werden die verschiedenen Sprachen in den indischen Dramen so angewandt, daß das Sanskrit die Sprache der Götter und hochstehender Menschen, die Volksdialekte aber die der andern Menschen sind. Das beste und berühmteste dramatische Werk der Indier heißt der Ring der Sakontala. Man hält es für ein Werk des Dichters Kalidasa, der bei den Indiern für den größten dramatischen Dichter gilt, dessen Zeitalter aber nicht

sicher bekannt ist; wahrscheinlich lebte er kurz vor Christi Geburt. Ein anderer in der Geschichte der indischen Literatur berühmter Mann ist Vyasa, welcher einige Jahrhunderte vor Christi Geburt gelebt haben soll, und dem die Indier die Abfassung vieler Werke, sowie die Anordnung und Eintheilung der die Veda's und Purana's bildenden Schriften zuschreiben.

Wie die Literatur, so entwickelte sich auch die Kunst bei den Indiern aus der Religion und dem Cultus. Doch gehören die ältesten erhaltenen Werke derselben meistens nicht der bramanischen Religion, sondern dem Buddhaismus an. Dieser Religionssecte schreibt man nämlich, auf Inschriften und Symbole gestützt, die Grottenwerke zu, welche an einigen Stellen Indiens sich finden. Sie bestehen aus vielen Tempeln, Wohnungen und Gängen, welche neben und über einander in Felsen gehauen sind. Die größten derselben sind die von Ellora, welche über eine Stunde weit das Innere eines Berges einnehmen, und mit Sculpturen reich verziert sind. Andere berühmte Werke dieser Art sind die von Elefante, Salsette und Mahamalaipuram. Solche ungeheuere Werke konnten nur dadurch zu Stande gebracht werden, daß eine ganze, von der Priesterschaft abhängige Volksmasse im Dienste der Gottheit arbeitend beschäftigt ward. Durch die Menschenmenge, den Aberglauben und die größte Geduld brachte man auf diese Weise, selbst mit unvollkommenen Werkzeugen, Ungeheueres hervor. Ob auch die ältesten über der Erde befindlichen Tempelgebäude Indiens der Buddha-Secte angehören, darüber ist man noch nicht im Klaren. Eigenthümlich sind dagegen dem Buddhaismus zwei Gebäude-Arten, die sogenannten Stupa's und die Pagoden. Die Stupa's sind kuppelförmige steinerne Gebäude, welche errichtet wurden, um die Reliquien der Heiligen in ihnen aufzubewahren, und von denen sich in Indien noch viele aus den späteren Zeiten des dortigen Buddhaismus erhalten haben. Die Pagoden, welche sich in den Ländern der Buddhaisten sehr häufig finden, sind thurmartige, über der heiligsten Stelle eines Tempels errichtete Gebäude, die keinen andern Zweck zu haben scheinen, als die Heiligkeit einer zur Anbetung dienenden Stelle auch in die Ferne hin bemerkbar zu machen.

Die Malereien und Sculpturen, welche sich in den Tempeln und Grotten befinden, sind in Bezug auf Schönheit meistens ein

wahrer Gegensatz gegen die vollendete Kunst, die im Abendlande durch die Griechen geschaffen ward. Sie werden von einem englischen Künstler, der sie alle kennen gelernt hat, in dieser Beziehung mit den rohen Kunst-Versuchen der Südsee-Insulaner in Eine Reihe gestellt. Dagegen sagt er, daß der mechanische Theil der Arbeit an ihnen oft ganz vortrefflich sei. Übrigens zeichnen sich diese Werke namentlich durch das Vorherrschen des Kolossalen aus, sowie durch widernatürliche Zusammensetzungen von thierischen und menschlichen Körperformen, durch die ebenso häßliche Vervielfältigung einzelner Glieder des Körpers und durch die Häufung von bezeichnenden Attributen der dargestellten Götter.

Da in Indien die Kunst stets im Dienste der Religion und von den Priestern abhängig blieb, so war der frei schaffenden Phantasie des Künstlers kein Spielraum gewährt. Deshalb blieb sich denn der Charakter der indischen Kunst in den verschiedenen Zeiten nahe gleich, und zwar so sehr, daß es schwer ist, die Werke der verschiedenen Jahrhunderte von einander zu unterscheiden. Es fehlte der indischen Kunst eine eigentliche Entwickelung, und die Indier können, im Vergleich mit den Völkern des Abendlands, sich nur eines frühen Anfangs, nicht aber einer erheblichen Vervollkommnung derselben rühmen.

Eben dieselbe frühe Ausbildung, verbunden mit dem gleichen Verschmähen der Vervollkommnung, zeigt sich in den Gewerben der Indier. Neben dem Ackerbau, der in Indien vor allen äußeren Beschäftigungen stets am meisten geachtet wurde, hatte dieses Volk schon in den ältesten Zeiten eine bedeutende Industrie. Die Indier besitzen eine große angeborene Gewandtheit und Geschicklichkeit für Handarbeiten, die schon bei Alexander's Eroberungszug die Griechen in Staunen setzte; sie sind von Natur zu mechanischen und sitzenden Beschäftigungen geneigt; ihr Land bedarf keiner fremden Producte, außer etwa der Seide, hat aber eine Menge Naturerzeugnisse, welche seit alter Zeit von andern Völkern eifrig gesucht wurden; und endlich war, trotz aller ihrer Abneigung gegen Fremde, doch der Verkehr mit andern Völkern bei ihnen nie, wie bei den Chinesen, verboten, sondern es wurde vielmehr stets von einem besonderen und geachteten Theile der Nation Handel mit dem Ausland getrieben. Aus diesen Umständen und Verhältnissen erklärt sich der

bedeutende Grad und das hohe Alter der indischen Betriebsamkeit und Handelsthätigkeit sehr leicht. Doch zeigt sich auch hierin ein Mangel an Entwickelung und Fortschreiten, der durch die Einrichtungen und Gesetze des Staats unterstützt und erhalten ward; denn schon in den Zeiten um Christi Geburt finden wir in Indien besondere erbliche Beamten den einzelnen Geschäften jeder Gemeinde als Leiter vorgesetzt, wodurch natürlich die freie Thätigkeit des erfinderischen Geistes gehemmt wurde. Der wichtigste Zweig der Industrie war von jeher die Weberei, welche, soweit der Blick der Geschichte reicht, stets mit gleich großer Kunstfertigkeit getrieben wurde. Ebenso ist der Handel eine bereits in sehr früher Zeit entwickelte Beschäftigung in Indien, und schon vor Christi Geburt waren große Kunststraßen mit Meilenzeigern und mit Herbergen für die Reisenden in diesem Lande angelegt. Der Handelsstand gehört einer der drei höheren Kasten des Landes an, und indische Kaufleute, Banjanen genannt, sind seit langer Zeit stets an verschiedenen Punkten des westlichen Asiens anzutreffen.

Das bürgerliche Leben der Indier endlich und die diesem Volke eigenthümliche Staatseinrichtung sind mit der bramanischen Religion auf das engste verknüpft. Das eigentliche Wesen und das Fundament eines indischen Staates besteht in der Kasten-Einrichtung, welche durch die Lehrsätze des bramanischen Glaubens als eine von der Gottheit selbst gemachte Anordnung dargestellt wird, und auf diese Weise in dem indischen Volke fest gegründet ist. Nach der bramanischen Religion nämlich liegt der Grund, warum jemand in einer niederen und nicht in einer höheren Kaste geboren worden ist, in der Art, wie er vor seiner Geburt gelebt hat; und nur wenn er alle Pflichten seiner Kaste gewissenhaft erfüllt, gelangt er bei seiner nächsten Geburt in eine höhere Kaste. Das indische Volk zerfällt in vier Hauptkasten, von welchen die drei ersten als der edlere Theil der Nation angesehen werden, die vierte aber das jenen unterworfene und gleichsam nur für ihren Dienst geborene gemeine Volk bildet. Die Mitglieder der ersten oder der Priester-Kaste heißen Bramanen oder Braminen, die der zweiten oder der Krieger-Kaste Kschattrija's, die der dritten oder die Ackerbauer und Handelsleute Waischa's, die der vierten Kaste endlich oder die Leute der gewerbtreibenden und dienenden Klasse Sudra's. Außer diesen

Kasten gibt es noch eine sehr zahlreiche Klasse von Menschen, die Paria's genannt, welche von den Indiern weder zu einer dieser Abtheilungen gerechnet, noch auch als eine besondere Kaste angesehen werden, sondern die man vielmehr als gar nicht zu dem indischen Volke gehörend betrachtet. Es sind offenbar die Überreste unterworfener Völker von nicht-indischer Abkunft. Sie werden noch jetzt ebenso wie in alter Zeit, wo sie Tschandala's hießen, auf das tiefste verachtet und eigentlich gar nicht als Menschen angesehen, wiewohl der Grad ihrer Verachtung nicht in allen Gegenden Indiens gleich groß ist. Zu den allerniedrigsten Beschäftigungen gezwungen und von jedem Verkehr mit den Hindu's so durchaus ausgeschlossen, daß sogar die leiseste körperliche Berührung eines von ihnen für diese als eine Sünde gilt, sind sie auf eine sehr tiefe, thierähnliche Stufe der Sittenlosigkeit herabgesunken.

In Betreff der vier Kasten lehrt das von den Indiern für heilig gehaltene Gesetzbuch Menu's, daß die Bramanen aus Brama's Mund, die Krieger aus seinen Armen, die Waischa's aus seinen Schenkeln, die Sudra's aber aus seinen Füßen hervorgegangen seien. Deshalb ist der Beruf der Bramanen die Beschäftigung mit dem heiligen Worte, der der Krieger die Beschützung der Anderen, der der Waischa's die Hervorbringung dessen, was zum Lebensunterhalt dient, und der der Sudra's die Bedienung der über ihnen stehenden Kasten. Diese Berufe sind erblich, und die von Eltern verschiedener Kasten Geborenen gehören keiner dieser vier Abtheilungen, welche allein als reine und echte Kasten angesehen werden, an, sondern sie bilden Zwischen- oder Misch-Kasten, die in großer Zahl vorhanden sind, und über deren Rang und Stellung das heilige Gesetzbuch Menu's bestimmte Vorschriften gibt. Die Glieder der drei höheren Kasten führen den gemeinschaftlichen Namen der Zwiefach-geborenen, weil sie in den Jünglingsjahren auf eine feierliche Weise in ihre Kasten aufgenommen und eingeweiht werden, was als eine zweite Geburt angesehen wird, und für die vierte Kaste nicht Statt findet. Diese Einweihung besteht in der feierlichen Anlegung einer Schnur, welche das Abzeichen der höheren Kasten ist, und von der linken Schulter quer über die Brust herab hängend getragen wird. Nur den drei ersten Kasten ist das Lesen der heiligen Schriften gestattet, während es den

Sudra's als eine schwere Sünde verboten ist, sie zu lesen oder auch nur beim Lesen derselben zuzuhören. Selbst die vorgeschriebenen Religionshandlungen sind für jede Kaste verschieden, und es ist sogar geboten, daß jeder sich auf die Pflichten seiner Kaste beschränken und nicht so anmaßend sein solle, die der höheren ausüben zu wollen.

Die Bramanen haben nach dem Gesetzbuche Menu's hauptsächlich das Lesen und Erklären der Veda's und die gottesdienstlichen Verrichtungen als ihren Beruf im Leben anzusehen. Ihre Ländereien sollen deswegen frei von Abgaben sein, sie haben das Recht Almosen anzunehmen, während die andern Kasten nur Almosen geben dürfen, und zum bloßen Zweck der Erwerbung ihres Lebensunterhaltes erlaubt ihnen jenes Gesetzbuch, auch Ackerbau, Viehzucht, Handel und andere Beschäftigungen zu treiben. Sie sind keineswegs insgesammt Priester, sondern sehr viele von ihnen treten als Kaufleute, Krieger, Ärzte und Staatsbeamte auf. Viele von ihnen sind Lehrer, oder beschäftigen sich blos mit dem Studium der Wissenschaften. Was sie jedoch auch treiben mögen, stets haben sie vor Allem darauf Acht zu geben, daß sie die vielen für ihre Lebensweise und ihr Verhalten gemachten Vorschriften genau erfüllen, indem darauf ein großer Theil ihres Ansehens beruht, und jede Vernachlässigung dieser Pflichten durch harte Büßungen gut gemacht werden muß. Sie dürfen z. B. kein Geschöpf tödten; ausgenommen zum Behufe des Opferns, sie dürfen mit niemand aus einer andern Kaste essen, sie müssen häufiger als Andere sich waschen u. dgl. m. Sie zerfallen ihrer Abkunft nach in verschiedene Klassen; der Grad der ihnen erwiesenen Ehrerbietung aber hängt hauptsächlich von ihrer Beschäftigung ab: die größte Achtung genießen diejenigen, welche sich die Erklärung der Veda's zu ihrem Hauptberufe gewählt haben. Die Kaste der Krieger hatte ursprünglich die Vertheidigung des Landes zu ihrer Lebensaufgabe, in späteren Zeiten wurde aber das Heer auch aus den übrigen Theilen des indischen Volkes zusammengesetzt. Außerdem bestand seit alter Zeit der Grundsatz, daß aus der Kriegerkaste die Fürsten des Landes genommen werden sollten; dieser wurde aber nicht immer befolgt, und es kommen in der indischen Geschichte auch Fürsten aus den beiden andern höheren Kasten, ja sogar aus der der Sudra's vor. Die Waischa's

trieben die geachteten Beschäftigungen des Ackerbaus, der Viehzucht und des Handels, durften aber auch die der vierten Kaste treiben. Sie waren zu gewissen Abgaben verpflichtet. Die Sudra's, welche den bei weitem größten Theil des indischen Volkes bilden, sollten eigentlich die Diener der drei edleren Kasten sein und dafür von ihren Herren den nöthigen Unterhalt bekommen. Das Gesetzbuch Menu's erlaubt ihnen, für den Fall, daß sie keine Gelegenheit zu einem solchen Dienste finden, auch Handwerke zu treiben, allein es verbietet ihnen, sich ein Vermögen zu erwerben. Die Stellung der Sudra's ist jedoch im Laufe der Zeiten eine ganz andere geworden: sie bilden nämlich jetzt die eigentliche gewerbtreibende Klasse des Landes, und beschäftigen sich außerdem auch mit Ackerbau.

Außer diesen vier Hauptabtheilungen oder Kasten, von welchen die zweite und dritte im Laufe der Zeiten größtentheils ausgestorben sind, gibt es viele zunftartige Unterabtheilungen derselben, die nach den einzelnen Beschäftigungen gebildet sind, und auf der in Indien von jeher herrschenden Vorstellung beruhen, daß die Thätigkeiten der Menschen erblich seien. Diese Unterabtheilungen sind von Fremden häufig mit den eigentlichen Kasten verwechselt worden, und daher kommt es, daß man öfters von mehr als vier Kasten der Indier liest, daß z. B. die Geschichtschreiber der alten Griechen sieben indische Kasten anführen.

Die Kasten-Einrichtung ist der Kern und Mittelpunkt des ganzen indischen Staatswesens und zugleich der an der indischen Nation nagende Krebsschaden. Während die gemeinschaftliche Religion alle Kasten fremden Völkern gegenüber mit einander eng verbunden hält, sind sie dagegen durch wechselseitiges Vorurtheil, durch den Stolz jeder Kaste gegen die nächst niedrigere und ihre Abneigung gegen die nächst höhere wieder so getrennt, daß an eine Gemeinschaftlichkeit der Interessen, an ein gleiches Streben im Staat und an eine Vereinigung gegen die Usurpation der Oberen nie zu denken ist. Durch die Kasten-Einrichtung und die eingewurzelte Vorstellung von der Nothwendigkeit und gleichsam Heiligkeit derselben ist in Indien die Priesterschaft fest gegründet, und diese läßt dort keine Entwickelung der Nation und keine echte menschliche Größe aufkommen. Bei jeder Staatseinrichtung, die wie die indische unveränderlich ist, kann sich ein Volk nie zu einem wirklich besseren und edleren Dasein erheben. Die Kasten und ihre Unterabtheilungen sind ebensoviele Schranken,

durch welche die Nation in lauter einzelne, ein gemeinschaftliches Streben unmöglich machende Theile geschieden ist. Jedem einzelnen Theil ist eine bestimmte Form des Lebens und eine bestimmte Art von Bildung vorgeschrieben, und jede andere Form und Bildung ist für ihn als etwas Unerlaubtes, als eine Sünde dargestellt. Dadurch wurde in Indien der große Charakter der menschlichen Natur, daß sie etwas Gemeinsames ist, schon früh vernichtet; dadurch wird dort jede Individualität aufgehoben, jede Entwickelung und freie Bewegung der dem Einzelnen von der Gottheit gegebenen Kräfte gehemmt, und die Mehrzahl des Volks zu bloßen Lastthieren für Andere herabgewürdigt. Der große Gedanke Vaterland, welcher so viele andere Völker zu glänzenden Thaten befeuerte und zu einem entwickelteren Nationalleben emporhob, ist dem ganzen indischen Volke durchaus fremd; jeder lebt nur für seine Kaste oder Zunft, jeder ist gleichsam gewächsartig an seinen bestimmten Boden gefesselt. Was Wunder, daß dieses Volk, trotz seiner Abneigung gegen alles Ausländische und ungeachtet seiner Tapferkeit im Kampfe mit Fremden, von jeher allen Eroberern erlag! Durch die unübersteiglichen Schranken, welche in Indien dem Menschen gesetzt sind, ist endlich zwar das Leben ein ruhiges und behagliches geworden, aber es ward zugleich auch einförmig und schaal, und mußte nothwendiger Weise zu Weichlichkeit und Sinnlichkeit leiten. Der Mensch gewöhnt sich dort daran, daß er nur in einem Zustande mechanischen Fortlebens und ungestörter Ruhe sein Glück findet; er fühlt die Herabwürdigung seiner Natur nicht mehr, oder kommt wohl gar dazu, in seine Erniedrigung einen Stolz zu setzen. So war denn in Indien das Leben von jeher für die oberen Klassen ein angenehmer Traum, für die unteren ein Wechsel zwischen drückender Mühsal und schändlicher Sinnenlust, für Alle zugleich aber ein Einwiegen in den sanften Schlummer entmannender Weichlichkeit.

Die Regierungsform ist nach den heiligen Schriften der Indier die erblich-monarchische. Wir finden schon in der älteren Geschichte dieses Volkes das Land in viele kleine Fürstenthümer vertheilt, deren Regenten, Radscha's genannt, gewöhnlich einem gemeinsamen Oberherrn als dessen Vasallen untergeben waren. Meistens scheinen die Könige von Magadha, d. h. von dem um die obere Hälfte des Ganges-Flusses gelegenen Lande, diese Oberherrschaft

gehabt zu haben. Es bestand also in Indien gewöhnlich ein sogenanntes Feudalsystem, welches man um so eher so nennen kann, da nach alt-indischen Rechtsbegriffen der Grund und Boden das Eigenthum des Königs war. Der König sowohl als die Beherrscher der Fürstenthümer wurden von Bramanen erzogen und von Bramanen bei ihrer Thronbesteigung eingeweiht. Bramanen hatten meistens auch die höchsten Staatsämter inne, und da überdies die für heilig gehaltenen Gesetze des Menu dem Herrscher Ehrerbietung und Folgsamkeit gegen die Bramanen vorschreiben, so war der Fürst gar oft nichts als ein bloßes Werkzeug der Priester, und die Regierung lag oft ganz und gar in den Händen eines oder mehrerer Männer aus der Priesterkaste.

Jedes einzelne Fürstenthum war und ist noch jetzt, auch wenn es als Vasallenthum zu einem größeren Reiche gehörte, doch etwas Abgeschlossenes und von dem übrigen Lande Getrenntes; und ebenso verhält es sich mit jedem einzelnen Bezirk, jeder Stadt und jedem Dorfe. Alle diese Theile des Ganzen haben ihre besondere Verwaltung, und jeder Einwohner weiß nur von seinem nächsten Vorgesetzten, keiner von dem Ganzen etwas. Jedes Dorf wird durch seine eigenen erblichen Beamten regiert, und hat zu dem Herrscher des Landes fast keine andere Beziehung, als daß es die bestimmte Abgabe an denselben entrichtet. Der Ertrag der Ernte ist gemeinschaftliches Eigenthum des Dorfes, und nachdem aus demselben die Steuer für den Herrscher und für den Priester des Districts, sowie die Besoldung für die Bramanen des Dorfes, für seine erblichen Beamten, seine Handwerker, seinen Arzt, seinen Musikanten und andere der Belustigung wegen angestellte Personen bestritten ist, wird der Rest nach Verhältniß des Ackerbesitzes vertheilt.

Die Gerichte sind Schiedsgerichte, deren Beisitzer von den Häuptern der Kasten, von denen der Familie oder auch von den Gemeindegliedern selbst gewählt werden. Von ihnen kann man an die von dem Herrscher eingesetzten höheren Gerichtshöfe appelliren. Das Recht wird nach den in den heiligen Büchern enthaltenen Bestimmungen gesprochen; denn diese sind nicht blos für die religiösen Verpflichtungen geschrieben, sondern sie bilden auch die Rechtsbücher für das bürgerliche Leben. Wie sehr ein Volk, welches an eine unveränderliche Verfassung und an priesterliche

Fesseln gebunden ist, in seiner Entwickelung gehemmt wird, kann man aus den in Indien noch jetzt üblichen Strafarten und Beweismitteln erkennen. Während nämlich bei allen andern Völkern mit der fortschreitenden Bildung die Strafen im Laufe der Zeiten immer milder wurden, sind in Indien noch jetzt die allergrausamsten gebräuchlich. Ebenso haben die alten Griechen und die christlichen Völker des Mittelalters mit dem Steigen ihrer Cultur die Ordalien oder Gottesurtheile aufgegeben, und statt derselben nur den Zeugenbeweis gelten lassen, unter den Indiern dagegen bestehen noch bis zur Stunde die Gottesurtheile, deren man neun verschiedene Arten hat, und welche in Feuer- und Wasserproben und andern abergläubischen Beweismitteln bestehen.

So zeigen die verschiedenen Seiten des Wesens einer von der Natur reich begabten Nation, ungeachtet der frühen Ausbildung derselben, die traurigen Ergebnisse eines in Fesseln geschlagenen Lebens. Wer unter uns wird nicht vor einer solchen ewigen Schranke des Geistes zurückbeben? wer nicht bei dem Anblick dieses Volkes die Bildung unserer griechischen und christlich-germanischen Welt doppelt liebgewinnen? wer nicht doppelt jenen Frevel verwünschen, der dem Lichte der Vernunft seinen Weg anzuweisen, und den ewigen Strom der Gottheit mit menschlichem Truge zu dämmen wagt?

Babylonier und Assyrer.

Das südwestliche Asien ist der Stammsitz einer zu dem kaukasischen Menschenstamm gehörenden Völkergruppe, welche hauptsächlich durch den eigenthümlichen Charakter ihrer Sprachen von den indo-germanischen Völkern verschieden ist, aber zugleich mit ihnen den für die Entwickelung unseres Geschlechts wichtigsten Theil der Menschheit bildet. Diese zweite Hauptgruppe von Völkern erhielt den Namen des semitischen oder aramäischen Völkerstamms, mit Beziehung auf Sem, den biblischen Stammvater derselben, und wegen des Landes Aram oder Syrien, eines Haupt-Wohnsitzes der semitischen Völker. Zu dem semitischen oder aramäischen Völkerstamm gehörten unter den Völkern des Alterthums vornehmlich die Juden, die Araber, die Syrer, die Phönicier und die Punier oder Karthager. Gewöhnlich zählt man auch die Babylonier, Assyrer und Egypter zu den Semiten; manche Gelehrte bezweifeln zwar nach den Ergebnissen der neuesten Sprachforschungen die Richtigkeit dieser Annahme, sie sind aber nicht im Stande, für jene Völker eine nähere Verwandtschaft mit denen irgend eines anderen Stammes nachzuweisen. Von den Völkern der neueren Zeit sind, außer den Juden und Arabern, die Kopten, die Nestorianer in Kurdistan, die Maroniten, die Drusen und einige andere kleine Stämme in Syrien semitischer Abkunft. Auch die Abyssinier gehören der Mehrzahl nach zu diesem Stamme. —

Im Osten der syrischen Wüste, an den Flüssen Euphrat und Tigris, befand sich der Mittelpunkt zweier Staaten, welche in der älteren Geschichte des Orients unter dem Namen des babylonischen und des assyrischen Reichs eine große Rolle spielen. Das Hauptland des einen oder das eigentliche Babylonien lag zwischen den

beiden genannten Flüssen, war im Norden von Mesopotamien, im Süden vom persischen Meerbusen begrenzt, und hatte das vom Euphrat durchströmte, im Süden der heutigen Stadt Bagdad gelegene Babylon oder Babel zur Hauptstadt. Assyrien dagegen lag jenseit des Tigris im Osten von Mesopotamien, und seine Hauptstadt war Ninive am Tigris, in der Nähe der jetzigen Stadt Mosul. Babylonien, dessen südwestlicher, an Arabien grenzender Theil Chaldäa hieß, ist dasjenige Land, welches heut' zu Tage Irak Arabi genannt wird; Assyrien entspricht größtentheils dem heutigen Kurdistan und Mosul. Das letztere Land ist im Norden gebirgig, in seinem größeren südlichen Theile aber eine von Flüssen reichlich bewässerte und darum meist fruchtbare Ebene. Das Land Babylonien dagegen ist eine durchaus berglose Fläche, welche alljährlich den Ueberschwemmungen des Euphrat und Tigris, besonders des Ersteren, ausgesetzt ist; und wenn, was im Alterthum geschah, diese Ueberschwemmungen durch Kanäle geregelt, und so die Ländereien gegen Versumpfung geschützt und in gehöriger Weise bewässert werden, so ist es eines der fruchtbarsten Länder des Erdbodens.

Die ältesten bekannten Bewohner beider Länder bildeten schon früh unter dem Namen Babylonier und Assyrer besondere Völker. Das babylonische Volk und Reich ist das ältere; denn Assyrien ward nach dem ersten Buch Mosis erst von Babylonien aus bevölkert, und die Gründung der Stadt Babel oder Babylon fällt, nach eben derselben Geschichtsquelle, noch in die frühesten Zeiten des Menschengeschlechts.

Die ältere Geschichte beider Reiche ist in Dunkel gehüllt und durch Sagen entstellt. Als der erste Beherrscher von Babylonien wird Nimrod angeführt, der ein gewaltiger Jäger gewesen sein soll, und dessen Namen in dieser Beziehung sprichwörtlich geworden ist. Die Babylonier wurden schon früh ein Ackerbau und Gewerbe treibendes Volk, das in Folge dieser Beschäftigungen einen sanfteren Charakter annahm und an Schwelgerei sich gewöhnte, deshalb aber auch viel von den umwohnenden roheren und kräftigeren Völkern zu leiden hatte. Zuletzt erlag es der Macht des assyrischen Reichs, unter dem König Ninus, welcher der Gründer dieses Reichs und der Erbauer der Stadt Ninive genannt wird; und nun bildete Babylonien Jahrhunderte lang eine Provinz von

Assyrien. Ninus, über welchen das Alterthum uns nur fabelhafte Nachrichten überliefert hat, wird durch diese als ein großer Eroberer dargestellt. Er lebte, nach einer der verschiedenen Angaben über ihn, etwa 2000 Jahre vor Christi Geburt, nach einer andern aber gegen 800 Jahre später, und soll das ganze westliche und mittlere Asien sich unterworfen haben. Als er auch das in der heutigen großen Bucharei bestehende ältere Reich Baktrien erobern wollte, war er im Kampfe mit demselben lange unglücklich. Zuletzt gelang es ihm aber, die Baktrier zu besiegen und ihr Land bis auf ihre Hauptstadt Baktra sich zu unterwerfen. Diese belagerte er lange vergebens, bis endlich Semiramis, die Gemahlin eines seiner Generale, einen Weg entdeckte, durch welchen man in die Stadt gelangen und sie überrumpeln konnte. Ninus vermählte sich nach der Eroberung Baktra's mit dieser Frau. Die von ihm gegründete Stadt Ninive hatte in späteren Zeiten einen Umfang, den man auf 11—12 deutsche Meilen berechnet, und eine Bevölkerung, welche nach dem Propheten Jonas auf etwa 2 Millionen Seelen anzuschlagen ist. Ihre Mauern sollen 100 Fuß hoch und so breit gewesen sein, daß auf ihnen drei Wagen neben einander fahren konnten, und enthielten nicht weniger als 1500 Vertheidigungsthürme. Ninive ward, etwas über 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung, von den Medern und Babyloniern zerstört; in der Folgezeit aber wurde entweder an eben derselben Stelle oder in ihrer Nähe eine neue Stadt des Namens Ninive erbaut, von welcher noch heut' zu Tage Trümmer vorhanden sind.

Nach des Ninus Tod übernahm seine Gemahlin Semiramis als Vormünderin ihres Sohnes Ninyas die Regierung, trat dieselbe aber erst nach mehreren Jahrzehnten an diesen ab. Auch ihre Geschichte ist ganz durch Fabeln und Sagen entstellt. Das Alterthum dachte sich die Königin Semiramis als eine zum Herrschen geborene, unternehmende und kriegerische Frau, und schrieb ihr dieser Vorstellung gemäß eine Menge Werke und Thaten zu. Sie soll erobernd bis nach Indien einerseits und bis in das Innere von Afrika andererseits vorgedrungen sein, die Stadt Babylon neu gegründet und mit den großartigsten Bauten geschmückt, in ihrem Lande viele Kunststraßen und Kanäle angelegt, und überall, wohin sie auf ihren Zügen kam, ähnliche Bauwerke errichtet haben. In der späteren Zeit pflegte

man dieser Sage gemäß in vielen Gegenden Asiens alle großen Werke dieser Art, deren Ursprung man nicht kannte, der Semiramis zuzuschreiben. Die Stadt Babylon, welche nach den Sagen des Orients Semiramis durch ihre Bauten zu einem der Wunderwerke der Welt gemacht haben soll, deren großartige Bauwerke aber nach andern und wahrscheinlicheren Nachrichten dem viel späteren babylonischen Könige Nebukadnezar zuzuschreiben sind, hatte nach den Berichten der Alten einen Umfang von 12 deutschen Meilen und eine sie umschließende Mauer von 350 Fuß Höhe und 87 Fuß Dicke. Fünf und zwanzig Thore führten auf jeder Seite der ein großes Viereck bildenden Stadt in dieselbe, und einige hundert Vertheidigungsthürme waren auf der Stadtmauer errichtet. Mitten durch die Stadt floß der Euphrat, an dessen Ufern zwei große königliche Paläste erbaut waren. In der Mitte Babylon's befand sich ein hoher Thurm, welcher dem Gott Belus zu Ehren errichtet war. Das berühmteste Werk in dieser Stadt aber waren die sogenannten hängenden Gärten, d. h. eine große aufgemauerte Steinmasse mit vier ungeheuren Terrassen, welche mit Erde bedeckt und als Gärten angelegt waren. Von dem einst so großen Babylon, das bereits zur Zeit von Christi Geburt fast ganz in Ruinen zerfallen und verödet war, finden sich jetzt nur noch Schutthügel und Trümmerhaufen als Überreste.

Die zunächst folgenden Zeiten der Assyrer und Babylonier sind dunkel, bis im Anfang des achten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung diese Völker in feindliche Berührung mit den Juden kamen. Damals herrschte ein König, der in dem alten Testament Phul genannt wird, über Assyrien. Dieser griff im Jahre 773 den Staat Israel und das demselben benachbarte Reich Syrien oder Damaskus an, ließ sich aber durch Geld wieder zum Frieden bewegen. Ihm folgte Tiglath Pileser auf dem Throne nach, und diesen bat der damalige König von Juda, Ahas, um Hülfe, als die Beherrscher von Israel und Syrien sich gegen ihn mit einander verbündet hatten (740). Tiglath Pileser leistete mit Freuden die gewünschte Hülfe, und eroberte bei dieser Gelegenheit ganz Syrien und den größten Theil von Israel. Die unterworfenen Länder wurden zu einer Provinz des assyrischen Reichs gemacht, der größte Theil ihrer Bewohner aber in die Nähe des kaspischen Meeres geschleppt

und dort angesiedelt. Der König von Juda huldigte dem Beherrscher von Assyrien, ward tributpflichtig, und räumte einem der assyrischen Götzenbilder einen Platz im Jehova-Tempel ein.

Von jetzt an, wo die Bewohner Palästina's von dem assyrischen Reiche abhängig geworden waren, gerieth dieses in feindliche Berührung mit den Egyptern; Palästina wurde der Kampfplatz beider Mächte, und das Reich Israel fiel zuerst als das Opfer ihrer gegenseitigen Eifersucht. Hosea, der letzte König desselben, ward durch Salman oder Salmanassar, den Nachfolger Tiglath Pileser's, zum Tribut gezwungen, verweigerte denselben aber alsbald, und suchte sich durch ein Bündniß mit Egypten gegen die Übermacht der Assyrer zu schützen. Salmanassar richtete hierauf seine siegreichen Waffen sogleich von neuem gegen ihn, eroberte nach dreijähriger Belagerung die Hauptstadt Samaria, und machte Israel zu einer Provinz seines Reiches (730—722). Auch Phönicien, mit Ausnahme der Inselstadt Tyrus, mußte damals dem assyrischen König huldigen. Wie es scheint, kam zu jener Zeit auch Babylonien, das sich vorher zu einer unbekannten Zeit unabhängig gemacht hatte, wieder unter assyrische Herrschaft.

Dem Salmanassar folgte Sanherib auf dem assyrischen Throne nach. Dieser hatte zuerst eine Empörung zu unterdrücken, welche unter Merodach Baladan in Babylonien ausgebrochen war. Hierauf beschloß er, die Egypter in ihrem eigenen Lande anzugreifen, und auch dieses Volk der assyrischen Herrschaft zu unterwerfen. Schon war er mit seinen Truppen bis zur Grenze Egyptens gekommen, als er von seinen Feinden zu einem schnellen Rückzug genöthigt ward. In Palästina verlor er durch die ausbrechende Pest den größten Theil seines Heeres, und als der zugleich über Egypten und Äthiopien herrschende König Thirhaka gegen ihn heranzog, eilte Sanherib nach Assyrien zurück (um 712 v. Chr.). Hier wurde er bald darauf von zweien seiner Söhne ermordet. Dies benutzte Assarhaddon, der assyrische Vice-König von Babylonien, um sich des Thrones zu bemächtigen. Die Mörder Sanherib's waren genöthigt, aus dem Lande zu entfliehen, und Assarhaddon herrschte nun acht Jahre lang über Assyrien und Babylonien. Nach ihm regierte Sammuges 21 Jahre lang und nach diesem der durch seine Schwelgerei sprichwörtlich gewordene Sardanapal.

Unter Sardanapal war ein unternehmender Mann, welcher Nabopolaſſar oder Nebukadnezar I. genannt wird, aſſyriſcher Statthalter in Babylonien. Dieſer machte ſich, etwas über 600 Jahre vor Chriſti Geburt, in ſeiner Provinz unabhängig. Er verband ſich hierauf mit dem mediſchen König Cyaxares, deſſen Tochter ſich mit ſeinem Sohn Nebukadnezar vermählte, und griff mit ihm das aſſyriſche Reich an. Sardanapal unterlag im Kampfe mit dieſen Feinden: er wurde von ihnen in Ninive belagert, und als durch das Anſchwellen des Tigris ein Theil der Mauern der Stadt einſtürzte, verbrannte er ſich mit ſeinen Weibern und Schätzen. Die Stadt wurde zerſtört, und das aſſyriſche Reich zwiſchen den Eroberern getheilt.

In Babylonien, welches nun der herrſchende Staat in Vorder-Aſien wurde, waren zu einer uns unbekannten Zeit von den Aſſyrern die Chaldäer angeſiedelt worden, ein kriegeriſches Volk, das ſeither in den nördlich von Aſſyrien, gegen das ſchwarze Meer hin liegenden Gebirgen gewohnt hatte, und lange Zeit den Kern des aſſyriſchen Heeres bildete. Es iſt höchſt wahrſcheinlich dasſelbe Volk, welches heut' zu Tage den Namen der Kurden führt, und dem perſiſchen Völkerzweig des kaukaſiſchen Menſchenſtamms angehört. Dieſes kräftige, kriegsluſtige Volk wurde alsbald der vorherrſchende Theil der Bevölkerung des Landes Babylonien, in welchem ſogar die Prieſterkaſte nach ihm ihren Namen erhielt, ſo daß alſo das Wort Chaldäer eine doppelte Bedeutung hat, und bald jenes Volk, bald die Mitglieder der babyloniſchen Prieſterkaſte bedeutet. Auch Nabopolaſſar, der Gründer der neuen babyloniſchen Dynaſtie, gehörte dieſem Volke an.

Nabopolaſſar gerieth in einen Krieg mit dem egyptiſchen König Necho. Dieſem gelang es für eine Zeitlang, ſeine Herrſchaft erobernd bis zum Euphrat auszubreiten. Nebukadnezar II. aber, Nabopolaſſar's Sohn, der anfangs als deſſen Mitregent herrſchte, brachte 604 v. Chr. dem egyptiſchen König bei der Stadt Karchemiſch oder Kirkeſium am Euphrat eine totale Niederlage bei, unterwarf die von dieſem eroberten Länder Aſiens wieder, und zwang auch den König Joſakim von Juda, ihm zu huldigen. Die Juden fielen mehrere Male von ihm ab, wurden aber jedes Mal wieder unterworfen; zuletzt zerſtörte er ihre Hauptſtadt Jeruſalem

(585), und ließ den größten Theil von ihnen nach Babylonien wegführen. Die Phönicier unterwarfen sich ihm gleich anfangs freiwillig, mit Ausnahme von Tyrus. Der babylonische König bekriegte zwar die heldenmüthigen Bewohner dieser Stadt Jahre lang, vermochte aber nicht sie zu besiegen. Er zog mit seinem Heere auch nach Egypten, und eroberte dieses Land, aus welchem er ebenfalls einen Theil der Einwohner nach Babylonien versetzte. Er soll sogar auch die an Egypten grenzenden Länder Afrika's sich zinsbar gemacht haben. Dieser große Eroberer ist es wahrscheinlich gewesen, welcher die von dem Alterthum als Wunderwerke angestaunten und gewöhnlich der Semiramis zugeschriebenen Bauwerke in Babylon, nämlich die ungeheuren Mauern, die prächtigen Thore, die königlichen Paläste und die hängenden Gärten, errichten ließ.

Nach dem Tode dieses Königs, welchem 562 v. Chr. sein Sohn Evilmerodach in der Regierung nachfolgte, sank das babylonische Reich schnell von seiner Höhe herab, während das der Meder und Perser sich hob und an Umfang zunahm. Nachdem noch einige Könige über Babylonien geherrscht hatten, griff der Perser-König Cyrus dieses wankende Reich an, dessen letzter Beherrscher mit dem kurz zuvor von Cyrus besiegten lydischen König Krösus gegen die Perser verbündet gewesen war. Nach einer Niederlage des babylonischen Heeres wurde Babylon von Cyrus belagert. Die Stadt gerieth, wie es heißt, dadurch in die Gewalt der Feinde, daß diese den durch Babylon fließenden Euphrat ableiteten, und sodann, vermittelst des trocken gelegten Bettes desselben, nächtlicher Weile in die Stadt eindrangen. Babylonien verlor seine Selbstständigkeit, und wurde zu einer persischen Provinz gemacht (539 v. Chr.). —

Dies ist die Geschichte der beiden Reiche, welche vom Euphrat und Tigris her abwechselnd einen großen Theil von Vorder-Asien beherrschten. In Betreff der Assyrer sind uns über ihre Sitten, ihr bürgerliches Leben und ihre Religion so wenige Nachrichten überliefert worden, daß wir hierüber fast ganz im Unklaren sind. Dagegen sind wir über die inneren Verhältnisse Babylons besser unterrichtet. In beiden Reichen herrschten die Könige mit unumschränkter Gewalt, und ihre Verfassung war also dieselbe, welche seitdem in der westlichen Hälfte Asiens herrschend geblieben ist, d. h. die einer

rein despotischen Regierung. Die Religion der Babylonier war eine Verehrung der Gestirne, besonders der Sonne und des Mondes, sowie der hervorbringenden Kraft der Erde. Die Leitung des Gottesdienstes und die ganze höhere Bildung dieses Volkes war im allgemeinen Besitz einer Priesterkaste, neben welcher jedoch keine andere Kaste bestand, weil das Kasten-Wesen nur in den Zeiten der Priesterherrschaft zu gedeihen pflegte, in Babylonien aber schon sehr früh eine despotische Monarchie sich gebildet hatte. Die babylonische Priesterkaste, deren Zustand in den älteren Zeiten wir nicht kennen, bestand später nicht, wie die indische und egyptische, blos aus solchen Mitgliedern, welche durch Geburt ihr angehörten, sondern es wurden auch Leute aus dem übrigen babylonischen Volk und mitunter sogar Ausländer, wie z. B. der Prophet Daniel, ihrer Kenntnisse wegen oder in Folge eines Befehls des Königs, in dieselbe aufgenommen. Die Mitglieder der Priesterkaste, welche in der späteren Zeit der babylonischen Geschichte den Gesammtnamen der Chaldäer führten, und in der Bibel auch mit dem im alten Persien für die Priesterkaste gebräuchlichen Namen Magier benannt werden, waren im Lande vertheilt, und lebten von bestimmten ihnen angewiesenen Gütern. Sie hatten ein vom König ernanntes Oberhaupt, und zerfielen nach ihren besonderen Beschäftigungen in eine Anzahl Unterabtheilungen oder Klassen. Die Griechen und Römer schrieben den Chaldäern große astronomische Kenntnisse zu. Da in Babylonien die Gestirne als Götter verehrt wurden, da es dort Brauch war, daß nach der Stellung derselben von den Chaldäern für jede vorzunehmende Handlung die glückliche Stunde bestimmt ward, und da endlich die jährlichen Überschwemmungen und das Kanalwesen schon früh eine genauere Beachtung der Zeiten des Jahres nöthig machten: so mußte man freilich in Babylonien schon in uralter Zeit sich mit der Sternkunde befassen. Allein sehr weit hatten es die Chaldäer, die dort allein sich mit Wissenschaften beschäftigten, in der Astronomie nicht gebracht. Auch ihre Geometrie, welche sie wegen des Baues der Kanäle und Dämme schon früh trieben, war nichts weiter als eine ganz einfache Feldmeßkunst, die nicht über die ersten Elemente hinausreichte. Übrigens befaßten sich die Chaldäer auch mit Traumdeuten, mit Zauberei und mit der Arzneikunde.

Die frühe Entstehung der Baukunst in Babylonien und die ungeheuren Werke derselben lassen sich aus der Lage und Beschaffenheit des Landes leicht erklären. Dieses war nämlich nicht durch Gebirge geschützt und doch lange Zeit von kriegerischen Nomadenvölkern umgeben; man war also schon früh genöthigt Festungswerke zu errichten. Da aber das Land keine Bausteine enthielt, so wurden dadurch die Babylonier auf die Kunst, Backsteine und Ziegel zu bereiten, geführt; und wollten sie vermittelst Backsteinmauern sichere Befestigungswerke erbauen, so mußten sie diese sehr dick und massiv machen.

Das Land war, mit Hülfe der Bewässerungsanstalten, schon in früher Zeit gut angebaut. Die vielen großen Städte aber, welche sich in demselben befanden, sowie der Umstand, daß auch während der Unterwerfung Babyloniens unter Assyrien die Residenz oft in Babylon war, und endlich der Luxus, den die glänzende Hofhaltung der dortigen despotischen Herrscher hervorrief, machten die städtischen Gewerbe nicht allein nothwendig, sondern förderten auch die Entwickelung und Vervielfältigung derselben. Webereien in Leinwand und Wolle, Stickereien, Färbereien, die Verfertigung von Teppichen und wohlriechenden Wassern und andere Manufacturen und Fabriken blühten schon früh in Babylon. Ebenso trieb man dort von alter Zeit her einen ziemlich lebhaften Handel nach Medien und Persien einerseits und nach Vorder-Asien andererseits. Dagegen ist es nicht wahrscheinlich, daß die Babylonier mit Indien in directem Verkehr standen.

Die Bewohner Babyloniens erscheinen vom Anfang ihrer Geschichte an als ein unkriegerisches und weichliches Volk, welches Pracht und Schwelgerei liebte, und überhaupt sittlich sehr gesunken war.

Egypter.

In dem Lande Egypten, deſſen heutige Bevölkerung gering an Zahl iſt und im Elende lebt, beſtand einſt Jahrtauſende hindurch eine Blüthe der Cultur, deren Trümmer noch jetzt die Welt mit Bewunderung erfüllen. Die Überreſte dieſer alt-egyptiſchen Cultur enthalten die großartigſten Bauwerke aller Zeiten, und überraſchen außerdem durch ihre auffallend große Zahl. Noch ſtaunenswerther aber, als die außerordentliche Größe und Menge dieſer Werke, iſt das hohe Alterthum derſelben und die frühe Zeit, in welcher Egypten eine blühende Cultur entwickelt hatte; denn ein Theil jener Baureſte bildet vielleicht die älteſten Denkmale der Menſchheit, und die geſchichtlichen Nachrichten aus der Vorwelt zeigen uns keinen Staat, der mit Zuverläſſigkeit für älter zu halten wäre, als der egyptiſche. Schon zu Abrahams Zeit, in welcher die Geſchichte der Juden als eines beſonderen Volkes erſt ihren Anfang nahm, beſtand nach den Büchern Moſis, der älteſten und ſicherſten Quelle aller Geſchichte, in Egypten ein civiliſirter Staat; und ſchon zur Zeit Joſeph's, wo die Juden noch im Zuſtande des Nomadenlebens ſich befanden, hatte die egyptiſche Cultur faſt ihre höchſte Blüthe erreicht.

Das Weſen der alten Egypter war mehr, als das irgend eines andern Volkes, durch die eigenthümliche Beſchaffenheit ihres Landes bedingt; und man kann den Charakter dieſer Nation und ihrer Cultur nicht verſtehen, ohne von den Verhältniſſen des egyptiſchen Landes Kenntniß zu haben. Egypten beginnt nahe an der Grenze der heißen Zone, und erſtreckt ſich von da bis zum mittelländiſchen Meere in einer Ausdehnung, welche beinahe ebenſo groß iſt, als die Breite Deutſchlands von der Nordſee an bis zum adriatiſchen Meere. Der nördlichſte Theil des Landes oder Unter-Egypten

ist eine große Fläche, welche von dem dort in mehrere Arme zertheilten Nil-Fluß durchströmt wird, und im Westen mit der libyschen, im Osten mit der arabischen Wüste zusammenhängt. Der viel größere übrige Theil des Landes oder Ober- und Mittel-Egypten ist ein langes, vom Nil durchströmtes Thal, das von zwei Gebirgszügen gebildet wird, von denen das der Westseite den Namen der libyschen, das der Ostseite dagegen den der arabischen Kette führt. Diese Gebirge, welche bald mehr bald weniger von einander entfernt sind, bestehen an der südlichen Grenze Egyptens hauptsächlich aus Granit, weiter nach Norden zu aus Sandstein, und von der Gegend der alten Stadt Theben an bis zur Grenze von Unter-Egypten aus Kreide und Kalkstein. Sie sind von geringer Höhe, und mit Ausnahme einzelner weniger Sträucher, die sich hier und da finden, zeigt sich auf ihnen durchaus keine Vegetation. Auch diese Gebirge werden auf ihrer äußeren Seite von Wüsten begrenzt, die im Osten bis zum arabischen Meere reichen, im Westen aber mit der großen libyschen Wüste zusammenhängen.

Egypten ist also ein langer, im Norden sich fächerartig ausbreitender Streifen fruchtbaren Landes, welcher inmitten von Wüsten liegt. Auch nach Süden zu ist Egypten fast ganz von der übrigen Welt abgeschlossen, da der Nil dort ebenfalls von Wüsten umgeben ist, und überdies in geringer Entfernung von der Grenze des Landes durch Klippen und Stromschnellen unfahrbar gemacht wird. Im Osten Egyptens enthält die Wüste bis zum rothen Meer keine einzige Stätte fruchtbaren Landes; im Westen dagegen liegen, bald mehr bald weniger von dem Thale des Nil entfernt, wie Inseln im öden Sandmeer, einige vereinzelte Strecken Landes, welche Quellen und eine Pflanzendecke enthalten. Diese Strecken, von den Arabern Wah's oder Wadi's, von den Europäern aber nach einem alt-egyptischen Worte Oasen genannt, sind vertiefte Stellen der Wüste, in welchen aus dem Fuß des umliegenden, höheren Landes Quellen hervorbrechen und so dem Pflanzenleben eine Stätte bereitet ist. Die wichtigsten derselben sind: die am weitesten von Egypten entfernte Oase Siwah oder, wie sie im Alterthum hieß, die Oase des Ammonium, die Oasen el Bahryeh, Farafreh und Dakhel, und die am südlichsten gelegene Oase el Khargeh, die bei den Alten den Namen der großen Oase führte. Alle diese Oasen gehörten in

alter Zeit zum egyptischen Reiche. Die berühmteste derselben war die zuerst genannte, weil sie einen Tempel hatte, der wegen seiner Orakelsprüche auch außerhalb der Grenzen Egyptens großes Ansehen besaß. Der Tempel war vorzugsweise dem Gotte Ammon-Ra, dem höchsten der von den Egyptern verehrten Götter, gewidmet, der mit einem Widderkopfe dargestellt, und von den Griechen und Römern Jupiter Ammon genannt wurde. Dem Dienste dieses Gottes und seinem Orakel stand eine zahlreiche Priesterschaft vor, welche zugleich die Regierung auf der Oase führte. Von dem Tempel oder, wie er häufig genannt wird, dem Ammonium haben sich noch bis auf den heutigen Tag Trümmer erhalten.

Egypten selbst würde eine Wüste sein, wie die es begrenzenden Landstriche, wenn es nicht vom Nil durchflossen wäre; denn mit Ausnahme einzelner schwacher Regenschauer gibt es im unteren Theile dieses Landes jährlich nur sehr selten einen Regen, in Ober-Egypten aber regnet es nur alle 15—20 Jahre einmal, und es würde daher nirgends eine Pflanze gedeihen können, wenn nicht der Nil den Boden des Landes regelmäßig befeuchtete. Dieser Fluß, dessen Wasser auch das alleinige Trinkwasser für die Bewohner des Landes ist, steigt jedes Jahr von Ende Juni an bis zur Tag- und Nachtgleiche des Herbstes, bleibt dann etwa vierzehn Tage auf seiner höchsten Wasserhöhe stehen, und fällt hierauf wieder mit langsamer, bis Ende Mai des nächsten Jahres dauernden Abnahme. Während seines höchsten Standes hält der Nil eine Zeitlang einen Theil des Landes zu beiden Seiten seiner Ufer überschwemmt. Soweit nun diese Überschwemmung reicht, ist das Land fruchtbar, unmittelbar an der Grenzlinie derselben aber beginnt die pflanzenlose Wüste. Der Nil hat also in Egypten zwei Betten, ein großes, das er ein Mal im Jahr bei seinem Hochwasser einnimmt, und ein kleines, welches er stets ausfüllt. Alles, was außerhalb seines größeren Bettes liegt, ist Wüste; und die Grenze zwischen ihr und dem Pflanzen-tragenden Lande ist meistens so scharf bestimmt, daß man fast mit dem einen Fuße in dem letztern, mit dem andern in der Wüste stehen kann. Jedoch nicht allein Fruchtigkeit gibt der Nil dem Boden, sondern er düngt denselben auch. Er enthält nämlich während der Zeit seines jährlichen Hochwassers einen ungemein fruchtbaren Schlamm, den er auf das überschwemmte Land

niederlegt. Das regelmäßige Steigen des Nils kommt von den in der heißen Zone zu einer bestimmten Zeit des Jahres eintretenden starken und anhaltenden Regengüssen her, und der Schlamm desselben besteht wahrscheinlich aus zersetzten vulkanischen Steinen, welche in Abyssinien durch jene Regengüsse in ihn geschwemmt werden, und die überall eine fruchtbare Erde bilden.

Der Nil hat durch den jährlichen Niederschlag dieses Schlammes nach und nach den Boden Egyptens immer mehr erhöht, und in uralter Zeit sogar ganz Unter-Egypten zuerst geschaffen. Dieser untere Theil des Landes ist nämlich nichts Anderes, als eine von dem Nil an seiner Mündung gemachte Anschwemmung, durch welche er das Land nach und nach in der Richtung seines Laufes vergrößerte. Die alten Egypter behaupteten, daß in den frühesten Zeiten ihrer Geschichte Unter-Egypten noch ein bloßer Sumpf gewesen sei, und erst später, durch den fortwährend abgesetzten Nil-Schlamm, weit genug erhöht worden wäre, um ein trockenes und bewohnbares Land zu sein. In ganz Egypten wird aus eben demselben Grunde der Boden beständig erhöht, so daß jetzt die Straßen der noch in Ruinen erhaltenen alten Städte nicht mehr über, sondern unter der Erde sich befinden. Diese Erhöhung ist indessen nicht überall im Lande gleich, sondern je weiter flußabwärts, um so geringer ist sie; an der südlichen Grenze Egyptens vergehen etwa 188 Jahre, bis das Land einen Fuß höher geworden ist, dagegen steigt der Boden da, wo die alte Stadt Theben lag, erst in 244 Jahren um einen Fuß. Man hat in neuerer Zeit diesen Umstand benutzt, um zu berechnen, wann die Gebäude, deren Trümmer noch vorhanden sind, errichtet wurden, und um so die Zuverlässigkeit der geschichtlichen Berichte zu prüfen, die von ihrer Erbauung reden. Auch diese Berechnungen bewähren es, daß schon in den ersten Zeiten, von welchen die Geschichte uns bestimmte und sichere Nachricht gibt, Egypten von einem alten und seit lange civilisirten Volke bewohnt wurde.

Das Steigen des Nils ist nicht jedes Jahr gleich hoch; ja manchmal erhebt sich derselbe so wenig, daß er nur einen sehr kleinen Theil des Landes überschwemmt. Dann tritt eine Misernte ein; denn der Boden Egyptens kann ohne diese Befeuchtung nichts hervorbringen. Um die Fruchtbarkeit desselben zu vergrößern, sowie

um das Wasser des Flusses an solche abgelegene Stellen, die dasselbe sonst nicht erreichen würde, zu bringen, hat man schon in sehr alter Zeit viele Dämme und Kanäle erbaut. Durch diese wurde zugleich auch die Befeuchtung und Düngung des Bodens geregelt, und es konnte namentlich das Wasser länger auf den Feldern zurück gehalten werden, als es von selbst da geblieben wäre. In neuerer Zeit sind diese Anstalten sehr vernachlässigt worden, und deshalb kann das Land nicht mehr so viel hervorbringen, als im Alterthum. Wie groß aber damals die Fruchtbarkeit war, geht schon daraus hervor, daß zu Joseph's Zeit der Ueberfluß von sieben guten Jahren hinreichte, um in sieben auf einander folgenden Misjahren davon leben zu können.

Egypten, dessen Ackerland außer der Sorge für eine geregelte Bewässerung fast jede andere Arbeit überflüssig macht, konnte einst eine so große Bevölkerung ernähren, daß die griechischen Schriftsteller die Zahl seiner größeren Ortschaften zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Perser auf 20,000 anschlugen. Diese Annahme ist zwar offenbar übertrieben, allein schon die Größe der Übertreibung zeigt, wie stark das alte Egypten im Vergleich mit andern Ländern bevölkert sein mußte. Die damalige Einwohnerzahl wird auf 7 Millionen geschätzt, während die Berechnung der heutigen Bevölkerung zwischen $1^1/_2$ und $2^1/_2$ Millionen schwanken. Auch das Klima Egyptens ist gesund, und es herrschen daselbst nicht einmal jene Fieberkrankheiten, welche anderwärts, wo regelmäßig Überschwemmungen Statt finden, so häufig wüthen, weil der fast stets wolkenlose Himmel und die brennende Sonne die Bodenfeuchtigkeit nach dem Zurücktreten des Nils schnell auftrocknen.

Das Land ward von seinen Bewohnern anfangs in zwei Haupttheile eingetheilt, welche Ober- und Unter-Egypten genannt wurden. Das Erstere umfaßte den südlichsten Theil und hatte Theben zur Hauptstadt, das Letztere aber begriff den größeren nördlichen Theil mit der Hauptstadt Memphis in sich. Später schied man von Unter-Egypten alles das, was noch zwischen den beiden Gebirgsketten lag, und nannte es Mittel-Egypten, so daß Unter-Egypten seitdem nur die zwischen dem Meere und dem nördlichen Ende jener Gebirge liegende Ebene umfaßte. Als die Hauptstadt von Mittel-Egypten wurde Memphis, als

die von Unter-Egypten aber Heliopolis angesehen. Das untere Egypten im späteren Sinne des Wortes nannten die alten Griechen auch das Delta, weil der dort in zwei Hauptarme getheilte Nil demselben die Form eines Dreiecks gibt, dessen dritte Seite aus der Meeresküste besteht; Delta aber ist der Namen, den bei den Griechen der Buchstabe D führt, und dieser hat in der griechischen Schrift die Gestalt eines Dreiecks.

Die merkwürdigsten Orte des alten Egyptens waren die nachfolgend verzeichneten. In Ober-Egypten, welches nach seiner Hauptstadt auch Thebaïs hieß, war Philä die südlichste Stadt. Sie lag auf einer gleichnamigen Insel des Nils. In ihrer Nähe befand sich, ebenfalls auf einer Insel des Flusses, die Stadt Elephantine. Nahe bei diesen Inseln ist der sogenannte Katarrhakt des Nils, d. h. eine Stromschnelle oder eine Stelle im Flußbette, wo Felsen dasselbe durchsetzen, und das Wasser eine Strecke weit über die durch diese gebildeten Klippen hinabstürzt. Keiner dieser Wasserstürze ist höher als 5 bis 8 Fuß, und an der linken Uferseite ist der Fall des Wassers so beschaffen, daß die Schiffe dort, wiewohl nicht ganz ohne Gefahr und nur mit gehöriger Vorsicht, sowohl abwärts fahren, als auch vermittelst eines Seils aufwärts gezogen werden können. Unterhalb des Katarrhakts, in der Nähe des heutigen Ortes Assuan, lag die Stadt Syene, von welcher eine dem Granit sehr ähnliche Felsart den Namen Syenit führt.

Von den übrigen Städten Ober-Egyptens war Theben, die Hauptstadt desselben, die größte und berühmteste. Diese Stadt lag auf beiden Seiten des Nils, und erstreckte sich vier Stunden lang an demselben hin. Sie war in der älteren Zeit der egyptischen Geschichte die Hauptstadt des ganzen Landes und die Residenz der Könige, und begann zu sinken, als der Sitz der Regierung nach Memphis verlegt wurde. Wie von den vorhergenannten Orten, so sind auch von Theben noch bis zum heutigen Tage Überreste vorhanden. Zu diesen gehören die großen auf der rechten Seite des Nils liegenden Tempel von Luxor und Karnak, welche diese Namen von den zwei jetzt auf ihnen stehenden Dörfern erhalten haben. Der Tempel von Luxor hat eine Länge von 500 Fuß. Der über eine halbe Stunde lange Raum zwischen ihm und dem Tempel von

Karnak enthielt förmliche Alleen von kolossalen Sphinx-Statuen, und zwar in so großer Zahl, daß eine dieser Alleen aus nicht weniger als 600 solchen Kolossen bestand. In jener Gegend sind auch die Ruinen des Palastes von Karnak, dessen Hauptsaal 318 Fuß lang und 159 Fuß breit ist, und 134 Säulen enthält, von welchen die dicksten 11 Fuß Durchmesser, die Kapitäle derselben aber 64 Fuß im Umfang haben, so daß auf der eine jede bedeckenden Platte 100 Menschen bequem beisammen stehen können. Auf der linken Seite des Flusses liegen die gleichfalls höchst großartigen Tempel- und Palast-Ruinen von Medinet-Abu, sowie andere Tempel-Trümmer, welche, wie zuweilen die ganze westliche Seite der Stadt Theben, das Memnonium heißen. Dort stehen auch zwei berühmte, 61 Fuß hohe Statuen eines Königs, deren jede aus einem einzigen Steine besteht. Sie heißen die Memnon-Säulen, und erhielten diesen Namen aus dem Grunde, weil die alten Griechen sie für Darstellungen des in ihrer Mythologie vorkommenden Helden Memnon, eines Sohnes der Aurora, hielten. Die eine derselben war bei den Griechen und Römern besonders dadurch berühmt, weil, wie man allgemein glaubte, sie jeden Morgen bei Sonnenaufgang harmonische Töne von sich gab. Diese Töne, mit denen, wie man sagte, Memnon seine Mutter begrüßte, mochten vielleicht von losen Blättchen und Körnern des Granits der Statue herrühren, welche durch die von der aufgehenden Sonne erwärmte Luft in Bewegung gebracht wurden. Auf der linken Seite des Flusses befinden sich auch die Überreste einer doppelten aus steinernen Sphinxen bestehenden Allee, sowie die großartigen Ruinen vom Grabe des Königs Osymandyas und die Trümmer einer Statue dieses Königs, welche von der einen Schulter bis zur andern 21 Fuß breit ist, und an der sich als Aufschrift die Worte befunden haben sollen: „Ich bin Osymandyas, der König der Könige; wer wissen will, wie groß ich war, und wo ich ruhe, der übertreffe mich in einem meiner Werke!“ Endlich sind noch die Überreste der unterirdischen Bauwerke von Theben anzuführen oder die berühmten Felsengräber dieser Stadt. In dem Gebirge der Westseite von Theben nämlich sind, einige Stunden weit, von Strecke zu Strecke die Felsen in größere und kleinere Räume ausgehauen, welche, zum Theil mit einander durch Gänge verbunden, sich weithin in das

Innere des Gebirgs verbreiten, und zur Aufbewahrung der Todten dienten. Die merkwürdigsten dieser zahlreichen Felsengräber sind die sogenannten Königsgräber von Theben, welche namentlich in dem den Namen Biban el Moluk führenden Thale jenes Gebirges sich befinden. Sie dienten wirklich zu Grabstätten der königlichen Leichen, und zeichnen sich durch ihre Pracht und Größe aus; sie sind aber schon seit sehr langer Zeit ein Gegenstand der Zerstörung und Plünderung der späteren Bewohner Egyptens gewesen.

Von Theben abwärts gelangt man zu den Ruinen der Stadt Tentyra, welche in neuester Zeit besonders wegen des im Inneren eines Tempels derselben abgebildeten Thierkreises berühmt geworden sind. Dieser Thierkreis, der sich jetzt in Paris befindet, ist aber kein Werk der alten Egypter, sondern rührt, wie der Tempel selbst, aus der Zeit der römischen Herrschaft her.

In Mittel-Egypten ist zuerst die große, runde Ebene zu bemerken, welche in dem Gebirge der Westseite des Landes ringsum von Bergen und Wüsten eingeschlossen liegt, und im Alterthum nach ihrer Hauptstadt Arsinoe benannt wurde, in neuerer Zeit aber el Fayum heißt. Diese höchst fruchtbare Ebene hängt durch eine Schlucht, die den einzigen natürlichen Zugang zu ihr bildet, mit dem Nil-Thal zusammen. Ein großer Kanal, den man den Joseph-Kanal zu nennen pflegt, setzt die Ebene mit dem Nil in Verbindung, und befruchtet dieselbe durch dessen Wasser. Er endigt in den sogenannten See Möris, der in sehr alter Zeit unter einem gleichnamigen König durch Menschenhand geschaffen worden sein soll, gewiß aber ein natürliches Wasser-Bassin ist, und unter diesem König nur erweitert wurde. Der See Möris hatte einst einen Umfang von mehr als 24 deutschen Meilen, und aus seiner Mitte erhoben sich damals zwei hohe Pyramiden. Er regelte sowohl bei zu geringem wie bei zu großem Anschwellen des Nils die Überschwemmung, und sicherte dadurch die Fruchtbarkeit des Bodens nicht allein in der Ebene von Fayum, sondern auch in einem Theil von Mittel-Egypten. An der Seite jener Ebene, einige Stunden südöstlich von der Stadt Medina el Fayum, befinden sich gewaltige Schutt- und Steinmassen, welche man für die Überreste des berühmten Labyrinths hält. Dieses war nach den Beschreibungen der alten Griechen das größte Ge-

bäude der Welt und von so außerordentlichem Umfang, daß alle Bauwerke Griechenlands zusammengenommen ihm nicht gleich kamen. Es soll aus einer Vereinigung von zwölf Palästen bestanden und 3000 Zimmer enthalten haben, in deren jedem die Decke nur aus einem einzigen Stein bestand. Das Ganze bildete ein Viereck, an welchem jede Seite gegen 650 Fuß lang gewesen sein soll. Wegen der Menge der Gänge und Gemächer dieses Gebäudes, in welchem man ohne Führer sich nicht zurecht finden konnte, ist der Namen desselben zur Bezeichnung jedes in ähnlicher Weise aus Irrgängen bestehenden Raumes gebräuchlich geworden. Der Zweck dieses Gebäudes ist nicht sicher bekannt. Nach einer unwahrscheinlichen Angabe altgriechischer Schriftsteller wäre es von zwölf, einst zugleich herrschenden Königen Egyptens als eine Vereinigung von ebenso vielen Palästen erbaut worden.

Memphis, die Hauptstadt von Mittel-Egypten, lag im Süden der heutigen Stadt Kairo, am Ende des Thales, welches die beiden den Nil bis zum Anfang des Delta hin begleitenden Gebirge bilden. Sie war einst ebenso groß als Theben, bietet aber jetzt nicht gleich dieser Stadt eine Menge von Überresten dar, weil ihre Trümmer durch den Schlamm des Nils und den Sand der Wüste ganz und gar bedeckt worden sind. In der Nähe des Ortes, wo einst Memphis lag, nämlich im Westen dieser Stadt und des Nil-Flusses, befinden sich die größten egyptischen Pyramiden. Sie bilden mehrere Gruppen, und ihre gesammte Zahl beträgt etwa vierzig. Die größten und berühmtesten sind drei von derjenigen Gruppe, die man nach einem neueren Orte die Pyramiden von Ghize zu nennen pflegt. Sie sind von zahllosen Felsengräbern umgeben, und werden nach ihren angeblichen Erbauern die Pyramide des Cheops, die des Chephren und die des Mycerinus genannt. Die größte von ihnen und das größte bekannte Gebäude der Welt überhaupt ist die Pyramide des Cheops. Sie besteht aus 203 Steinschichten, hat eine senkrechte Höhe von 468 Pariser Fuß und auf jeder ihrer vier Seiten eine Länge von 716½ Fuß. Oben bildet sie in ihrem jetzigen Zustand eine Fläche von fast 31 Fuß Durchmesser. In einer Höhe von 38 Fuß befindet sich der Eingang in das Innere. Die Pyramide des Chephren ist 428 und die des Mycerinus 307 Fuß hoch. Nach der Erzählung des

griechischen Geschichtschreibers Herodot waren mit dem Transport des Bau-Materials für die Pyramide des Cheops und mit der Erbauung derselben 100,000 Menschen 20 Jahre lang beschäftigt. Wie diese Pyramide, so sollen auch alle andern hoch oberhalb ihres Fußes, und zwar immer auf der Nordseite, eine Öffnung haben, welche durch einen niedrigen Gang in das Innere führt. In der Pyramide des Cheops findet man einen tiefen Schacht, auf- und absteigende, zum Theil sehr steile Gänge und einige Kammern, in deren einer ein länglicher steinerner Kasten steht, welcher für einen königlichen Sarkophag gilt, und früher eine Mumie enthalten haben soll. In ähnlicher Weise ist das Innere der anderen Pyramiden Egyptens beschaffen, in welche man gedrungen ist. Nahe bei den Pyramiden von Ghize befindet sich die aus dem Felsen der Erde selbst gehauene und also mit dem Boden verwachsene Statue der Sphinx, welche eine Länge von 117 Pariser Fuß hat, und jetzt bis an den Hals vom Sande verschüttet ist. Der aus demselben hervorragende Theil hat etwa 27 Fuß Höhe, und der Umfang des Kopfes beträgt um die Stirn herum 81 Fuß. Zwischen den Vorderbeinen und dem Hals hat man in neuester Zeit eine Öffnung gefunden, die aber jetzt wieder durch den Sand verdeckt ist. Sie soll, wie Manche annehmen, durch unterirdische Gänge bis in die größte der Pyramiden führen.

In Unter-Egypten war Heliopolis die Hauptstadt. Es erhielt diesen Namen, der soviel als Sonnenstadt bedeutet, von den Griechen, weil Heliopolis der Gottheit der Sonne geweiht war, welche daselbst ihren berühmtesten Tempel hatte. Der egyptische Namen der Stadt war On, und unter diesem Namen wird sie auch in der Bibel bei der Erzählung der Geschichte Joseph's erwähnt. Sie war, wie auch Theben und Memphis, durch eine wissenschaftliche Schule der Priester berühmt, und wurde gleichsam als eine der Universitäten von Egypten angesehen. Kanopus im Westen und Pelusium im Osten waren die beiden Städte, bei welchen die zwei äußersten der sieben Arme des unteren Nils mündeten. Saïs, welches im Inneren des Delta lag, war nächst Heliopolis die berühmteste Stadt von Unter-Egypten und gleich diesem durch seine Priesterschule ausgezeichnet. Dort hatte Amasis, einer der letzten Könige des alten Egyptens, einen kleinen Tempel

aufstellen lassen, der aus einem einzigen Steine bestand, und mit dessen Transport von der Insel Elephantine, wo er verfertigt ward, bis nach Saïs 3000 Arbeiter drei Jahre lang beschäftigt waren. Er hatte 34 Fuß Länge, und war 24½ Fuß breit und 12 Fuß hoch. Die berühmteste Stadt von Unter-Egypten, Alexandria, wurde erst einige Jahrhunderte nach dem Untergang der Selbstständigkeit Egyptens von Alexander dem Großen erbaut. —

Die Quellen für die egyptische Geschichte sind die Angaben des alten Testaments, welche von allen Berichten über dieselbe die zuverlässigsten sind, die auf mündliche Aussagen hin etwas leichtgläubig angenommenen Nachrichten altgriechischer Geschichtschreiber, die erhaltenen Bruchstücke einer ebenfalls wenig zuverlässigen Geschichte, welche Manetho, ein egyptischer Priester, im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung aus den Tempel-Archiven seines Vaterlands zusammengetragen hatte, ferner einige aufgefundene alt-egyptische Manuscripte, die Bau-Denkmale des Landes und endlich das auf die Wände dieser Gebäude in Hieroglyphen Niedergeschriebene. Ungeachtet aller dieser Quellen ist es nicht möglich, eine sichere zusammenhängende Geschichte Egyptens zu schreiben, welche weiter hinauf reichte, als bis zu dem achten Jahrhundert vor Christi Geburt; für die früheren Zeiten ist nur manche Einzelnheit und die Beschaffenheit des Culturzustands im Allgemeinen, nicht aber der Zusammenhang und Gang der Ereignisse zu ermitteln.

Die alten Egypter gehörten ihrer Abkunft nach nicht, wie man früher mitunter annahm, zum Negerstamm, sondern sie waren, wie dies die geschichtlichen Berichte und die an den Mumien angestellten Untersuchungen unzweifelhaft beweisen, ein Volk des sogenannten kaukasischen Menschenstammes. Ihre nähere Verwandtschaft mit einer der Völkergruppen dieses Stammes ist jedoch noch nicht sicher zu bestimmen. Einige Gelehrte sind der Meinung, daß sie mit den heutigen Nubiern oder Barabra's verwandt seien, und mit diesen und mehreren anderen nordafrikanischen Völkern den sogenannten nubischen oder äthiopischen Völkerstamm des kaukasischen Menschenstammes bildeten. Andere dagegen zählen sie zu den Völkern des semitischen oder aramäischen Stammes, welchem auch die Juden, die Araber, die Phönicier und andere Völker angehören. Für ihre Nachkommen hält man die heutigen christlichen Bewohner Egyptens,

welche den Namen Kopten führen, und deren Sprache ohne allen Zweifel von der alt-egyptischen abstammt.

Wahrscheinlich sind die Voreltern der Egypter über Arabien und die Straße Bab el Mandeb nach Nubien gezogen, und später erst von dort in Egypten eingewandert. Sie selbst blieben mit den Bewohnern Nubiens und der noch südlicheren Nil-Länder stets in Verkehr. Die dortigen Völker der älteren Zeit waren ihnen stammverwandt, und zahlreiche Überreste von Gebäuden und Bildwerken, welche sich noch jetzt daselbst finden und in egyptischem Styl gearbeitet sind, zeugen von der steten Verbindung dieser Völker mit den Egyptern.

Anfangs bewohnten die Egypter nur den oberen Theil ihres Landes; schon zu Abraham's Zeit aber, also schon 2000 Jahre vor Christi Geburt, war Unter-Egypten nicht allein bevölkert, sondern es war auch schon der Sitz einer blühenden Cultur. Von dem egyptischen Geschichtschreiber Manetho werden 26 Dynastien angeführt, welche, bis zur Zeit der persischen Eroberung des Landes, nach einander Egypten beherrschten. Als der erste König des Landes wird Menes angeführt. Einer seiner Nachfolger, dessen Lebenszeit aber ebenso wenig wie die des Menes sicher zu bestimmen ist, war der oben erwähnte Osymandyas. Welche Könige in Egypten herrschten, als Abraham und später Joseph dahin kamen, ist gleichfalls nicht mit Sicherheit anzugeben.

Kurz nach Abraham's Zeit hatte das egyptische Reich einen Angriff erlitten, der seine Cultur mit Vernichtung bedrohte. In Unter-Egypten nämlich waren sumpfige Gegenden und Weideländer, in welchen egyptische Hirtenfamilien lebten, und die man, wie es scheint, öfters auch fremden Nomaden-Stämmen unter gewissen Bedingungen einräumte: wie dies unter Andern mit den Juden der Fall war. Diese Nomaden wuchsen manchmal zu einer so großen Zahl an, daß sie Einfälle in die civilisirten Gegenden Egyptens zu machen wagten, und für die Unabhängigkeit und Cultur derselben verderblich zu werden drohten. Eine solche Gefahr, durch welche auch im Mittelalter mehrere Male das damals in Egypten bestehende mohammedanische Reich bedroht ward, hatte das egyptische Volk kurz nach Abraham's Zeit zu erleiden. Ein zahlreiches Hirtenvolk nämlich, welches Hykfos genannt wird, dessen Abstammung aber

unbekannt ist, eroberte damals Unter- und Mittel-Egypten, und hielt dieses Land mehrere Jahrhunderte hindurch besetzt. Erst nach einer so langen Zeit waren die Egypter im Stande, die Hykfos wieder aus ihrem Land zu vertreiben. Während der Herrschaft der Hykfos über Egypten, welche als die 17te Dynastie dieses Reiches bezeichnet wird, war Joseph nach Egypten gekommen. Unter der achtzehnten Dynastie führte Moses die Israeliten aus diesem Lande nach Kanaan zurück. Die Herrschaft dieser Dynastie ist die Blüthezeit der egyptischen Cultur.

Im 15ten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung herrschte der König Möris, welcher in verschiedenen Städten große Bauwerke errichtete, den Kanal aus dem Nil in die Ebene von Fayum anlegte, und den nach ihm benannten See mit diesem Flusse in Verbindung brachte. Der berühmteste der nachfolgenden Könige war Sesostris, wie die alten Griechen ihn nannten; sein eigentlicher egyptischer Namen dagegen scheint Ramses oder Rameſſes gewesen zu sein. Die Sage läßt diesen König große Eroberungszüge in das Innere von Äthiopien, nach dem fernen Osten von Asien, sowie in Europa bis an den Don und nach Thracien hin machen; und in den noch erhaltenen bildlichen Darstellungen auf egyptischen Denkmälern ist kein König so sehr und so häufig verherrlicht als Sesostris. Diese Kriegszüge sind jedoch höchst wahrscheinlich auf Äthiopien, Arabien und die Gegenden am persischen Meerbusen zu beschränken, da sonst nicht zu begreifen wäre, warum nicht in den Schriften des alten Testaments ihrer Erwähnung gethan wird. Sesostris soll auch sehr viele und große Bauwerke der verschiedensten Art in Egypten haben errichten lassen.

Ein späterer König, Rhampsinit, welcher etwa 1200 Jahre vor Christo lebte, verschönerte Memphis durch große Gebäude. Seine nächsten Nachfolger aber, die beiden Brüder Cheops und Chephren und des Ersteren Sohn Mycerinus, sind diejenigen egyptischen Könige, denen von den griechischen Geschichtschreibern die Erbauung der großen Pyramiden von Ghize zugeschrieben wird. Manche Alterthumsforscher halten jedoch dafür, daß unter jenen drei Namen Könige einer viel früheren Zeit zu verstehen seien; und sehr Viele sind neuerdings der Meinung, daß jene Pyramiden schon 2000 Jahre vor Christo oder gar noch viel früher

erbaut seien, und überhaupt die ältesten erhaltenen Werke von Menschenhand wären. Sie gründen diese Meinung darauf, daß in den nahe bei den Pyramiden befindlichen Felsengräbern Königsnamen gefunden werden, denen man in den überlieferten Listen der egyptischen Könige nicht begegnet, und daß auf der Sphinx sich eine hieroglyphische Inschrift befindet, welche aus der Zeit zwischen Möris und Sesostris herrühren soll. Übrigens wird das wirkliche Alter der Pyramiden wohl niemals sicher bestimmt werden können, weil sich an ihnen selbst weder irgend eine Inschrift, noch auch eine Spur von Bildhauerarbeit findet.

Die nächste Zeit der egyptischen Geschichte ist in Dunkel gehüllt, und wird nur hier und da durch die Berichte des alten Testaments erhellt. Innere Unruhen, Einfälle fremder Völker und die völlige Eroberung des Landes durch nubische und äthiopische Könige erschütterten und verwirrten das uralte Reich, welches um diese Zeit allmälig aufhörte isolirt dazustehen, und in eine fortdauernde Berührung mit den vorderasiatischen Reichen gerieth. Mit dem jüdischen König Salomo stand der gleichzeitige Beherrscher von Egypten anfangs in einer freundschaftlichen Verbindung, am Ende seiner Regierung aber wandelte sich dieses freundliche Verhältniß beider Reiche in Feindschaft um; denn es brach in Egypten eine Revolution aus, durch welche es dem Rebellen Scheschonk oder Schischack gelang, seinen König zu stürzen und sich selbst auf den Thron zu schwingen. Dieser neue König unterstützte den Jerobeam gegen Salomo's Sohn Rehabeam, brandschatzte das jüdische Land, bemächtigte sich auch der Stadt Jerusalem, und beraubte den dortigen Tempel aller seiner Kostbarkeiten (971 v. Chr.). Unmittelbar nach diesem König ist die egyptische Geschichte schon wieder dunkel und verwirrt. Unter Assa, dem dritten Beherrscher des Reiches Juda, erscheint zwar von Egypten her ein König Serach als Feind desselben in Judäa, und wird von ihm besiegt (947 v. Chr.); allein die Bibel nennt denselben einen Kuschiten, und da unter diesem Namen bald die arabischen Stämme auf beiden Seiten des rothen Meers, bald die Äthiopier verstanden werden, so ist es ungewiß, ob Serach ein äthiopischer König war, welcher Egypten erobert hatte, oder der Beherrscher eines zwischen Egypten und dem rothen Meer entstandenen Reichs.

Gegen die Mitte des achten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung unterwarfen die Äthiopier, unter der Anführung ihres Königs Sabako, sich das Land Egypten. Sabako, welcher in der Bibel So oder Seve heißt, herrschte von 765 bis 715 über dasselbe. Damals ward das Reich Israel durch die assyrischen Könige Tiglath Pileser und Salmanassar sehr bedrängt, und der israelitische König Hosea wandte sich an Sabako um Hülfe; dieser hatte aber keine Lust, sich mit dem mächtigen assyrischen Reich in Krieg einzulassen, und Israel erlag der Übermacht seiner Feinde. Dadurch wurden die Grenzen des assyrischen Reichs bis in die Nähe von Egypten vorgerückt, und diese beiden Staaten kamen nun nothwendiger Weise in eine fortdauernde feindliche Berührung mit einander. Nach dem Berichte eines griechischen Geschichtschreibers warfen die Egypter bei Sabako's Tod das äthiopische Joch wieder ab, und ein Mann aus der Priesterkaste, welcher Sethos genannt wird, bestieg bald nachher den egyptischen Thron, und behauptete ihn längere Zeit; nach viel wahrscheinlicheren anderen Berichten aber, die auch mit den Angaben der Bibel übereinstimmen, folgte Sabako's Sohn Sebichos seinem Vater in der Regierung nach, und nach dessen Tod bemächtigte sich der äthiopische König Tharak oder Thirhaka der Herrschaft von Egypten. Der Letztere, welcher zugleich Egypten, Äthiopien und die benachbarten Völker der Wüste beherrschte, gerieth mit Sanherib, dem damaligen Könige von Assyrien, in Krieg. Dieser wollte Egypten erobern, und rückte mit einem mächtigen Heere gegen dasselbe heran, Thirhaka aber zog ihm mit einer noch größeren Macht entgegen, und Sanherib, der in Palästina den größten Theil seines Heeres durch die Pest verlor, mußte unverrichteter Sache nach Assyrien zurückeilen.

In der nächsten Zeit, deren Geschichte wieder nicht im Zusammenhange erkannt werden kann, ward der äthiopische Königsstamm von den Egyptern verjagt; es entstand aber zugleich Anarchie im Lande und mit dieser eine Vielherrschaft, bis es zuletzt, um die Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr., einem der verschiedenen Beherrscher, Psammetich aus Saïs, gelang, die übrigen Fürsten zu verdrängen und eine neue, das ganze Land beherrschende Dynastie zu gründen. Die Griechen nannten die Zeit unmittelbar vor Psammetich die Dodekarchie oder Zwölf-Herrschaft, weil

das Land in zwölf verschiedene Theile mit eben so vielen Oberhäuptern zerfallen war. Einer der griechischen Geschichtschreiber erzählt von dieser Zeit Folgendes, was offenbar nur eine romanhafte Ausschmückung der einfachen Thatsache ist, daß Psammetich mit Hülfe fremder Söldnertruppen die andern Herrscher im Lande verdrängte. Die zwölf Fürsten verbanden sich nach dieser Erzählung zu einer gemeinschaftlichen Regierung, und erbauten zum Zeichen ihrer innigen Freundschaft das großartige, aus zwölf Palästen bestehende Labyrinth, welches Gebäude aber nach andern Berichten erst später von Psammetich allein, und nach noch anderen sogar schon viel früher errichtet wurde, und irgend einen andern Zweck, vielleicht blos den eines Staunen erregenden ungeheuren Werkes hatte. Ein Orakel sagte den Fürsten, daß derjenige von ihnen, welcher in einem gewissen Tempel aus einem ehernen Gefäße opfern würde, berufen sei Alleinherrscher zu werden. Nun feierten eines Tages die Zwölf ein gemeinsames Opferfest in jenem Tempel, und als der Oberpriester zu dem gewohnten Trankopfer jedem der Fürsten eine goldene Schale darreichte, waren aus Versehen nur elf Schalen in den Tempel gebracht worden. Da nahm Psammetich, welcher der Letzte war und deshalb leer ausging, seinen ehernen Helm vom Kopfe, und bediente sich desselben zur Opferspende. Die anderen Fürsten sahen in diesem Verfahren Psammetich's eine absichtliche Beziehung auf jenen Orakelspruch, beraubten ihn der Herrschermacht, und verbannten ihn in eine Gegend von Unter-Egypten. Er aber, entschlossen Rache zu nehmen, befragte deshalb ein Orakel, und erhielt die Antwort, daß eherne Männer aus dem Meere kommen würden, um ihn zu rächen. Dieser Spruch, den er anfangs nicht verstand, erhielt seine Erfüllung dadurch, daß einst griechische und karische Seeräuber, welche eherne Rüstungen trugen, in Unter-Egypten landeten. Psammetich erkannte in ihnen die Vollstrecker seiner Rache, warb sie durch glänzende Versprechungen für seinen Dienst, und besiegte an ihrer Spitze die andern elf Beherrscher des Landes.

Psammetich, der mit Hülfe fremder, in Bewaffnung und Tapferkeit den Egyptern überlegener Söldner die Herrschaft über Egypten erlangte, hielt sich auch nach dem Sturz seiner Gegner ein aus solchen Ausländern bestehendes Heer, welches ihm ganz

und gar ergeben war, und mit dem er seine neue Herrschaft befestigte. Darüber aufgebracht, wanderte ein großer Theil der einheimischen Krieger aus, und ließ sich in Äthiopien nieder. Psammetich's Regierung ist besonders dadurch merkwürdig, daß er gegen die seitherige Gewohnheit der Egypter, welche sich von dem Verkehr mit der übrigen Welt so viel als möglich abgeschlossen hatten, und Fremde nur ungern in ihrem Lande sahen, den Zutritt der Fremden erleichterte und beförderte. Er suchte besonders den Handel mit den rüstigen und gewerbthätigen Griechen zu beleben, und so die Vorzüge, welche diese vor den Egyptern voraus hatten, auch seinem Volke zu verschaffen. Übrigens strebte Psammetich auch nach der Erweiterung seines Reiches gegen die asiatische Seite hin. Er griff zu diesem Behufe die Philister an, konnte sie aber erst nach einem sehr langen und hartnäckigen Kampfe besiegen. Unmittelbar nachher wurde er durch den Tod an der weiteren Verfolgung seines Planes gehindert.

Ihm folgte 617 v. Chr. sein Sohn Necho nach, ein König, der seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erweiterung des Handels und auf Eroberungen richtete. Er schuf wieder eine egyptische Seemacht, und machte des Handels wegen auch den Versuch, das rothe Meer durch einen Kanal mit dem mittelländischen zu verbinden. Der von ihm angelegte Kanal, welcher aus dem oberen Theile des östlichen Nil-Arms nach dem Hintergrunde des rothen Meeres gehen sollte, wurde nicht vollendet; der Grund, warum Necho das begonnene Werk wieder aufgab, ist unbekannt. Necho setzte die von seinem Vater begonnene Unternehmung zur Erweiterung des Reichs mit dem größten Eifer fort. Er zog zur Eroberung des babylonischen Reichs aus, schlug unterwegs den jüdischen König Josua, der ihn auf seinem Marsche aufzuhalten versuchte, in einer Schlacht bei Megiddo (611 v. Chr.), und zwang ihn, dem egyptischen Reiche tributpflichtig zu werden. Gegen die Babylonier war er anfangs glücklich: er unterwarf sich den ganzen Landstrich von Palästina an bis zum Euphrat; im Jahre 604 aber wurde er bei Karchemisch am Euphrat von Nebukadnezar total geschlagen. In Folge dieser Niederlage gingen alle gemachten Eroberungen wieder verloren, und Necho's Reich war am Ende seiner Regierung auf die Grenzen Egyptens beschränkt.

Necho's Nachfolger und Sohn, Psammis oder Psammetich II., welcher von 594 bis 588 v. Chr. regierte, unternahm

einen Zug nach Äthiopien, von welchem nichts Näheres gemeldet wird, der aber nicht gerade glücklich gewesen sein kann, weil keine Spur eines errungenen Vortheils wahrgenommen wird. Sein Sohn Apries dagegen, welcher von 588 bis 563 regierte, nahm wieder Psammetich's und Necho's Plan auf. Er wandte seine Waffen gegen die Phönicier, und war im Kampfe mit ihnen auch glücklich. Allein seine kriegerischen Unternehmungen, seine Willkür und Grausamkeit und seine Begünstigung der Fremden, die einen großen Theil des Heeres bildeten, erweckten allgemeine Unzufriedenheit in Egypten; und als er die im Westen dieses Landes gelegene griechische Kolonie Cyrene angriff und dabei eine Niederlage erlitt, fiel der egyptische Theil seines Heeres von ihm ab und rief den Amasis, einen der Generale, zum König aus. Es kam zwischen Beiden zu einer Schlacht, in welcher die dem Apries allein treu gebliebenen fremden Söldner zwar sehr tapfer fochten, zuletzt aber doch der Übermacht der egyptischen Truppen erlagen. Apries selbst gerieth in Gefangenschaft. Amasis, welcher mit seinem Gefangenen alsbald nach Saïs der damaligen Residenz, zog, hatte zwar die Absicht, ihn am Leben zu lassen, und behandelte ihn in der Gefangenschaft königlich; allein er mußte zuletzt dem Ungestüm des gegen Apries aufs höchste erbitterten Volks nachgeben. Der gestürzte König wurde dem Pöbel der Hauptstadt ausgeliefert und von diesem erwürgt. In jener Zeit, wahrscheinlich während des Kampfes zwischen Apries und Amasis, war Egypten von dem König Nebukadnezar erobert und auf kurze Zeit den Babyloniern unterworfen worden. Das rasche Sinken der babylonischen Macht, welches mit dem Tode jenes Königs begann, rettete damals die Egypter vor dem bleibenden Verluste ihrer politischen Selbstständigkeit.

Amasis, welcher, wie die Könige der von ihm gestürzten Dynastie, zu Saïs residirte, regierte von 563 bis 525 v. Chr. Er stellte die in der letzten Zeit wankend gewordene und durch die gewaltsame Thronveränderung noch mehr erschütterte Ordnung wieder her, leitete mit kräftiger Hand die Verwaltung des Landes, und nahm gleich seinen nächsten Vorgängern bald wieder griechische Söldner in Dienst, weil er, wie jene, wohl einsah, daß die Griechen weit bessere Kriegsleute waren als die egyptische Kriegerkaste. Er suchte auch den Handel auf jede Weise zu beleben, schloß zu diesem

Behufe Bündnisse mit verschiedenen griechischen Staaten, und beförderte den Verkehr mit den Griechen mehr, als irgend einer der früheren Könige Egyptens; denn er gestattete ihnen nicht nur bleibende Niederlassungen im Lande zum Zwecke des Handels, sondern erlaubte ihnen auch, sich eigene Tempel in Egypten zu erbauen und daselbst öffentlich ihren Gottesdienst zu halten. Ja, er machte sogar einigen Tempeln in Griechenland kostbare Geschenke, und gab namentlich zur Wiederherstellung des berühmten Tempels zu Delphi eine sehr bedeutende Unterstützung. Unter seinen griechischen Verbündeten ist keiner berühmter geworden, als Polykrates, der Beherrscher der Insel Samos. Dieser war in allen seinen Unternehmungen so unausgesetzt vom Glücke begünstigt, daß sein Freund Amasis darüber in Sorgen gerieth. Im Gedanken an die Unsicherheit aller menschlichen Dinge und in der Überzeugung, daß kein Mensch beständig glücklich sein könne, und daß, je größer sein Glück wäre, um so härter nachher das unausbleibliche Unglück ihn treffe, bat Amasis den Polykrates, sich selbst einen Schmerz zuzufügen, um so gleichsam das neidische Schicksal zufrieden zu stellen und sich den Wechsel von Leid und Freud zu schaffen, aus welchem das Leben nothwendiger Weise bestehen müsse. Polykrates befolgte den gegebenen Rath, und warf den größten seiner Schätze, einen kostbaren Ring, in das Meer. Wenige Tage nachher machte ein Fischer dem Polykrates einen besonders schönen Fisch, den er gefangen hatte, zum Geschenk, und als dieser für die fürstliche Tafel zubereitet wurde, fand sich in ihm jener Ring. Polykrates glaubte hierin eine besondere Gunst der Götter, deren er sich zu erfreuen habe, erkennen zu müssen, und schrieb in diesem Sinne einen Brief an Amasis, in welchem er ihm das Ereigniß erzählte. Amasis aber erschrack hierüber noch mehr, und hielt sich gerade wegen dieses Übermaßes von Glück überzeugt, daß Polykrates später ein um so größeres Unglück erleiden müsse. Er kündigte dem Polykrates sogleich die Freundschaft auf, um, wie der diese Geschichte erzählende griechische Schriftsteller Herodot sagt, sich selbst vor dem Schmerze zu bewahren, den er würde empfinden müssen, wenn Polykrates bei dem einst über ihn einbrechenden Unglücke noch sein Freund wäre. Auch blieb der Tag des Unglücks für den Beherrscher von Samos nicht aus: ein Perser beraubte ihn bald nachher durch List

seiner Herrschaft, und ließ ihn erwürgen. Obgleich der Geschichtschreiber Herodot, der in des Polykrates Schicksal mit Recht ein auffallendes Beispiel der Unbeständigkeit des Glückes erkannte, den Amasis aus einem rein menschlichen Grunde sein Bündniß mit jenem Manne lösen läßt, so bewog den egyptischen König doch gewiß irgend eine andere, in den politischen Verhältnissen liegende und uns unbekannte Rücksicht dazu.

Egypten befand sich, nach allen Berichten, unter des Amasis Regierung in einer glücklichen Lage; sein Wohlstand nahm sehr zu, und Amasis wurde durch denselben in den Stand gesetzt, einige Städte des Landes, besonders Memphis und Saïs, mit neuen großartigen Bauwerken zu schmücken und mehrere Tempel durch neue Statuen zu verherrlichen. Allein auch Egypten sollte den Wankelmuth des Glückes und den raschen Wechsel menschlicher Dinge erfahren; denn noch unter Amasis brach der Sturm los, welcher dieses Land seiner Unabhängigkeit beraubte. In Asien war während der Regierung des Amasis das große persische Reich durch Cyrus gegründet worden, und der zweite Beherrscher desselben, Kambyses, hatte kaum den Thron bestiegen, als er auch Egypten seinem Scepter zu unterwerfen beschloß. Amasis selbst entging durch den Tod der drohenden Gefahr; aber noch ehe er starb, hatte Kambyses bereits die Rüstungen zum egyptischen Kriege beendigt, und sechs Monate nach des Amasis Tode war Egypten eine persische Provinz. Die Phönicier, wahrscheinlich auf den blühenden Handel der von Amasis begünstigten Griechen eifersüchtig, Polykrates von Samos und die Bewohner von Cypern, welche Amasis früher unterworfen hatte, schlossen sich bereitwilligst an seine Feinde an und unterstützten die Perser mit ihrer Flotte. Ein General der griechischen Soldtruppen, welchen Amasis beleidigt hatte, entfloh zu Kambyses, und war vermittelst seiner Kenntniß der egyptischen Verhältnisse den Persern bei der Entwerfung des Feldzug-Planes behülflich.

Psammenit, Amasis' Sohn, bestieg den Thron gewissermaßen nur, um ihn an die Perser zu verlieren; denn kaum sechs Monate nach seines Vaters Tode war er ein Gefangener des persischen Königs (525 v. Chr.). Die Perser zogen zu Lande gegen Egypten, und Psammenit hatte deshalb an der östlichen Grenze bei der

Stadt Pelusium ein Lager aufgeschlagen. Hier kam es, sobald die Perser erschienen waren, unter der Anführung der beiderseitigen Könige zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Egypter nach einem langen und hartnäckigen Kampfe geschlagen wurden. Noch siebenzig Jahre nachher sah der griechische Geschichtschreiber Herodot das Schlachtfeld mit den Gebeinen der in jener Schlacht Gefallenen bedeckt. Unter diesen glaubte er die Schädel der Perser durch ihre Gebrechlichkeit von den steinharten Köpfen der Egypter unterscheiden zu können; und man erklärte ihm dies daher, daß die Perser stets eine Kopfbedeckung trügen, in Egypten aber die untere Volksklasse von früher Jugend an das Haupthaar schöre, und den Kopf der Luft und den Sonnenstrahlen aussetzete. Das geschlagene egyptische Heer zog sich nach Memphis zurück, diese Stadt wurde aber bald von Kambyses erobert, und der egyptische König gerieth mit seinem Heere in persische Gefangenschaft. Die Egypter hatten vor der Einnahme der Stadt einen an sie abgeschickten persischen Unterhändler sammt der Bemannung des Schiffes, in welchem er angekommen war, ermordet, und es ist wohl möglich, daß, wie berichtet wird, zur Strafe dafür, in Folge eines Spruchs der persischen Heeresrichter, eine große Zahl junger Egypter in Memphis hingerichtet wurde. Der König Psammenit ward von Kambyses auf die schonende Weise behandelt, mit welcher die Perser der älteren Zeit stets besiegte Fürsten zu behandeln pflegten; er erhielt eine Herrschaft in der Nähe der persischen Stadt Susa, und durfte sich sechstausend Egypter auswählen, um sie zu seiner Gesellschaft dahin mitzunehmen. Nach einem anderen Berichte, der aber viel unwahrscheinlicher ist, hätte Psammenit ein hartes Loos zu erdulden gehabt. Es heißt nämlich, auch sein einziger Sohn sei mit jenen jungen Egyptern hingerichtet worden; Psammenit habe ihn gefesselt an seinem Hause vorüberführen sehen, aber keine Thräne vergossen. Ebenso seien seine Augen ohne Thränen geblieben, als seine Tochter in Sklaventracht jammernd vor seinem Fenster vorübergegangen wäre, um Wasser zu tragen. Als er aber einen ihm befreundeten greisen Egypter, aller seiner Habe beraubt, habe Almosen betteln sehen, da sei er in einen Strom von Thränen ausgebrochen, und habe laut jammernd das Schicksal seines Freundes beweint. Kambyses, davon benachrichtigt, heißt es weiter, habe den Psammenit

um den Grund dieses sonderbaren Verhaltens befragen lassen, und von ihm die Antwort erhalten, daß er nur über das Unglück eines Freundes habe weinen können, daß aber sein Schmerz über das Schicksal seiner Kinder für Thränen zu groß gewesen sei. Da habe Kambyses Mitleid empfunden und seitdem den Psammenit nicht allein freundlich behandelt, sondern sogar zu seinem Statthalter in Egypten gemacht; Psammenit aber habe alsbald eine Verschwörung angezettelt, und deshalb den Tod erleiden müssen.

Auch viele andere barbarische Handlungen wurden später von den Egyptern dem persischen König Schuld gegeben. Namentlich soll er eine Menge Tempel und Gräber beraubt und zerstört, und die religiösen Vorstellungen und Gebräuche der Egypter verhöhnt haben. Allein diese Erzählungen sind offenbar theils erdichtet, theils übertrieben, und rühren wohl meistentheils von dem großen, auch noch lange nach Kambyses' Tod fortlebenden Hasse der Egypter gegen ihn her. Unter Andern soll Kambyses in Saïs das Grab des Amasis haben öffnen und seine Leiche herauswerfen lassen. In ebenso barbarischer Weise soll er, als einst, bei seiner Rückkehr von einem unglücklichen Zuge in die Wüste, das Volk in Memphis gerade ein Freudenfest über die Geburt eines heiligen Stiers feierte, den Stier spottend erstochen, die Bürger mishandelt und über die Priester die Strafe der Geißelung verhängt haben. Kambyses wollte auch die Oase Siwah oder Ammonium unterwerfen, und schickte deshalb einen Theil seines Heeres dahin ab; dieser verirrte sich aber in der Wüste, und kam bis auf den letzten Mann um, ohne daß man erfuhr wie. Kambyses selbst zog mit den meisten übrigen Truppen nach Äthiopien, um einen dortigen Negerstaat sich zu unterwerfen, es ging ihm aber nicht viel besser; denn das Heer hatte den mitgenommenen Proviant schon nach wenigen Tagen aufgezehrt, man lebte hierauf von dem Fleisch der Zugthiere und von Gräsern und Wurzeln, und schon fing ein Theil des Heeres an, einzelne Soldaten auszulosen, um sie zu schlachten, als Kambyses seinen Plan aufgab und nach Egypten zurückeilte.

Egypten blieb eine persische Provinz, bis zwei Jahrhunderte später Alexander der Große den Osten der Welt umgestaltete, und nun auch dieses Land unter einer Dynastie griechischer

Könige wieder auf längere Zeit frei ward. Das alte egyptische Wesen erhielt sich zwar durch die Zeit der persischen Herrschaft hindurch und sogar noch lange nachher, aber es erlangte seine frühere Bedeutung nicht wieder. Egypten war einer jener Staaten der Urzeit gewesen, in welchen die Völker nur durch priesterliche Pflege entwickelt wurden; allein ein neues Zeitalter der Welt hatte begonnen, und in ihm konnte nur das aufblühen und gedeihen, was seinem Geiste angemessen war. Die Grundsätze und Formen, welche eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch in Egypten gewaltet hatten, paßten nicht in den Geist der neuen Zeit, und darum blieb die uralte Cultur dieses Landes das, was sie seit der Eroberung durch die Perser geworden ist — eine nur noch für die Belehrung der Geschichte lebende Trümmer-Masse. —

Der wesentlichste Charakterzug des egyptischen Staats war, wie der der meisten Urstaaten, die Priesterschaft und das Kasten-Wesen. Die Zahl der Kasten, in welche das egyptische Volk zerfiel, wird zwar verschieden angegeben; es ist aber als gewiß anzunehmen, daß vier Haupt-Kasten in Egypten bestanden, und daß alle anderen Stände-Unterschiede nur Unterabtheilungen derselben waren. Die beiden ersten und vornehmsten Kasten waren die der Priester und der Krieger; die beiden letzten umfaßten die ganze arbeitende Klasse der Egypter, ohne daß man angeben kann, wie dieselbe in diese beiden Kasten vertheilt war, weil hierüber die Berichte der alten Schriftsteller sich widersprechen. Die Priesterkaste war die angesehenste von allen, und beherrschte durch ihren überwiegenden Einfluß das ganze Volk. Ihr gehörten alle Priester und jede Art von Dienern der Religion an. Sie war allein im Besitz aller Religionsgeheimnisse, aller Wissenschaften und selbst des Schlüssels zu allen Künsten und Gewerben. Sie hatte das ganze bürgerliche Leben auch dadurch in ihrer Gewalt, daß aus ihr allein die Richterstellen besetzt wurden, daß die Priester den höchsten Rath des Königs bildeten, und daß sie in allen Zweigen der Verwaltung die obersten Ämter bekleideten. Auch der König mußte gleich bei seiner Thronbesteigung ein Mitglied der Priesterkaste werden. Die Priesterkaste hatte endlich eine ganz unabhängige Stellung im Staate, indem sie abgabenfrei und im Besitz besonderer Ländereien war, welche ein Drittel des gesammten egyptischen Culturbodens betragen

haben sollen. Das Haupt der Kaste war der Oberpriester, nächst dem König die angesehenste Person im Lande. Es gab verschiedene Kollegien von Priestern, und die vornehmsten derselben waren die von Theben, Memphis und Heliopolis, aus welchen auch stets die höchsten Richter des Landes genommen werden mußten. Die Mitglieder der Priesterkaste zerfielen in viele Abtheilungen von vornehmerer und geringerer Art, welche nach den Gottheiten, in deren Dienst die einzelnen Mitglieder standen, und nach den besonderen Beschäftigungen derselben sich von einander unterschieden. Außerdem gab es aber auch für die geheimen Religionslehren viele Stufen der Erkenntniß, welche jeder Priester nur nach einander beschreiten durfte, und nach denen deshalb ebenfalls eine Verschiedenheit des Ansehens unter den Mitgliedern der Priesterkaste bestand. Zu der höchsten Stufe der Erkenntniß gelangten immer nur Wenige. In diese Religionsgeheimnisse wurde stets auch der König bei seiner Thronbesteigung eingeweiht. Außer ihm ward niemand aus einer andern Kaste mit denselben bekannt gemacht; nur in der späteren Zeit kamen Ausnahmen vor, aber auch dann ließ man einen Laien blos zu den unteren Graden zu. Übrigens gab es, was früher zweifelhaft war, durch neuere Forschungen aber zur Gewißheit erhoben ist, auch Priesterinnen, und diese wurden aus der Priesterkaste oder aus der königlichen Familie genommen. Die Priester der einzelnen Gottheiten hatten in den Tempelgebäuden ihre Wohnung, und waren insgesammt manchen Pflichten unterworfen, welche nur für die Mitglieder ihrer Kaste vorgeschrieben waren. So war z. B. Reinlichkeit ihre wichtigste äußere Tugend, und sie durften deshalb keine wollenen Stoffe tragen, und mußten durch häufiges Rasiren alle Haare von ihrem Körper entfernen, weswegen denn auch die Priester auf den egyptischen bildlichen Darstellungen stets an ihrem nackten Scheitel und Gesicht zu erkennen sind.

Die Kriegerkaste war dem Range nach der erste Stand nach den Priestern. Sie hatte in Egypten ein größeres Ansehen, als sonst der Kriegerstand in Priesterstaaten zu haben pflegte, weil Egypten, als ein reiches und von armen Landstrichen und uncivilisirten Völkern umgebenes Land, beständigen Raubangriffen ausgesetzt war. Die Kriegerkaste war nur von dem König abhängig, und gab dadurch diesem eine Macht in die Hand, ohne welche der-

selbe durchaus nur ein Werkzeug der Priester gewesen sein würde. Auch die Kriegerkaste war frei von Abgaben, und besaß Ländereien, welche unter die einzelnen Familien derselben vertheilt waren. Außerdem sollen die Männer dieser Kaste im Kriege noch einen besonderen Sold erhalten haben. Nach den Angaben griechischer Schriftsteller belief sich die Zahl der Krieger auf mehr als 400,000, von welchen aber im Frieden nur etwa 180,000 im Durchschnitt unter den Waffen waren. Diese bildeten die Besatzung in einigen Städten und in den Grenzfestungen, wechselten öfters ihre Garnison, und wurden nach einer gewissen Zeit im Dienste abgelöst. Das Land war in militärischer Hinsicht in zwei Theile getheilt, und die Krieger wurden, je nach ihrer Ansiedelung in dem einen oder dem andern, Kalasirier und Hermotybier genannt. Oberanführer im Kriege war in der Regel der König selbst, Generale waren die Prinzen und einzelne Vornehme der Kriegerkaste. Außer den Mitgliedern der Kriegerkaste hob man bei größeren Kriegen auch aus den unterworfenen Ländern Truppen aus. Das Heer bestand aus Fußgängern und Wagenkämpfern. Reiter kommen in den unzähligen Abbildungen egyptischer Truppen auf den alten Denkmalen nicht ein einziges Mal vor, wiewohl man sich der Pferde zum Reiten bediente und die egyptischen Pferde wegen ihrer Trefflichkeit in der älteren Zeit sogar außerhalb des Landes berühmt waren. Da indessen in dem alten Testament und in andern Schriften der egyptischen Reiter öfters Erwähnung geschieht, so muß man annehmen, daß auch diese Truppe im alten Egypten gebräuchlich war, wiewohl sie nur eine untergeordnete Bedeutung gehabt haben kann. Der Kern des Heeres waren die Bogenschützen, welche theils zu Fuß, theils zu Wagen kämpften. Die Kriegswagen waren zweiräderig und nur zum Stehen eingerichtet. Die Waffen bestanden aus Panzer, Schild, Helm, Schwert, Lanze, Wurfspeer, Streitart, Keule und Schleuder, die Kriegsmusik aus Trompeten und Trommeln. Auch Fahnen und Standarten hatte das Heer; die Zeichen derselben waren von sehr verschiedener Art.

Die Volkskasten, wie man die beiden übrigen Kasten nennen kann, waren der gehorchende und die Abgaben zahlende Theil des Staats. Sie enthielten den Handelsstand und die gesammte arbeitende Klasse, von den Ackerbauern an, welche das in Egypten

am meisten geachtete Gewerbe trieben, bis zu den Hirten, deren Geschäft für das niedrigste von allen galt, und unter denen die Schweinehirten am meisten verachtet waren. — Man hatte auch Sklaven, und zwar sowohl weiße als schwarze; und nicht nur die Kriegsgefangenen geriethen in Sklaverei, sondern es wurde, wie die Geschichte Joseph's zeigt, auch eigentlicher Sklavenhandel getrieben. Unterworfene Völker wurden meistens als Leibeigene des Staats angesehen, und häufig im Dienste desselben als Arbeiter beschäftigt.

Die Kasten-Einrichtung wurzelte im egyptischen Volke so fest, und war mit den Ansichten und Gewohnheiten desselben so innig verschmolzen, daß sie sich auch nach dem Untergang der Selbstständigkeit Egyptens noch Jahrhunderte lang erhielt. Hatte sie sich ja doch schon vorher, ungeachtet der öfteren Zwiste zwischen den beiden oberen Kasten und dem König, beständig erhalten! Einmal namentlich war es in früherer Zeit sogar zu einem blutigen Kampfe zwischen den Kriegern und den Priestern gekommen, weil die Letzteren sich die weltliche Herrschaft angemaßt hatten; und unter Psammetich wanderte ein großer Theil der Kriegerkaste aus, weil dieser König seine Herrschaft auf fremde Truppen stützte.

An der Spitze des Staats stand ein König, welcher der Kriegerkaste angehörte, bei seiner Thronbesteigung aber in die Priesterkaste aufgenommen wurde. Er war das Oberhaupt zugleich des Staats und der Religion; denn Beides war in Egypten nie von einander getrennt. Der Thron war erblich, und der König hatte dem Anschein nach eine unumschränkte Gewalt; allein da er stets von Priestern als seinen höchsten Beamten umgeben war, und da die Sitten, Gewohnheiten und alten Gesetze des Landes von dem gesammten Volk als heilige, durch das Gebot der Götter bestehende Einrichtungen angesehen wurden, so war der Willen des Herrschers sehr gebunden. Ja, ein Theil jener alten Gesetze erstreckte sich sogar auf das Privatleben des Königs: seine Beschäftigungen wie seine Vergnügungen waren durch dieselben für jeden Tag und jede Stunde vorgeschrieben; nicht einmal die tägliche Speise hing von seiner Wahl ab, und der Wein, welcher im alten Egypten gern und von jedermann getrunken wurde, war dem Könige entweder ganz verboten oder doch nur in geringem Maße er-

laubt. Die königliche Gewalt war also in Wirklichkeit sehr beschränkt. Allein in Folge anderer eigenthümlicher Verhältnisse des Landes konnte ein kräftiger Regent sich leicht eine größere und selbstständigere Macht verschaffen. Die Kriegerkaste war nämlich nicht den Priestern, sondern dem König untergeben, und die Nachbarschaft roher Völker machte öfters Kriegszüge nöthig. Wenn nun ein König als glücklicher Führer im Kriege die zweite Kaste ganz für sich gewann, so konnte er, auf diese gestützt, den Einfluß und die Macht der Priester brechen und willkürlicher herrschen. War ja doch zu Joseph's Zeit der egyptische König so wenig von der Priesterschaft und den alten Gewohnheiten des Landes abhängig, daß er einen Fremden zu seinem Minister machen konnte!

Der König wurde, wie überall im Orient, von Allen mit der größten Ehrerbietung behandelt, und bei seiner Thronbesteigung auf eine sehr feierliche Weise in seine Würde eingesetzt. Eine besondere Tracht, der Hirtenstab und der über ihn gehaltene Fächer von Straußfedern waren die Haupt-Abzeichen seiner Würde. In den Malereien und Sculpturen, sowie auf den königlichen Bannern wurde dieselbe durch das Bild des Habichts und der Weltkugel allegorisch dargestellt; dies war eigentlich das Emblem der Sonne, und sollte andeuten, daß, wie die Sonne am Himmel, so der König auf der Erde der höchste Herrscher sei. Daher rührt auch der in der Bibel so häufig vorkommende Namen Pharao, welcher eigentlich Phra lautete, und in der egyptischen Sprache so viel als Sonne bedeutete. Der königliche Palast war in der Nähe eines Tempels und mit demselben verbunden. Obgleich er aus schönen und vielen Gebäuden bestand, so war er doch nicht so prachtvoll, als die für die königlichen Leichen bestimmten Wohnungen. Die Ehre des Königs im Tode beschränkte sich übrigens nicht allein auf die glänzende Ausschmückung seiner Leiche und seines Grabes, sondern es wurde auch 72 Tage lang eine Landestrauer gehalten, während welcher alle Tempel geschlossen waren und das ganze Volk Trauerzeichen trug, Gebete verrichtete, und sich des Genusses von Fleisch und Wein enthielt. Ein sehr merkwürdiger Gebrauch fand am Ende dieser Trauerzeit Statt. Die einbalsamirte Leiche des Königs wurde nämlich am Eingang seines Grabmales aufgestellt. Hier hielt ein Priester vor dem versammelten Volke eine Lobrede auf

ihn. Wenn nun das Volk mit der Regierung des Verstorbenen unzufrieden gewesen war, und das Lob desselben mit Murren aufnahm, so wurde der König der Ehre eines königlichen Grabes verlustig, und konnte gleich einem Manne aus dem Volk nur in einem gemeinen Grabe bestattet werden.

Die Verwaltung des Landes geschah auf eine sehr einfache Weise. Dasselbe war in eine Anzahl sogenannter Nomen oder Districte eingetheilt, und über jeden von diesen war ein Beamter gesetzt, welcher alle Regierungsangelegenheiten zu leiten hatte. Die Nomen zerfielen wieder in kleinere Theile, an deren Spitze ebenso Beamten von geringerem Ansehen standen. Wie es in Egypten sich mit der Gesetzgebung verhielt, ist nicht bekannt; sie scheint übrigens höchst selten erneut worden zu sein oder Zusätze erhalten zu haben. Von den Gesetzen selbst wird uns manches gemeldet, was die eigenthümlichen Ansichten der alten Egypter über das Recht zu erkennen gibt. Ein Hauptgrundsatz der egyptischen Gesetzgebung bestand darin daß man einem Verbrecher die Möglichkeit sein Vergehen zu wiederholen nehmen müsse. Deshalb wurden z. B. die Verfälscher von Papieren und die Falschmünzer mit dem Verlust beider Hände, als der Werkzeuge ihres Verbrechens, bestraft, und wenn jemand dem Feinde Staatsgeheimnisse verrieth, so wurde ihm die Zunge abgeschnitten. Ein anderer Grundsatz war der, daß man Verbrechen verhindern müsse, und daß jeder, der dies unterlasse, strafbar sei. Dem gemäß wurde jeder, der einen Mord begehen sah und ihn nicht zu hindern suchte, mit derselben Strafe wie der Mörder belegt; ferner hatte jedermann nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht, ein Verbrechen, welches vor seinen Augen begangen wurde, zur Anklage zu bringen, und wer dies unterließ, wurde mit Ruthen gepeitscht und mußte drei Tage lang fasten. Dagegen erlitt der falsche Ankläger dieselbe Strafe, welche auf das von ihm zur Anklage gebrachte Verbrechen gesetzt war. Eine dritte Eigenthümlichkeit der egyptischen Gesetzgebung bestand darin, daß man einen Verbrecher auch noch im Tode anklagen konnte, und daß jeder, welcher dann noch eines Verbrechens überführt wurde, die Ehre des Begräbnisses verlor. Ferner wurde der Mord nach den egyptischen Gesetzen härter bestraft, als nach den griechischen und römischen; denn selbst die Tödtung eines Sklaven, wenn sie mit

Vorbedacht geschah, mußte mit dem Leben gebüßt werden. Ausgenommen war der Kindermord; Eltern, welche ihr Kind umbrachten, wurden blos damit bestraft, daß sie drei Tage und drei Nächte hindurch die Leiche ihres Kindes im Arme halten mußten, wobei Soldaten sie bewachten. Man scheint bei dieser Ausnahme von dem Gedanken ausgegangen zu sein, daß, wer einem Wesen das Leben gegeben habe, durch die Tödtung desselben nicht eben so schuldig werde, als durch die Ermordung eines anderen Menschen. — Die gerichtlichen Verhandlungen im alten Egypten zeichneten sich durch die sonderbare Einrichtung aus, daß zwar der Kläger und Angeklagte denselben beiwohnten, aber nichts sprechen durften, sondern daß der Erstere seine Anklage schriftlich einreichte, und der Letztere ebenso seine Vertheidigung vor Gericht niederschrieb und übergab, worauf dann der Urtheilsspruch erfolgte.

Die Lebensweise des gemeinen Volks war einfach und dem Klima angemessen. Das gewöhnliche Brod, von welchem man neuerdings noch einiges in Gräbern gefunden hat, war aus dem Durrah oder der Moorhirse bereitet. Außerdem hatte man auch Brod von anderen Getraidearten und von dem Samen des Lotus, einer Sumpfpflanze, von welcher auch die Wurzel gegessen ward, und deren Blume ihres Duftes wegen sehr beliebt war. Sonst bestand die Nahrung hauptsächlich in Fleisch von verschiedener Art, in Obst und in einer großen Zahl von Küchengewächsen; Schweinefleisch war verboten. Wein wurde von den vornehmeren Klassen viel getrunken; auch hatte man ein aus Gerste bereitetes Bier. Das gewöhnliche Getränke war das Nil-Wasser, welches noch jetzt für ein sehr gesundes Wasser gilt, und das die Egypter für die Zeit der Ueberschwemmung, wo der Fluß durch Schlamm getrübt war, in besonderen Gefäßen einsammelten. Die Wohnungen der höheren Stände waren zum Theil sehr prachtvoll ausgeschmückt und mit den mannichfaltigsten Möbeln versehen; und nach den Darstellungen, welche sich auf den Denkmälern finden, hatten die Egypter auch große und schön angelegte Lustgärten.

Die Frauen hatten eine unabhängigere und freiere Stellung, als sonst im Orient; doch war die Vielweiberei erlaubt, obgleich sie nur selten vorkam. Auch erschienen die Frauen, gegen die vorherrschende Sitte des Orients, mit den Männern in Gesellschaft.

Die Religion der Egypter war ihrem ursprünglichen Wesen nach eine sehr einfache Lehre. Sie bestand in dem Glauben an ein einziges, unsichtbares höchstes Wesen, und die vielen Götter, welche man verehrte, waren eigentlich nichts Anderes als die Personification der verschiedenen Eigenschaften und Äußerungen jenes Wesens. Alles war also in dieser Religion sinnbildlich. So sahen dieselbe aber nur die wenigen Priester an, welche in die Erkenntniß des eigentlichen Wesens der egyptischen Religion eingeweiht waren. Die große Masse des Volkes dagegen glaubte an die wirkliche Existenz aller jener Götter, hielt die von ihnen erzählten Mythen, welche eigentlich auch nur allegorische Darstellungen der Glaubenslehren hatten sein sollen, für buchstäblich wahr, und hatte somit einen reinen Götzendienst. Da die Priester absichtlich die Wahrheit von dem Volke fern hielten, so entwickelte sich daraus der ärgste Aberglauben. Dazu kam noch, daß die Vorstellungen von dem Leben nach dem Tode das Volk in der Erfüllung seiner Religionsgebräuche sehr ängstlich machten, daß es dadurch immer abergläubiger wurde, und daß so die egyptische Religion zuletzt in einen Unsinn ausartete, der selbst heidnischen Völkern der Vorzeit ein Gräuel war, und in welchem die ursprüngliche reinere Quelle sich kaum noch entdecken ließ. In Betreff des Lebens nach dem Tode glaubten die Egypter an eine Seelenwanderung. Nach ihrer Ansicht nämlich hat jede menschliche Seele vor der Geburt die verschiedenen Gattungen von Land-, Wasser- und Luft-Geschöpfen durchwandert; nach dem Tode aber kommt sie in die Unterwelt, Amenthi genannt, und wird hier von Osiris, dem Gott derselben, gerichtet. Wenn sie rein und gut befunden wird, so gelangt sie in eine schönere Welt, in welcher sie ungestört glücklich lebt; ist sie aber mit Sünden belastet, so wird sie an einem höllischen Orte mit Qualen bestraft, kommt hierauf in den Leib eines Thieres, und muß mindestens 3000 Jahre lang wieder die verschiedenen Thierarten durchwandern; dann aber kehrt sie zur Menschheit, und zwar in ihren eigenen früheren Leib zurück.

Das höchste Wesen, dessen Attribute und Eigenschaften, nach der Geheimlehre der Priester, durch die vielen von den Egyptern verehrten Götter dargestellt wurden, hatte bei den Egyptern keinen Namen, und wurde unter keiner Gestalt gedacht. Die übrigen aber zerfielen in acht große und viele kleinere Götter, und außerdem ver-

ehrte man noch besondere Schutzgötter von Städten, Gegenden Monaten und Tagen.

Auch gab es einen Gott des Bösen: sein Name war Typhon. Von allen Gottheiten waren Isis und Osiris diejenigen, welche am meisten und in allen Städten verehrt wurden, und sie sind deshalb auch außerhalb Egypten die berühmtesten geworden. Über die Erklärung des Wesens der einzelnen Götter waren schon die Schriftsteller des Alterthums verschiedener Meinung: so hielt man z. B. Osiris und Isis bald für Sonne und Mond, bald für Sonne und Natur, bald für die Personification des fruchtbringenden Nil-Wassers und der Erde. Erschwert wird die sichere Erkenntniß des Wesens der einzelnen Götter namentlich dadurch, daß die alten Egypter oft den Charakter und die Attribute der einen Gottheit auf eine andere übertrugen.

Die Tempel waren gewöhnlich mehreren Göttern zugleich gewidmet, und die egyptischen Götter zerfielen somit in viele Gruppen. Diese waren in den einzelnen Städten verschieden.

Die allgemeinen Kennzeichen oder Attribute der Götter, welche in der bildlichen Darstellung derselben selten fehlten, waren das Scepter, der sogenannte Nil-Schlüssel und bei männlichen Göttern eine aufwärts gerichtete Bartflechte am Kinn. Dasjenige Abzeichen, welches man den Nil-Schlüssel nennt, besteht aus einem kleinen Stab und einem an dessen oberem Ende befindlichen Querstabe, welcher mit jenem die Form eines großen lateinischen T bildet; es wird vermittelst einer Handhabe, welche auf dem Querstabe angebracht ist, in der einen Hand gehalten. Dieses Abzeichen war das Symbol des Lebens. Früher hatten die Gelehrten sich die irrthümliche Vorstellung gebildet, es würde durch dasselbe die Wohlthat angedeutet, welche die Gottheit durch die regelmäßigen Überschwemmungen des Nils den Egyptern erweise; und daher kommt es, daß man diesem Attribut den Namen Nil-Schlüssel gab. — Die einzelnen Götter wurden in dreifacher Weise dargestellt: nämlich entweder in reiner Menschengestalt, welcher jedoch die besonderen Attribute der Gottheit beigefügt waren, oder mit einem menschlichen Leibe und dem Kopf des einem Gotte geweihten Thieres, oder endlich in der ganzen Gestalt dieses Thieres, welches dann aber mit den üblichen Attributen des Gottes geschmückt war. Daß man Thiere

für heilig hielt und verehrte, geschah wahrscheinlich aus verschiedenen Gründen: hauptsächlich wohl wegen des Nutzens, den manche Thiere den Menschen gewähren, wegen des Glaubens an eine Seelenwanderung, oder weil ein Thier aus irgend einer Ursache als das Sinnbild einer gewissen göttlichen Eigenschaft angesehen wurde. Übrigens gab es eine Menge derselben und ebenso viele heilige Pflanzen. Von den ersteren war ein mit besonderen Zeichen geborener Stier, den man Apis nannte, das wichtigste. — Der Gottesdienst war voll Schaugepränge, und bestand zum Theil aus abscheulichen Gebräuchen. Religiöse Feste und Processionen waren sehr häufig und für die Tempel der Götter und die bildliche Darstellung ihrer Mythen wurden ungeheure Ausgaben gemacht, und die ganze Thätigkeit und Kraft der niederen Kasten in Anspruch genommen.

Mit dem religiösen Glauben der Egypter hing die bei ihnen gebräuchliche Einbalsamirung der Todten enge zusammen. In neuester Zeit hat ein französischer Gelehrter die Meinung aufgestellt, daß die Rücksicht auf die Gesundheit der Lebenden die Priester der ältesten Zeit zu der Einführung dieses Gebrauchs bewogen habe. Die jährlichen Überschwemmungen des Nils nämlich, durch welche der Boden bis in eine gewisse Tiefe aufgeweicht wird, bringen eine schnelle Fäulniß der in der Erde begrabenen Körper, diese aber eine Verpestung der Luft hervor. Um nun den daraus möglicher Weise entstehenden Krankheiten vorzubeugen, ward, wie jener Gelehrte meint, der Gebrauch eingeführt, die Leichen der Menschen und der in Egypten am zahlreichsten vorkommenden Thiere einzubalsamiren; und diese Sitte wurde von den schlauen Priestern, welche den eigentlichen Grund geheim hielten, mit dem religiösen Glauben in Verbindung gebracht, weil dieser mehr, als alle Strenge der bürgerlichen Gesetze, die Befolgung gegebener Vorschriften bewirkt. Den Beweis glaubt jener Gelehrte darin zu finden, daß die heut' zu Tage im Orient so oft wüthende Pest jedes Mal in Egypten entsteht, daß sie nicht früher vorkam, als im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wo zuerst das Einbalsamiren der Todten in Egypten ganz aufhörte, und daß diese mörderische Krankheit noch nie Ober-Egypten heimgesucht hat, weil dort der Nil schon lange nicht mehr über seine Ufer tritt. Diese Annahme ist jedoch nicht im mindesten wahrscheinlich, und zwar

schon aus dem einfachen Grunde, weil man jenen Zweck viel leichter dadurch erreicht haben würde, daß man die Todten in der nahen Wüste begraben hätte, wo sie schnell vertrocknet wären. Auch bedarf es soweit hergeholter Gründe nicht, um den egyptischen Gebrauch der Einbalsamirung der Todten zu erklären. Kein Volk der Erde hat mehr für seine Todten gethan, als das egyptische, keines war mit mehr Sorgfalt auf die Erhaltung derselben bedacht, keines hat die entgegengesetzten Begriffe Tod und Leben in jeder Beziehung inniger mit einander verbunden. Es kann daher auch kein bloßer äußerer Grund gewesen sein, der den Gebrauch der Einbalsamirung veranlaßte, sondern die Entstehung derselben muß, obgleich wir ihren eigentlichen Grund nicht mit Gewißheit kennen, mit dem innersten Wesen des egyptischen Volks, mit seiner eigenthümlichen Ansicht vom Leben und mit seinen religiösen Vorstellungen zusammenhängen. Vermuthlich war der Glauben, daß die Seele einst wieder in ihren Leib zurückkehre, der hauptsächlichste, wiewohl nicht der einzige Grund dieses Gebrauchs.

Die Art der Einbalsamirung war je nach dem Vermögen einer Familie verschieden. Die Leichen der Ärmsten wurden blos einige Wochen hindurch in eine Flüssigkeit, welche die Fäulniß abwandte, gelegt, und dann mit einem groben Tuch oder einer Matte umhüllt; die der Reichen dagegen wurden nicht allein durch die Anwendung der kostbarsten chemischen Stoffe gegen die Verwesung geschützt, sondern auch in viele und zum Theil sehr feine leinene Tücher eingehüllt, und in schön verzierten Särgen von Stein oder Holz aufbewahrt. Die Mumien der Ärmeren wurden in gemeinschaftlichen öffentlichen Gräbern beigesetzt, die der Reicheren aber in besonderen Grabmälern, welche oft aus mehreren Gemächern bestanden, und auf das prachtvollste mit Malereien und Bildhauerarbeit verziert waren; denn die Behausung der Todten ist, nach der Ansicht der alten Egypter, die eigentliche und ewige Wohnung der Menschen, das von ihm während des Lebens bewohnte Haus aber blos eine Herberge. Noch jetzt findet sich in den Gräbern Egyptens eine zahllose Menge von Mumien; die reichsten und schönsten derselben sind längst geöffnet und ihrer Kostbarkeiten beraubt, und der übrigen bedienen sich in Ober-Egypten die Araber schon seit langer Zeit als eines wohlfeilen Brennmaterials statt des in diesem Lande

seltenen Holzes. Die Todten wurden von den Hinterbliebenen noch oft durch Opfer, die man ihnen brachte, geehrt, und blieben durch ihre Erhaltung in einer gewissen Verbindung mit ihrer Familie. Die Vernachlässigung derselben von Seiten der Ihrigen galt für entehrend. Eine eigenthümliche Sitte, welche die Vertrautheit der Egypter mit dem Gedanken an den Tod und ihre ernste Ansicht vom Leben zu erkennen gibt, waltete öfters bei festlichen Mahlen: man trug nämlich mitten in der Freude derselben plötzlich ein aus Holz geschnitztes Bild, das eine Mumie vorstellte, oder auch eine wirkliche Mumie an den Gästen vorüber, nicht um, wie Manche glauben, ihnen damit zu sagen, daß das Leben kurz sei und deshalb jeder dasselbe genießen möge, sondern um die Anwesenden zur Mäßigkeit aufzufordern und an die höheren Zwecke des Lebens zu erinnern. —

Die Wissenschaft war in Egypten der priesterlichen Pflege anheimgegeben; ja, es beschäftigten sich sogar nur die Mitglieder der Priesterkaste mit ihr. Diese Beschränkung der höheren Bildung auf einen bestimmten Theil des Volkes hemmte von Anfang an die Entwickelung derselben. Andere Hindernisse lagen in der Kostbarkeit des Schreibmaterials und der Beschaffenheit der Schrift. Die Egypter hatten ein Papier, welches in uralter Zeit bei ihnen erfunden worden war, und durch sie auch außerhalb Egypten in Gebrauch kam. Sie selbst bedienten sich nur dieses Papiers, und auch in den civilisirten Ländern von Europa dauerte es sehr lange, bis dasselbe durch das im zweiten Jahrhundert vor Christo erfundene Pergament gänzlich verdrängt ward. Man bereitete es aus einer Wasserpflanze, welche Papyrus heißt, indem man den Stamm derselben in dünne Blättchen zerlegte, und diese auf und an einander leimte. Von jener Pflanze erhielt es nicht allein selbst seinen Namen, sondern dieser wurde in den Sprachen der civilisirten Völker des Abendlands auch auf andere Schreibmaterialien übertragen.

Die Schrift der Egypter war eine dreifache, nämlich die hieroglyphische, die hieratische und die demotische oder gemeine Schrift. Diese drei Arten sind auseinander hervorgegangen. Die ursprüngliche Hieroglyphen-Schrift war eine Zeichnung, und bestand aus den Figuren der Gegenstände, von welchen man redete; es gibt in den Überresten egyptischer Schriften etwa 800 solcher Figuren. Die hieratische Schrift war nur eine Abkürzung der hiero-

glyphischen oder der erste Übergang der Egypter vom Zeichnen zum Schreiben. Statt nämlich eine Figur ganz zu zeichnen, stellte man nur einen Theil derselben dar, z. B. statt des Bildes eines Löwen blos den Hintertheil seines Leibes. Die demotische Schrift ist eine Abkürzung der hieratischen, und entstand dadurch, daß man für den Gebrauch des alltäglichen Lebens größere Schnelligkeit im Schreiben nöthig hatte. Nicht nur waren in ihr die Zeichen abgekürzt, sondern man hatte auch eine geringere Zahl derselben, als in der hieratischen, in welcher es noch ebenso viele gab als in der hieroglyphischen. Es ist leicht einzusehen, daß man, um auch nur einen einzigen Satz zu schreiben, sich der Hieroglyphen-Schrift in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit, in welcher sie nur bei uncivilisirten Völkern sich erhalten kann, nicht bedienen konnte. Dieselbe mußte also in Egypten schon in alter Zeit außer den bloßen Abbildungen von Gegenständen noch andere Zeichen enthalten, welche entweder sinnbildlich irgend eine Sache bezeichneten, oder den Laut des sie ausdrückenden Wortes wiedergaben; ja, um Eigennamen schreiben zu können, hatte man sogar schon früh zur Erfindung von Buchstaben übergehen müssen. Die egyptische Hieroglyphen-Schrift verlor also ihre ursprüngliche Beschaffenheit schon früh, und bestand aus drei verschiedenen Arten von Zeichen: sie enthielt eine Anzahl abbildlicher Zeichen, außerdem aber sowohl sinnbildliche, wie z. B. aufgehobene Hände für den Begriff opfern, als auch sogenannte phonetische, d. h. bestimmte Zeichen, welche blos den Laut eines ganzen Wortes oder auch eines einzelnen Buchstabens ausdrückten. Die egyptischen Buchstaben sind so entstanden, daß man die sinnbildlichen oder abbildlichen Zeichen von Gegenständen als diejenigen Buchstaben gebrauchte, mit welchen die Namen derselben anfingen: z. B. das Zeichen des Adlers, welcher im Alt-Egyptischen Ahom hieß, für den Buchstaben A. Doch war es nur eine gewisse Zahl von Wörtern, deren bildliche Zeichen so zugleich als Buchstaben gebraucht wurden; allein für jeden Buchstaben gab es mehrere Zeichen.

So unterscheiden sich also die Hieroglyphen der Egypter von unserer Schrift durch die größere Zahl von Buchstaben und durch die Verbindung derselben mit abbildlichen und symbolischen Zeichen. In neuester Zeit ist man endlich dahin gekommen, diese

Schrift theilweise lesen zu können. Ein unlängst aufgefundener Stein nämlich, die Inschrift von Rosette genannt, enthält drei Inschriften, deren eine griechisch ist und unter Andern die Anzeige enthält, daß sie zugleich auch in hieroglyphischer und demotischer Schrift auf den Stein eingehauen sei. Obgleich nun unglücklicher Weise an der hieroglyphischen Schrift dieses Steins der Anfang zertrümmert war, so brachte man doch ein hieroglyphisches Alphabet heraus, namentlich dadurch, daß man die mehrmals vorkommenden Eigennamen aufsuchte, und aus ihrer Vergleichung mit einander die einzelnen Buchstaben ermittelte.

Was schließlich noch den Gebrauch der drei egyptischen Schriftarten betrifft, so war die hieroglyphische nicht, wie man öfters glaubt, eine geheime, blos den Priestern bekannte Schrift, sondern die Schriftsteller des Alterthums versichern, daß jeder Mann von guter Erziehung sie zu lesen verstanden habe, und in den egyptischen Gräbern findet sie sich auf den Geräthschaften der geringsten Handwerker in einer solchen Weise gebraucht, daß man danach annehmen muß, auch diese Leute hätten dieselbe verstanden. Sie wurde hauptsächlich bei den Aufschriften öffentlicher Gebäude angewandt. Die hieratische Schrift war diejenige, deren sich die Priester beim Schreiben gewöhnlich bedienten. Die demotische diente hauptsächlich für den Gebrauch des alltäglichen Lebens.

Die alten Egypter hatten zwar Wissenschaften, allein der Grad, bis zu welchem sie dieselbe ausbildeten, war keineswegs ein hoher. Sie trieben z. B. schon sehr früh Medicin, wurden aber in derselben von den Griechen weit übertroffen, und konnten auch aus dem Grunde in der Arzneiwissenschaft nie weit gelangen, weil sie weder die Chemie kannten, noch sich mit der Anatomie beschäftigten. Ebenso verhielt es sich mit ihrer Mathematik. Sie wurden zwar durch die Nil-Überschwemmungen und den Ackerbau schon früh zur Feldmeßkunst geleitet, allein ihre Geometrie ging, da sie ja nicht einmal den Pythagoreischen Lehrsatz und andere Punkte der Elementar-Geometrie kannten, nicht über die ersten Anfänge und die einfachste praktische Anwendung hinaus. Die in ihrem Lande so wichtige Bewässerung wurde in allen Zeiten auf eine und dieselbe Weise getrieben. Ihre Mathematik war ebenfalls unvollkommen. Es muß uns zwar in Erstaunen setzen, daß eine

in Theben liegende Statue, die aus einer Entfernung von mehr als fünfzig Stunden dahin transportirt worden ist, eine Schwere von 17740 Centnern hat, und daß das Gewicht eines anderen aus einem einzigen Stein bestehenden Werkes, welches in einem Tempel von Unter-Egypten aufgestellt war, auf mehr als 100,000 Centner berechnet wird; allein diese ungeheuren Blöcke vermochten die Egypter nicht anders als durch Menschenmenge und eine äußerst einfache Maschinerie fortzubewegen, und sie brauchten dazu sehr viele Zeit.

In den Gewerben waren die Egypter weit gekommen, und die in ihren Denkmälern gefundenen Geräthschaften und Stoffe zeigen eine frühe und weit vorgeschrittene Entwickelung des äußeren Lebens, welche Staunen erweckt; aber wir sehen auch zugleich, daß die Egypter in ihren Gewerben ebenso, wie in allen andern Dingen, schon früh auf einem gewissen Punkt der Vollkommenheit stehen geblieben sind, und nicht weiter vorangingen. Was sie von da an arbeiteten, war nur eine Wiederholung des Früheren oder ein Rückschritt von demselben. Ferner sehen wir dabei eine Vertheilung der Arbeiten bis ins Kleinste, so daß, wie jetzt in unseren Fabrikgegenden eine Klasse von Arbeitern immer nur einen bestimmten Theil der Waare verfertigt, ebenso auch in Egypten jede Abtheilung der Kasten Generationen hindurch immer eine und dieselbe Arbeit oder auch wohl nur einen bestimmten Theil derselben trieb. Dadurch erlangte das Volk zwar eine große Fertigkeit, aber dasselbe war auch zu einer bloßen Maschine herabgewürdigt. Die Erzeugnisse der egyptischen Gewerbsthätigkeit waren sehr mannichfaltig. Man hatte, wie die in Egypten gefundenen Gegenstände zeigen, sehr vielfache Hausgeräthe, Waffen und Kleidungsstoffe. Man verfertigte Gewebe, welche zum Theil sehr fein, stark und prächtig waren, und zwar aus Flachs, Wolle, Baumwolle und einer Mischung der beiden letzteren Stoffe; und die Schriften des Alterthums rühmen namentlich ein Zeug, welches man Byssus nannte, und von dem es nicht recht klar ist, ob es aus Baumwolle oder aus Flachs bereitet war. Die Egypter waren ferner im Besitz einer vollständigen Vergoldungsart. Außerdem finden sich schon in den ältesten Gräbern ihres Landes Abbildungen der Glas-Bereitung, sowie gläserne Gefäße und Zierrathe; auch wußte man auf eine sehr geschickte Weise gefärbtes Glas und unechte Edelsteine zu

machen. Ebenso verstanden die Egypter die Verfertigung von Glas-Porcellan und Email. Das Leder gerbten sie auf dieselbe Art wie wir; sie wußten es in Formen zu pressen, verzierten ihre Lederarbeiten mit hervorstehenden Figuren, und machten auch eine Art Corduan. Für dieses Leder und andere Arbeiten hatten sie einen eigenen Firniß erfunden. Ihre Farben dagegen, von welchen sie Grün, Roth, Blau und Gelb am meisten anwandten, wußten sie nur in unvollkommener Weise zu bereiten und zu mischen.

Die Kunst der Egypter zeigt, wie ihre ganze Cultur überhaupt, denselben Charakter des Stillstands und der mangelnden Entwickelung. Sie war, wie fast Alles, mit der Religion in die engste Verbindung gebracht und deshalb an die Gesetze, welche die Priester gegeben hatten, gebunden; auch bezog sie sich meist blos auf den Religions-Cultus und dessen Pracht, und diente nur in viel geringerem Grade den übrigen Lebensverhältnissen. Die Egypter blieben in ihrer Kunst stets bei den unvollkommenen Mustern ihrer Vorfahren stehen; es soll sogar den Künstlern verboten gewesen sein, die Figuren und Formen religiöser Gegenstände anders zu zeichnen, als es von alten Zeiten her gebräuchlich und vorgeschrieben war. Darum sind denn auch die egyptischen Kunstwerke zu allen Zeiten einander so sehr gleich geblieben, daß schon Plato sagt, die Gemälde und Statuen, welche die Egypter vor Jahrtausenden gemacht hätten, seien in keiner Beziehung besser oder schlechter als die der Gegenwart. Werke, deren Verfertigung weit von einander entlegenen Jahrhunderten angehört, sehen oft so aus, als wenn sie von einem und demselben Menschen gemacht wären. Auch später, als die Egypter einer griechischen Herrscherfamilie unterworfen waren, und mit den Werken der griechischen Kunst bekannt wurden, blieben sie dessen ungeachtet ihrem alten Kunststyl unausgesetzt treu, und arbeiteten in denselben Formen fort, welche von jeher bei ihnen gebräuchlich gewesen waren. Nur die einzige Verschiedenheit zeigt sich in ihren Kunstwerken, daß dieselben, je älter sie sind, sich um so mehr im Plan und Entwurf, wie in der Ausführung auszeichnen.

Die Darstellungen lebender Wesen, sowohl in der Bildhauerkunst als in der Malerei, sind weit entfernt von jener unübertrefflichen Schönheit griechischer Kunstwerke, und verrathen die den Egyptern eigenthümliche Unfähigkeit, das Ideal der Schön-

heit in den Gestalten der Körperwelt zu erkennen und wiederzugeben. In allen diesen Darstellungen vermißt man die Harmonie, durch welche die einzelnen Theile eines Körpers zu einem Ganzen verbunden sind, und den eigentlichen Charakter desselben. Ebenso verhält es sich mit der Darstellung von Scenen; denn in diesen ist weder eine Perspective, noch eine eigentliche Gruppirung zu finden. Mit sehr seltenen Ausnahmen sind ferner alle Figuren stets im Profil gezeichnet. Sie drücken außerdem nur eine Handlung im Allgemeinen aus, aber es zeigt sich in ihnen kein eigentliches Leben, kein Ausdruck einer Empfindung oder Leidenschaft: der Krieger z. B. ist vom Priester nur durch sein Kleid und seine äußeren Abzeichen verschieden, und das Gesicht eines Königs ist ebendasselbe, er mag als Kämpfer in der Schlacht oder als ein Opfernder in einem Tempel dargestellt sein. Auch die Grazie ist den egyptischen Bildwerken fremd, und elegante Formen gewahrt man nur bei manchen ihrer Möbel und Geräthschaften, sowie in einigen architektonischen Verzierungen. Übrigens ist zu bemerken, daß die Thiere meistens mit mehr Wahrheit und Leben dargestellt sind, als die Menschen.

Die Bildhauerkunst der Egypter zeichnet sich durch kolossale Schöpfungen aus, leidet aber an allen den Mängeln, welche so eben angeführt wurden. Ihre Reliefs sind im Grunde nur Copieen von Gemälden, und wurden auch meist so gearbeitet, daß man Bilder an die Wand zeichnete und den Stein rund um die Figuren wegmeiselte. Auch sind diese Reliefs stets mit Farben bemalt. — Ein Phantasie-Gebilde, welches die Egypter oft in Stein darstellten, bedarf einer speciellen Beschreibung, weil es sehr häufig erwähnt wird. Es ist die Sphinx oder die Darstellung eines Löwen-Leibs mit dem Kopfe irgend eines andern Thieres oder mit einem menschlichen Haupt. Die häufigsten Arten von Sphinxen sind der Löwe mit dem Menschenkopf, der mit dem Widderkopf und der mit dem Kopf eines Habichts. Die erstere Art, welche die Verbindung von Weisheit und Körperkraft ausdrücken soll, ist diejenige, welche am häufigsten von unsern Künstlern nachgeahmt wird. Die Sphinxe überhaupt waren das Sinnbild der Könige und der Götter, und wurden als das der Letzteren an den diese bezeichnenden Thierköpfen und deren Schmuck erkannt; im Fall aber eine Sphinx einen König bedeuten sollte, wurde dessen Namen an ihrer Seite angebracht.

Auch die Werke der egyptischen Architectur erwecken nicht durch die eigentliche Kunst Bewunderung, sondern durch das Ungeheure ihrer räumlichen Verhältnisse, durch die Größe der mechanischen Arbeit und durch die technischen Fertigkeiten, die sich an ihnen zu erkennen geben. Die öffentlichen Gebäude Egyptens, deren Trümmer noch jetzt alle Reisenden in Staunen setzen, waren Werke einer priesterlichen Zeit, in welcher die gesammte Kraft einer Nation für solche Unternehmungen in Anspruch genommen wurde, und eine ganze Volksmasse gleichsam wie eine lebendige Maschine an Einem Werke arbeitete. Außerdem verwendete man zuweilen auch noch schutzbedürftige oder bezwungene fremde Völker zu solchen Bauten. Die Ausdauer und Geduld, welche zu solchen Werken erfordert wurden, sind um so staunenswerther, als die Egypter gerade die härtesten Steine, wie Granit, Syenit und Basalt, bearbeiteten. Sie thaten dies schon in solchen Zeiten, wo sie, wie wir mit ziemlicher Gewißheit annehmen können, noch keine eisernen Werkzeuge hatten; und da sie damals auch ohne dieselben ihre Bilderschrift bis zu mehr als zwei Zoll Tiefe mit der größten Schärfe einzuhauen vermochten, so ist es wahrhaft unbegreiflich, durch welche Mittel sie kupferne und bronzene Instrumente bis zu diesem Grade zu härten im Stande waren.

Die ältesten Werke der egyptischen Baukunst befinden sich in Ober-Egypten. Man baute theils in Felsen, indem man diese aushöhlte, theils mit Ziegelsteinen, welche in der Sonne getrocknet waren, theils mit Werksteinen. Die Letzteren wurden namentlich zum Bau der Tempel angewandt, und man verarbeitete dieselben zum Theil in so großen Stücken, daß z. B. in den Ruinen des Palastes von Karnak sich ein Sandsteinblock eingemauert findet, welcher eine Länge von vierzig Fuß hat und fünf Fuß dick ist. In Holz wurde sehr wenig gebaut, was auch schon wegen der Holzarmuth des Landes natürlich war: mit äußerst seltenen Ausnahmen bestanden die Decken aller Tempel aus horizontalen Quadersteinen. Die Kunst des Wölbens findet sich erst kurz vor der Zeit der Eroberung Egyptens durch die Perser angewandt. Obgleich dessenungeachtet Manche annehmen zu dürfen glauben, daß die Egypter diese Kunst schon viel früher verstanden hätten, so ist doch wenigstens soviel gewiß, daß Gewölbe nicht früher vorkommen, und daß die ganze

egyptische Baukunst auf gewölbte Formen durchaus nicht angelegt war. Die egyptischen Gebäude sind fast durchgehends, sowohl an ihren äußeren Wänden als auch im Inneren, mit lebhaften Farben ausgeschmückt, und sehr oft mit gemalten Figuren und mit Bilderschrift bedeckt. Die Säulen sind derjenige Theil der egyptischen Bauwerke, in welchem allein einige bedeutendere Verschiedenheiten vorkommen. Sie brachten in den Tempeln durch ihre Masse, ihre Zahl, ihre Bildwerke und ihre Farben eine imponirende und gleichsam überwältigende Wirkung hervor.

Die berühmtesten Werke der egyptischen Baukunst sind die Felsengräber, die Pyramiden, die Tempel und die Obelisken, von welchen jedoch die Letzteren eigentlich nur in so fern, als sie Theile von Tempelgebäuden waren, zu diesem Zweige der Kunst gehören. Die Felsengräber waren in großer Menge in den Gebirgen zu beiden Seiten des Nils, am meisten aber in dem der Westseite angebracht. Die größten und am sorgfältigsten gearbeiteten sind die sogenannten Königsgräber bei Theben, von denen man bis jetzt ein und zwanzig wieder aufgefunden hat, und welche wahre Todtenstädte bildeten. Die egyptischen Felsengräber waren unter einander sehr verschieden, sowohl in Bezug auf ihre Größe und die Zahl ihrer Gemächer und Gänge, als auch in der Pracht ihrer Ausschmückung. Sie haben insgesammt nur eine einzige enge Thüröffnung, und werden nie durch das Tageslicht erhellt. Ihre Wände sind mit Inschriften, Sculpturen und Malereien bedeckt, und diese enthalten Darstellungen von Allem, was den Menschen im Leben umgab, von den verschiedenen Handwerken, den Geschäften des Ackerbaus, der Jagd, den Scenen des häuslichen Lebens u. s. w. Man findet in diesen Gräbern außerdem alle möglichen Geräthschaften, welche, bis auf die Spielsachen der Kinder herab, den Todten mitgegeben zu werden pflegten. Durch alles dies kennt man jetzt das äußere Leben der alten Egypter mit fast allen seinen Einzelnheiten, und zwar genauer, als das irgend eines andern Volkes des Alterthums.

Die Pyramiden sind vierseitige Gebäude, deren Seitenflächen Dreiecke bilden, und oben mit einander in eine Spitze zusammenlaufen. Es sind gleichsam künstliche Berge, welche zu Begräbnissen bestimmt waren. Die meisten Pyramiden befanden sich bei der Stadt Memphis, auf dem großen Begräbnißplatz derselben. Sie

wurden hier von einer königlichen Dynastie, welche Memphis zu ihrer Residenz machte, in der Absicht gebaut, um den vielbewunderten Felsengräbern Ober-Egyptens ein Riesenwerk anderer Art, das aber zu dem gleichen Zwecke diente, an die Seite zu setzen. Wie viele Pyramiden es bei Memphis oder in Egypten überhaupt noch jetzt gibt, ist nicht zu sagen, weil manche sehr klein sind und leicht übersehen werden, und weil bei manchen egyptischen Trümmern nicht mehr mit Gewißheit zu erkennen ist, ob dieselben Pyramiden oder andere Gebäude waren. Die Pyramiden sind mit ihren Seiten genau nach den vier Weltgegenden gerichtet. Meist sind sie aus Kalksteinen erbaut; einige sind aber aus ungebrannten Ziegelsteinen aufgeführt, und andere bestehen nur an den Kanten aus Quadersteinen und im Übrigen aus solchen Ziegelsteinen. Sie hatten früher meistens eine glatte Bekleidung von Granit oder Marmor, diese ist aber jetzt zum größten Theile verschwunden.

Die Tempel der Egypter enthalten viele größere und kleinere Räume, und haben oft eine Menge Nebengebäude, die zu ihnen gehörten. Die größte Pracht derselben ist gewöhnlich in den Vorhallen und in den Pylonen zu finden. Die Letzteren sind zwei sehr hohe, vor dem Tempelhof stehende massige Gebäude, zwischen denen das Haupt-Portal sich befindet; sie sind der am höchsten hervorragende Theil eines Tempels, kommen aber nicht bei allen Tempeln vor. — Vor einem Pylon waren gewöhnlich zwei Obelisken oder Spitzsäulen aufgestellt. Diese den Egyptern eigenthümlichen Denkmäler bestehen immer nur aus einem einzigen Stein, und sind hohe, viereckige Säulen, welche von unten nach oben sich allmälig zuspitzen, zuletzt aber plötzlich in die Form einer kleinen Pyramide endigen. Weil der erste Obelisk, welcher von Egypten nach Rom gebracht wurde, aus der dem Sonnengott geweihten Stadt Heliopolis genommen war, so entstand in Europa die Meinung, alle Obelisken seien zu Ehren des Sonnengotts errichtete, gleichsam nach ihm hinauf deutende Säulen. Dies ist aber nicht der Fall, sondern die Obelisken hatten den Zweck, durch die Inschriften, mit denen ihre Seitenflächen stets bedeckt waren, dem in einen Tempel Eintretenden über die Erbauung oder Vergrößerung desselben Nachricht zu geben, und den Namen dessen, der sich dadurch verdient gemacht hat, zu verewigen. Die Obelisken sind insgesammt aus

den härtesten Steinen gearbeitet, und haben, obgleich sie nur aus einem einzigen Stücke bestehen, mitunter eine Höhe von 100 bis 150 Fuß. Der vor einigen Jahren nach Paris gebrachte Obelisk von Luxor stand vor einem großen Palast zu Theben, und hat eine Höhe von 70 Pariser Fuß.

So zeichnen sich die Hauptschöpfungen der egyptischen Kunst durch den Charakter des Kolossalen und Staunen-Erregenden aus. Noch mehr aber herrscht in den Kunstwerken dieses sonderbaren Volks ein anderer Zug vor, welcher der Grundzug seines ganzen Wesens und Lebens ist, — das Festhalten an dem Überlieferten. Eigentliche Entwicklung, dieser Charakterzug der abendländischen Völker und der neueren Zeit, war den Egyptern und den Priesterstaaten der Vorzeit fremd; und darum fehlte ihren Schöpfungen auch jene geistige Frische und Lebendigkeit, sowie ihrem nationalen Leben jene Mannichfaltigkeit der Individualitäten und Zustände, durch die der Wechsel der Ereignisse auch für das innere Wesen eines Volks fördernd und fruchtbringend wird. Ihre Zustände wie ihre Werke und ihr geistiges Leben blieben der Hauptsache nach dieselben durch die ganze lange Zeit ihrer Geschichte hindurch. Ja, so tief wurzelte alles, was diesem Volk einmal eigenthümlich geworden war, in demselben, daß das Kasten-Wesen der Egypter, der Charakter ihrer Kunst, das Gewirre ihrer mythologischen Bilder und Vorstellungen, ihre Beziehung des ganzen Lebens auf den Tod und ihre ungemein große Sorgfalt für die Todten noch Jahrhunderte lang fortdauerten, obgleich längst der Geist der Zeiten sich geändert hatte, und die Egypter unter persischer, griechischer und römischer Herrschaft mit anderen Grundsätzen und Formen des Lebens bekannt geworden waren. Erst als das Christenthum, das die ganze Welt umgestaltete, auch in jenem Lande feste Wurzeln geschlagen hatte, ging endlich das alte egyptische Wesen unter, nachdem seine Riesenwerke schon längst in Trümmer zerfallen waren.

Israeliten.

Die Israeliten sind das wichtigste Volk des Orients; denn nicht nur erhielten sie durch die Macht, welche sie unter ihren Königen David und Salomo sich erwarben, großen Einfluß auf die Staaten der westlichen Hälfte Asiens, sondern ihre Geschichte und Literatur hat auch, durch das unter ihnen entstandene Christenthum, eine außerordentlich große und bleibende Wichtigkeit für die Völker aller Klimate und Zungen erhalten. Außerdem sind auch die von ihnen uns überlieferten Bücher die zuverlässigsten und am besten geordneten Schriften über die ältere Geschichte der Menschheit und zum Theil sogar die ältesten Geschichtswerke, welche es gibt. Da das Einzelne der älteren israelitischen Geschichte jedermann bekannt ist, so bedarf es hier keiner Erzählung der Ereignisse selbst, sondern nur einer Darstellung des Entwickelungsganges, den das jüdische Volk gegangen ist.

Die Geschichte dieses Volkes knüpft sich auf das engste an die Religion desselben an, aber in ganz anderer Weise, als bei den übrigen Urstaaten. Die Israeliten waren kein Volk, das durch den Misbrauch der Religion von einem kleinen, die Priesterkaste bildenden Theile desselben abhängig gemacht wurde, sondern es sah sich als eine Familie von gleich berechtigten Brüdern an, deren Haupt und Leiter Gott selbst war. Das Volk war nach den Begriffen der Israeliten nie eines Menschen, sondern Gottes Eigenthum, und der Staat hatte keinen andern Endzweck, als den der Religion. Um diese dreht sich der ganze Verlauf der Geschichte des jüdischen Volks. Auch wurde die Geschichte der Israeliten von ihnen selbst stets nur als die Geschichte einer Erziehung durch die Gottheit dargestellt, und Gott als der Herr und Lenker angesehen, der sein Volk strafend und belohnend, durch wechselnde Ereignisse hindurch, dem

höchsten Ziele entgegenführe. Mit dieser Grund-Idee, welche das israelitische Volk und seine Geschichte von Anfang an durchdringt, hängt eine andere Vorstellung zusammen, die schon in der ältesten Schrift dieses Volkes ausgesprochen ist, und in dem weiteren Verlauf seiner Geschichte immer mächtiger und bedeutungsvoller hervortritt. Es ist die Idee eines Messias oder eines Erlösers und Retters, der einst, als des unsichtbaren Gottes sichtbarer Gesandter und Stellvertreter, unter den Juden erscheinen, dieselben weltlich und geistlich erneuern, und ein ewiges, die ganze Menschheit umfassendes Reich gründen werde.

Die Israeliten sind das Hauptvolk der semitischen oder aramäischen Völkergruppe, und stammen aus dem Lande um den oberen Euphrat und Tigris her, von wo sie über Mesopotamien nach Palästina wanderten. Ihr ältester Namen ist Hebräer. Dieser wird gewöhnlich so erklärt, daß er die von jenseits Gekommenen oder die Fremdlinge bedeute, und den Israeliten bei ihrer Übersiedelung nach Palästina von den dort schon vor ihnen einheimischen Nomaden-Stämmen gegeben worden sei. Allein diese Ableitung hat Manches gegen sich, und es ist viel wahrscheinlicher, daß der Namen Hebräer, mit welchem vielleicht auch das Wort Araber ursprünglich eins und dasselbe war, den Juden schon vor ihrer Einwanderung in Palästina eigen gewesen ist, und daß er irgend eine andere, nicht mehr zu ermittelnde Bedeutung hatte. Später trat an die Stelle desselben der Namen Israeliten, welcher in der Zeit des größten Glanzes der jüdischen Nation der herrschende ward, und den ersteren nach und nach ganz verdrängte. Gegen das Ende der israelitischen Geschichte wurde der Name Juden gebräuchlich, während neben ihm zugleich der älteste Namen Hebräer wieder aufkam. —

Die Geschichte der Israeliten beginnt zur Zeit Abraham's, welcher über 2000 Jahre vor Christi Geburt lebte. Erst von dieser Zeit an erscheinen sie als ein Volk oder als ein besonderer Theil der Menschheit, welcher für sich selbst besteht und durch eine eigenthümliche Entwickelung sich von den übrigen unterscheidet. Vorher waren sie mit der Gesammtheit unseres Geschlechts verschmolzen. Abraham und die Seinen waren Nomaden, welche eine Familie oder einen kleinen Stamm bildeten, der von einem Oberhaupte oder Patriarchen geleitet wurde. Unter Abraham wanderte dieser Noma-

den-Stamm aus Mesopotamien nach Palästina oder Kanaan aus. Er führte hier wie in Mesopotamien ein wanderndes Hirtenleben. Einst zog der kleine Stamm, durch Miswachs genöthigt, auch nach Egypten, verließ dieses Land aber bald wieder, und kehrte nach Palästina zurück, welches fortan die eigentliche Heimat und das Vaterland der Juden blieb. Als schlichtes Hirtenvolk mit unverdorbenen Sitten und mit der Verehrung eines einzigen Gottes setzten die Juden hier, unter Abraham's Sohn Isaak und unter seinem Enkel Jakob, der auch Israel hieß, ihr Nomaden-Leben fort.

Jakob hatte zwölf Söhne, welche die Stammväter der zwölf Stämme wurden, in die das israelitische Volk für immer getheilt blieb. Von ihnen war einer der jüngsten, Joseph, als Sklave nach Egypten gebracht worden, und stieg dort durch wunderbare Fügungen bis zur Würde des höchsten königlichen Beamten empor. Er ließ auch seine Angehörigen und Stammgenossen nach Egypten kommen, wo ihnen das weidereiche Land Gosen in Unter-Egypten als Wohnsitz eingeräumt wurde (um 1900 Jahre vor unserer Zeitrechnung). Hier blieben die Israeliten vierhundert dreißig Jahre, und vermehrten sich im Laufe dieser Zeit zu einer der Zahl nach ansehnlichen Völkerschaft. Sie waren aber den Egyptern, die das Hirtenleben aufs tiefste verachteten, und denen sie auch als Fremde und Andersgläubige zuwider waren, sehr verhaßt; und da sie durch die große Volkszahl, zu welcher sie nach und nach anwuchsen, auch für den egyptischen Staat gefährlich zu werden schienen, so begann man alsbald den härtesten Druck gegen sie auszuüben. Man zwang sie zu schweren Frohndiensten, suchte auf jede Weise ihre Zahl zu mindern, und ging zuletzt so weit, daß man sie sogar gänzlich auszurotten beschloß. Diese Zeit des härtesten Druckes und der grausamsten Verfolgung ward aber für die Israeliten die Zeit ihrer Befreiung und Wiedererhebung. Von den Feinden seines Volkes selbst in allen Wissenschaften unterrichtet und in ihre Religionsgeheimnisse eingeweiht, stand Moses in seinem vierzigsten Lebensjahre als Retter seines Volkes auf, und zwar als Retter in mehr denn Einer Weise. Er gab den Israeliten, welche nicht blos das Loos der ärgsten Knechtschaft erduldeten, sondern unter diesem Drucke auch religiös und sittlich entartet waren, ihre Freiheit, ihren alten

99696

Glauben und ihr früheres Vaterland wieder, und übermachte ihnen eine Geſetzgebung, durch welche nicht allein ihre Religion und ihre politiſche Freiheit gegen einen alsbaldigen neuen Untergang ſicher geſtellt, ſondern das israelitiſche Volk auch zu einem der Hauptvölker der Erde erhoben wurde. Moſes und ſein Bruder Aaron führten die Israeliten, welche damals aus etwa drei Millionen Seelen beſtanden, aus Egypten nach dem nördlichen Arabien. Hier zog der große Geſetzgeber, um ſeine Nation aus ihrer religiöſen Entartung und ihrem geſunkenen ſittlichen Zuſtand zuerſt wieder zu einer edleren Geſinnung und zur Reinheit des alten Glaubens zu erheben, mit den Israeliten lange Zeit nomadiſirend umher; und erſt nach vierzigjähriger Wanderung und nach Moſis Tode gelangte das jüdiſche Volk in ſein altes Vaterland zurück. An dem Berge Sinaï ertheilte Moſes den Israeliten die heiligen Geſetze, nach welchen ſie fortan leben und in Kanaan ihren Staat einrichten ſollten.

Durch die Moſaiſche Geſetzgebung wurden Religion und Staat auf eine ganz andere Weiſe mit einander verbunden, als bei den übrigen älteren Völkern des Orients, deren Staats-Einrichtungen denen der Israeliten weit nachſtehen. Die Befeſtigung des Glaubens an einen einzigen Gott, die Herſtellung eines wahren Cultus oder einer Verehrungsweiſe desſelben, welche nicht, wie die der Egypter und Indier, in blos ſinnliche Gebräuche und in ſittenverderbliche Ceremonien ausarten konnte, die Überführung der Israeliten vom Hirtenleben zum Ackerbau und die Beſchützung der Freiheit des Einzelnen gegen Despotie und Prieſterherrſchaft — dies waren die Haupt-Zwecke, welche Moſes in ſeiner Geſetzgebung verfolgte. Gott ſelbſt ſollte als das alleinige Haupt des Staats angeſehen werden, die Stammälteſten aber in ſeinem Namen regieren, und eine erbliche Prieſterſchaft ihnen mit ihrem Rathe beiſtehen und zugleich über die Erhaltung der Staatsverfaſſung wachen. Die Richter beſtanden aus den Prieſtern und den Älteſten jeder Stadt. Zur Prieſterſchaft wurde einer der zwölf Stämme, der Stamm Levi, beſtimmt, und dieſer in zwei Klaſſen getheilt, von denen die eine blos Aaron's Familie in ſich begriff, und die eigentlichen Prieſter mit einem Hohenprieſter an ihrer Spitze enthielt, die andere aber nur aus Prieſtergehülfen, Geſetzkundigen, Richtern und Ärzten beſtand. Während unter die übrigen Stämme, deren Zahl zwölf

durch die Theilung eines derselben in zwei erhalten ward, das Land Kanaan vertheilt wurde, blieb der Stamm Levi ohne Landbesitz; er wurde in dem Gebiet aller übrigen Stämme angesiedelt, und erhielt den Zehnten vom Ertrage des Bodens. So wurde zwar auch unter den Israeliten eine Priesterkaste gegründet; aber diese bildete nicht, wie bei den Indiern und Egyptern, einen Gegensatz gegen die weltlichen Stände, sondern gehörte vielmehr selbst ihnen halb an, und das gesammte israelitische Volk war dadurch für immer gegen eine Herabwürdigung gesichert, wie sie in Egypten und Indien die unteren Kasten zu erdulden hatten. Die Religion wurde auf das innigste mit dem Staat und dem Leben seiner Bürger in Verbindung gebracht, und durch das Verbot des Handels und des Bilderdienstes, sowie durch die religiösen Vorschriften und Lehren ward dafür gesorgt, daß die Ausartung zum Götzendienst und das moralische Verderbniß so viel als möglich ferne gehalten werde.

Moses starb um das Jahr 1480 v. Chr. Der von ihm zur Führung der Israeliten auserkorene Josua eroberte Kanaan. Hier wurden die einheimischen Völker ausgerottet und das Land unter die zwölf Stämme vertheilt. Die ersten dreihundert Jahre nach der Niederlassung in Kanaan (bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung) nennt man die Zeit der Richter. Es ist eine Zeit des Schwankens in Bezug auf das von Moses verkündigte religiöse und bürgerliche Gesetz. Die Israeliten fielen öfters in das nomadische Wesen, welches Moses verbannt hatte, sowie durch die Berührung mit benachbarten Völkern in das Gaukelwerk des Götzendienstes zurück. Die zwölf Stämme oder Staaten, in welche sie nach der Anordnung Mosis geschieden waren, hatten durch die Gleichheit der Abstammung, des Glaubens, der Gesetze und der Sitten mit einander verbunden bleiben sollen; allein es brach häufig Zwietracht unter ihnen aus, und mancher Stamm ward im Kampfe mit den heidnischen Nachbarn muthlos oder im Verkehr mit ihnen von ihrem Götzendienst angelockt, und so durch Abtrünnigkeit von dem Glauben oder durch Unterwerfung unter die Feinde von den übrigen Stämmen getrennt. Da traten von Zeit zu Zeit begeisterte Helden auf, die den sinkenden Patriotismus und Glauben aufrichteten, die Feigen ermuthigten, und im Kampfe mit den Heiden ihre Landsleute von der Herrschaft derselben befreiten.

Sie standen theils an der Spitze eines einzigen Stammes, theils mehrerer verbündeter, theils aller Stämme. Weil sie gewöhnlich nach geendigtem Kriege auch als oberste Beamten an der Spitze des Staates stehen blieben, so nennt man sie Richter oder Suffeten. Die berühmtesten derselben waren Athniel, die Prophetin Debora, Gideon, Jephtha und Simson. Zuletzt ward, gegen die Mosaische Anordnung, nach welcher die geistliche und weltliche Macht von einander getrennt bleiben sollten, die Würde des Richters oder weltlichen Gewalthabers mit der des Hohenpriesters vereinigt, indem man dem Hohenpriester Eli das Richteramt übertrug. Allein das israelitische Volk sank gerade damals auf das tiefste, Eli's beide Söhne erlaubten sich sogar, das Ansehen des Vaters misbrauchend, die ärgsten Frevel, und die Nation schien zugleich dem sittlichen Verderben und der Übermacht des feindlichen Volks der Philister erliegen zu sollen. Da starb Eli, und an seine Stelle ward 1156 v. Chr. als Richter ein Mann ernannt, der die Israeliten von dem Untergang errettete.

Dieser Retter war Samuel, durch dessen Ernennung das Richteramt wieder von der Hohenpriesterwürde getrennt wurde, und unter welchem endlich der von Moses verkündigte Glauben feste Wurzeln schlug. Er, ein Mann von wahrer Frömmigkeit, strenger Gerechtigkeit und hoher Einsicht, wußte den Patriotismus und Muth der Israeliten zur Abwehr der ihnen von den Philistern drohenden Gefahr zu entflammen, und belebte den halb erloschenen Nationalsinn von neuem. Er befestigte denselben namentlich durch die Stiftung der sogenannten Propheten-Schulen, in welchen junge Männer eine höhere geistige und moralische Bildung erhielten, und zur Leitung und Belehrung des Volkes befähigt wurden. Aus diesen Schulen gingen nicht allein die größten Dichter der Nation, sondern auch jene begeisterten Patrioten und Oppositions-Männer hervor, welche später unter dem Namen Propheten das Mosaische Gesetz und Recht mit kühnem Muthe gegen die Gewalt der Herrscher vertheidigten.

Der kriegerische Sinn, der damals, in Folge des neu auflebenden Nationalsinnes und der Besiegung der Feinde, sich des israelitischen Volkes bemächtigte, trieb dasselbe zu dem Wunsche, gleich den übrigen Völkern einen König zu haben, der als alleiniges

und bleibendes Oberhaupt die Stämme vereinigt halten und im Kriege anführen könne. Die Erfüllung dieses Wunsches stand im grellsten Widerspruche mit der Mosaischen Gesetzgebung, nach welcher Gott allein das Haupt des Staates war, und dieser nur nach Gottes Geboten gelenkt werden sollte. Samuel bot daher Alles auf, um die Israeliten von jenem Begehren abzubringen; allein es gelang ihm nicht: er mußte dem dringenden Verlangen derselben nachgeben, und ernannte Saul, einen Mann aus dem Stamme Benjamin, zum König, welcher, nach einem über die Ammoniter erfochtenen Siege, auch allgemein als solcher anerkannt wurde (1095 v. Chr.). Dieser, obgleich ein tapferer Mann und durch siegreiche Kriege mit den Feinden des Landes sich auszeichnend, war der Aufgabe eines Herrschers nicht gewachsen, und beging manche Fehler. Als er starb, bestieg der als Prophet, Dichter und Kriegsheld ausgezeichnete und von Samuel bereits zu dieser Würde eingeweihte David aus dem mächtigen Stamme Juda den Thron (1055). Die meisten Stämme hielten zwar anfangs zu dem einzigen übrigen Sohne Saul's, aber nach und nach fielen auch sie zu David ab, und 1048 wurde dieser endlich allgemein als König anerkannt.

Die Regierung David's und die darauf folgende seines Sohnes Salomo sind der Glanzpunkt der Geschichte des israelitischen Volks. Unter diesen Königen stand dasselbe am mächtigsten da, und war das Hauptvolk der vorderen Hälfte von Asien. Unter ihnen entstanden Handel und Gewerbe bei den Israeliten, und ein großer Wohlstand verbreitete sich durch Palästina. Unter ihnen endlich, welche selbst Schriften verfaßten, nahm das goldene Zeitalter der israelitischen Literatur seinen Anfang. David regierte von 1048 bis 1014, und ist unstreitig als Mensch und als König der trefflichste Herrscher, den das israelitische Volk je hatte. Er führte glückliche Kriege mit den benachbarten Völkern, machte aber seine Kriegsunternehmungen nicht, um erobernd sein Reich bis zur Größe einer Weltmacht zu erweitern, sondern nur um die Grenzen desselben durch besiegte Feinde zu decken. Da er ferner einsah, daß sein Volk fortan des Handels bedürfe, so öffnete er nach verschiedenen Seiten hin Wege für denselben, und legte so den Grund für die große Handelsthätigkeit, welche nachher Salomo in seinen Staaten entwickelte.

Die Anordnungen, welche David in der inneren Staatsverwaltung machte, waren fern von aller Despotie, sehr klug und gerecht; er behielt die Stammfürsten bei, ließ den Ältesten die Verwaltung in ihren Districten, und ernannte die Richter und Beamten aus den angesehensten Bürgern der Städte; er stellte an die Spitze seines Heeres nur solche Männer, welche, wie sein berühmter Feldherr Joab, in der Zeit der Noth sich bewährt hatten; er blieb, obgleich er, von der Grenze Egyptens an bis zu der wichtigen Handelsstadt Thapsakus oder Thiphsach am Euphrat hin, über ein mächtiges Reich gebot, doch einfach in seinen Sitten und seiner Lebensweise; er sorgte endlich trefflich für die Finanzverwaltung seines Staates. David gab ferner den Israeliten eine an einem günstigen Orte gelegene Hauptstadt und Festung, indem er das, erst durch ihn von den Feinden eroberte, Jerusalem befestigte, seine Residenz dahin verlegte, und diese Stadt dadurch, daß er Israel's größtes Heiligthum, die Bundeslade, dort aufstellen ließ, zum Mittelpunkt der Gottesverehrung machte. Auch einen Tempel wollte er daselbst erbauen, allein daran hinderte ihn der Prophet Nathan. Endlich wirkte der begeisterte fromme und demüthige Sinn des Königs auch sehr folgenreich auf die Poesie und die Art der Gottesverehrung seines Volkes ein; denn er ist der Schöpfer der lyrischen Dichtkunst der Israeliten und zugleich der Stifter der hebräischen Kirchenmusik. Das Ende seiner Regierung wurde durch Empörungen getrübt, an deren Spitze namentlich sein Sohn Absalon stand, der dabei das Leben verlor.

Salomo, welcher von 1014 bis 975 v. Chr. regierte, ist der glänzendste aller israelitischen Herrscher. Er, ein Mann von unternehmendem Geiste, durch Dichterfähigkeit, Bildung und Liebe zu Wissenschaft und Kunst ausgezeichnet, hob Israel zum größten Ansehen unter den Völkern, und regierte mit einer Gerechtigkeit, Weisheit und Pracht, welche sprichwörtlich geworden sind. Der Wohlstand seines Volkes und die große Macht, welche dasselbe errungen hatte, gewährten ihm die Möglichkeit, eine glänzende Hofhaltung einzurichten, neue Städte anzulegen und prächtige Paläste zu bauen. Die wichtigsten und berühmtesten seiner Bauwerke waren der Tempel von Jerusalem und die von ihm gegründete Stadt Tadmor oder Palmyra. Die Letztere ward von ihm des

Handels wegen auf einer Oase der syrischen Wüste, zwischen Damaskus und dem Euphrat, angelegt, und wurde einer der Hauptstapelplätze für den Karawanenhandel des Alterthums und dadurch eine der reichsten und prachtvollsten Städte von Westasien. Der Salomonische Tempel wurde auf dem Berge Morijah erbaut, und zwar durch ausländische Künstler und Arbeiter, besonders aus der gewerbreichen phönicischen Stadt Tyrus; denn die Israeliten selbst waren seither in den Künsten und Gewerben noch zu sehr zurückgeblieben. Der Tempel, welcher durch viele, zu Priesterwohnungen und zu anderen Zwecken dienende Nebengebäude eine große Ausdehnung erhielt, war nicht durch die künstlerische Schönheit seines Baues, sondern durch seine außerordentliche Pracht und die ungeheure Masse der auf seine Ausschmückung verwandten edlen Metalle ausgezeichnet.

Salomo trat mit den benachbarten Phöniciern und Egyptern in enge Verbindung, und machte in Gemeinschaft mit dem ersteren Volke große Handelsunternehmungen. Diese trugen ihm selbst zwar viel Geld ein, waren aber für die israelitische Nation nachtheilig, weil die Beschäftigung mit dem Handel ihrer Verfassung entgegen war, und weil derselbe nicht durch Israeliten, sondern durch Phönicier und auf phönicischen Schiffen getrieben wurde. Der Salomonische Seehandel ging vom arabischen Meerbusen aus, und wurde mit einem Lande getrieben, welches den Namen Ophir trug, dessen Lage aber nicht sicher bekannt ist: Manche halten ein Stück von Arabien, Andere einen Theil der Ostküste von Afrika für das Land Ophir; in der neuesten Zeit sind Viele geneigt, den Namen Ophir als gleichbedeutend mit Ostindien anzusehen. Wie Salomo in Verbindung mit den Phöniciern Handel trieb, obgleich die Mosaische Gesetzgebung diesen aus Palästina verbannt haben wollte, so änderte er nach dem Vorbild des egyptischen Staats auch das Heerwesen; er führte nämlich die von Moses verbotene Reiterei ein, wozu er die Pferde aus Egypten kommen ließ, indem Arabien damals noch keine Pferdezucht hatte. Salomo ging ferner im Laufe seines Lebens immer mehr in das an den despotischen Höfen des Orients herrschende Wesen über, und entfremdete sich dadurch immer mehr seinem Volke. Er steigerte die Schwelgerei und Pracht bis zu einem für die Nation sehr drückenden Grade, nahm eine Menge Gemahlinnen, von welchen

die meisten Ausländerinnen waren, und führte zuletzt sogar den Götzendienst der benachbarten Völker an seinem Hofe ein. Es ist daher nicht zu verwundern, daß gegen das Ende seiner Regierung eine Empörung ausbrach, an deren Spitze Jerobeam, einer seiner ersten Beamten, stand. Die Empörung wurde zwar wieder unterdrückt, allein Jerobeam entfloh nach Egypten, und wußte den König dieses Landes für sich zu gewinnen, so daß von dorther neue Gefahren drohten.

Unmittelbar nach Salomo's Tode brach das von ihm herbeigezogene Verderben in Palästina ein. Die Ältesten von zehn Stämmen traten zusammen, um der Beibehaltung des unter Salomo entstandenen Despotismus vorzubeugen. Sie stellten an dessen Sohn Rehabeam die Forderung, daß er dem von seinem Vater geübten willkürlichen Regiment entsage, und die seitherige Bedrückung des Volkes aufhebe; und als Rehabeam dies drohend zurückwies, erhoben sie Jerobeam auf den Thron. Nur Juda und Benjamin erkannten Salomo's Sohn als König an (975). So zerfiel das israelitische Reich in zwei Theile, von welchen der von Jerobeam beherrschte größere Theil den Namen Israel behielt, das Reich Rehabeam's aber den Namen Juda führte. Das Letztere hatte Jerusalem zur Hauptstadt, für das Erstere aber war zuerst Sichem, dann Thirza und endlich das etwa 60 Jahre nach jener Theilung erbaute Samaria die Residenz und Hauptstadt. Das Reich Israel bestand 253 Jahre, unter zwanzig Königen, von denen schon der dritte nicht mehr zu Jerobeam's Familie gehörte; das Reich Juda ging erst nach 390 Jahren unter, nachdem es ebenfalls zwanzig Könige gehabt hatte, welche sämmtlich Nachkommen Rehabeam's waren.

Mit dieser Theilung des israelitischen Volkes, dessen Reich gerade unmittelbar vor derselben den höchsten Grad von Macht und Glanz erlangt hatte, beginnt der Untergang desselben. Doch ist es nicht diese Theilung selbst und ebenso wenig die Macht seiner Feinde gewesen, wodurch das israelitische Volk unterging, sondern vielmehr das schon mit Salomo's Regierung beginnende Schwinden des Nationalsinnes und der in dem Mosaischen Gesetze gegebenen Mittel, den Patriotismus anzufachen. Die Könige von Israel fielen gleich bei der Entstehung ihres Reiches von dem Glauben ihrer Väter

ab, und huldigten insgesammt dem Götzendienst, welcher abwechselnd von den Egyptern, Phöniciern, Assyrern und Syrern entlehnt ward. Sie verboten, um einen Abfall an die Könige von Juda zu verhindern, ihren Unterthanen sogar die Reise nach Jerusalem, wo der Tempel und die Bundeslade des von ihren Vätern verehrten Gottes sich befanden. Zwar kehrte ihr Volk zuweilen zu seinem nationalen Glauben zurück; aber sie selbst hatten, statt der von wirklichem Nationalsinn und Patriotismus begeisterten wahren Propheten, eine Pflanzschule von Hof-Propheten, d. h. von Lügnern und feilen Schmeichlern errichtet, und so sich des Mittels, die Stimmung des Volkes zu erfahren, beraubt. Nur selten traten echte Propheten mit der Stimme der Wahrheit vor ihnen auf, wie z. B. Elias und Elisa. Auch die Könige von Juda, bei denen stets wahre Propheten, wie Amos, Micha, Jesajas u. A., sich erhielten, fielen, ihrer Bündnisse mit fremden Völkern wegen, oft zu dem Götzendienst der Egypter, der Babylonier oder der Phönicier ab. Beide Reiche verbanden sich zu ihrem eigenen Verderben häufig mit fremden Völkern, von denen einige unter David und Salomo den Israeliten unterworfen worden waren, aber zum Theil schon im Augenblick der Trennung derselben sich wieder frei gemacht hatten; beide führten fast beständig Krieg mit einander; beide endlich hatten das Unglück, in der Mitte zweier mächtiger Reiche, des egyptischen einerseits und des assyrischen und babylonischen andererseits, zu liegen, und so in dem Kampf dieser Mächte, die vom Euphrat und vom Nil her in Palästina einander begegneten, dem Sieger als Opfer anheimzufallen.

Das Reich Israel wurde im Jahr 722 v. Chr. durch den assyrischen König Salmanassar vernichtet. Der letzte König desselben, Hosea, und der größere Theil des Volks mußten Palästina verlassen, und wurden in entlegene Gegenden von Salmanassar's Reich versetzt, welches Schicksal man die assyrische Gefangenschaft zu nennen pflegt. Dagegen wurden Einwohner von Babylonien und aus der Gegend um Sidon gezwungen nach Palästina überzusiedeln. Diese wurden von Leviten bekehrt, verschmolzen mit den zurückgebliebenen Israeliten, und wurden so die Stammväter der von den reinen Israeliten gehaßten Samaritaner. Das Reich Juda erlag dem babylonischen Könige Nebukad-

nezar, welcher 585 v. Chr. Jerusalem zerstörte, und die meisten Bewohner desselben sammt ihrem letzten Könige Zedekia nach Babylonien versetzte, nachdem schon kurze Zeit vorher ein Theil der Juden dorthin geschleppt worden war. In diesem sogenannten babylonischen Exil, welches von 604, als dem Jahre der ersten Wegführung von Juden dahin, zu zählen angefangen wird, blieben die Juden bis 535, wo der Perser-König Cyrus ihnen die Rückkehr erlaubte. Von dieser Zeit an lebten sie als persische Unterthanen wieder in ihrem Vaterlande. Die Zurückgekehrten waren jedoch insgesammt nur Leviten und Leute aus den beiden Stämmen Juda und Benjamin, und deswegen ward auch seitdem der Namen Juden zur Bezeichnung des israelitischen Volks überhaupt gebräuchlich. Was aus den übrigen zehn Stämmen geworden, ist durchaus unbekannt. — Die spätere Geschichte der Juden gehört der griechisch-römischen Zeit des Alterthums an.

Phönicier.

Die Phönicier, ein gleich den Juden dem semitischen Stamm angehörendes Volk, wohnten in der ältesten Zeit, bis zu welcher ihre Geschichte reicht, am persischen Meerbusen. Von hier wanderten sie schon sehr früh in das nach ihnen benannte Land ein, welches im Norden von Palästina und im Südwesten von Syrien sich zwischen dem Libanon-Gebirge und dem Mittelmeer ausbreitet. Die Phönicier wandten sich schon früh dem Handel und der Industrie zu, entwickelten diese Thätigkeit zu einem für die ältere Zeit des Alterthums sehr hohen Grade, und erhielten dadurch eine große Bedeutung für die Geschichte von Asien und Europa. Ihre eigene Geschichte, über welche sich von ihnen selbst keine schriftlichen Werke erhalten haben, dreht sich um die zwei Städte Sidon und Tyrus, in welchen jene Thätigkeit ihren Mittelpunkt hatte, und die abwechselnd an der Spitze der Phönicier standen. Dieses Volk war nämlich nie in einen einzigen Staat vereinigt, sondern jede Stadt bestand unabhängig für sich allein; nur waren die einzelnen Städte oft mit einander verbündet, und noch öfters hielt diejenige von ihnen, welche am meisten Reichthum und Macht erlangt hatte, die übrigen in Abhängigkeit von sich. In den Städten selbst herrschte meistens ein durch eine Aristokratie beschränktes Oberhaupt, dessen Herrschaft bald erblich, bald blos lebenslänglich, bald sogar nur für eine bestimmte Zeit übertragen war.

Im Anfang der phönicischen Geschichte ist Sidon die mächtigste Stadt und der Hauptsitz des Handels und der Industrie dieses Volkes. Es wird schon zur Zeit Joseph's als ein mit Egypten Handel treibender Ort erwähnt: schon als die Juden aus Egypten auswanderten, erscheint es als eine weithin im Lande herrschende Stadt; und die bunten Kleiderstoffe von Sidon waren unter den Griechen schon zu Homer's

Zeit als die besten berühmt. Schon früh hatte Sidon Colonien an andern Punkten Phöniciens gegründet, namentlich das nachher so mächtig gewordene Tyrus. Selbst also schon damals, als Phönicien landeinwärts noch überall von bloßen Nomaden-Völkern und unangebauten Landstrichen umgeben war, besaß dasselbe eine entwickelte Cultur. Als aber die Israeliten Palästina einnahmen und, zum Ackerbau-Leben übergehend, den öden Felsenboden dieses Landes in Gärten umwandelten, und als zu gleicher Zeit auch die benachbarten Bewohner von Syrien zu einer Cultur gelangten, da blühte die für diese Länder Bedürfniß werdende Industrie und Handelsthätigkeit Phöniciens noch viel rascher auf.

In jenen Zeiten hob sich auch zuerst Tyrus, und wurde nach und nach so mächtig, daß es zur Zeit David's und Salomo's die glänzendste Stadt Vorderasiens war, an der Spitze Phöniciens stand und sogar über Sidon herrschte. Die Tyrier hatten damals den Alleinhandel mit Glas, mit Purpur und mit Kermes oder der besten rothen Farbe, welche das Alterthum kannte. Gießkunst, Goldschlägerei, Weberei, Stickerei und die Verfertigung von Bildwerken und Ornamenten wurden zu Tyrus ganz im Großen getrieben. Die Tyrier hatten große Schiffe, mit welchen sie des Handels wegen zu den Küstenländern des östlichen Mittelmeeres, sowie vom rothen Meer aus nach dem uns unbekannten Lande Ophir fuhren. Ihr König Hiram schloß ein Bündniß mit David und Salomo, in Folge dessen die von den Juden gemachten Eroberungen dem tyrischen Handel sehr zu Statten kamen, und tyrische Meister wurden die Leiter des Salomonischen Tempelbaus. Neben dem Seehandel blühte auch der Landhandel, welcher in das innere Asien hinein hauptsächlich über das neu gegründete Tadmor oder Palmyra und den alten, am Euphrat gelegenen Handelsplatz Thapsakus ging. In der folgenden Zeit hob sich der tyrische Handel noch mehr. Damals wurde die erste phönicische Colonie an der Nordwest-Küste von Afrika, die mauretanische Stadt Auza, gegründet (920 v. Chr.), nachdem die Tyrier schon vorher auf Cypern sich angesiedelt hatten. Damals breiteten sich dieselben auf Kreta, Rhodus, Thasos und anderen Inseln des griechischen Meeres aus, wo sie unter Andern auch Bergbau trieben, kamen dort und an den Küsten des Festlandes mit den ältesten Griechen in Verkehr,

und legten auch auf Sicilien, Sardinien und Korsika Colonieen an.

In jener Zeit (um das Jahr 880) gründeten die Tyrier auch die berühmteste aller phönicischen Colonieen, das in dem heutigen Lande Tunis gelegene Karthago. Dido, die Schwester des Beherrschers von Tyrus Pygmalion, war die Gründerin dieser wichtigen Handelsstadt. Sie wanderte, als ihr Bruder aus Gier nach den Schätzen ihres Gemahls Sichäus diesen ermordet hatte, mit einer Anzahl Misvergnügter aus, und erhielt, wie die Sage es romanhaft ausschmückt, das Gebiet für die zu gründende Stadt dadurch, daß sie von den uncivilisirten Eingeborenen so viel Land kaufte, als mit einer Ochsenhaut umspannt werden könne, und dann mit der in Streifen geschnittenen Haut einen bedeutenden Strich einfaßte. Um die Zeit der Gründung Karthago's dehnten die Phönicier ihre Fahrten bis an das äußerste Ende des Mittelmeers aus, schifften nach Spanien und legten auch dort Pflanzstädte an, von denen das heutige Cadix und das untergegangene Tartessus, beide in Andalusien gelegen, die berühmtesten waren.

Bei der Ausbreitung der Reiche Assyrien und Babylonien, durch welche die Israeliten ihre Unabhängigkeit verloren, kam auch Phönicien ins Gedränge. Salmanassar, der Zerstörer des Reiches Israel, zwang die Phönicier ihm zu huldigen. Nur die Tyrier wiesen seine Aufforderungen und Drohungen zurück, und widerstanden mit siegreichem Muthe seinem Angriffe. Zwar fiel ihre Stadt in seine Gewalt; allein der Kern ihrer Bewohner zog sich auf eine kleine, vor derselben gelegene Insel zurück, welche von ezt an Neu-Tyrus hieß und der Hauptsitz der tyrischen Herrschaft ward. Dieser Kern des tyrischen Volks zeigte hier, daß Vaterlandsliebe, wenn sie mit Ausdauer und Geschicklichkeit verbunden und nicht ganz vom Glücke verlassen ist, jedem Angriff roher Gewalt siegreich zu widerstehen vermag. Mit sechzig größeren Schiffen und achthundert Schaluppen versuchten die Assyrer auf der Insel zu landen, mit zwölf Schiffen dagegen verhinderten die Tyrier sie daran. Fünf Jahre lang vertheidigten sie sich, und obgleich die Übermacht der Feinde sehr groß war und die Insel an Trinkwasser Mangel litt, so wurden die Assyrer doch endlich genöthigt, unverrichteter Sache abzuziehen. Tyrus blühte von neuem

auf; ja sein Reichthum erreichte gerade in den Zeiten der assyrischen und babylonischen Macht den höchsten Grad. Sidonier und Araber dienten den Tyriern als Matrosen auf ihren Schiffen, und von der Nordküste Afrika's, vom rothen Meer und von Persien her warben sie Söldner, aus welchen ihre Kriegsmacht gebildet wurde; sie besaßen eine große Handelsflotte, und ihre Schiffe waren zum Theil auf das prachtvollste verziert; ja, es wird berichtet, daß manche derselben mit kostbarem Holze getäfelt, mit Buchs und Elfenbein eingelegt und, bei festlichen Gelegenheiten, mit Segeln von feinen baumwollenen Zeugen versehen waren.

Von neuem kamen die Tyrier in große Gefahr, als Nebukadnezar, der Zerstörer von Jerusalem, über das babylonische Reich herrschte; aber auch damals retteten sie durch Muth und Ausdauer ihre Freiheit. Die übrigen Phönicier huldigten, wie einst zu Salmanassar's Zeit, dem mächtigen Herrscher; die Tyrier dagegen zogen sich wieder auf ihre Inselstadt zurück, und obgleich das babylonische Heer dreizehn Jahre lang in Phönicien stehen blieb und die Tyrier bekriegte, so behaupteten diese doch ihre Unabhängigkeit. Nur Alt-Tyrus fiel in die Gewalt Nebukadnezar's, welcher alle Einwohner, die sich dort fanden, nach Babylonien in die Gefangenschaft schleppen ließ.

Als später die Perser unter Cyrus ihre Herrschaft über Vorderasien ausbreiteten, unterwarf sich ihnen auch das gesammte Volk der Phönicier freiwillig, obgleich, wie es scheint, nur unter gewissen Bedingungen. Die phönicischen Städte waren unter der persischen Herrschaft zum Seedienst und zu gewissen Abgaben verpflichtet, sonst aber fast ganz frei: sie verwalteten sich selbst, behielten ihre seitherigen Einrichtungen, und ordneten auf einem Kongreß von Deputirten der einzelnen Städte, der von Zeit zu Zeit in Tyrus gehalten wurde, ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Nur die Bedrückungen, welche persische Statthalter und Officiere sich erlaubten, machten die Lage der Phönicier sehr schlimm; diese waren vorzugsweise in Sidon fühlbar, welches damals wieder über Tyrus emporblühte und der Mittelpunkt des phönicischen Seewesens ward. Übrigens bildeten die Phönicier, zugleich mit den unterworfenen kleinasiatischen Griechen, den Kern der persischen Seemacht. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts von unserer Zeitrechnung schlossen

sich die Phönicier, von Sidon aufgeregt und geleitet, an eine große Empörung an, die in Egypten ausbrach und sich von da nach Asien verbreitete. Diese Empörung mislang, und die Phönicier mußten sich der persischen Herrschaft von neuem fügen. Damals unterwarfen sich, bei der Annäherung des persischen Heeres, die phönicischen Städte freiwillig; nur Sidon befolgte das Beispiel, das früher zweimal seine Nebenbuhlerin Tyrus gegeben hatte: die Sidonier verbrannten ihre Schiffe, damit niemand an die Flucht denken könne, und als durch den Verrath eines mit ihnen verbündeten Fürsten ihre Stadt in die Hände des Perser-Königs fiel, und dieser sogleich die edelsten Bürger ermorden ließ, zündeten sie selbst die Stadt an und verbrannten sich und ihre Schätze. Zwar wurde Sidon alsbald wieder aufgebaut, und schon zwanzig Jahre nachher finden wir die Stadt wieder bevölkert und blühend; allein Tyrus schwang sich damals durch seinen Handel von neuem über sie empor.

Als um das Jahr 333 v. Chr. Alexander der Große das persische Reich eroberte, unterwarfen sich die phönicischen Städte ihm freiwillig, mit alleiniger Ausnahme von Tyrus, welches damals allein aus der Inselstadt bestand. Mit dem ausdauerndsten Muthe leisteten die Tyrier den belagernden Feinden Widerstand; Alexander mußte seine ganze Kriegskunst und den ganzen Muth seines Heeres aufbieten, um sie zu unterwerfen, und doch konnte er erst nach einer Belagerung von sieben Monaten und nach großem Verlust die Stadt einnehmen. Die Tyrier wurden grausam bestraft: Alexander ließ nämlich alle, die in seine Gewalt fielen, als Sklaven verkaufen. Die Stadt erhob sich zwar auch damals bald wieder; allein die Zeit der Phönicier war abgelaufen: der Welthandel zog sich nach der von Alexander gegründeten Hauptstadt Egyptens, und Phönicien verlor damit den letzten Rest seiner commerciellen Bedeutung, und blieb seitdem stets ein unselbstständiger Theil fremder Reiche. —

Der Handel und die Schifffahrt, durch welche die Phönicier eine so große Wichtigkeit in der Weltgeschichte erlangt haben, sind oft mit Übertreibung dargestellt worden. Die Phönicier haben zuerst von allen Völkern im Westen des alten Continents die See befahren und eine Schifffahrtskunst entwickelt; allein sie haben so weite Fahrten, als man von ihnen erzählt, theils gar nicht, theils nicht

in sehr früher Zeit gemacht. Bis nach Spanien sind sie höchstwahrscheinlich nicht vor dem neunten Jahrhundert v. Chr. gefahren, obgleich man das schon im ersten Buch Mosis vorkommende Wort Tarschisch für gleichbedeutend mit Tarteſſus zu halten pflegt, und somit diese Fahrten schon viele Jahrhunderte früher beginnen läßt. Ebenso sind die Phönicier auch an die Nordwestküste Europa's, wo sie auf den sogenannten Kassiteriden d. h. den britischen Inseln Zinn holten, erst in späterer Zeit geschifft. Bloße Fabeln sind ihre vorgeblichen Fahrten bis in die Ostsee und diejenige, welche sie einst um Afrika herum gemacht haben sollen. Den in älterer Zeit dem Golde gleich geschätzten Bernstein, welcher von den Küsten der Ostsee her ihnen zukam, holten sie gewiß nicht selbst dort, sondern sie kauften ihn an der Küste der Nordsee, wohin er durch den Tauschhandel der in Norddeutschland wohnenden Völker gelangte. Die Fahrt um Afrika herum sollen sie, nach der Angabe eines altgriechischen Geschichtschreibers, um das Jahr 600 v. Chr. gemacht haben; allein man hat die gewichtigsten Gründe, diese Unternehmung für eine Erdichtung zu halten. Wieweit sie auf ihren Fahrten aus dem rothen Meer gelangten, ist durchaus unbekannt. — Die wichtigsten Waaren, welche sie außer ihren eigenen Fabrikaten zu Wasser und zu Land verführten, und von denen ein Theil bis von Ostindien her ihnen zukam, sind Weihrauch, Elfenbein, Zinn, edle Metalle, Eisen, Ebenholz, Zimmt, Bernstein, Wolle, Pferde, Getraide, Wein und Sklaven.

Die Industrie der Phönicier war sehr mannichfaltig und für ihre Zeit staunenswerth. Die wichtigsten Erzeugnisse derselben sind die oben als Handelsgegenstände oder Fabrikate der Tyrier angeführten, sowie außerdem ihre gefärbten Stoffe, die sidonische Leinwand und die aus edlen Metallen, Elfenbein, Ebenholz und Bernstein verfertigten Geräthschaften. Das Glas sollen die Phönicier zuerst bereitet haben, und zwar leitete der Sage nach der Zufall sie auf diese Erfindung, indem beim Anmachen eines Feuers auf Sandboden die, zufälliger Weise zur Unterlage des Topfes genommenen, Salpeterstücke mit dem Sand und der Asche zusammenschmolzen, und so sich Glas erzeugte. Auch die Entdeckung des im Alterthum gebräuchlichen Purpurs wird den Phöniciern zugeschrieben. Sie sollen dieselbe ebenfalls dem Zufall verdankt

haben, indem sie nämlich zuerst durch einen Hund, der an der Meeresküste Muschelthiere fraß und sich dadurch röthete, auf die jene Farbe liefernden Seemuscheln aufmerksam gemacht wurden.

Um die höhere Cultur haben die Phönicier sich ebenfalls durch Erfindungen verdient gemacht. Das Alterthum schrieb ihnen nämlich die Erfindung der Rechenkunst und der Buchstabenschrift zu, und gewiß ist wenigstens, daß die Griechen und durch sie die Römer, sowie durch diese wir die Letztere erhalten haben. — Auch einheimische Geschichtschreiber der Phönicier werden erwähnt; der berühmteste derselben hieß Sanchuniathon, und schrieb eine phönicische Urgeschichte, von welcher aber nur geringe Fragmente in griechischer Übersetzung sich erhalten haben.

Die Religion der Phönicier war ein mit Menschenopfern verbundener Götzendienst, bei welchem der Gott der Sonne, Baal genannt, und ein anderer Gott, den die Griechen mit ihrem Herkules verglichen, die Hauptrolle spielten.

Meder und Perſer.

In dem weiten Landſtrich zwiſchen dem perſiſchen Buſen, dem kaſpiſchen Meer und den Flüſſen Tigris und Indus wohnen ſeit uralter Zeit Völker, die mit einander näher verwandt ſind, und den perſiſchen oder medo-perſiſchen Zweig des indo-germaniſchen Völkerſtamms bilden. Von den Völkern des Alterthums gehörten zu dieſem Zweige die Meder, die Perſer, die Baktrier oder Baktrianer, die Sogdianer, die im Kaukaſus einheimiſchen Alanen und höchſtwahrſcheinlich auch die Chaldäer. Die jetzigen Völker desſelben ſind: die Tadſchik's oder Neu-Perſer, zu welchen auch die Bucharen gehören, die an einigen Punkten Perſiens und Indiens lebenden Parſi's oder Guebern, die Kurden (wahrſcheinlich die Nachkommen der Chaldäer), die Afghanen, die Beludſchen und die im Kaukaſus wohnenden Oſſeten.

Die Sprachen dieſer Völker bilden mit einander eine beſondere Sprachfamilie, welche ein Zweig des großen indo-germaniſchen Sprachſtamms iſt. Die älteſte derſelben und zugleich eine der älteſten dieſes Stammes überhaupt iſt das ſogenannte Zend, welches bereits lange vor Chriſti Geburt aufgehört hat eine lebende Sprache zu ſein. Es war in der früheren Zeit jener Völker die heilige Sprache der Bekenner des Zoroaſtriſchen Glaubens, und das älteſte Religionsbuch derſelben, der ſogenannte Zend-Aveſta, iſt in dieſer Sprache abgefaßt. Aus dem Zend entwickelte ſich das Alt-Perſiſche oder die Sprache jener Perſer, welche unter Cyrus, Darius, Xerxes und andern Königen in der Geſchichte Vorderaſiens und Griechenlands eine ſo große Rolle ſpielten. Aus dem Alt-Perſiſchen entſtand das Parſi oder Guebri, oder die von den Parſi's oder Guebern geſprochene Sprache, ſowie aus dieſem wieder das Neu-Perſiſche oder die Sprache der heutigen Perſer

und der Bucharen. Wenn man von der letzteren Sprache öfters sagt, daß sie eine große Ähnlichkeit mit dem Deutschen habe, so ist dies nur auf diejenige Ähnlichkeit zu beziehen, welche zwischen allen Sprachen des großen, auch das Deutsche in sich begreifenden indogermanischen Sprachstamms besteht; denn eine nähere Verwandtschaft zwischen dem Persischen und dem Deutschen findet nicht Statt. Eine andere, zum persischen Zweig gehörende Sprache ist das Deri, welches eigentlich nur ein feinerer Dialekt war, der am Hofe der im Anfang des Mittelalters über Persien herrschenden Sassaniden gesprochen wurde. Endlich gehören auch noch die Sprachen der oben angegebenen neueren Völker zu der persischen Sprachfamilie.

Noch gibt es eine todte Sprache, das Pehlwi genannt, welche häufig unter den persischen Sprachen mit angeführt wird. Sie diente zu der Zeit, als die Parther und die Sassaniden in Persien herrschten, statt des Zend als heilige Sprache des Zoroastrischen Glaubens, und mit Sicherheit finden wir sie sonst nirgends gebraucht. Diese Sprache ist mit den persischen durchaus nicht verwandt, und gehört überhaupt nicht einmal zu dem indo-germanischen Sprachstamm. Man weiß sie sogar unter keinen andern der bekannten Sprachstämme unterzubringen, und ebenso wenig kennt man dasjenige Volk, welches dieselbe einst gesprochen hat. Nur als blos wahrscheinlich kann man die Vermuthung hegen, daß das Pehlwi die Sprache der alten Parther war.

Wie mit dem Pehlwi, so verhält es sich auch mit diesem Volk der Parther, das erst wenige Jahrhunderte vor Christo in der Geschichte auftritt. Man weiß nicht, welchem Völkerstamm dasselbe angehörte, und es ist eine bloße, durch nichts zu begründende Vermuthung, nach welcher manche Gelehrte die Parther für ein Volk des persischen Zweigs, andere dagegen für eines der türkischen Völker halten.

In der persischen Geschichte wird oft noch eines anderen benachbarten Volkes Erwähnung gethan, das im Norden des kaspischen und des schwarzen Meeres von dem Aral-See bis zur unteren Donau wohnte, und in sehr viele kleine Völkerschaften zerfiel. Diese waren alle dem Nomaden-Leben ergeben, und hießen Massageten, Roxolanen, Jazygen u. s. w. Die Griechen und Römer

faßten dieselben alle unter dem Namen Scythen oder Sarmaten zusammen; bei den alten Persern aber führten sie den Gesammtnamen Saken. Manche vermuthen, daß diese Völkerschaften mit den Persern verwandt waren, Andere dagegen zählen sie zu dem slavischen Völkerzweig; allein viel wahrscheinlicher ist die Meinung, daß dieselben gar nicht als Theile eines einzigen Volkes anzusehen sind, sondern daß es Völkerschaften von verschiedener Abkunft und Sprache waren, welche nur in ihrer Lebensweise eine gewisse Ähnlichkeit mit einander hatten, und deshalb von den Persern, Griechen und Römern unter jenen Gesammtnamen zusammengefaßt wurden. Einige von ihnen mögen persischer Abkunft gewesen sein, andere zu den türkischen, andere endlich zu den sogenannten finnischen Völkern gehört haben. —

Das oben bezeichnete Ländergebiet, welches die Wohnsitze des persischen Völkerzweigs enthält, wird manchmal unter dem Namen Iran oder Aria zusammengefaßt; gewöhnlich aber versteht man unter diesen beiden Namen nur denjenigen Theil desselben, der von dem Tigris, dem persischen und dem kaspischen Meer sich bis zur Westgrenze der Afghanen und Beludschen erstreckt. Das nordöstlich angrenzende, jenseits des Orus- oder Amu-Flusses liegende Land führt den Namen Turan, und war von jeher von Völkern andern Stammes, wilderer Sitte und feindlichen Sinnes bewohnt.

Im nordöstlichen Winkel jenes großen Landstrichs bestanden im Alterthum die Länder Sogdiana und Baktriana, von denen das Erstere dem nördlichen, das Letztere dem südlichen Theil der heutigen großen Bucharei entspricht. Den nordwestlichen Winkel dagegen nahm im Alterthum das Land Medien ein, welches von dem kaspischen Meer, von Armenien, Assyrien, Parthien und Persien begrenzt ward, und das jetzt russische Land Schirwan, sowie die heutigen persischen Provinzen Aserbidschan, Ghilan, Masanderan und Irak Adschemi umfaßte. Südlich von Medien lag das Land Elam, ein Theil des heutigen Kusistan und von Babylonien, Medien, Persien und dem persischen Meerbusen begrenzt; es war einmal längere Zeit mit dem Reiche Medien vereinigt, und sein Namen wird deshalb in der Bibel einige Mal als gleichbedeutend mit dem Worte Medien gebraucht. Das eigentliche Persien entspricht der heutigen Provinz Fars oder Farsistan, und lag im

Süden von Medien und im Südosten von Elam. Das Land Parthien, das erst in der späteren Geschichte des Alterthums eine Rolle spielt, war im Osten von Medien und im Südosten des kaspischen Meers gelegen. —

In dem großen Länderraume, dessen für die alte Geschichte wichtigsten Theile hiemit angegeben sind, entwickelte sich in sehr früher Zeit eine Religion und Cultur, welche ursprünglich von Baktriana oder, wie dieses Land mitunter auch genannt wird, von Ostpersien ausging, und sich über den ganzen Umfang jenes großen Gebiets weiter verbreitete. Von dieser frühesten Zeit der persischen Völker aber und von der Beschaffenheit ihrer ältesten Cultur und Religion ist uns keine sichere Kunde überliefert worden. Wir ersehen nur aus den auch noch in späterer Zeit übrigen Resten der Letzteren und aus den fabelhaften Erzählungen persischer Geschichtschreiber und Dichter, daß eine alte Cultur in jenen Gegenden wirklich bestanden hat, und wir können uns mit diesen Hülfsmitteln blos eine allgemeine Vorstellung von derselben bilden.

Die stammverwandten Völker, die in dem angegebenen Landstriche lebten, hatten von früh an eine gemeinschaftliche Religion. Diese bestand hauptsächlich in der Verehrung eines höchsten Gottes, dessen Element das Licht ist, und seines Symbols, des Feuers, sowie in der Anerkennung eines zweiten höchsten Wesens, als des Gottes der Finsterniß und des Bösen. Die Völker dieses Glaubens hatten schon in früher Zeit einen gewissen Grad von höherer Cultur, und den Haupttheil ihrer ältesten Geschichte bilden Kriege, welche sie fast beständig mit den rohen Bewohnern Turan's zu führen hatten. Dies ist alles, was sich von der älteren Zeit der medo-persischen Völker mit Gewißheit angeben läßt. Die persischen Geschichtschreiber und Dichter nennen zwar eine Anzahl Könige jener Zeit, und erzählen Manches von den Thaten derselben, namentlich von ihren Kriegen mit den Turaniern; allein alle ihre Angaben sind durch Erdichtungen entstellt, und widersprechen einander nicht selten. Die berühmtesten jener Könige, welche den Hauptgegenstand der neu-persischen Heldengedichte bilden, sind: Kajumarath, der angebliche Gründer der baktrischen Stadt Balk und der Stifter einer Herrscherfamilie, welche den Namen der Pischdadier führte, Lahorasp und sein Sohn Gustasp, deren Feind Afra-

ſiab, der Beherrſcher von Turan, war, ferner Feridun, Dſchemſchid, der angebliche Gründer von Perſepolis, ſein Enkel Ruſtun und Kaï-Kosru, der Stifter einer Dynaſtie, welche die der Kajaniden genannt wird.

Die perſiſchen Völker wurden, als die aſſyriſchen und babyloniſchen Reiche ſich ausbreiteten, dieſen unterworfen, bis ſie beim Sinken derſelben ſich wieder erhoben, ſie vernichten halfen, und dann an ihrer Stelle die Herrſchaft von Vorderaſien erlangten. Zu irgend einer Zeit nun, die nicht mehr ſicher zu beſtimmen iſt, trat unter ihnen ein Reformator, Zerdutſcht oder Zoroaſter, auf, der die verfallene alte Glaubenslehre wiederherſtellte, und den Religions-Cultus neu ordnete, und dem man deshalb ſpäter jene Lehre ſelbſt und jede wiederholte Erneuerung der alten Einrichtungen zuſchrieb, ſo daß aus dieſem Grunde ſeine Lebenszeit bald in ein ganz hohes Alterthum, bald unter die Regierung des mediſchen Königs Cyaxares, bald unter die des perſiſchen Königs Darius Hyſtaspis verſetzt ward. Die noch jetzt übrigen Bekenner der altperſiſchen Lehre, die unter dem Namen Parſi's oder Guebern in Perſien und Indien leben, ſchreiben ihm ein Buch zu, welches der Zend-Aveſta, d. i. das lebendige Wort heißt, und von ihnen als ihr heiligſtes Religionsbuch angeſehen wird. Es enthält daſſelbe zwar im Weſentlichen die alte perſiſche Religionslehre, iſt aber gewiß kein Werk jenes Mannes, und zeigt auch eine häufige Entſtellung ſeiner Lehre durch die Glaubensſätze der indiſchen Religion, mit der die Bekenner der Zoroaſtriſchen Lehre in Indien ſeit dem Anfang des Mittelalters in Berührung kamen. Übrigens gibt es auch noch einige andere heilige Schriften dieſes Glaubens, welche jedoch noch weniger von Zoroaſter und aus der älteren Zeit herrühren. Nach der Lehre Zoroaſter's, wie ſie aus dem Zend-Aveſta zu erkennen iſt, gibt es ein höchſtes ungeſchaffenes Urweſen, welchem Ormuzd, der Gott des Lichts und des Guten, und Ahriman, der Gott der Finſterniß und des Böſen, entſproſſen ſind. Die Welt iſt von dieſen beiden Göttern geſchaffen worden, beſteht aus guten und böſen, reinen und unreinen Dingen, und wird von jenen zwei Göttern unter ſteten Kämpfen gegen einander beherrſcht. Geiſtige Weſen höherer und niederer Art ſind die Heerſchaaren, mit welchen die beiden Götter ſich bekriegen: die

Geister des Ahriman führen den Namen Dew's, die des Ormuzd aber heißen in der höchsten der Abtheilungen, in welche sie zerfallen, Amschaspand's, in der zweiten Ized's, in der dritten Ferwer's oder Feruer's. Dieser Kampf, an welchem auch der Mensch auf der Seite des Ormuzd Antheil nehmen soll, endigt einst mit der gänzlichen Besiegung Ahriman's. Das Feuer, als der Licht-gewährende Feind der Finsterniß, ist den Bekennern der Zoroastrischen Religion heilig, und diese wird deswegen auch der Feuerdienst genannt. —

Die uns bekannte wirkliche Geschichte der persischen Völker beginnt erst im siebenten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Damals nämlich machte sich eines von ihnen, das wie die übrigen den Assyrern unterworfen war, von dem Joch derselben frei. Dieses Volk waren die Meder. Die seither von einander getrennten Stämme, aus welchen dasselbe bestand, verbanden sich damals zu Einem Ganzen, erwählten einen aus ihrer Mitte, Dejoces, zu ihrem gemeinsamen Oberhaupt und Richter, und erbauten ihm die Residenz Ekbatana, welche seitdem die Hauptstadt von Medien geblieben ist. Der Sohn und Nachfolger dieses neuen medischen Herrschers, Phraortes, unterwarf sich das stammverwandte Volk der eigentlichen Perser; als er aber auch die Assyrer zu bekriegen wagte, wurde er besiegt, und verlor in einer Schlacht das Leben. Sein Sohn Cyaxares griff, in Verbindung mit dem babylonischen König Nabopolassar, das assyrische Reich an, vernichtete es, und theilte mit seinem Bundesgenossen die Länder desselben. Hierauf befreite er Medien von den scythischen Raubhorden, welche ganz Vorderasien bis zu den Grenzen Egyptens plündernd durchzogen hatten, und auch in Medien eingebrochen waren. Zuletzt gerieth Cyaxares noch mit dem kleinasiatischen Volk der Lydier in einen Krieg, welcher nach einigen Jahren durch einen Frieden und durch die Vermählung seines Sohnes Astyages mit der Tochter des lydischen Königs Alyattes beendigt ward. Cyaxares ist der eigentliche Begründer der medisch-persischen Oberherrschaft in Asien, welche nun an die Stelle der assyrischen und babylonischen trat; aber er ist dies nicht blos durch jene Kriege und die Erweiterung des den Medern unterworfenen Landes, sondern namentlich auch dadurch, daß er in seinem Volke die alten Einrichtungen und Sitten

wieder herstellte, welche seit uralter Zeit den Völkern Iran's eigenthümlich waren.

Mit Cyaxares beginnen diese Völker die Oberherrschaft in der westlichen Hälfte Asiens zu erlangen; sie fangen aber zu gleicher Zeit auch an, allmälig in die Form einer rein despotischen Regierung überzugehen, welche seit der ersten großen babylonischen Monarchie dort bei allen Völkern der Geschichte eingeführt ward, und bis auf den heutigen Tag einen Hauptunterschied zwischen Asien und Europa bildet. Neben diesem Charakterzug des mittleren und westlichen Asiens zeigt sich von jener Zeit an noch eine andere Erscheinung, die daselbst ebenfalls bis zu unseren Tagen sich ununterbrochen wiederholt hat. Es folgte nämlich, in der Oberherrschaft über die Länder vom Indus an bis zum Mittelmeer, stets ein Volk dem andern, und jedes behauptete sich in derselben so lange, bis seine kriegerische Kraft durch die Schwelgerei erschlafft war, zu der jedes im Besitze jener Oberherrschaft alsbald herabsank. Ebenso ist auch die Geschichte der Herrscherfamilien aller dieser Völker dieselbe: es entarteten nämlich stets auch die einzelnen Dynastieen zu Weichlichkeit und Kraftlosigkeit, und ein kühner Usurpator benutzte dies, um sie zu stürzen und eine neue, später das gleiche Schicksal erleidende Dynastie zu gründen. —

Des Cyaxares Sohn und Nachfolger, Astyages, ist der letzte medische König. Gegen ihn nämlich empörte sich das den Medern unterworfene Volk der Perser, und es gelang demselben, nicht nur frei zu werden, sondern auch die Meder und ihr Reich zu unterjochen (559 v. Chr.). Die Perser waren bei ihrer Empörung von Cyrus geleitet, einem Manne, welcher von väterlicher Seite her dem Hause der Achämeniden, der vornehmsten persischen Familie, angehörte. Seine Mutter war eine Tochter des Astyages, und nach einer von den alten Griechen uns überlieferten Sage soll Cyrus auf Befehl seines Großvaters, der einer Traumdeutung nach seinen Sturz voraussah und diesen verhindern wollte, als Kind ausgesetzt, aber durch einen Hirten gerettet und auferzogen, und nachher von Astyages als sein Enkel erkannt und wieder aufgenommen worden sein. Angeregt durch den von Astyages beleidigten medischen Feldherrn Harpagus und der Verrätherei desselben im Fall eines Krieges gewiß, soll Cyrus hierauf seine

persischen Landsleute zur Empörung aufgerufen, und durch den Übertritt jenes Feldherrn seinen Großvater besiegt und vom Throne gestürzt haben. Astyages wurde als Gefangener von Cyrus mit Achtung und Freundlichkeit behandelt, und erhielt eine Provinz in Ostpersien zu seinem Unterhalt angewiesen.

Das persische Volk trat auf diese Weise an die Stelle des medischen, und erhielt die Oberherrschaft in Vorderasien. Doch ist das persische Reich eigentlich eins und dasselbe mit dem medischen; denn die Perser waren eigentlich kein anderes Volk, sondern sie und die Meder bildeten blos verschiedene Stämme einer und derselben Nation; schon der Umstand, daß der medische König Astyages seine Tochter einem Perser zur Gemahlin gegeben hatte, zeigt, daß beide Stämme nahe verwandt und einander gleichgestellt waren. Auch Cyrus behandelte, nachdem er die Herrschaft erlangt hatte, die Meder den Persern gleich. Die Perser wohnten in dem eigentlichen Lande Persien, trieben theils Viehzucht, theils Ackerbau, und zerfielen in zehn Stämme, von welchen drei als edlere einen Vorrang vor den andern hatten; unter diesen war wieder einer, welcher der Pasargaden genannt wurde, der vornehmste. Als die Perser zur Herrschaft gelangten, erhielten zwar die drei edleren Stämme derselben, welche gleichsam den höchsten Adel bildeten, den Rang vor den Medern; allein dieser Unterschied wurde dadurch wieder ausgeglichen, daß alle Mitglieder der persischen Priesterkaste Meder waren und blieben, und daß diese großes Ansehen und einen gewissen Einfluß auf die Regierung hatten. Übrigens gab es außer diesen Priestern, welche Magier genannt wurden, weder bei den Medern noch bei den Persern eine Kaste.

Cyrus vergrößerte das medisch-persische Reich durch verschiedene Eroberungen. Zuerst unterwarf er sich das Land Baktrien. Dann richtete er seine Waffen gegen Kleinasien, welches damals größtentheils den Beherrscher des lydischen Reichs als seinen Oberherrn anerkannte. Dieses Reich bestand schon seit längerer Zeit, und hatte gerade damals unter dem König Krösus, dem Sohne des Alyattes, die höchste Stufe seiner Macht erreicht. Es war aus den verschiedenen Ländern Kleinasiens zusammengesetzt, welche folgende Namen führten: an der westlichen Küste lagen Bithynien, Mysien, Lydien, Karien und die Colonieen, welche von den Griechen

dort angelegt worden waren, und nach denen die dortigen Landstriche, den Stämme-Namen der angesiedelten Griechen gemäß, Aeolien, Jonien und Doris genannt wurden; an der Südküste lagen Lycien, Pamphylien, Pisidien, Isaurien und Cilicien; am schwarzen Meer und im Osten lagen die Länder Pontus, Paphlagonien und Kappadocien, im inneren Lande endlich Phrygien. Alle diese Länder waren dem König Krösus unterworfen, mit Ausnahme von Cilicien und Lycien, welche allein ihre Unabhängigkeit behauptet hatten.

Krösus besaß einen großen, sprichwörtlich gewordenen Reichthum, seine Truppen waren an Kriegskunst und Disciplin denen des Cyrus überlegen, und die ihm unterworfenen Völker, denen er ihre Verfassung und ihre Regierung unverändert gelassen hatte, waren ihm mit Treue ergeben. Er hatte daher bei dem bevorstehenden Kampfe große Vortheile vor dem persischen König voraus. Allein sein Heer war aus den Truppen aller jener Länder Kleinasiens zusammengesetzt, und diese wurden von ihren eigenen Fürsten, den Vasallen des Krösus, befehligt, während dagegen der Kern des persischen Heers aus den Medern und Persern bestand, und sammt den übrigen Theilen desselben an unbedingten Gehorsam gewöhnt war. Krösus stürzte sich durch seine zu geringe Meinung von den Persern selbst ins Verderben. Er glaubte nämlich, daß das persische Heer aus einer an Ordnung nicht gewöhnten Masse bestehe, und deswegen entweder nicht schnell genug in Bewegung gesetzt werden könne, oder doch an den Grenzpässen seines Landes leicht durch eine geringe Truppenzahl den Winter über aufzuhalten sein würde; und in dieser Meinung entließ er die Truppen seiner Vasallen. Cyrus benutzte dies, und drang mit seinem Heere schnell durch die schwachbesetzten Grenzen des lydischen Reichs in dasselbe ein, eroberte nach kurzer Belagerung die Hauptstadt Sardes, und nahm den lydischen König selbst gefangen (552 v. Chr.). Krösus, den einst, im stolzen Gefühl seiner Herrschergröße, der griechische Weise Solon warnend an die Unbeständigkeit menschlicher Dinge erinnert hatte, war überraschend schnell von dem Gipfel des Glückes herabgestürzt worden. Cyrus beschloß sogar, wie griechische Geschichtschreiber versichern, anfangs den Tod gegen ihn. Schon stand Krösus auf dem Scheiterhaufen, um in Gegenwart des Perser-Königs verbrannt zu werden, als er dreimal den Namen

Solon ausrief. Um die Ursache befragt, gab Krösus die Antwort, daß einst der weise Solon, nicht geblendet von seiner Macht und seinem Reichthum, in den Tagen des Glückes ihn auf die Wandelbarkeit desselben aufmerksam gemacht habe, und daß jetzt der Ausgang seines Schicksals ihm die schmerzliche Überzeugung von der Wahrheit dieses Ausspruches gebe. Die Worte des lydischen Königs machten auf Cyrus einen tiefen Eindruck, und im Gedanken an jene Unbeständigkeit des Schicksals, der auch er gleich allen andern Menschen unterworfen war, ließ er sich zur Schonung des Mannes bewegen, dessen Unglück sein Glück war, und schenkte dem Krösus das Leben. Der gestürzte König wurde von Cyrus nachher stets sehr achtungsvoll und freundlich behandelt; er ward der Freund desselben, und der persische König ließ sich in seinen späteren Unternehmungen von dem Rathe des erfahrungsreichen Krösus leiten.

Cyrus ließ zunächst durch einen Theil seines Heeres die griechischen Pflanzstädte erobern, welche allein von allen Gliedern des lydischen Reichs die persische Herrschaft nicht anerkennen wollten. Mit Ausnahme von zweien fügten sich hierauf alsbald alle der persischen Übermacht. Cyrus ließ ihnen ihre Verfassung, so daß sie in der seitherigen Weise sich selbst regierten, und nur ein von ihm ernannter Perser oder Meder die Oberaufsicht in jeder Stadt führte. Dieses Verfahren war bei den Völkern des Orients in der älteren Zeit allgemein üblich, und ist es dort zum Theil noch jetzt: man dachte bis zu den Zeiten nach Cyrus nie daran, bei einem unterworfenen Volke die Verfassung der Sieger einzuführen, sondern man ließ jedem Volke seine alten Einrichtungen und seine gewohnte Verwaltung; und wenn man etwa der Treue einer besiegten Nation nicht traute, so schwächte man sie lieber durch Versetzung eines Theils derselben in entfernte Gegenden, als daß man in jenen Dingen eine Änderung vornahm. Zwei griechische Städte Kleinasiens, Teos und Phokäa, wollten nicht blos in ihrer gewohnten Weise sich ferner selbst regieren, sondern auch unabhängig und von fremder Oberherrschaft frei bleiben, und verließen daher lieber ihre Heimat, als daß sie sich den Persern unterwarfen. Die Bewohner von Teos segelten mit Weibern und Kindern nach der thracischen Küste, ließen sich dort nieder und gründeten die Stadt Abdera, welche später das Unglück hatte, gleich den deutschen

Städten Schilda, Hirschau und andern, wegen der vorgeblichen Dummheit ihrer Einwohner sprichwörtlich zu werden.

Die Bürger Phokäa's, als sie gegen die Übermacht der Perser sich nicht länger halten konnten, brachten ihre Weiber, Kinder und Götterbilder zu Schiffe, und fuhren nach der von Griechen bewohnten Insel Chios. Hier gestatteten ihnen die Bewohner derselben, aus Eifersucht auf den gewerbsthätigen, unternehmenden Sinn der Phokäer, die gewünschte Ansiedelung nicht. Sie beschlossen nun, sich auf der fernen Insel Corsika niederzulassen, wo sie zwanzig Jahre früher eine Colonie angelegt hatten. Ehe sie aber dahin fuhren, landeten sie noch einmal bei ihrer alten Vaterstadt, nahmen dort durch Tödtung der überrumpelten persischen Besatzung Rache an ihren Feinden, und leisteten dann insgesammt einen Schwur, daß sie alle nicht eher in das seiner Freiheit verlustig gewordene Phokäa zurückkehren wollten, als bis ein Stück Eisen, das sie ins Meer warfen, auf dessen Oberfläche schwimmen würde. Sie hatten jedoch die Fahrt nach Corsika kaum angetreten, als die meisten von ihnen sich durch die Sehnsucht nach der heimischen Erde überwältigen ließen. Mehr als die Hälfte der Phokäer segelte, ihres Eides uneingedenk, nach der Vaterstadt zurück, und unterwarf sich der persischen Herrschaft. Die Übrigen dagegen fuhren nach Corsika, und blieben mehrere Jahre in ihrer dortigen Pflanzstadt, bestiegen aber, durch die in dem toscanischen Meere herrschenden Karthager und Etrusker beunruhigt, dann wieder ihre Schiffe, und ließen sich an der Küste von Unteritalien nieder. Auch hier konnten sie sich nicht halten, und sie schifften deshalb nach Massilia, dem heutigen Marseille, welches hundert Jahre früher von ihnen gegründet worden war, und von jetzt an sich nach und nach zu einer der bedeutendsten Handelsstädte im Westen des mittelländischen Meeres erhob.

In das Schicksal des lydischen Reichs wurde auch Babylonien verwickelt, weil dessen Beherrscher mit Krösus ein Bündniß gegen Cyrus geschlossen hatte. Derselbe wurde unter der persönlichen Anführung des Cyrus geschlagen, seine Hauptstadt erobert und sein Land zu einer Provinz des persischen Reichs gemacht (539 v. Chr.). Auch an einen Zug nach Egypten scheint Cyrus gedacht zu haben; denn an der den Juden gegebenen Erlaubniß, aus Babylonien

nach Palästina zurückzukehren, hatte zwar wohl ein Gefühl des Mitleids mit jenem unglücklichen Volke Antheil; allein offenbar lag dabei auch die Absicht zu Grunde, sich durch die Ansiedelung dieses Volkes in der Nähe von Egypten einen sicheren Weg dahin zu bahnen. Phönicien, welches seither den Babyloniern unterworfen gewesen war, erkannte den Perser-König freiwillig als seinen Herrn an.

Nachdem Cyrus die verschiedenen Völker Vorderasiens den Persern unterworfen hatte, gründete er eine neue Hauptstadt seines großen Reichs, da Ekbatana zu weit von dem Mittelpunkt desselben entfernt lag, und das zur Hauptstadt von Vorderasien sehr geeignete Babylon die Stadt eines unterjochten und den Persern fremden Volkes war. Diese neue Hauptstadt erhielt den Namen Susa, und ward im Südwesten des eigentlichen Persiens erbaut.

Über die letzte kriegerische Unternehmung des Cyrus und über seinen 530 v. Chr. erfolgten Tod widersprechen sich die aus dem Alterthum überlieferten Nachrichten. Nach dem wahrscheinlicheren Berichte unternahm der König einen Zug gegen das kriegerische Nomaden-Volk der Derbiker, welches östlich vom kaspischen Meer, im heutigen Turkmanen-Lande umherstreifte, und ward von ihnen geschlagen und verwundet; als er hierauf, von einer den Derbikern von jeher feindlichen scythischen Völkerschaft unterstützt, noch einmal gegen jene zog, siegte er zwar, wurde aber in der Schlacht verwundet und starb in Folge davon. Nach einem andern Berichte griff Cyrus das scythische Volk der Massageten an, welches damals von einer Königin, Tomyris, beherrscht ward, und ebenfalls im Osten des kaspischen Meeres wohnte. In ihrem Lande angekommen, machte er alsbald einen Schein-Rückzug, ließ aber dabei vielen Wein zurück; die ihn verfolgenden Massageten berauschten sich mit demselben, und wurden hierauf von Cyrus theils getödtet, theils gefangen genommen. Der feindliche Anführer, ein Sohn der Tomyris, der sich unter den Gefangenen befand, entleibte sich selbst; Tomyris aber stellte sich an die Spitze eines neu gesammelten Heeres, und brachte den Persern eine furchtbare Niederlage bei, in welcher Cyrus selbst das Leben verlor. Tomyris ließ, wie die Sage hinzufügt, höhnend des Königs Leiche enthaupten und seinen Kopf in einen Sack mit Menschenblut stecken. Die

Leiche des Cyrus wurde, was wenigstens den letzten Theil dieses Berichtes aufhebt, in den Königsgräbern der Perser zu Pasargadä beigesetzt, wo zwei Jahrhunderte später Alexander der Große sich dieselbe zeigen ließ, und auf dem Grabmal die Worte eingehauen fand: „O Mensch, ich bin Cyrus, der den Persern die Oberherrschaft erwarb und über Asien gebot; darum beneide mir dieses Grab nicht!"

Dem Cyrus folgte in der Regierung sein Sohn Kambyses nach, welcher von 530 bis 522 v. Chr. herrschte. Dieser stand seinem jüngeren Bruder, welcher nach der einen Angabe Smerdes, nach einer andern aber Tanyoxarkes hieß, an Talent nach, und war schon vorher seiner harten Gemüthsart wegen bei den Persern weniger beliebt. Smerdes herrschte, nach der von Cyrus getroffenen Verfügung, mit fast unumschränkter Gewalt als Statthalter seines Bruders im nordöstlichen Theile der persischen Monarchie. Ein Magier, welchen er bald nach des Cyrus Tode beleidigt hatte, reiste, um sich zu rächen, zu Kambyses, der damals auf einem Feldzuge in Egypten war, und aus Mistrauen schon vorher seinen Bruder dorthin entboten hatte. Der Verläumder, welcher dem Smerdes herrschsüchtige Absichten Schuld gab, fand um so leichter Gehör, als Smerdes jenem Befehle nicht Folge geleistet, und so dem Argwohn des Königs Nahrung gegeben hatte. Kambyses ertheilte dem Magier den Auftrag, durch Vorzeigung eines königlichen Befehls einige Großen in Ostpersien zur Ermordung des Smerdes zu bewegen, den Mord aber geheim zu halten, und unter dem Namen des Prinzen die Regierung so lange fortzuführen, bis er selbst aus Egypten zurückkehren würde. Alles geschah so, wie Kambyses geboten hatte, und niemand ahnte etwas von dem Geschehenen; denn der Magier, welcher sich für Smerdes ausgab, und deshalb in der Geschichte gewöhnlich Pseudo-Smerdes (d. i. der unrechte Smerdes) genannt wird, verließ das Innere des Palastes nicht, und der König selbst nannte ihn öffentlich seinen Bruder.

Kambyses eroberte unterdessen Egypten mit leichter Mühe, und nahm den König dieses Landes, Psammenit, gefangen. Der Sieger behandelte den unglücklichen König auf dieselbe schonende Weise, mit welcher wir überall in der früheren Geschichte der Perser die

Besiegten von diesen behandelt sehen: er erlaubte ihm sich sechstausend Egypter auszuwählen, und wies ihm eine Herrschaft in der Nähe von Susa an, in welcher er, umgeben von jener Schaar Landsleute, den Rest seines Lebens zubrachte. Zwar wird nach einer andern Erzählung dem persischen König eine sehr grausame Behandlung Psammenit's und seiner Familie Schuld gegeben, allein diese hat viel weniger Wahrscheinlichkeit für sich. Ebenso verhält es sich mit der Nachricht eines griechischen Geschichtschreibers, daß Kambyses in Egypten durch die ihn öfters heimsuchende fallende Krankheit und durch übermäßiges Trinken am Verstande gelitten habe, und dadurch zu immer ärgeren Grausamkeiten verleitet worden sei; denn da in seinen Handlungen bis zuletzt eine verständige Rücksichtsnahme auf Lage und Umstände wahrzunehmen ist, so kann jenes nicht der Fall gewesen sein. Auch ist wohl zu beachten, daß jener Geschichtschreiber seine meisten Nachrichten über Kambyses von egyptischen Priestern erhalten hat, und daß Kambyses, als der Vernichter der egyptischen Selbstständigkeit, auch nach seinem Tode von den Egyptern stets in hohem Grade gehaßt wurde. Zu läugnen ist übrigens nicht, daß diesem Könige von Natur ein mistrauischer Sinn und ein zur Härte geneigtes Gemüth eigen war, und daß deshalb wohl manches von dem, was in Betreff seiner Grausamkeit erzählt wird, der Wahrheit gemäß sein mag. Er soll unter Andern eine seiner eigenen Schwestern im Zorn durch einen Fußtritt getödtet, vornehme persische Krieger aus bloßer Laune umgebracht, sogar einmal die Tödtung seines treuen väterlichen Freundes Krösus befohlen haben u. dgl. m. Übrigens unterwarfen sich die dem egyptischen Reiche seither untergeben gewesenen afrikanischen Volksstämme ihm freiwillig; ein Zug nach der Oase des Ammonium aber, den er durch einen Theil seines Heeres machen ließ, scheiterte gänzlich: die Truppen kamen insgesammt in der Wüste ums Leben. Fast ebenso erging es dem Hauptheer, mit welchem Kambyses selbst zur Unterwerfung der Äthiopier auszog: er mußte, nachdem die mitgenommenen Lebensmittel verzehrt waren, nicht ohne großen Verlust an Menschen unverrichteter Sache wieder nach Egypten zurückkehren.

Auf dem Rückmarsch nach Persien verwundete Kambyses eines Tags zufälliger Weise sich selbst, entweder als er mit gezücktem

Schwerte sich auf das Pferd schwang, oder als er ein Stück Holz mit Einem Schlage durchhauen wollte. Die Wunde war tödtlich, und der König starb kurze Zeit nachher. Vor seinem Tode zeigte er seiner Umgebung an, wie es sich mit dem Schicksal seines Bruders und mit dem unter dessen Namen herrschenden Manne verhalte; denn er selbst hinterließ keine Kinder, und mußte also erwarten, daß ohne diese seine Mittheilung Pseudo-Smerdes als der scheinbar nächste Thronerbe sich der Regierung bemächtigen würde. Pseudo-Smerdes soll sich sogar schon zu Lebzeiten des Kambyses gegen ihn empört und unter dem Namen seines Bruders zum König aufgeworfen haben. Nach des Kambyses Tode wußte er sich durch die Unterstützung seiner Kaste neun Monate lang zu behaupten, indem das Volk bei der bekannten Feindschaft, welche zwischen Kambyses und seinem Bruder bestanden hatte, jener Erklärung des Ersteren keinen rechten Glauben schenkte, und außerdem nach den nun schon so lange dauernden Kriegen jedermann sich darüber freute, daß Pseudo-Smerdes den Frieden liebte, und die seither für den Krieg erhobenen Abgaben erlassen hatte. Endlich verschworen sich sieben der angesehensten Generale aus dem Stamm der Pasargaden gegen den Thronräuber. Sie überzeugten sich, wie es heißt, mit Hülfe einer Gemahlin des Magiers von der Wahrheit dessen, was Kambyses vor seinem Tode gesagt hatte. Der echte Smerdes hatte nämlich noch unter der Regierung seines Vaters wegen eines Vergehens seine Ohren eingebüßt; und eine Person aus der näheren Umgebung des Königs konnte also leicht Auskunft geben, ob dieser wirklich des Cyrus Sohn sei, während die übliche Kopf-Umhüllung jeden Anderen, der des Königs ansichtig wurde, über jene Verstümmelung in Zweifel ließ. Nachdem die Verschworenen hierüber Gewißheit erlangt hatten, drangen sie eines Tags bewaffnet in den Palast ein, und ermordeten sowohl den Thronräuber, als auch diejenigen übrigen Magier, welche mit ihm enger verbunden gewesen waren (521 v. Chr.).

Die Verschworenen erwählten, da keine männlichen Nachkommen des Cyrus mehr am Leben waren, einen aus ihrer Mitte zum König, und zwar Darius, des Hystaspes Sohn, weil dieser zu der Familie der Achämeniden gehörte, und überdies mit Atossa,

einer Tochter des Cyrus, vermählt war. Eine bloße Erdichtung ist die Erzählung, daß jene Sieben zuerst darüber berathschlagt hätten, ob man eine demokratische Republik, eine Adelsherrschaft oder eine Monarchie einführen solle; und ebenso ist es höchst unwahrscheinlich, daß, wie gleichfalls berichtet wird, dieselben beschlossen hätten, durch eine Art Gottesgericht den König erwählen zu lassen. Es sollte nämlich nach dieser Erzählung derjenige von ihnen König werden, dessen Pferd bei einem gemeinschaftlichen Ritte im Angesicht der aufgehenden Sonne zuerst wiehern würde, und Darius hätte, wie es heißt, Abends zuvor an einer Stelle gleich zu Anfang des Wegs seinem Pferde reichlich Futter geben lassen, und so es bewirkt, daß dasselbe dort in Erinnerung daran vor Freude gewiehert habe.

Darius I. oder Darius Hystaspis, wie dieser Gründer einer neuen persischen Dynastie genannt wird, regierte von 521 bis 485 v. Chr., und ist sowohl wegen seiner Eroberungen und Kriegsthaten, als auch wegen seiner neuen Organisation des persischen Reichs einer der wichtigsten Regenten desselben. Die Verwirrungen, welche unter Kambyses dadurch hatten entstehen müssen, daß der König abwesend und das Verhältniß der Statthalter, Generale und unterworfenen Fürsten zu einander sehr unbestimmt war, hatten wahrscheinlich den Mangel einer eigentlichen Staatsverfassung fühlbar gemacht, und dies brachte den Darius auf den Gedanken, der Verwaltung des Reichs eine feste und bestimmte Form zu geben. Er gründete diese auf die alt-persischen Gewohnheiten und Gesetze, und brachte seine Staatseinrichtung mit jenen alten Religionslehren in Verbindung, welche auch den medischen König Cyaxares in einem ähnlichen Fall geleitet hatten, und die von Zoroaster zu irgend einer Zeit neu ins Leben gerufen worden waren. Allein es trat auch damals bei den Persern ein, was häufig zu geschehen pflegt: die zum Theil vortrefflichen Vorschriften der Zoroastrischen Lehre wurden zwar durch Darius zum eigentlichen Landesgesetz gemacht, und die aufgestellten Grundsätze der Regierung und Verwaltung waren zwar an und für sich gut, aber die Ausführung war von der Theorie sehr verschieden, und das meiste von dem, was im Staate geschah, stand mit jenen Vorschriften und Grundsätzen geradezu im Widerspruch. Des Darius Staatsein-

richtung war eine auf Religionsvorschriften gegründete Despotie, in welcher der Regent wie ein geheiligtes Wesen hoch über das Volk erhoben, aber zugleich auch unzugänglich gemacht war, und in der das Reich in zwanzig Statthalterschaften oder Satrapieen eingetheilt, die Verwaltung der einzelnen Satrapieen unter je einen Statthalter gestellt und die regelmäßigen Abgaben einer jeden fest bestimmt waren. Dies Alles machte zwar die Verwaltung sehr einfach, aber auch sehr einförmig und willkürlich: Alles hing in den Satrapieen von einem einzigen Manne ab, jeder Statthalter hatte bald seine eigene Hofhaltung, verdarb durch das Beispiel der Pracht und Schwelgerei und durch die herrschende Willkür die Gesinnungen und Moral des ganzen Volks, und handelte außerdem oft nach einer Politik, die mit der des benachbarten Statthalters im grellsten Widerspruch stand; ja, in der Zeit nach Darius waren sogar die Satrapen fast immer einander feind, und die Statthalterschaften des Reichs bildeten ebenso viele besondere Staaten, welche nur durch ein sehr loses Band mit einander verbunden waren.

Darius setzte die Eroberungen fort, durch welche seine beiden Vorgänger die Perser zu dem herrschenden Volke in Asien gemacht hatten. Eines seiner Heere drang in Nordafrika bis an die große Syrte, d. h. bis zu dem zwischen Barka und Tripolis liegenden Meerbusen, vor, mußte aber, von den Bewohnern der griechischen Colonie Cyrene und von afrikanischen Horden geschlagen, mit großem Verluste wieder nach Egypten zurückkehren. Ein in Diensten des persischen Königs stehender karischer Seemann, Skylax, fuhr auf Befehl des Darius, zur Erforschung des westlichen Indiens den Indus-Fluß hinab; und als er von dort durch den indischen Ocean und das rothe Meer wieder zurückgekommen war, zog Darius mit einem Heere nach Indien, und machte sich den Westen dieses Landes theilweise zinsbar. Auch auf der entgegengesetzten Seite seines Reichs erweiterte Darius die Grenzen desselben. Er zog mit einem großen Heere auf einer über die Straße von Konstantinopel geschlagenen Brücke nach Europa hinüber, als der erste Asiate, der unseren Welttheil bekriegte. Dieser Zug galt jenen Nomaden-Völkern, welche die Scythen genannt wurden, und stets räuberische Angriffe auf das persische Gebiet am schwarzen Meere machten. Darius marschirte durch die nördliche Türkei in das

Land der Scythen, welches an der unteren Donau seinen Anfang nahm. Die Unternehmung mißglückte, und hätte beinahe mit dem Untergang des persischen Heeres geendigt, da die Scythen, statt sich in einen Kampf einzulassen, mit ihren Heerden und Zelten zurückwichen, und so in einem Lande, wo nur in sehr wenigen Gegenden Ackerbau getrieben wurde und Lebensmittel zu erhalten waren, die Perser zur Verzweiflung brachten. Darius mußte unverrichteter Sache zurückkehren, und kam dabei noch einmal in die größte Gefahr, weil die griechischen Häuptlinge aus den unterworfenen kleinasiatischen Handelsstädten, die er zur Bewachung der Donau-Brücke zurückgelassen hatte, mit einander überlegten, ob sie nicht die Brücke abbrechen, und so den König mit seinem Heere der Vernichtung preisgeben, sich selbst aber die Möglichkeit der Befreiung vom persischen Joche verschaffen sollten. Die bei weitem größere Zahl dieser Häuptlinge jedoch, welche in ihren Städten als persische Vasallen fast unumschränkt geboten, und bei der wiederhergestellten Unabhängigkeit derselben gewiß ihre Macht verloren haben würden, widersetzte sich jenem Vorhaben, und dadurch wurde Darius gerettet. Er selbst zog nach Persien heim; ein in Europa zurückgelassener General aber unterwarf die ganze Südküste von Thracien, zwang auch die Herrscher des Landes Macedonien seinem König zu huldigen, und breitete so die Grenzen des persischen Reichs bis nach Thessalien aus.

Darius hatte zwei gefährliche Empörungen zu bekämpfen, eine in Babylonien und eine in Kleinasien, von welchen die letztere der Anlaß zu langwierigen Kriegen ward, die nach einer Reihe von Menschenaltern mit der Vernichtung des persischen Reichs endigten. Die Babylonier hatten die Verwirrungen unter Kambyses und Pseudo-Smerdes benutzt, um eine Empörung vorzubereiten, die bald nach des Darius Thronbesteigung zum Ausbruch kam. Sie hatten sich auf das beste gerüstet, und als daher Darius mit seinem Heere vor der Stadt Babylon erschien, vermochte er fast zwei Jahre lang nichts gegen dieselbe auszurichten. Da verhalf ihm Zopyrus, einer seiner Generale, zur endlichen Eroberung der Stadt durch eine That, welche zugleich eine bewundernswerthe Ergebenheit und die größte Niederträchtigkeit verrieth. Zopyrus ging nämlich mit Wissen des Darius zu den Babyloniern

über, und zwar, wie es heißt, nachdem er selbst sich Nase und Ohren abgeschnitten hatte, um sich vor den Feinden besser den Schein eines vom Könige mishandelten und deshalb von Rache gegen ihn erfüllten Mannes geben zu können. Es gelang ihm, sich in das Vertrauen der Babylonier einzuschleichen und zuletzt sogar die Führung ihres Heeres zu erhalten; und nun richtete er Alles so ein, daß dieses geschlagen und die Stadt von den Persern erobert wurde. Zopyrus ward mit der Statthalterschaft von Babylonien und dem lebenslänglichen Genuß aller Einkünfte dieser reichen Provinz belohnt; über Babylon aber verhängte Darius schwere Strafen: dreitausend Bürger der Stadt wurden hingerichtet, und ein Theil der Mauern niedergerissen. Es ist wohlthuend, neben dieser Härte eines sonst großmüthigen und keineswegs grausamen Königs das Wort zu vernehmen, welches er nach der Eroberung von Babylon ausgerufen haben soll. „Mehr als zwanzig Städte wie Babylon, sagte er, würde mir es werth sein, wenn ich dem Zopyrus seine verlorenen Glieder wieder geben könnte."

Die Empörung der kleinasiatischen Griechen mislang zwar ebenfalls, sie hatte aber Folgen, welche nicht blos für Persien, sondern für die Welt überhaupt von der größten Wichtigkeit waren. Der Grieche Histiäus aus der Stadt Milet, der bedeutendsten aller griechischen Colonieen in Kleinasien, war persischer Statthalter in seiner Vaterstadt, und hatte als einer der Wächter der Donau-Brücke am meisten dazu beigetragen, daß diese erhalten und Darius auf dem Rückzug aus dem scythischen Lande gerettet wurde. Er erhielt für die von ihm geleisteten Dienste einen Landstrich an der thracischen Küste zum Geschenk, legte dort eine griechische Colonie an, und erregte dadurch bei dem Satrapen von Kleinasien den Verdacht, als werde er zu mächtig und strebe nach höheren Dingen. Auf den Rath dieses Satrapen wurde er, unter dem Schein einer ihm dadurch gewährten besonderen Ehre, von Darius an den Hof nach Susa berufen, und Aristagoras, ein naher Anverwandter von ihm, statt seiner als Statthalter von Milet eingesetzt. Die Perser hatten damals die Absicht, die Inseln des Archipelagus zu erobern, und die zu diesem Behufe gemachten Unternehmungen gelangen auch alle, mit alleiniger Ausnahme eines Angriffes, welchen Aristagoras auf die Insel Naxos machte. Dieser, der die

Verantwortung wegen des gescheiterten kostspieligen Unternehmens zu tragen hatte, ließ sich von dem unter den kleinasiatischen Griechen schon längst waltenden Wunsch nach Unabhängigkeit reizen, und zettelte eine Verschwörung an. Ein geheimes Schreiben des mit seiner Lage in Susa unzufriedenen Histiäus an ihn trug nicht wenig dazu bei, die rebellischen Absichten der misvergnügten griechischen Großen zum Ausbruch zu bringen. Obgleich an ein Gelingen vernünftiger Weise nicht zu denken war, führten die Verschworenen doch ihr Vorhaben aus. Mit leichter Mühe gewannen sie durch die Herstellung der Volksherrschaft die Bürger der einzelnen Städte, und sie wußten auch die dieser Regierungsform enthusiastisch ergebenen Athener und die auf der Insel Euböa gelegene Stadt Eretria zur Unterstützung der Empörung zu bewegen. Man schickte ihnen aus beiden Städten eine Anzahl Schiffe, die jedoch nicht bedeutend war. Der Kampf der empörten Griechen, welche fast alle dem Lande Jonien angehörten, währte von 502—496. Zu Lande wären sie den Persern nicht gewachsen, allein zur See wären sie ihnen gewiß überlegen gewesen, wenn sie nur die Einigkeit unter sich selbst zu erhalten gewußt hätten. Die Athener kehrten, als die Jonier eine Niederlage erlitten hatten, sogleich nach Hause zurück. Auch Aristagoras entfloh, an dem glücklichen Ausgang verzweifelnd, sehr bald nach Thracien, wo er von den wilden Eingeborenen erschlagen ward. Histiäus, welcher unter dem Vorwand, durch seinen Einfluß den Aufstand zu dämpfen, aus Susa entlassen worden war, kam zu keiner glücklichen Stunde nach Milet; er wurde von den Joniern mit Mistrauen aufgenommen, nahm zwar dessen ungeachtet Antheil am Kampfe, gerieth aber alsbald in persische Gefangenschaft und wurde zur Strafe gekreuzigt. Die Jonier, obgleich sie die Empörung in Kleinasien noch weiter auszubreiten wußten, erlagen endlich doch; sie verloren durch Verrath und Uneinigkeit sogar zur See eine Schlacht, und wurden zuletzt, unter arger Verheerung ihres Landes und mit zum Theil grausamer Bestrafung der Einwohner, wieder unterworfen. Diese Mishandlungen sind den Anführern und Soldaten des persischen Heeres Schuld zu geben. Ganz anders benahm sich der König selbst. Als der General, welcher Histiäus hatte kreuzigen lassen, das Haupt desselben nach Susa schickte, sprach Darius seinen Unwillen über die Tödtung

eines Mannes aus, der ihm einst wichtige Dienste geleistet und sich dadurch Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben habe. Er befahl, das Haupt dieses Mannes auf eine würdige Weise zu begraben. Ebenso empfand Darius Mitleiden, als ein großer Theil der Bewohner von Milet gefangen nach Susa gebracht wurde. Er entließ die Unglücklichen aus der Sklaverei, und erlaubte ihnen, sich an der Mündung des Tigris-Flusses anzusiedeln.

Die natürliche Folge der Empörung der kleinasiatischen Griechen und ihrer Unterdrückung war der Beschluß des Königs Darius, nicht nur alle Inseln des Archipelagus sich zu unterwerfen, sondern auch das europäische Griechenland zu einer persischen Provinz zu machen. Dies wäre vielleicht auch gelungen, wenn man die griechischen Staaten einzeln zu besiegen gesucht hätte. Allein man schlug einen ganz verkehrten Weg ein: man wollte mit Einem Male alle zugleich unterwerfen; man wollte ferner durch ungeheure Truppenmenge und durch Gewalt das erlangen, was nur durch Geduld und durch die Benutzung der unter den Griechen stets herrschenden Zwietracht zu erreichen war; man griff endlich ein Land, dessen Bewohner den Persern im Seewesen weit überlegen waren, und dessen Bodenbeschaffenheit den Gebrauch großer Reitermassen nicht gestattete, gerade zur See und mit Reiterei an. So stürzte man das Reich in jene langwierigen und verderblichen Kriege, deren Darstellung später in der griechischen Geschichte gegeben werden wird. Unter Darius wurden zwei Kriegszüge gegen Griechenland gemacht, welche beide misglückten; ein dritter ward durch Zwistigkeiten am Hofe des Königs und durch eine in Egypten ausbrechende Empörung gehindert, und Darius, der ihn darum nicht aufgegeben hatte, wurde endlich (485 v. Chr.) vom Tode überrascht.

Die nachfolgende Geschichte der Perser ist bis zum Untergang des Reichs mit der der Griechen verwebt, und wird später in Verbindung mit dieser erzählt werden. Für jetzt möge die bloße Angabe der Nachfolger des Darius Hystaspis nebst einigen kurzen Bemerkungen genügen. Auf Darius I. folgte sein Sohn Xerxes I., welcher von 485 bis 467 regierte, und als das Opfer einer Verschwörung an seinem Hofe fiel. Den Thron bestieg hierauf dessen jüngster Sohn, Artaxerxes I. mit dem Beinamen Langhand, welcher die Regierung mit der Ermordung eines älteren Bruders und des

Höflings, der ihn selbst auf den Thron erhoben hatte, begann. Er herrschte von 467 bis 424, und ihm folgte sein Sohn Xerxes II., den ein Halbbruder schon am 45sten Tage seiner Regierung ermordete. Der Mörder, Sogdianus mit Namen, wurde nach einer Regierung von sechs und einem halben Monat, ebenfalls von einem Bruder getödtet, und dieser, welcher Ochus oder als König Darius II. Nothus hieß, hatte den Thron von 423 bis 404 inne. Ihm folgte sein älterer Sohn Artaxerxes II., der wegen seines starken Gedächtnisses den Beinamen Mnemon erhielt. Artaxerxes hatte gleich nach seiner Thronbesteigung mit einem sehr tüchtigen jüngeren Bruder, Cyrus der Jüngere genannt, der sich gegen ihn empörte, Krieg zu führen; Cyrus verlor dabei in einer Schlacht sein Leben. Artaxerxes II. regierte von 404 bis 364. Bei seinem Tode erwarb sich einer seiner jüngeren Söhne, Ochus oder Artaxerxes III., durch die Ermordung eines Theils seiner Familie den Thron. Dieser war von 364 bis 339 König, wurde von einem seiner Minister durch Gift getödtet, und erhielt seinen jüngsten Sohn Arses zum Nachfolger. Auch Arses ward, nachdem er von 339 bis 336 regiert hatte, durch jenen Minister aus dem Wege geräumt; und nun erhob dieser Darius III. Kodomannus, einen Urenkel des Königs Darius II., auf den Thron. Darius III. war der letzte König des persischen Reichs. Er verlor 330 v. Chr., im Kampfe mit Alexander dem Großen, dem Vernichter dieses Reichs, Thron und Leben. —

Mit der großen Ausbreitung der persischen Herrschaft unter Darius I. begann die Verschlechterung der Perser und das Sinken ihrer Macht. Das Reich hatte damals seine größte Ausdehnung: es erstreckte sich von dem Indus-Flusse bis an die Grenze von Thessalien und bis zum Westen von Egypten, sowie von dem persischen und arabischen Meerbusen an bis zu den Steppen im Osten des kaspischen Meeres und bis zu dem Kaukasus, dessen Bewohner damals noch zu den Völkern des persischen Reichs gerechnet wurden. Trotz der geregelten Ordnung, welche Darius I. in die Verwaltung dieser großen Ländermasse brachte, und trotz der einfachen und reinen Lehre Zoroaster's, die das herrschende Volk bekannte, bot das Reich den Anblick einer zunehmenden Verwirrung und einer immer größer werdenden sittlichen Entartung dar.

Die persische Geschichte besteht, von dem Beginn der Kriege mit Griechenland an, nur aus dem einförmigen Bericht von Kabalen des Hofes, der Generale und der Statthalter, von inneren Unruhen, von moralischen und religiösen Verirrungen und von verkehrten Unternehmungen gegen die Griechen, durch welche die Besitzungen im Westen verloren gingen, und dieses rüstige Volk zu häufigen Raubzügen und Eroberungskriegen gegen das persische Reich veranlaßt wurde. Die Hofleute und ersten Beamten waren meist eigennützige Schwächlinge, die Statthalter aber herrschsüchtige Große, welche einander zu verdrängen suchten und oft sich gegenseitig bekriegten, und für die der König nur ein Schein, ein geheiligter Namen war, mit welchem man, wie später im Reiche des Großmoguls und heut' zu Tage in der Türkei, das Volk täuschte, um unter diesem Schein besser willkürlich handeln und herrschen zu können. Deshalb fiel auch, wie dies in neuerer Zeit auch bei den Pascha's der Türkei der Fall ist, keiner dieser Satrapen vom Reiche ab, sondern jeder von ihnen strebte nur nach der Möglichkeit einer ganz willkürlichen Regierung, und hatte er sie erlangt, so fuhr er stets fort im Namen des Königs zu herrschen, obgleich er nach dessen Befehlen nicht im mindesten fragte. Verrätherei und Kabalen jeder Art waren an der Tagesordnung, Günstlinge und Weiber beherrschten den König. Schon unter Darius Hystaspis hatte eine königliche Gemahlin, die Tochter des Cyrus, alle Gewalt in Händen, und wußte es dahin zu bringen, daß nicht, wie Darius wünschte, einer von dessen Söhnen aus erster Ehe, sondern ihr eigener Sohn Xerxes der Nachfolger wurde. Der Einfluß der Gemahlinnen wurde in Persien herrschende Sitte und recht eigentlich gesetzmäßig. Diese und selbst die andern, nicht als wirkliche Gemahlinnen betrachteten Weiber des Königs erhielten ganze Landstriche als Eigenthum, sowie besondere Truppen, die zu ihrer Verfügung gestellt wurden. Selbst Günstlingen und Fremden, die am Hofe ihr Glück machten, wurden ganze Districte geschenkt, ohne daß die Bewohner derselben darüber gefragt wurden. — Dabei wurden die Strafen wahrhaft empörend: sie bestanden z. B. in Verstümmelungen, im Spießen und in der Barbarei, daß man Menschen durch die Sonnenstrahlen oder durch Insekten-Stiche zu Tode quälen ließ. Ebenso, wie solche Abscheulichkeiten im Widerspruch mit der Zoroastrischen Lehre eingeführt worden waren, wurden auch

babylonische Stern- und Traumdeutereien, der von den Egyptern angenommene Gebrauch der Amulette und anderer, zum Theil gräuelhafter Aberglauben, ja sogar die Verehrung von Götzen benachbarter Völker mit dem Feuerdienst vereinigt, obgleich dieser seinem Wesen nach allen solchen Verirrungen feind war. Ja, man brachte sogar Menschenopfer dar, und es war namentlich nicht selten, daß Kinder als Sühnopfer für die Erwachsenen lebendig begraben wurden.

Wie verschieden von diesen Zuständen war der Charakter und das Leben des persischen Volks der früheren Zeit! Jene älteren Perser, mit denen Cyrus sein asiatisches Reich schuf und an welchen wir das eigentliche und ursprüngliche Wesen dieses Volkes erkennen, hatten in vielen Stücken eine ungemein große Ähnlichkeit mit den alten Germanen. Ihr Leben war bis auf Cyrus ein Naturzustand, der aber frei von Rohheit war; sie zeichneten sich durch Wahrheitsliebe aus; sie hielten in Betreff ihrer selbst den einen Stamm für edler und besser als den andern, aber eine unübersteigliche Schranke zwischen Mensch und Mensch, wie sie in Indien und in Egypten bestand, war ihnen völlig unbekannt. Unter ihnen waltete ferner eine gewisse praktische Moral, aber nicht als ein ausgesprochenes Gesetz, sondern als angestammte Sitte und Denkart. Weil ihr Leben nur durch Gewohnheit, nicht durch polizeiliches oder göttliches Gebot geordnet war, so nahmen sie leicht fremde Sitten, fremde Tugenden und Laster an, sobald sie mit denselben in Berührung kamen: ein Zug, der den Germanen ebenfalls in hohem Grade eigen ist und auch die heutigen Perser auszeichnet. Endlich hatten die älteren Perser gleich den Germanen auch große Liebe zum Trunk, und pflegten beim Wein ihre Berathungen zu halten, aber erst am Tage darauf einen Beschluß zu fassen.

Als dieselben Perser später sich ein großes Reich erobert hatten, entarteten sie, und mit der alten Einfachheit ihrer Sitten ging alles Edle und Gute des persischen Stammes für immer unter. Zugleich hatten sie, trotz der Größe und des Glanzes ihrer Herrschaft, seitdem ebenso wie die ihnen unterworfenen Völker ein trauriges Loos zu dulden. Der persische Staat begriff damals die reichsten und schönsten Länder der alten Welt in sich; aber da diese mit ihrer Selbstständigkeit alsbald auch ihr eigentliches Leben

verloren, so welkte alle Blüthe dahin. In dem großen Reiche der Perser war bald kein Nationalgefühl mehr und überhaupt kein Streben nach einem höheren Ziele der Menschheit. Das Glück des Menschen bestand darin, daß er aß, trank, das Befohlene that, und sich zuweilen in Lüsten von der Arbeit erholte. Der Bürger des Staats, pflügte und webte, ackerte und baute, und ließ sich von Zeit zu Zeit in einen Krieg treiben, an dem sein Herz nicht Theil nahm; und die ganze Bevölkerung des weiten Reichs glich einer Heerde Schafe, die auf glücklicher Weide graste, bis sie endlich ein Raub der Wölfe ward.

Was die einzelnen Theile des Staats und seiner Verwaltung betrifft, so hatten die Magier oder die Mitglieder der Priesterkaste einen gewissen Einfluß im Staate. Sie salbten den König bei seiner Thronbesteigung, führten die Jahrbücher über seine Regierung, wurden auch in weltlichen Staatsämtern, welche Kenntnisse erforderten, gebraucht, und hatten die Bestattung der Könige zu leiten. Neben ihnen standen sieben Reichsfürsten dem Könige am nächsten. Diese hatten jederzeit ungehinderten Zutritt zu dem Inneren des Palastes, und bei der Thronbesteigung des Königs verwalteten drei von ihnen die besonderen Ehrenämter, ihn mit dem Kleide des Cyrus und mit der Tiara oder der königlichen Kopfbedeckung zu bekleiden und ihm den Degen umzuschnallen. Der König wurde als eine geheiligte Person angesehen, vor welchem jedermann sich zur Erde niederwerfen mußte. Ein glänzender, aus einer Menge Menschen bestehender Hofstaat umgab ihn, und für alle seine Diener und Beamten war ein mannichfaltiges Ceremoniell vorgeschrieben. Außer den prachtvollen Palästen in den Residenzen des Reichs besaß er in den verschiedenen Ländern desselben viele Jagdschlösser und sogenannte Paradiese, d. h. königliche Gärten und Park's.

Das Reich war, wie schon oben angegeben wurde, in zwanzig Satrapieen oder Statthalterschaften eingetheilt, deren Verwaltung je einem vom Könige ernannten Großen anvertraut war. Obgleich die Satrapen durch öftere Absendung königlicher Bevollmächtigten bewacht wurden, so herrschten sie doch meist willkürlich; und obgleich die Truppen ihrer Statthalterschaft nicht ihnen, sondern einem besonderen General untergeben waren, so wußte doch

bald jeder Satrap sich ein eigenes Heer zu schaffen. Die Einkünfte des Staats bestanden bei den eigentlichen Persern bis zur Zeit des Darius Hystaspis aus dem Ertrag der Domänen und aus freiwilligen Geschenken, welche in Zeiten des Kriegs gefordert wurden; die unterworfenen Völker zahlten eine bestimmte jährliche Summe. Darius ließ die freiwilligen Leistungen im eigentlichen Persien bestehen; in den andern Theilen des Reiches aber führte er sowohl Natural-Lieferungen als auch baare Steuern ein, welche in vorgeschriebener Menge und Beschaffenheit an den Hof und an die Statthalter entrichtet werden mußten. Medien z. B., welches nächst dem eigentlichen Persien von allen Provinzen am besten gestellt war, mußte außer der pecuniären Abgabe jährlich drei tausend Pferde, vier tausend Maulesel und acht hundert Schafe dem Hofe liefern. Zu den genannten Abgaben kamen in den einzelnen Provinzen noch Zölle, sowie Lieferungen an die Vorrathshäuser und für das durchreisende Gefolge des Königs oder der Satrapen.

Das Heer enthielt unter Cyrus und Kambyses den gesammten waffenfähigen Theil der persischen Nation, welcher nach der ihm eigenthümlichen Weise bewaffnet und eingeübt war, und siegreich Alles niederwarf. Schon unter Darius I. dagegen bestand der allein Achtung gebietende Theil desselben nur in den zehntausend sogenannten Unsterblichen, die aus den drei edlen Stämmen der Perser genommen wurden; die übrigen Perser wurden nicht mehr zum Kriege zugezogen, und das Heer ward aus den unter einander sehr verschiedenen Truppen der Provinzen gebildet, von welchen kein Theil den andern verstand, mit denen keine Linie möglich war, und deren Cavallerie theils auf Pferden, theils auf Maulthieren, theils auf Eseln, theils auf Wagen saß. Die Kriege, welche die Perser mit dem griechischen Volk führten, zeigen, daß ein solches Heer, je größer es war, desto leichter zu besiegen war.

Eine echt menschliche Geistesbildung entwickelte sich bei den Persern nicht, und ungeachtet des Glanzes und Reichthums ihres großen Reichs gelangten sie weder zu einer Wissenschaft noch zu wahrer Kunst. Selbst für das zum äußeren Leben Nothwendige entbehrten sie jeder eigenen entwickelten Geistesthätigkeit. So waren z. B. bis zum Untergang des Reichs die Ärzte am Hofe stets entweder Egypter oder Griechen, und nie wird eines persischen Arztes

Erwähnung gethan. Ebenso standen Fremde an der Spitze des Seewesens; und im Kriege gebrauchte man fast stets Fremde zu allen Dingen, zu welchen wissenschaftliche Kenntnisse erfordert wurden, wie z. B. zu der Erbauung der Brücken über die Straße von Konstantinopel und über die Donau, welche Darius I. schlagen ließ. Selbst in der bei den Persern gebräuchlichen Art der Eintheilung des Tages und des Jahres zeigt sich eine große Unvollkommenheit: man benutzte dazu nicht einmal die früher von den Chaldäern in Babylonien gemachten Erfindungen, obgleich dieses Land doch zum persischen Reiche gehörte; und als Darius I. in seinem scythischen Kriege den an der Donau zurückgelassenen Generalen befahl, daselbst zwei Monate auf ihn zu warten, wußte er sich keines andern Kalenders zu bedienen, als des bei Samojeden und andern Wilden gebräuchlichen: er gab nämlich den Generalen einen Riemen mit sechszig Knoten, von welchen sie jeden Tag einen lösen sollten.

Von der Kunst der Perser finden sich in den Ruinen ihrer Residenzen die einzigen erhaltenen Überreste, welche ebenso, wie alle Bauwerke des Orients, den vorherrschenden Charakterzug des Kolossalen an sich tragen. Doch ist es höchst ungewiß, ob irgend eines von den in Persien einst vorhandenen Gebäuden seiner Entstehung nach über die Zeit des Kambyses hinaufreichte. Dagegen ist es aber gewiß, daß die erst einige Jahrhunderte nach Christi Geburt beginnende persische Dynastie der Sassaniden zu den alten Bauwerken und Sculpturen neue hat hinzufügen lassen: so daß gar Manches in den Ruinen Persiens dieser späteren Zeit angehört.

Die persischen Residenzen waren fünf an der Zahl, nämlich außer dem alten Babylon, in welchem die Könige häufig den Winter zubrachten, die Stadt Susa, die sie gern im Frühling bewohnten, die medische Hauptstadt Ekbatana, welche sie ihrer kühleren Luft wegen im Sommer den übrigen Residenzen vorzogen, und endlich die alt-persischen Städte Persepolis und Pasargadä. Die beiden zuletzt genannten Orte lagen im südöstlichen Theile des eigentlichen Persiens nicht weit von einander entfernt, und waren die ältesten Städte desselben. Man hält neuerdings Persepolis und Pasargadä für einen und denselben Ort, und meint, daß der erstere Namen nur von den Griechen zur Bezeichnung für die

spätteren Bauwerke und Anlagen, welche neben Pasargadä eine eigene Stadt bildeten, gebraucht worden sei. Beide Orte befanden sich in der von dem Araxes-Flusse, welcher jetzt Bend-Emir heißt, durchflossenen Thalebene Mardascht. Sie wurden von den Persern gleichsam als der heilige Mittelpunkt ihres Reiches angesehen, in welchem ihre Könige bei der Thronbesteigung feierlich eingeweiht wurden, während ihrer Regierung öfters ihren Gottesdienst verrichteten, und endlich ihre Ruhestätte erhielten. Auch befand sich dort die Schatzkammer des Reichs. Noch heut' zu Tage ist die ganze Gegend, in der jene Städte lagen, mit Trümmern bedeckt, welche aber zum Theil aus der Periode der Sassaniden und sogar aus der mohammedanischen Zeit Persiens herrühren. Die wichtigsten Ruinen, welche aus dem Alterthum herstammen, sind die ausgedehnten Trümmer eines Palastes; sie werden von den heutigen Persern Tschihl-Minar, d. i. die vierzig Säulen, genannt, weil bei diesem Volke die Zahl vierzig eine runde ist, die man zur Bezeichnung einer unbestimmten Menge gebraucht. Die heutigen Perser nennen diese Ruinen auch Tukl al Dschemschid, d. h. Thron des Dschemschid, mit Beziehung auf den mythischen Perser-König Dschemschid, welcher nach der poetischen Sage der Perser der Gründer von Persepolis war. Außer diesen Trümmern gehören auch die Ruinen einiger großen Grabmäler, von welchen das eine durch die Volkssage für das Grab des Darius Hystaspis erklärt wird, sowie die Überreste einiger andern Gebäude der Zeit des Alterthums an. An denselben findet man einige Darstellungen in roher Bildhauerarbeit, die sich auf die Religion, die Könige und ihre Weihe zu beziehen scheinen, sowie Inschriften in keilförmiger Schrift, deren Entzifferung in neuerer Zeit sehr oft versucht wurde, zuweilen scheinbar gelang, bis jetzt aber noch kein genügendes Resultat geliefert hat. Von Susa, dessen Lage oben angegeben wurde, finden sich heut' zu Tage nur solche Trümmer, wie sie auch von Babylon sich erhalten haben, nämlich blos formlose Schutthaufen von gebrannten oder getrockneten Steinen, und unter diesen einige Marmor- und Granitblöcke, die mit hieroglyphischen und keilförmigen Schriften bedeckt sind. Sie liegen an dem Flusse Kerrah oder Kara-Su. Das alte Susa enthielt große Paläste, Höfe und Park's von bedeutender Ausdehnung, hatte einen Umfang von 2⅔ deutschen

Meilen, und besaß ebenfalls eine Schatzkammer der Könige. Die Stadt Ekbatana, von welcher sich, außer einigen Schutthaufen und einer keilförmigen Inschrift an einem Felsen, keine Reste mehr erhalten haben, lag an der Stelle der heutigen Stadt Hamadan, in der schönsten Gegend von Medien, nämlich auf und an einem quellenreichen Berge in der Nähe eines großen Waldgebirgs, von dessen Gipfel man das kaspische Meer erblickt. Ekbatana hatte eine bedeutende Ausdehnung, und enthielt in seiner Mitte eine Burg oder Citadelle, deren Umfang der alte griechische Geschichtschreiber Herodot dem der ganzen Stadt Athen gleich schätzt. Die Stadt wurde nach dem Untergang des persischen Reichs eine der Residenzen der Könige des parthischen Reichs, und man weiß daher nicht, welchem Volke und welcher Zeit der prachtvolle Königspalast angehörte, in welchem, nach den Beschreibungen griechischer Schriftsteller der späteren Zeit, alles Holzwerk von Cedern und Cypressen gemacht, alle Säulen und Balken mit Gold- und Silberblech überzogen, und die Dächer mit silbernen Ziegeln bedeckt waren.

Geſchichte der alten Welt.

II. Völker der griechiſch-römiſchen Zeit.

Geschichte der Griechen.

I. Einleitung.

1. Das griechische Land.

Im Süden der unteren Donau breitet sich eine große Halbinsel aus, die das südöstliche Ende Europa's bildet, und von allen Ländern dieses Welttheils am früheſten eine hiſtoriſche Bedeutung erhielt. Sie beſteht jetzt aus der europäiſchen Türkei und dem Königreich Griechenland, und wird deshalb häufig die türkiſch-griechiſche Halbinſel genannt. Ihrer Geſtalt nach zerfällt ſie in zwei Haupttheile, einen ſehr großen nördlichen und einen kleinen ſüdlichen Theil, von welchen der erſtere zwiſchen dem adriatiſchen und dem ſchwarzen Meer liegt, und ſüdlich bis zum Archipelagus reicht, der letztere aber zwiſchen dem Archipelagus und dem ioniſchen Meer ſich ausbreitet. Der nördliche Theil iſt ein großer, ununterbrochener Strich Lands mit einer verhältnißmäßig kleinen Küſtenlinie, und gleicht deshalb mehr einem Feſtlande als einer Halbinſel; der ſüdliche Theil dagegen, welcher mit Ausnahme ſeines nördlichen Drittheils aus dem heutigen Königreich Griechenland beſteht, iſt eine der vollkommenſten Halbinſeln der Erde, und enthält faſt mehr Küſten- als Binnen-Land. Beide Theile haben die Haupt-Eigenthümlichkeit mit einander gemein, daß ſie viele und mannichfaltige Gebirge enthalten, und daß, wegen der Zertheilung ihres Bodens in zahlreiche Gebirgs-Diſtricte, keine größeren Flüſſe in ihnen vorkommen. Dieſe Eigenthümlichkeiten zeichnen aber am meiſten den ſüdlichen Theil aus, welcher aus der größten Menge und Mannichfaltigkeit von Gebirgen, Thälern und kleinen Ebenen beſteht. Außerdem hat dieſer Theil an ſeiner Oſtſeite eine ſo große

Zahl von Inseln, daß der Namen des Meeres Archipelagus deshalb ein Begriffswort geworden ist, und zur Bezeichnung jedes inselreichen Meeres der Erde überhaupt gebraucht wird.

Der südliche Theil der türkisch-griechischen Halbinsel ist das Land der alten Griechen. Er beträgt, die zu ihm gehörenden Inseln mitgerechnet, nur etwa einen Sechstel der Größe von Deutschland, und entspricht also seinem Umfang nach den Königreichen Baiern und Würtemberg zusammengenommen. Von den geographischen Verhältnissen dieses Landes enthält das Nachfolgende diejenigen Einzelnheiten, welche für das Verständniß der alt-griechischen Geschichte vorzugsweise bemerkenswerth sind.

Das griechische Land zerfällt naturgemäß in drei Theile, welche Nordgriechenland oder Thessalien und Epirus, Mittelgriechenland und der Peloponnes oder die Morea heißen. Im Norden hängt das Land durch die über sieben tausend Fuß hoch sich erhebende Kette des Pindus mit den Gebirgen der westlichen und nördlichen Türkei zusammen. Der Pindus zieht in südöstlicher Richtung mitten durch das nördliche Griechenland. Nach Westen laufen von ihm mehrere Bergzüge aus, welche das rauhe Bergland Epirus bilden. Im Osten sendet der Pindus zwei Haupt-Gebirgszüge aus; der eine von ihnen ist das weniger bemerkenswerthe kambunische oder, wie es jetzt heißt, das Volutza-Gebirge, welches die Grenze von Macedonien und Thessalien bildet, und mit dem sechs tausend Fuß hohen Berg Olympus am Busen von Salonichi endigt; der andere Gebirgszug heißt Othrys, und zieht auf der Nordgrenze des heutigen Griechenlands zu dem Busen von Volo hin. Zwischen den äußersten östlichen Enden dieser beiden Gebirgszüge liegt, parallel mit der Pindus-Kette, das Gebirge Pelion, dessen nördlichster Berg Ossa an den Olympus stößt, und dessen südlicher Theil nur durch niedere Höhen mit dem Ost-Ende des Othrys verbunden ist. Zwischen dem Pindus, dem kambunischen Gebirge, dem Pelion und dem Othrys liegt der wichtigste Theil desjenigen Landes, welches im Alterthum Thessalien hieß, und theils aus dem sich verlaufenden Fuß dieser Gebirge, theils aus sehr fruchtbaren Ebenen besteht. Er wird von dem Flusse Peneus durchströmt, und hat nur einen einzigen natürlichen Ausgang, nämlich die zwischen Ossa und Olympus liegende romantische Schlucht,

durch die jener Fluß ins Meer fließt, und welcher unter dem Namen Tempe als eines der schönsten Thäler Griechenlands berühmt ist. Im Süden des Othrys liegt das demselben parallel laufende und gleich ihm von dem Ende des Pindus ausgehende Oeta-Gebirge, welches von jenem durch ein schmales Thal getrennt ist. Es fällt da, wo es zuerst das Meer berührt, steil zu diesem ab, und nur ein äußerst schmaler Saum liegt hier zwischen dem Fuß des Oeta und dem daselbst sumpfigen Meere, und gewährt den einzigen natürlichen Eingang aus Thessalien in das mittlere Griechenland. Dieser Saum ist der berühmte Paß Thermopylä.

Das Oeta-Gebirge hat bei diesem Passe noch nicht sein Ende erreicht, obgleich es daselbst seinen Namen verliert; es zieht vielmehr in südöstlicher Richtung noch durch den ganzen Osten des mittleren Griechenlands hin, bis zu dessen südlicher Spitze, dem berühmten Vorgebirge Sunium. Von seinen letzten Höhen sind besonders bemerkenswerth: der einen trefflichen weißen Marmor enthaltende Pentelikus, der wegen seiner guten Bienen berühmte Berg Hymettus und der durch Silberminen ausgezeichnete Berg Laurion. Im Westen des Oeta zieht von Epirus her eine andere Gebirgskette in südöstlicher Richtung durch das mittlere Griechenland hin, dessen berühmteste Berge der siebentausend fünfhundert Fuß hohe Parnassus, der bis zu fünftausend dreihundert Fuß aufsteigende Helikon und der etwa viertausend Fuß sich erhebende Cithäron sind. Zu beiden Seiten dieser Gebirgskette liegen theils größere und kleinere Ebenen, theils Berge und Bergzüge. Die berühmtesten Flüsse dieses Theils von Griechenland sind der Achelous im Westen und der in dem Landsee Kopais mündende Kephissus im Osten.

Mit dem mittleren Griechenland hängt durch die schmale und flache Landenge Isthmus der dritte oder südliche Haupttheil des Landes zusammen. Dieser heißt heut' zu Tage die Morea, im Alterthum ward er der Peloponnes genannt. Er enthält in seiner Mitte ein hochliegendes Land, dessen Oberfläche abwechselnd aus Bergzügen und kleinen Ebenen besteht, und welches bei den Alten den Namen Arkadien führte. Dieses hohe Binnenland des Peloponnes ist ringsum von noch höheren Gebirgen umgeben. Zwischen ihnen und dem Meere liegt ein bald mehr, bald weniger bergiges

Land, dessen Höhenzüge zum Theil mit jenen das Land Arkadien umgebenden Gebirgen zusammenhängen, zum Theil durch Vertiefungen des Bodens von ihnen getrennt sind. Das berühmteste dieser Gebirge ist der rauhe Taygetus, dessen südlichster Theil die durch die räuberische Völkerschaft der Mainoten in neuerer Zeit berühmt gewordene Maina ist, und mit dem Vorgebirge Tänarum oder Kap Matapan, einer der äußersten Spitzen des Festlands von Europa, endigt. Die bedeutendsten Flüsse des Peloponnes sind der Eurotas und der Alpheus, welche beide in Arkadien entspringen. Der Erstere mündet im Süden, der Letztere im Westen der Halbinsel.

Die Küsten des alten Griechenlands sind meistens felsig und steil, mit vielen größeren und kleineren Buchten versehen und reich an Häfen der mannichfaltigsten Art. Das westliche Meer hieß bei den Alten das ionische Meer, das östliche oder der Archipelagus führte den Namen ägäisches Meer. Die bemerkenswerthesten Meerbusen sind die nachfolgend verzeichneten: der thermäische Busen oder der heutige Busen von Salonichi; der malische Busen oder der von Zeitun: das euböische Meer oder die lange, zwischen Mittelgriechenland und der Insel Euböa liegende Meerenge, welche in ihrer Mitte am schmalsten ist, nach Norden und Süden hin aber sich immer mehr erweitert, und deren engste Stelle der Euripus heißt; der saronische Busen oder das Meer von Aegina, auf der Ostseite des Isthmus liegend; der Busen von Argolis, heut' zu Tage der von Nauplia genannt; der lakonische und der messenische Busen, jetzt der von Kolokythia und von Koron genannt, im Süden des Peloponnes; der korinthische Busen oder der von Lepanto, auf der Westseite des Isthmus; der ambracische Busen, heut' zu Tage der von Arta genannt.

Griechenland gehört seinen klimatischen Verhältnissen nach zu den wärmeren Gegenden der gemäßigten Zone. Doch ist es, wegen seiner bergigen Beschaffenheit und seiner östlichen Lage, weniger warm als Sicilien und das südliche Italien, mit welchen Ländern es fast in einer und derselben Breite liegt. Im Inneren des Landes hat ferner das Klima, je nach der verschiedenen Höhe der einzelnen Theile, die größte Mannichfaltigkeit, und es gibt

dort Berggegenden, in denen der Winter ebenso kalt und rauh ist, als im Inneren des westlichen Deutschlands. Mit ewigem Schnee ist aber keine einzige Berghöhe Griechenlands bedeckt.

Bei der großen historischen Wichtigkeit einzelner Völkerschaften und Gegenden Griechenlands bedarf es, vor der Erzählung der griechischen Geschichte, einer Angabe der Länder, in welche Griechenland im Alterthum zerfiel, sowie der Namen, mit welchen dieselben damals benannt wurden.

Die Inseln der westlichen Seite Griechenlands oder die heutigen ionischen Inseln wurden im Alterthum nicht unter einem besonderen Namen zusammengefaßt, sondern zu den verschiedenen Ländern des Festlands, in deren Nähe sie liegen, gerechnet. Die wichtigsten derselben sind: Korcyra im äußersten Norden, das heutige Korfu und im früheren Alterthum auch Scheria und die Insel der Phäaken genannt; Leukadia, das jetzige Santa Maura, mit dem berühmten Vorgebirge Leukate; Ithaka, jetzt Theaki; Kephallenia, jetzt Cefalonia; Zakynthus, das heutige Zante.— Im Süden des Peloponnes liegt die Insel Cythera oder das noch zu den ionischen Inseln gerechnete jetzige Cerigo, im Alterthum besonders wegen eines vielbesuchten Tempels der Venus berühmt.

Die Inseln des Archipelagus sind, wie alle Inseln von Südeuropa, gebirgig. Sie bestehen übrigens nicht, wie man mitunter meint, aus zerstreuten und einzeln aus dem Meer emporgestiegenen Eilanden, sondern sie sind die höchsten Theile der Fortsetzung der Hauptgebirgszüge, welche diesseits das eigentliche Griechenland und jenseits den Westen von Kleinasien durchziehen; es läßt sich deswegen auch ganz genau die Grenzlinie ziehen, durch welche die zu Asien und die zu Europa gehörenden Inseln des Archipelagus von einander geschieden sind. Die große Mehrzahl der im südlichen Theil dieses Meeres gelegenen Inseln wurde von den Alten in die zwei Gruppen der Cykladen und Sporaden eingetheilt. Die Cykladen sind der zu Europa, die Sporaden der zu Asien gehörende Theil dieser Inseln, wiewohl schon unter den alten Griechen in Betreff einiger Inseln Verschiedenheit der Meinungen darüber herrschte, ob sie zu den Ersteren oder zu den Letzteren gehörten. Von den Cykladen sind vorzugsweise zu bemerken:

Delos, die berühmteste dieser Inseln, nach den Mythen der Griechen die Geburtsstätte Apollo's und der Diana, deswegen ein Hauptsitz der Verehrung des Ersteren mit einem vielbesuchten Tempel desselben und in Folge davon einer der Mittelpunkte des griechischen Handelsverkehrs; Paros, welches eine der vorzüglichsten Arten von weißem Marmor enthielt; Antiparos mit einer berühmten Grotte; Naxos, die größte der Cykladen. Unter den Sporaden sind die bemerkenswerthesten: das besonders durch den Evangelisten Johannes berühmt gewordene Patmos und die Insel Kos, die Heimath des großen griechischen Arztes Hippokrates. Nahe bei dieser Inselgruppe liegt auch die zu Asien gehörende Insel Samos, welche zuweilen zu derselben gerechnet wird. Im Süden der Sporaden ist die berühmte asiatische Insel Rhodus. Kandia, die südlichste und größte Insel des ganzen Archipelagus, hieß im Alterthum Kreta. Sie gehört noch zu Europa.

Im saronischen Meerbusen liegen die beiden Inseln Aegina und Salamis. — Die Insel Euböa, jetzt Negroponte genannt, ist nächst Kreta die größte des Archipelagus, und liegt an der östlichen Seite von Mittelgriechenland. An ihrer engsten Stelle war sie in der letzten Hälfte des Alterthums durch eine Brücke mit dem festen Lande verbunden. Ein Theil der nördlichen Küste ist unter dem Namen Artemisium in der griechischen Geschichte berühmt geworden.

Die übrigen, für die altgriechische Geschichte bemerkenswerthen Inseln des Archipelagus sind die im nördlichen Theil dieses Meeres liegenden Inseln Thasos, Samothrake, Lemnos, Tenedos und Lesbos und das in der Mitte desselben, an der kleinasiatischen Küste gelegene Chios.

Der Peloponnes enthielt im Alterthum mehrere besondere Staaten. In der Mitte der Halbinsel lag das vorzugsweise zur Viehzucht geeignete Wald- und Bergland Arkadien; dieses Land berührte nirgends das Meer, sondern es war durch die andern Staaten des Peloponnes von demselben getrennt. Im Süden von Arkadien lagen die beiden Länder Lakonien und Messenien. Das Erstere, in welchem Sparta oder Lacedämon die Hauptstadt war, breitete sich um den Eurotas-Fluß und am Gebirge Taygetus hin aus, und war ein rauhes Bergland, dessen

Vertiefungen aber einen fruchtbaren Ackerboden enthielten. Im Westen von Arkadien und im Norden von Messenien lag Elis, eines der fruchtbarsten und am besten angebauten Länder des Peloponnes. Den nördlich von Arkadien, zwischen ihm und dem korinthischen Meerbusen gelegenen Raum nahmen Achaja und die kleinen Staaten von Sikyon und Korinth ein. Korinth erstreckte sich noch bis auf den Isthmus, und ward zugleich vom korinthischen und vom saronischen Meere bespült. Auf der östlichen Seite der Halbinsel, im Nordosten von Arkadien und im Norden von Lakonien lag das Land Argolis mit der Hauptstadt Argos.

Das mittlere Griechenland oder das jetzt Livadien genannte Land führte in der früheren Zeit des Alterthums den Namen Hellas, welcher später zur Bezeichnung des gesammten Griechenlands diente. Es zerfiel in mehrere kleine Länder, von welchen das an Korinth grenzende Megaris den Übergang zum Peloponnes bildete. Der wichtigste Staat von Mittelgriechenland war der von Attika. Dieses Land, dessen Hauptstadt Athen war, lag im äußersten Südosten, und hatte einen meist aus Bergen und Hügeln bestehenden, felsigen, trockenen und unfruchtbaren Boden, in welchem ursprünglich blos der Ölbaum gedieh, und nur einige kleine Ebenen, wie die sogenannte thriasische bei der Stadt Eleusis, sich durch Fruchtbarkeit auszeichneten. Doch war Attika im Alterthum sorgfältig angebaut, und lieferte namentlich viel Wein, Feigen und Oliven. Im Westen von Attika und Megaris, zwischen dem euböischen und korinthischen Meere lag das meist sehr fruchtbare Land Böotien mit der Hauptstadt Theben, sowie im Westen von diesem das fast durchaus gebirgige Phokis mit dem wegen seines Orakels berühmten Orte Delphi. Südwestlich und nördlich von Phokis lagen drei kleine Länder, welche insgesammt Lokris hießen, und durch Beinamen von einander unterschieden wurden. Zwischen zweien derselben und im Nordwesten von Phokis lag Doris, ein rauhes Bergland von geringem Umfang. Im Westen von Doris breitete sich das Land Aetolien und im Westen von diesem das Land Akarnanien aus.

Das nördliche Griechenland bestand aus Epirus und Thessalien. Das Letztere war ein auf allen Seiten von Gebirgen eingeschlossenes Land, dessen Inneres aber einige größere und sehr fruchtbare

Ebenen enthielt. Im Alterthum zerfiel es in eine bald größere, bald kleinere Zahl von Staaten, deren Ausdehnung und Bedeutung im Verlauf der griechiſchen Geſchichte ſich häufig änderte. Im Nordoſten von Theſſalien erſtreckte ſich vom Olympus-Berge an, längs der Küſte des Buſens von Salonichi, nach Norden hin das Land Pierien, welches ſchon zu Macedonien gerechnet wurde, aber in den älteſten Zeiten mit zu Griechenland gehörte.

Im Weſten von Theſſalien, durch das Pindus-Gebirge von dieſem Lande getrennt und von ihm bis zum ioniſchen Meer und bis nach Akarnanien ſich ausbreitend, lag das Land Epirus, welches von den alten Griechen bald mit zu ihrem Vaterlande gerechnet, bald als ein ungriechiſches Land angeſehen wurde. Es umfaßte einen großen Theil des heutigen Landes Albanien oder Arnaut, und war meiſt gebirgig. Gewöhnlich theilte man es in die drei Landſtriche Chaonien, Theſprotien und Moloſſia, von welchen der erſtere im Norden, der zweite an der mittleren Seeküſte des Landes und der dritte im Süden lag.

Noch weniger, als Epirus, wurde von den alten Griechen Macedonien oder Makedonien für ein griechiſches Land gehalten. Dieſes breitete ſich im Norden von Theſſalien um den heutigen Meerbuſen von Salonichi aus. Im Oſten Macedoniens lag, längs dem ägäiſchen Meer, dem Hellespont, dem Bosporus und dem ſchwarzen Meer, das durchaus ungriechiſche Land Thracien oder Thrakien, welches der jetzigen türkiſchen Provinz Rumili entſpricht. Die Länder, welche im Weſten von Macedonien und im Norden von Epirus ſich bis zum adriatiſchen Meere hin erſtreckten, faßte man im Alterthum häufig unter dem Namen Illyrien zuſammen.

2. Abſtammung der Griechen.

Die alten Griechen gehörten zu dem indo-germaniſchen Völkerſtamm, und zwar zu derjenigen Abtheilung desſelben, welche den Namen des griechiſch-lateiniſchen oder des pelasgiſchen Völkerzweigs führt. Dieſe Völkergruppe begreift von den Nationen des Alterthums die Griechen oder, wie ſie ſelbſt ſich nannten, die Hellenen, ſowie die Römer und die meiſten übrigen

Völker des mittleren und südlichen Italiens in sich. Unter den neueren Völkern Italiens befindet sich keins mehr, welches als reiner Sprößling des pelasgischen Völkerzweigs anzusehen wäre, sondern diese gehören alle zu jenen Mischlingsvölkern, die man unter dem Namen des romanischen Zweigs der indo-germanischen Völkerfamilie zusammenfaßt. Sie sind aus einer Mischung von Griechen und Italiänern des Alterthums, von Germanen und von Galliern entstanden. Von den alten Griechen haben sich nur noch in einigen Gegenden der Türkei und Griechenlands reine Nachkommen erhalten; die große Mehrzahl der Neugriechen aber ist aus einer Vermischung von eigentlichen Griechen und andern, namentlich slavischen Völkern hervorgegangen.

Durch das Studium der Sprachen und der historischen Überlieferungen hat sich ergeben, daß in den Anfängen der europäischen Geschichte außer den Griechen noch zwei andere Völkerstämme in Europa einwanderten, und sich in der türkisch-griechischen Halbinsel ansiedelten. Diese waren der illyrische und der thracische Völkerstamm. Aus Gründen, die von den Sprachen der Völker hergenommen sind, hält man Beide für besondere, den Griechen nicht näher verwandte Völkerstämme; die Sagen aber, welche uns aus den ältesten Zeiten Kleinasiens und Europa's überliefert worden sind, deuten auf eine gemeinsame Abstammung und eine ursprünglich gemeinschaftliche Sprache der thracischen, illyrischen und griechischen Völker.

Der illyrische Völkerstamm ließ sich in dem Nordwesten der Türkei nieder, und breitete sich, von der Nordgrenze des Landes Epirus und dem nördlichen Ende des ionischen Meers an, auf den Küsten des adriatischen Meeres bis zur Mündung des Po-Flusses aus, sowie landeinwärts bis zu den Flüssen Save und Donau in Ungarn. Die wichtigsten Völker des illyrischen Stammes waren die Taulantier, Liburner, Istrier und Eneter oder Veneder am adriatischen Meer, sowie die Dardaner auf der Grenze Macedoniens und des heutigen Serviens und die Pannonier, welche anfangs in dem jetzigen Lande Bosnien wohnten, um die Zeit von Christi Geburt aber nach Ungarn wanderten, und nach denen das letzte Land zuweilen auch Pannonien genannt wird. Die Bewohner von Epirus oder die Epiroten bildeten den Über-

gang von den Griechen zu den Illyriern; die Mehrzahl derselben gehörte jedoch dem Stamm der Letzteren an. Die illyrischen Völker sind im Laufe der Zeit theils ausgerottet worden, theils haben sie sich mit Völkern anderer Abstammung vermischt; es hat sich nur ein geringer reiner Rest derselben erhalten, welcher bei den christlichen Völkern den Namen der Albanesen, bei den Türken den der Arnauten führt. Dieses kriegerische Volk ist in neuerer Zeit, vermittelst der Vergleichung seiner Sprache mit den aus dem alten Illyrischen erhaltenen Wörtern, von den meisten Sprachforschern als ein Überrest jenes Völkerstammes erkannt worden.

Der thracische Völkerstamm ließ sich im Osten der Illyrier und im Nordosten der alten Griechen nieder, und seine Wohnsitze erstreckten sich bis zu der Donau und zum schwarzen Meer; ja, nach der Annahme der alten Griechen wohnten thracische Völker, von den frühesten bekannten Zeiten an, auch in Kleinasien. Einige Jahrhunderte vor Christi Geburt breitete sich dieser Völkerstamm noch weiter nördlich, über die linke Seite der Donau hin aus, und bevölkerte auch die Walachei und einzelne Theile von Ungarn. Im Alterthum gehörten zu ihm vornehmlich folgende Völker: die eigentlichen Thracier oder Thraken in dem gleichnamigen Lande, die ebendaselbst wohnenden Odrysen, die Geten in der Walachei, die Triballer im Lande Servien, die im Norden von Thracien wohnenden Mösier, nach welchen die alten Römer den jetzigen Ländern Servien und Bulgarien den Namen Mösien gaben, und die Daken oder Dacier, die auf dem linken Ufer der Donau, in Ungarn und Siebenbürgen wohnten, und nach denen das südöstliche Ungarn, die Walachei, die Moldau und Siebenbürgen bei den Römern den Gesammtnamen Dacien führten. Ferner gehörten, nach der Annahme der alten Griechen, auch die in Kleinasien wohnenden Phrygier, Mysier und Bithynier zu den Völkern des thracischen Stammes. Ueber ein Volk des Alterthums ist man durchaus im Unklaren, ob es dem thracischen oder einem andern Stamme angehörte. Dies sind die Macedonier, welche nach den Forschungen des einen Gelehrten für ein thracisches, nach denen eines andern für ein griechisches, nach denen eines dritten für ein illyrisches Volk zu halten wären; nach einer vierten Annahme endlich, welche am meisten Wahrscheinlichkeit für sich hat, waren sie

ein mit Griechen vermiſchtes illyriſches Volk. — Auch die Völker des thraciſchen Stammes ſind im Sturm der Zeiten untergegangen. Nur ein Miſchlingsvolk, welches als ein mit Römern, Slaven und andern Völkern vermiſchter Reſt der alten Thracier zu betrachten iſt, findet ſich unter den Nationen der heutigen Welt. Es ſind die Wlachen oder Walachen, welche in der Moldau und Walachei, ſowie in verſchiedenen Gegenden von Ungarn, Siebenbürgen, der eigentlichen Türkei und Griechenland wohnen, und in deren Sprache ſich ein ſpärlicher Überreſt der untergegangenen thraciſchen Sprachen erkennen läßt.

II. Älteste Zeit der Griechen.

1. Allgemeines.

Mit dem Auftreten des griechischen Volks beginnt ein neuer Zeitabschnitt in der Geschichte der Menschheit. Durch die Griechen ward nämlich der Mittelpunkt der Weltbegebenheiten von Asien nach Europa verlegt. Durch sie wurden außerdem aber auch neue Formen des Daseins und eine neue Art von Entwickelung in der Menschheit hervorgerufen, und diese veränderte Richtung unseres Geschlechts und seiner Geschichte blieb für alle folgenden Zeiten die vorherrschende. Für das orientalische Wesen war mit der Erhebung der griechischen Nation die Zeit abgelaufen: der orientalische Theil der Menschheit blieb stehen, während der abendländische voranschritt; er fiel gleichsam in den Zustand der Erstarrung, und verlor dadurch, fast für alle späteren Zeiten, jeden bedeutenderen, über seinen nächsten Kreis hinausgehenden Einfluß. Nur zwei Völker des Orients, die Juden und die Araber, erhielten in den späteren Zeitaltern der Welt eine bleibende Wichtigkeit für das gesammte Menschengeschlecht: jene, weil sie in ihrem Wesen das rein Menschliche gegen den zerstörenden Einfluß des Orientalischen zu schützen gewußt, und so dem später entstehenden Christenthum eine Stätte bereitet hatten; diese, weil sie der Geistesrichtung des Abendlands und den Grundsätzen jener Weltreligion theilweise einen Zutritt zu sich gewährten, und so das Alt-Orientalische von neuem zu beleben verstanden.

Die Griechen stehen an der Spitze der neuen Zeit, und sind die eigentlichen Schöpfer derselben. Als sie sich erhoben, da waltete unter den schwarzen Stämmen des Südens die denselben stets eigen gebliebene Sklaverei und rohe Sinnlichkeit; unter den Völkern des Nordens und Westens dagegen herrschten zwar Freiheitsliebe und

kriegerischer Muth, aber auch Mangel an Bildung, Gesittung und Ordnung; die des Ostens endlich waren zwar schon längst aus dem Stande der Rohheit herausgetreten, und hatten Wissenschaften, Künste und viele Elemente eines besseren äußeren Lebens entwickelt, allein sie waren auch in geistige Einseitigkeit und Beschränkung gerathen, moralisch entartet und ein Opfer der Despotie geworden. In der Mitte dieser sie umgebenden Hauptkreise des damaligen Menschengeschlechts betraten die Griechen die Bahn einer neuen Art von Entwickelung, und gaben der Welt eine neue Richtung. Sie thaten dies mit so großem und bleibendem Erfolge, daß bis zur gegenwärtigen Stunde die rein geistige Cultur der civilisirten Welt ebenso vorzugsweise auf Griechenland beruht, wie die religiöse auf Palästina.

Die Griechen haben zuerst eine unabhängige Kunst geschaffen; denn sie haben zuerst die Kunst an und für sich und ihrer selbst wegen gepflegt, und dadurch der Menschheit ein neues Hauptmittel der Erhebung und Veredlung gegeben. Die Griechen haben ferner zuerst eine selbstständige Philosophie gegründet; denn sie waren es, die zuerst die Forderungen der denkenden Kraft von dem rein religiösen Bedürfniß schieden, und so auch dem Geiste des Menschen jene Räume des Höheren und Unendlichen öffneten, die vorher nur seinem Gemüthe zugänglich gewesen waren. Sie haben zuerst eine wahre Wissenschaft ins Leben gerufen, indem sie zuerst die geistige Forschung ebenso von der Willkür eines einzelnen Standes, wie von den Zwecken des äußeren Lebens unabhängig machten; sie haben namentlich die beiden Wissenschaften der Mathematik und der Geschichte neu geschaffen; denn von diesen hatte die erstere, als eine der Selbstständigkeit ermangelnde Beschäftigung, seither nur den äußeren Bedürfnissen der Völker gedient, mit der letzteren aber hatte man, statt eine Erkenntniß des Menschen und seines Entwickelungsganges zu erstreben, blos dem patriotischen Gefühl und der Unterhaltung Befriedigung zu gewähren gesucht. Die Griechen haben ferner das reichhaltige Bildungs-Element, welches in der Sprache liegt, in einer ganz neuen Weise und in hohem Grade entwickelt. Sie haben nämlich nicht allein viele neuen Formen und Weisen für die Poesie erfunden, und ihre eigene Sprache so ausgebildet, daß dieselbe eine der schönsten und ausdrucksvollsten geworden ist, sondern

sie haben namentlich auch die Kunst der Prosa geschaffen. Die Schriften der früheren Völker hatten entweder eine poetische Form, oder sie waren in einer Sprache geschrieben, welche gleich der der Kinder des geordneten Zusammenhangs entbehrte, und in deren äußerer Form nicht, wie in den Schriften der Griechen, vermittelst des Periodenbaus und der Rücksicht auf Wohlklang, die Gedankenwelt mit allen ihren mannichfaltigen Abstufungen sich abspiegelte. Die Griechen endlich haben zuerst von allen Völkern ein echtes und wahres Staatsleben geschaffen. Sie haben nämlich zuerst dem Verstande der Einzelnen, in den Angelegenheiten der Nation sein volles Recht gegeben, zuerst die Stimme der Gesammtheit zu der Bedeutung einer öffentlichen Meinung erhoben, zuerst eine blos von den Fortschritten der Geistes-Cultur abhängige Entwickelung des Staates eingeführt. Sie waren deshalb auch das erste Volk der Geschichte, das eine eigentlich republikanische Verfassung bei sich zu entwickeln und lange Zeit zu erhalten wußte. —

Die Geschichte des für die Entwickelung der Menschheit so wichtigen griechischen Volks beginnt, wie die fast aller Völker, mit Mythen und Sagen, deren historischer Gehalt nicht mehr sicher zu ermitteln ist. Die Anfänge der griechischen Geschichtschreibung fallen erst in das sechste Jahrhundert vor Christi Geburt. Vorher wurden die Ereignisse der Vergangenheit in bloßen Sagen oder in erzählenden Gedichten überliefert, und auch die letzteren hatte man erst kurz vor jener Zeit niederzuschreiben angefangen, nachdem sie Jahrhunderte lang mündlich von einer Generation an die andere übergeben worden waren. Ein Theil dieser Gedichte und viele Sagen aus der griechischen Vorzeit haben sich bis auf unsere Tage erhalten. Man hat in neuerer Zeit mit großem Scharfsinn versucht, den historischen Gehalt derselben zu erforschen, und so das Dunkel der frühesten griechischen Geschichte zu erhellen; allein der sichere Gewinn, der durch diese Bemühungen erlangt ward, ist nur ein äußerst geringer gewesen.

Die älteste Zeit des griechischen Volkes läßt sich in zwei Hauptabschnitte eintheilen, in die etwa bis gegen das Jahr 1400 vor Christo dauernde Urzeit und in die sogenannte achäische oder heroische Zeit, welche etwa 900 vor unserer Zeitrechnung zu Ende ging.

2. Urzeit der Griechen.

Die schwachen Lichtstrahlen, welche in die dunkle älteste Zeit der Griechen dringen, lassen uns Spuren von Zuständen erkennen, welche verschieden von dem sind, was in der späteren Geschichte als Charakter des griechischen Volks erscheint. Griechenland war schon früh bewohnt, aber von Völkern, welche andere Namen führten, als den der Griechen oder Hellenen. Diese ältesten Bewohner des Landes hatten zum Theil eine Cultur, aber dieselbe war der älteren orientalischen einigermaßen ähnlich und dagegen von dem Charakter der späteren griechischen Bildung sehr verschieden. Die Griechen selbst wußten nicht, wie sie den Inhalt ihrer Sagen über jene Zeit ansehen sollten, und waren im Unklaren über das Verhältniß, in welchem sie selbst der Abstammung nach zu jenen Ureinwohnern ihres Landes standen. Uns ist es natürlich noch viel weniger möglich, hierüber zur Gewißheit zu gelangen; wir können nur vermuthen, daß es sich mit jener ältesten griechischen Zeit etwa folgendermaßen verhalten haben mag.

Jene drei Stämme, welche in der ältesten Zeit den Südosten Europa's bevölkerten, und der griechisch-lateinische, der illyrische und der thracische Stamm genannt werden, standen sich zur Zeit ihrer Einwanderung in Sprache und Sitte wahrscheinlich noch sehr nahe, zerfielen aber in eine Menge einzelner Völkerschaften, welche einander zum Theil bekriegten, und von denen einige früher als die andern sich zu einer Cultur erhoben und manche von diesen unterwarfen. Dadurch sind einige von ihnen mächtiger und berühmter geworden, als die übrigen, und ihre Namen, welche man auch auf die Unterworfenen übertrug, haben deshalb in den der Nachwelt überlieferten Sagen eine besondere Bedeutung erhalten. Die zwei berühmtesten dieser Namen sind die der Pelasger und der Hellenen, von welchen jener in der ältesten Zeit der ausgezeichnetste war, dieser dagegen erst nach dem Untergang des pelasgischen Namens allmälig bedeutend, und endlich zur gemeinsamen Bezeichnung aller griechischen Völkerschaften gebräuchlich wurde. Erst nach den Zeiten Homer's erhielt der Name Hellenen diese Bedeutung unter den Griechen selbst; vorher gab es kein Wort zur Bezeichnung des gesammten griechischen Volks. Der Namen einer andern griechischen Völkerschaft, Graiken oder Gräken, wurde nach

dem Westen von Griechenland hin vorzugsweise bekannt, und daher kommt es, daß er bei den älteren italiänischen Völkern zur Bezeichnung der Griechen überhaupt gebräuchlich ward. Durch die Römer hat sich dieser Namen später auch zu den Völkern des westlichen und nördlichen Europa's verbreitet, und dies ist der Grund, warum die heutigen Europäer die Griechen nicht mit dem bei ihnen selbst gebräuchlich gewordenen Namen Hellenen, sondern mit dem Worte Griechen benennen.

Der Namen Pelasger wurde von den späteren Griechen selbst so gebraucht, daß sie bald eine besondere Völkerschaft ihrer Urzeit unter demselben verstanden, bald überhaupt die gesammte ältere Bevölkerung Griechenlands mit ihm bezeichneten. Man thut, um sich nicht zu verwirren, am besten, wenn man dieses Wort in dem letzteren Sinne nimmt, und also unter dem Namen Pelasger die Ureinwohner von Griechenland versteht, etwa in der Art, wie wir die älteren Bewohner von Deutschland Germanen nennen, und erst von der Entstehung des deutschen Reichs an das Wort Deutsche gebrauchen. Die einzelnen Völkerschaften jener pelasgischen Zeit hießen Lapithen, Perrhäber, Minyer, Phlegyer, Leleger u. s. w.

Die Pelasger wanderten von Norden her, aus dem Lande Thracien, in Griechenland ein; und vielleicht waren es auch thracische Stämme, von welchen dieselben zuerst eine Cultur erhielten. Daher kommt es, daß einige der ältesten griechischen Dichter, deren Namen sich erhalten haben, Thracier genannt werden. Die Pelasger ließen sich zuerst in Thessalien nieder, und bevölkerten von dort aus die übrigen Theile Griechenlands. Auch die See befuhren sie, und viele griechischen Inseln erhielten deshalb schon in früher Zeit Bewohner. Wie die Sage berichtet, so kamen auf verschiedenen Inseln, auf denen sie sich angesiedelt hatten, fremde Schaaren zu ihnen, durch welche sie zuerst von den Metallen und ihrer Bearbeitung Kunde erhielten. Diese Fremdlinge werden Kureten, Telchinen, Korybanten, idäische Daktylen und Cyklopen genannt; woher aber dieselben kamen, und welchem Volke sie angehörten, ist nicht zu ermitteln. Die Pelasger entwickelten eine Cultur, und diese blühte in einigen Gegenden vorzugsweise auf. Solche Gegenden waren Epirus, wo

schon früh der dem Zeus geweihte Tempel von Dodona als eine besonders heilige Stätte galt, das Land Thessalien, in dessen fruchtbaren Ebenen schon in der ältesten Zeit Ackerbau getrieben wurde, die ebenfalls fruchtbaren Gegenden am Kopais-See in Böotien, wo die uralte Stadt Orchomenos schon sehr früh durch ihren Reichthum sich auszeichnete, sowie endlich das im Südosten dieses Landes liegende Attika und die peloponnesischen Länder Argolis und Sikyon. In wie fern die in diesen verschiedenen Gegenden angesiedelten Völkerschaften unter einander näher oder ferner verwandt waren, ist nicht mehr zu bestimmen. Von einigen derselben werden die Namen einzelner Herrscher angeführt, und unter diesen sind zwei vorzugsweise berühmt geworden: Ogyges, ein der Sage nach schon zwei und zwanzig Jahrhunderte vor Christo in Attika und Böotien herrschender König, zu dessen Zeit eine große Fluth alle niederen Gegenden beider Länder verwüstete und ihre Bewohner vernichtete, und Inachus, ein König von Argos, welcher im neunzehnten Jahrhundert vor Christo gelebt haben soll, und dessen Namen bei den Griechen und Römern sprichwörtlich gebraucht ward, um eine uralte Zeit zu bezeichnen. Das merkwürdigste Reich der ältesten griechischen Zeit war das von Orchomenos, dessen Bewohner, wahrscheinlich nach einem der verschiedenen Völkerschaften, aus denen dasselbe zusammengesetzt war, Minyer hießen. Es erstreckte sich über das nördliche Böotien hin, und war durch seinen Wohlstand so berühmt, daß die Hauptstadt Orchomenos für eine der reichsten Städte der Urzeit galt. Um die Ufer des Kopais-Sees und auf den angrenzenden Bergseiten war der Boden mit Sorgfalt angebaut; Abzugskanäle, die man in die Berge gegraben hatte, setzten den See mit dem euböischen Meere in Verbindung, und schützten das Land gegen die Überschwemmungen desselben; und große Bauwerke, welche zu der sogleich näher zu beschreibenden Bauart gehörten, wurden in sehr früher Zeit zu Orchomenos errichtet.

Aus den dunkeln Zeiten der ältesten griechischen Geschichte erhielten sich hier und da Bauwerke von eigenthümlicher Art, welche der Volksglauben der späteren Zeit den Cyklopen, einer Art von halbgöttlichen Wesen, zuschrieb, und die man deshalb cyklopische Mauern nannte. Die Trümmer von einigen dieser Bauten sind

noch heut' zu Tage in Griechenland zu sehen, namentlich ein gewölbeartiges Gebäude zu Mycenä in Argolis, das von den Gelehrten die Schatzkammer des Atreus genannt wird, und Überreste von der Mauer dieser Stadt mit einem Thore, über welchem sich zwei in Stein gehauene Löwen, das älteste Werk der griechischen Bildhauerkunst, befinden. Andere cyklopische Bauwerke standen und stehen zum Theil noch in Athen, in Argos, in der argolischen Stadt Tirynth, in Orchomenos und an andern Orten; selbst in Italien finden sich Reste derselben. Die cyklopischen Bauten zeichnen sich namentlich dadurch aus, daß sie aus großen Felsstücken von mitunter erstaunlichem Umfang bestehen, daß diese meist unregelmäßig behauen und ohne irgend eine Mörtel-Verbindung zusammengefügt sind, und daß die inneren Räumlichkeiten die Form von Gewölben haben, ohne doch wie eigentliche Gewölbe gebaut zu sein. Welchem Volk und welchem Jahrhundert der griechischen Vorzeit diese Bauwerke angehören, ist unbekannt; sie können ebensowohl erst nach der pelasgischen Zeit als in derselben errichtet worden sein. Weil man sie aber besonders an solchen Orten findet, von denen namentlich angeführt wird, daß einst Pelasger sich an ihnen niedergelassen haben, so gehören sie wohl der pelasgischen Zeit an. Auch waren sie zum Theil so ungeheuere Werke, daß Viele der Meinung sind, ihre Erbauung könne, gleich der der egyptischen Gebäude, entweder nur einer priesterlich regierten Volksmasse oder ganzen unterworfenen und zu Frohnden gezwungenen Völkerschaften zugeschrieben werden; in der unmittelbar auf die pelasgische Periode folgenden Zeit aber gab es weder eine Priesterherrschaft, noch war es damals üblich, ganze besiegte Völker zu solchen Frohndiensten zu gebrauchen.

Der erste Beginn einer höheren Cultur beruhte in Griechenland wie überall auf dem Ackerbau. Dieser gedieh am leichtesten in niederen Ebenen mit angeschwemmtem Boden, welche, wie z. B. die von Thessalien, von Flüssen durchströmt waren, und daher leicht die in wärmeren Ländern durchaus nothwendige Bewässerung erhalten konnten. Aus diesem Grunde werden solche Ebenen in den griechischen Sagen vorzugsweise Ansiedelungen von Pelasgern genannt. Welchen Charakter die während der pelasgischen Zeit in Griechenland entstandene Cultur hatte, wissen wir nicht; nur soviel

scheint aus den Sagen hervorzugehen, daß das religiöse und bürgerliche Leben jener Zeit dem älteren orientalischen Wesen einigermaßen ähnlich war. Dadurch unterschied sich die pelasgische Periode auf eine ebenso auffallende Weise von allen folgenden Zeiten des griechischen Volks, wie die cyklopischen Bauwerke von denen der nächsten Jahrhunderte. In der ganzen sicheren Geschichte der Griechen kommt nichts von einer Priesterkaste vor; diese dem Orient eigenthümliche Einrichtung war den Griechen seit dem Ende der pelasgischen Zeit so durchaus fremd, daß schon in Homer's Gesängen, dem ältesten erhaltenen Dichtwerk der Griechen, statt eines herrschenden Priesterthums vielmehr das weltliche Haupt des Volks zugleich als höchster Priester desselben erscheint. Ebenso ist die das griechische Volk auszeichnende Ansicht von menschlichen und göttlichen Dingen, durch welche sich dasselbe so sehr vom Orient unterscheidet, schon in jenen Gesängen als die bereits unmittelbar nach der pelasgischen Zeit herrschende zu finden. Aus diesem Grunde ist es auch erklärlich, warum wir aus den vielen Sagen der Griechen keine klare Ansicht jener ältesten Zeit gewinnen können: das griechische Wesen der nachfolgenden Zeiten war von dem pelasgischen zu sehr verschieden, als daß die Überlieferungen aus dieser Zeit mit Liebe und Sorgfalt hätten bewahrt und fortgepflanzt werden können. Die unmittelbar auf die pelasgischen Jahrhunderte folgende Zeit war diejenige, bei welcher, als ihrer eigentlichen Vorzeit, die Gedanken der späteren Griechen am liebsten und fast allein verweilten, und aus der dieses Volk den alterthümlichen Stoff für seine dichterischen Werke nahm. Alles sogenannte Pelasgische kam den Griechen so fremdartig und gleichsam ungriechisch vor, daß ihre Dichter fast nie eine Sage aus der Zeit desselben zum Gegenstande ihres Gesanges wählten; ja diese ganze Zeit lebte so schwach in der Erinnerung der Griechen fort, daß ihre eigenen Geschichtsforscher über die Pelasger keine größere Klarheit zu erlangen vermochten, als wir.

Noch ist schließlich zu bemerken, daß die alt-griechischen Sagen auch von Colonieen reden, welche von Egypten und einigen asiatischen Ländern aus sehr früh in Griechenland angelegt worden sein sollen. Zuerst kam, um 1582 v. Chr., Cekrops aus Saïs in Egypten nach Attika, wo er von dem Könige des Landes freund-

lich aufgenommen wurde. Er vermählte sich mit dessen Tochter, und folgte ihm in der Herrschaft des Landes nach. Die Stadt Athen stand damals noch nicht; Cekrops aber legte durch die Erbauung einer Burg, die er Cekropia nannte, den Grund zu derselben. Dieser Egypter soll zuerst den damals noch rohen Bewohnern des Landes eine Civilisation gebracht, und sie in einen Staat vereinigt haben. Um das Jahr 1519 v. Chr. kam der Phönicier Kadmus nach Böotien, und erbaute dort die Burg Kadmea, an deren Fuß später die Stadt Theben entstand. Auch er ward Herrscher im Lande, und soll den Bewohnern desselben die Elemente einer höheren Cultur gegeben haben; namentlich schreibt ihm die Sage die Einführung der Buchstabenschrift in Griechenland zu. Acht Jahre nach Kadmus landete der Egypter Danaus mit seinen fünfzig Töchtern und einer Schaar Männer in der Nähe der Stadt Argos, bemächtigte sich der Regierung des Landes, und brachte den Einwohnern desselben ebenfalls eine Cultur. Mehr als anderthalb hundert Jahre nach Danaus, nämlich in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts vor Christo, erschien nach griechischen Sagen der Phrygier Pelops an der Küste des Landes Elis im Peloponnes. Er war der Sohn des Beherrschers eines kleinasiatischen Reichs, wurde aber von dem König der benachbarten Stadt Troja vertrieben, und segelte mit einer kleinen Schaar von Getreuen nach Griechenland. In Elis vermählte er sich mit der Tochter des Königs von Pisa, und folgte demselben in der Regierung nach. Die Sage leitet sogar den Namen Peloponnes, welcher soviel als Insel des Pelops bedeuten soll, von ihm her.

Die Geschichte dieser vier Einwanderer wird durch die Sage sehr fabelhaft dargestellt, und mit den Religions-Mythen des griechischen Volks in Verbindung gebracht. Selbst die bloße Thatsache der Gründung von egyptischen, phönicischen und phrygischen Colonien in Griechenland steht deshalb nicht ganz über jedem Zweifel, obgleich es gewiß ist, daß die Phönicier in alter Zeit die griechischen Küsten öfters besuchten, und obgleich auch Egypter und Phrygier wahrscheinlich zuweilen an denselben landeten. Von einer der vier angeführten Einwanderungen, nämlich der des Cekrops, ist es sogar fast ganz gewiß, daß sie eine bloße Dichtung ist. Wie

diese Erzählung von einer egyptischen Ansiedelung in Attika, so beruht auch gar vieles Andere in den älteren Sagen der Griechen auf keiner Überlieferung aus der Vorzeit, sondern ward erst lange nachher erdichtet. In den späteren Zeiten kamen nämlich die Griechen, durch ihren Handel und die von ihnen an den Küsten von Asien und Afrika gegründeten Colonieen, mit den dort wohnenden Völkern in regen Verkehr; sie nahmen damals manche religiöse Vorstellung von diesen an, und es entstand damit unter ihnen zugleich das Streben, griechische Mythen und Einrichtungen aus den bei den Orientalen herrschenden Ansichten und Gebräuchen zu erklären. Es geschah daher leicht, daß manche griechische Sage mit der Geschichte jener Völker verknüpft, und manches, was man von ihnen erst vor kurzem angenommen hatte, als uralt dargestellt wurde.

3. Heroisches Zeitalter der Griechen bis auf den Argonauten-Zug.

Auf die pelasgische Zeit Griechenlands folgt eine andere, welche man die heroische zu nennen pflegt, weil Heldensinn und Heldenthaten der Mittelpunkt sind, um den sich das Leben der damaligen Griechen drehte. Man hat diesem neuen Zeitraum auch den Namen des achäischen gegeben, weil derjenige Theil der griechischen Völkerschaften, welcher den Stamm der Achäer bildet, damals die Hauptrolle spielte. Diese Zeit beginnt kurz vor dem Jahr 1400 vor Christo und dauert bis etwa zum Jahre 900. Die eigentliche Blüthe des heroischen Zeitalters aber fällt in das Jahrhundert des Argonauten-Zugs und des trojanischen Kriegs oder in die Jahre 1280 bis 1180. Die Heroenzeit des griechischen Volks steht mit der vorhergehenden fast in gar keiner Verbindung: der Namen der Pelasger verschwindet, und eine kleine Zahl von einander ähnlichen Völkerschaften, welche andere Namen führten, erscheint an der Stelle jenes Volks in den verschiedenen Gegenden Griechenlands angesiedelt. Diese Völkerschaften hatten von Thessalien her sich über den größten Theil des festen Landes und der Inseln Griechenlands verbreitet, und die Pelasger theils sich unterworfen, theils ihre Macht gebrochen. In wie fern sie

mit den Letzteren verwandt waren, wissen wir nicht. Dagegen ist es gewiß, daß sie nicht dem thracischen oder illyrischen, sondern dem griechisch-lateinischen Völkerstamm angehörten, und daß das griechische Volk von ihnen abstammt. Einen gemeinschaftlichen Namen führten diese Völkerschaften nicht, sondern wenn sie in den ihre Thaten besingenden Gedichten in Gesammtheit erwähnt werden, so wird der Namen von irgend einer mächtigeren einzelnen Völkerschaft zur Bezeichnung ihrer aller gebraucht: in dieser Weise nennt Homer sie bald Achäer, bald Hellenen, bald Danaer oder auch Panachäer und Panhellenen d. h. die gesammten Achäer und Hellenen.

Die Sage pflegt die Ursprünge der Völker von bestimmten Personen herzuleiten, und deshalb häufig den Namen eines Volkes in einen Personen-Namen zu verwandeln, welcher dann als der des angeblichen Stammvater dieses Volkes den Nachkommen überliefert, und mit den übrigen Erzählungen in Verbindung gebracht wird. Auf diese Weise verfuhr auch die griechische Sage in Betreff der Stämme und Völkerschaften, in welche die alten Griechen zerfielen. Nach ihr stammen alle Griechen von Deukalion, einem Sohne des Halbgottes Prometheus, ab, dessen Lebenszeit in das sechszehnte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung verlegt wird. Zu seiner Zeit soll eine jener verheerenden Überschwemmungen statt gefunden haben, von denen die Sagen aller älteren Völker reden. Deukalion und seine Gemahlin Pyrrha, heißt es, waren die einzigen Bewohner von Nord- und Mittelgriechenland, welche diese große Fluth überlebten. Sie retteten sich vermittelst eines Schiffes, das sie zu diesem Behufe erbaut hatten. Dieses Schiff landete nach neun Tagen am Berge Parnassus, und Deukalion stellte, auf das Geheiß des höchsten Gottes, das Menschengeschlecht dadurch wieder her, daß er und seine Gemahlin Steine hinter sich warfen. Aus den Steinen, welche Deukalion warf, entstanden Männer, aus denen der Pyrrha Weiber. Diesen griechischen Noah nun erklärt die Sage für den Stammvater der Griechen. Die Griechen führten aber den Gesammtnamen Hellenen, und deshalb gibt die Sage dem Deukalion einen Sohn, welcher Hellen genannt wird. Da ferner das griechische Volk seinen Dialekten nach in vier Hauptstämme zerfiel, und diese die Achäer oder Achaier, die

Jonier, die Aeoler oder Aioler und die Dorer hießen, so erdichtet die Sage drei Söhne Hellen's, welche Aeolus oder Aiolos, Dorus und Xuthus genannt werden, und gibt dem Letzteren wieder die beiden Söhne Jon und Achäus oder Achaios. So lautet die fabelhafte Erzählung der Sage; wie es sich aber in Wirklichkeit mit der Herkunft und Entstehung des griechischen Volkes und seiner Stämme verhalten habe, ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Drei Haupt-Ereignisse zeichnen das heroische Zeitalter vor allem Andern aus: die Gründung eines eigenthümlichen Staatslebens und einer ausgedehnten Seeherrschaft auf der Insel Kreta durch den König Minos, der sogenannte Argonauten-Zug und der trojanische Krieg. Die Zeit des Königs Minos wird an den Anfang des heroischen Zeitalters gesetzt, der Beginn des Argonauten-Zugs aber in das Jahr 1263 und der Krieg mit Troja in die Jahre 1193 bis 1183 vor Christo.

In Kreta treffen wir zuerst diejenige Staatsregierung an, welche den Griechen vor andern Völkern eigenthümlich war. Diese Insel spielt deshalb in der älteren Geschichte des griechischen Volks eine große Rolle, während sie sonderbarer Weise in der späteren Zeit desselben ganz in den Hintergrund tritt, und ungeachtet ihrer günstigen Lage eine im Vergleich mit andern griechischen Inseln geringe Bedeutung hat. Kreta hatte in alter Zeit einen König Minos, welcher der älteste griechische Gesetzgeber genannt wird, und dessen Regierungsweisheit und Gesetzgebung so berühmt wurden, daß die Sage deswegen diesem Könige einen vertrauten Umgang mit dem höchsten Gotte zuschrieb, und sowohl ihn als seinen Bruder Rhadamanthus unter die Richter der Unterwelt versetzte. Die Gesetzgebung, durch welche Minos den kretischen Staat neu einrichtete, zeichnete sich durch den Grundsatz der Gleichheit aller Bürger und durch die Sorge für Erhaltung eines ritterlichen und kräftigen Sinnes unter ihnen aus: wenn anders die Berichte der Sage gegründet sind, und nicht etwa spätere Einrichtungen auf die frühere Zeit übertragen wurden. Es gab auf Kreta keinen Privatbesitz, sondern Alles war gemeinschaftliches Eigenthum Aller; die Bürger mußten an einem öffentlichen Orte zusammen speisen; die königliche Gewalt war nur im Kriege unumschränkt, und die Regierung lag hauptsächlich in den Händen

eines Ausschusses der Bürger; nur Sklaven bebauten das Land; die Jugend erhielt von Staatswegen und gemeinschaftlich eine strenge Erziehung, bei welcher Bescheidenheit, Mäßigkeit und ein kräftiger, zum Kriege tüchtiger Körper und Geist das Hauptziel waren, nach welchem man strebte. Minos entwickelte und hob auch das Seewesen der Kreter, und sein kriegerisches und an Ordnung gewöhntes Volk gründete unter ihm eine ausgedehnte Herrschaft zur See. Der Handel im Archipelagus war bis dahin in den Händen der Karier gewesen, und diese hatten, wie alle Seevölker in ihren ersten Zeiten, zugleich Seeräuberei getrieben; Minos reinigte das Meer von ihnen, und zwang sie diesem Gewerbe zu entsagen. Er unterwarf sich alle Inseln des Archipelagus, von Thracien an bis nach Rhodus, und suchte durch Colonieen, die er auf einigen dieser Inseln und an der Küste Kleinasiens anlegte, die Seeherrschaft Kreta's fest zu gründen. So ward Kreta die älteste griechische Seemacht, welche die Geschichte kennt. Minos erbaute auf Kreta drei Hauptstädte, Knossus, Cydonia und Phästus, von welchen die Letztere schon in früherer Zeit wieder unterging, die beiden andern aber durch das ganze Alterthum hindurch fortbestanden.

Ein Theil der griechischen Sagen führt einen zweiten König Minos an, welcher einige Menschenalter nach dem berühmten Gesetzgeber in Kreta geherrscht haben soll; andere dagegen erkennen nur Einen König dieses Namens an, und übertragen auf ihn alles das, was von dem zweiten Minos erzählt wird. Zur Zeit dieses Minos II. lebte nach jenen Sagen auf Kreta Dädalus, einer der ältesten griechischen Künstler, deren Namen sich erhalten haben; die Geschichte desselben und seines Sohnes Ikarus ist aber so fabelhaft, daß dadurch selbst die Existenz Beider zweifelhaft gemacht wird. Minos II. ist in der griechischen Sagengeschichte besonders wegen der Erbauung des kretischen Labyrinth's berühmt. Unter ihm hauste nämlich auf Kreta ein wilder Stier, Minotaurus genannt, von welchem nach der einen Sage Herkules die Insel befreite, der aber nach einer andern Erzählung in ein großes Gebäude eingeschlossen wurde. Dieses Gebäude, welches Dädalus erbaute, benannte man nach dem berühmten Riesenwerk der Egypter das Labyrinth. Es lag in der Nähe der Stadt Knossus, und bestand aus sehr vielen Gängen, durch welche der Rückweg nur schwer zu finden

war. Schon im späteren Alterthum war von ihm keine Spur mehr zu sehen, und die neueren Reisenden haben zwar auf Kreta ein Gewirre von Höhlengängen entdeckt, welches man das Labyrinth zu nennen pflegt, allein dieses ist kein Gebäude, sondern ein großer Steinbruch in einem Felsenhügel, und liegt nicht bei Knossus, sondern in der Nähe der alten Stadt Gortyne. Wahrscheinlich existirte jenes Gebäude niemals, und war blos ein Product der dichtenden Sage. Der Minotaurus wurde, wie unten erzählt werden wird, von dem Athener Theseus mit Hülfe der Tochter des Minos, Ariadne, getödtet. — Minos II. soll, wie sein gleichnamiger Ahne, weithin geherrscht und für eine kurze Zeit auch die Athener sich unterworfen haben. Die Macht der kretischen Herrscher sank aber nach seinem Tode sehr schnell; denn zur Zeit des trojanischen Kriegs besaß der damalige König von Kreta nur eine kleine Zahl Schiffe, und die benachbarten Meere waren schon wieder mit Seeräubern angefüllt. Zur Zeit des zweiten Minos begann neben Knossus, Cydonia und Phästus auch die Stadt Gortyne sich zu heben, welche nach und nach eine der Hauptstädte der Insel ward, und deren Trümmer noch heut' zu Tage einen großen Raum einnehmen. —

Außer der Insel Kreta spielen die Länder Argolis, Lakonien, Korinth, Attika, Böotien, Aetolien und Thessalien vorzugsweise eine Rolle in der reichhaltigen Sagenwelt des griechischen Volks. Die Erzählungen von dem, was in ihnen während der heroischen Zeit sich ereignete, sind zum Theil ebenso häufig Gegenstand der griechischen Dichtkunst geworden, als die Sagen von den großen gemeinsamen Unternehmungen des Argonauten-Zugs und des trojanischen Kriegs. Die wichtigsten dieser Erzählungen müssen deshalb einzeln angegeben werden. Die ältere Geschichte der übrigen Länder und Staaten Griechenlands ist zwar ebenfalls in die griechische Heldensage verflochten, hat aber nur eine untergeordnete Bedeutung. In allen verschwand, in Folge neuer Einwanderungen, das pelasgische Wesen; alle erhielten neue Bestandtheile ihrer Bevölkerung. Nur ein einziges griechisches Land, Arkadien nämlich, erlitt keine solche Veränderung. Die Arkadier wurden weder aus ihrem ursprünglichen Wohnsitze verdrängt, noch wanderten andere Stämme in ihr Land ein und vermischten sich mit ihnen. Sie

rühmten sich deshalb auch später stets, daß sie allein von allen Griechen Autochthonen d. h. Ureinwohner seien. Übrigens waren sie von rein griechischer Abkunft, gleich den andern Bewohnern des Peloponnes, und redeten von der frühesten Zeit an die griechische Sprache. Auch nahmen sie ebenso, wie alle übrigen Peloponnesier, an dem trojanischen Kriege Theil, und gaben in ihrem Charakter schon damals die Grundzüge des eigentlich griechischen Wesens zu erkennen.

In Argolis blieb die Regierung bei den Nachkommen des Danaus. Zwei Urenkel desselben, Akrisius und Prötus, geriethen mit einander in einen Zwist, der eine Theilung der Herrschaft zur Folge hatte. Akrisius behielt Argos und das umliegende Land, Prötus dagegen wurde in einer andern Gegend von Argolis Herrscher, und erbaute sich daselbst die Stadt Tirynth. Akrisius hatte keinen Sohn, sondern nur eine Tochter, welche Danae hieß. Ein Sohn dieser Frau und des Gottes Zeus, Perseus, ist einer der berühmtesten Männer der griechischen Heldensage. Ein Orakelspruch hatte seinem Großvater angekündigt, daß er durch einen Enkel sein Leben verlieren würde; und Akrisius ließ deswegen Danae und ihren Sohn bald nach der Geburt desselben in einem Kasten ins Meer werfen, damit Beide umkämen. Allein sie wurden an einer fremden Küste gelandet und von dem Beherrscher derselben freundlich aufgenommen. Als Perseus herangewachsen war, zog er zu einem berühmten Abenteuer aus. Er reiste nämlich nach dem westlichen Afrika, um Medusa zu tödten, eine der Gorgonen oder der drei Schwestern, welche durch den Anblick ihres mit Schlangen bedeckten Hauptes jedermann in Stein verwandelten, und von denen nur Medusa sterblich war. Unter dem Schutze der Minerva gelang dem jungen Helden die kühne That. Mit dem versteinernden Medusenhaupt befreite Perseus, auf der Rückreise nach Griechenland, Andromeda, die Tochter eines äthiopischen Königs, welche einem Meerungeheuer zur Tödtung preisgegeben worden war. Andromeda ward hierauf seine Gemahlin. In Griechenland söhnte sich Perseus mit seinem Großvater aus, er tödtete ihn aber durch einen unglücklichen Zufall unversehens bei einem festlichen Spiele. Perseus wurde nun König von Argos, vertauschte jedoch dieses Reich alsbald mit dem von Tirynth, und erbaute eine neue Hauptstadt desselben, Mycenä.

Ein Enkel des Perseus war Eurystheus. Ihm war nicht allein das Reich von Mycenä zu Theil geworden, sondern er wurde durch eine besondere Fügung des Schicksals auch Herr und Gebieter über alle übrigen Nachkommen des Perseus. Der berühmteste von diesen war Herkules oder Herakles, der Sohn des Zeus und der Alkmene, einer Enkelin des Perseus, und der gefeiertste Held der griechischen Sage. Herkules, welcher auch der Alcide hieß, konnte nur dadurch von der Oberherrschaft des Eurystheus sich befreien, daß er zwölf Heldenthaten, welche dieser zu bestimmen hatte, vollbrachte. Der Held unterzog sich dieser schwierigen Aufgabe, und verrichtete, neben vielen andern tapferen Thaten, die zwölf sogenannten Arbeiten, welche Eurystheus ihm auftrug. Er tödtete zuerst einen im Nemeischen Walde in Argolis hausenden Löwen, der für menschliche Waffen unverletzlich war, dadurch, daß er ihn erdrückte; die Haut desselben wurde des Helden Abzeichen. Hierauf erschlug er eine vielköpfige Hyder oder Schlange, die in den Sümpfen des argolischen Ortes Lerne lebte, und dadurch unüberwindlich schien, daß ihr, wenn man einen Kopf abschlug, statt desselben alsbald zwei andere nachwuchsen. Herkules verhinderte das Letztere dadurch, daß er den Hals jedes abgeschlagenen Kopfes mit einem Feuerbrande ertödtete. Die dritte Arbeit war der Fang einer berühmten Hirschkuh. Die vierte bestand darin, daß Herkules einen furchtbaren, auf dem arkadischen Berge Erymanthus hausenden Eber fing und lebend zu Eurystheus brachte. Hierauf mußte er den drei tausend Rinder enthaltenden Stall des elischen Königs Augias in Einem Tage reinigen. Die sechste und siebente Arbeit bestanden in der Einfangung eines großen wilden Stiers auf Kreta und in der Verjagung furchtbarer Raubvögel, welche am Stymphalis-See in Arkadien sich umhertrieben. Herkules holte hierauf, unter großen Gefahren und Schwierigkeiten, für Eurystheus die wilden, Menschenfleisch fressenden Rosse des thracischen Königs Diomedes, sowie die Rinderheerde des spanischen Königs Geryon, das kostbare Wehrgehenk der Hippolyte, einer Königin des kriegerischen Weibervolks der Amazonen in Kleinasien, und die goldenen Äpfel der im westlichen Afrika wohnenden Hesperiden, dreier Nymphen, welche dieselben durch einen Drachen bewachen ließen. Die zwölfte und schwierigste Arbeit

endlich bestand darin, daß Herkules in die Unterwelt hinabstieg, und den furchtbaren Höllenhund Cerberus holte, den er, nachdem er ihn vor Eurystheus gebracht hatte, wieder in die Unterwelt zurückführte. Herkules war nun von der Herrschaft des Eurystheus frei, setzte aber sein mühseliges Heldenleben fort, und vollbrachte noch sehr viele glänzende Thaten, welche der dichterische Sinn der Griechen auf das mannichfaltigste ausgeschmückt und vervielfältigt hat. Die Sage und die Dichtkunst der Griechen haben ihn zum Muster eines wahren Helden gemacht, der durch eigene körperliche und moralische Kraft sich befreit, und durch Bekämpfung des Gemeinen, Schlechten und Verderblichen sowohl der Welt Segen bringt, als auch sich selbst zur vollendeten Heroen-Tugend erhebt. Die Sage läßt den Helden Herkules, der zwar, wie alles Große und Herrliche, göttlichen Ursprungs ist, aber als der Sohn einer sterblichen Mutter auch an den Schwächen der menschlichen Natur Theil nimmt, auf seiner Laufbahn auch einmal irre gehen: er thut in dieser Verirrung Böses, und sinkt zuletzt so tief, daß er zu Weichlichkeit und Unmännlichkeit entartet, und nun als Sklave einer lydischen Königin in weiblicher Kleidung Mägde-Dienst verrichten muß. Allein der gesunkene Held ermannt sich wieder, und betritt von neuem seine ehrenvolle Laufbahn. Zuletzt muß er, nach der Vorstellung, daß das wahrhaft Große auch die Prüfung des Todes zu bestehen vermag, auf eine qualvolle Art sein Leben enden, und wird, von allen Schwächen der Sterblichen gereinigt, in den Himmel erhoben und unter die Götter versetzt.

Des Herkules Söhne und Nachkommen oder, wie sie gewöhnlich heißen, die Herakliden, wurden aus ihrer Heimat verjagt, und kehrten erst nach dem trojanischen Krieg wieder aus Mittelgriechenland in den Peloponnes zurück, wo sie, wie später berichtet werden wird, dann den größten Theil der Halbinsel sich unterwarfen. Im Lande Argolis gelangten bald nach des Helden Tod andere Geschlechter auf den Thron der beiden dort bestehenden Reiche. Nachdem nämlich Eurystheus gestorben war, ohne Kinder zu hinterlassen, erhielten die Pelopiden oder Söhne des Pelops, Atreus und Thyestes, die Herrschaft von Mycenä. Das Reich Argos aber fiel an zwei fremde Geschlechter, die auf einander folgten. Von den Königen des ersten war Adrastus

der berühmteste, von denen des zweiten dagegen der tapfere Diomedes.

Die Geschichte der Pelopiden ist besonders wegen der Reihe von Gräuelthaten und Misgeschicken merkwürdig, durch welche dieses Haus auf eine so sehr traurige Art sich auszeichnete, daß dasselbe einer der Hauptgegenstände der tragischen Dichtkunst späterer Zeiten ward. Schon des Pelops Vater, Tantalus, ein König von Phrygien, hatte sich schwer gegen die Götter versündigt, welche ihn vor allen andern Sterblichen ehrten. Er schlachtete, um ihre Allwissenheit zu prüfen, seinen Sohn Pelops, und setzte sein Fleisch ihnen als Speise vor. Die erzürnten Götter riefen den Sohn des Tantalus ins Leben zurück, verstießen ihn selbst aber in die Unterwelt, wo er, mitten im Wasser stehend und durch den Anblick köstlicher Früchte gereizt, ewig Hunger und Durst leiden muß, weil er unersättlich gewesen war, und im höchsten, einem Sterblichen gewährten Glücke sich zu frevelhaftem Übermuth hatte hinreißen lassen. Sein Sohn Pelops tödtete in Elis den König Oenomaus durch Hinterlist, um dessen Tochter und Reich zu erhalten. Auch den Diener desselben, Myrtilus, dessen er sich zu dieser That bedient hatte, ermordete er, um ihm nicht die versprochene Hälfte des Königreichs abtreten zu müssen. Myrtilus war aber ein Sohn Neptun's gewesen, und der Zorn dieses Gottes waltete nun unversöhnlich über der Familie des Pelops. Seitdem wurden gegenseitiger Mord und andere Gräuelthaten in dem Hause der Pelopiden gleichsam erblich. Von des Pelops Söhnen waren Atreus und Thyestes die berühmtesten. Diese gelangten in den Besitz des Reiches Mycenä, und theilten dasselbe unter sich. Sie lebten in steter gegenseitiger Feindschaft, tödteten einander einen Theil ihrer Kinder, und begingen aus Haß und Wuth noch manche andere Frevelthaten. Zuletzt wurde Atreus durch des Thyestes Sohn, Aegisthus, und Thyestes durch des Atreus Sohn, Agamemnon, getödtet. Der Letztere verjagte den Aegisthus aus seinem Reiche, und bemächtigte sich desselben. Er vermählte sich hierauf mit Klytämnestra, der Tochter des spartanischen Königs Tyndareus, ward später der Führer der verbündeten Griechen gegen Troja, und verlor, wie unten erzählt werden wird, durch Aegisthus und seine treulose Gemahlin das Leben. Seine Kinder, Iphigenia,

Elektra und Oreſtes, duldeten auch ihrerſeits das tragiſche Geſchick aller Pelopiden. —

In Lakonien herrſchte zu Agamemnon's Zeit der König Tyndareus. Seine Kinder waren Kaſtor und Pollux, welche zuſammen die Dioskuren genannt werden, Klytämneſtra und Helena. Doch waren die beiden oder einer der beiden Söhne und ihre Schweſter Helena nur Stiefkinder des Tyndareus, indem die Sage ihnen den Gott Zeus zum Vater gibt. Helena war das ſchönſte Weib in ganz Griechenland. Sie fand deshalb ſo viele Freier, daß es ihrem Vater wegen der Feindſchaft aller derer welche ſich vergebens um ſie bewarben, bange ward. Er ließ deshalb, ehe Helena unter ihnen wählte, alle einen Eid ſchwören, daß ſie ſeiner Tochter und dem, welchem ſie ihre Hand geben würde, gegen jede Beleidigung Hülfe leiſten wollten. Helena wählte hierauf Menelaus, den Bruder Agamemnon's, und dieſer erhielt, als die Dioskuren unter die Götter aufgenommen worden waren, die Herrſchaft von Lakonien. —

In Korinth wird der älteſte Herrſcher Siſyphus genannt. Dieſer ward ſeiner Unthaten wegen in der Unterwelt dazu verurtheilt, ein Felſenſtück auf einen Berg hinaufzuwälzen, das aber immer wieder herabrollte und von neuem hinaufgedrückt werden mußte. Seine Nachkommen verloren die Herrſchaft bald, und zu Agamemnon's Zeit bildete Korinth einen Theil der Staaten dieſes Fürſten. —

In Attika hatten, in den nächſten Zeiten nach Cekrops, Könige geherrſcht, welche zum Theil nicht mit einander verwandt waren. Unter einem derſelben, Erechtheus, kam Hellen's Sohn Xuthus nach Attika; er vermählte ſich hier mit Kreüſa, der Tochter des Königs, mußte aber nebſt ſeinen Söhnen Jon und Achäus ſpäter das Land wieder verlaſſen. Dieſe griechiſchen Stammväter hat die Sage in die Geſchichte Athen's deshalb verwebt, weil die Bewohner von Attika dem ioniſchen Stamme angehörten. Der achte König nach Cekrops, Aegeus, gerieth mit Minos II. von Kreta in Krieg. Es ſoll nämlich Androgeus, ein Sohn dieſes kretiſchen Königs, in Athen erſchlagen worden ſein, und Minos zur Rache ſeines Sohnes die Stadt bekriegt haben. Die Athener wurden, wie die Sage weiter erzählt, von den Kretern

besiegt, und mußten sich zu einem Tribut verpflichten, welcher darin bestand, daß alle neun Jahre sieben athenische Jünglinge und eben so viele Mädchen nach Kreta geschickt wurden, um daselbst dem Minotaurus als Speise vorgeworfen zu werden. Von diesem Tribut befreite die Athener des Aegeus Sohn und Nachfolger, Theseus, noch zu Lebzeiten seines Vaters. Theseus, welcher im dreizehnten Jahrhundert vor Christo lebte, ist nächst Herkules einer der gefeiertsten Männer der griechischen Heldensage, und diese hat die Geschichte seines Lebens auf eine sehr romantische Weise ausgeschmückt. Er war nicht in Athen, sondern in der argolischen Stadt Trözen geboren, wo Aegeus ihn als kleines Kind nebst seiner Mutter, der Tochter des dortigen Herrschers, zurückgelassen hatte. Dem Befehl des Vaters gemäß sollte Theseus, nach zurückgelegter Kindheit, nur dann nach Athen kommen, wenn er einen schweren Felsblock, unter welchen Aegeus ein Schwert und ein Paar Sandalen gelegt hatte, aufzuheben vermöge. Theseus löste diese Aufgabe im sechszehnten Lebensjahre, und trat nun mit jenen Erkennungszeichen die Reise zu seinem Vater an. Unterwegs ergriff er begierig jede Gelegenheit, seinen Heldensinn zu bewähren. Zuerst tödtete er bei Epidaurus in Argolis den berüchtigten Räuber Periphetes, der alle Reisenden überfiel und mit einer eisernen Keule erschlug. Dann befreite er die Welt von einem andern Unmenschen, welcher Sinis der Fichtenbeuger hieß und auf dem Isthmus wohnte. Dieser pflegte alle Reisenden festzunehmen, ihre Füße an die Spitzen zweier niedergebogener Fichten zu binden und dann die Baumwipfel schnell in die Höhe fahren zu lassen, so daß der Körper der Unglücklichen in zwei Stücke zerrissen wurde. Theseus bezwang ihn, und ließ ihn auf dieselbe Weise sterben. Der dritte Frevler, den er tödtete, war Cercyon, welcher alle Fremden nöthigte mit ihm zu ringen, und diejenigen, die er überwand, umbrachte. Nachher kam die Reihe an den Räuber Skiron, der an der Grenze von Megaris und Attika wohnte, und auf einem Felsen sitzend die Vorüberreisenden zwang ihm die Füße zu waschen, worauf er sie in das Meer hinabstieß. Auch er mußte denselben Tod sterben, den er über so viele Menschen verhängt hatte. Hierauf erhielt der Räuber Prokrustes, d. i. der Ausdehner, durch Theseus seine Strafe. Prokrustes, der im Lande Attika wohnte, pflegte die Reisenden scheinbar gastfreund-

lich aufzunehmen; er hatte aber zwei Bettstellen, eine sehr große und eine sehr kleine. Zu der ersteren führte er diejenigen, welche klein von Gestalt waren, und zog unter dem Vorwand, das Bett ihnen anzupassen, ihren Körper so sehr in die Länge, daß sie auf eine qualvolle Weise starben; große Wanderer dagegen legte er in das kleine Bett, und hieb ihnen die über dasselbe hinausragenden Beine ab. Auch verheerende wilde Thiere tödtete Theseus auf dieser Reise. In Athen fand er sogleich Gelegenheit, sich um seinen Vater verdient zu machen. Dieser war nämlich fast nur noch dem Namen nach König; eine angesehene Familie der Stadt und die berüchtigte Zauberin Medea, die von Korinth nach Athen geflohen war, hatten sich der Regierung bemächtigt. Theseus vertrieb die Herrschsüchtigen aus Attika, und stellte die selbstständige Herrschaft seines Vaters wieder her.

Bald nachher befreite Theseus die Athener von dem oben erwähnten kretischen Menschen-Tribut. Er ließ sich nämlich unter die nach Kreta zu sendenden Jünglinge und Mädchen aufnehmen, und fuhr mit ihnen nach der Insel, entschlossen, den Minotaurus zu tödten. Hier wußte er sogleich die Liebe der Ariadne, der Tochter des Königs Minos, zu gewinnen, und diese war ihm durch ihren Rath dazu behülflich, daß er nach der Tödtung des Stiers aus den Irrgängen des Labyrinths sich wieder herausfinden konnte. Sie gab ihm nämlich einen Knäuel Garn, den er mit dem einen Ende des Fadens am Eingange anband, und im Fortgehen abwickelte. Theseus erlegte den Minotaurus, stieg sodann schnell zu Schiffe, und entfloh mit Ariadne. Auf der Insel Naxos verließ er heimlich Ariadne, weil der Gott Bakchus ihm erklärte, daß er dieselbe zu seiner Gemahlin auserwählt habe. Das Schiff, auf welchem Theseus die Fahrt nach Kreta und von da zurück machte, war, weil es athenische Jünglinge und Jungfrauen dem Tode entgegenführte, bei der Abfahrt von Athen mit schwarzen Segeln versehen worden. Theseus hatte seinem Vater gesagt, daß er, wenn ihm die Tödtung des Minotaurus gelänge, bei der Rückkehr weiße Segel aufziehen wolle. Er vergaß dies aber zu thun, und als Aegeus das Schiff herannahen sah, stürzte sich derselbe, aus Verzweiflung über den vermeintlichen Tod seines Sohnes, in das Meer, welches, wie die Sage hinzusetzt, davon den Namen des ägäischen erhielt. Noch

mehrere Jahrhunderte später wurde, zum Dank für die Befreiung Athen's von dem gräßlichen Tribut, jährlich ein atheniſches Schiff mit Opfergaben nach der dem Apollo geheiligten Inſel Delos geſchickt.

Theſeus folgte ſeinem Vater in der Regierung von Athen nach, und erwarb ſich auch als König um dieſe Stadt große Verdienſte, wegen deren er noch in ſpäteren Jahrhunderten als einer der Wohlthäter des atheniſchen Volks geprieſen wurde. Attika beſtand ſeit alter Zeit aus zwölf Bezirken oder Gauen, und das Band, durch welches dieſe mit einander verbunden wurden, war nach und nach ſo locker geworden, daß dieſelben faſt zwölf beſondere Staaten bildeten; ja ſie geriethen ſogar manchmal in offene Feindſchaft mit einander. Theſeus vereinigte ihre Bewohner wieder zu einem einzigen Volke, indem er ſie dazu zu bringen wußte, daß ſie die ſelbſtſtändige Verwaltung und Gerichtsbarkeit der einzelnen Bezirke aufgaben, und Athen als den gemeinſchaftlichen Mittelpunkt der Regierung und des Gerichtsweſens anerkannten. Zur Befeſtigung dieſer Einheit führte er das große, zu Ehren der Minerva gefeierte Feſt der Panathenäen (d. h. das Feſt aller Athener) ein, und knüpfte das Beſtehen des Staates von Attika an die Religion ſeiner Einwohner, vornehmlich an die gemeinſchaftliche Verehrung der Minerva oder Pallas Athene als der Hauptgottheit des Landes. Dieſe wurde als die Schutzgöttin von Attika angeſehen, und die Hauptſtadt erhielt nach ihr den Namen Athen. Auf dieſer feſt gegründeten Vereinigung der Bewohner von Attika beruht zum Theil die ſpätere Größe, welche das attiſche Volk erlangte; denn ohne ſie wäre Attika vielleicht, wie Böotien und andere griechiſchen Länder, in eine Anzahl kleiner Republiken zerfallen, deren Macht zu gering geweſen wäre, um je eine größere Bedeutung zu erlangen. Die dankbare Nachwelt übertrug auf Theſeus auch das Verdienſt, daß er einem Theile ſeiner königlichen Macht zum Beſten der Volksfreiheit entſagt, und in der Geſetzgebung, der Verwaltung und dem Gerichtsweſen den Bürgern große Rechte eingeräumt habe. Deſſen ungeachtet ſoll Theſeus zuletzt alle Liebe ſeines Volkes eingebüßt haben, und durch Meneſtheus, einen herrſchſüchtigen Großen, geſtürzt und zur Flucht genöthigt worden ſein. Er begab ſich zu dem ihm befreundeten Beherrſcher der Inſel Skyros im

Osten von Euböa, und wurde von diesem, aus unbekannten Gründen, ums Leben gebracht. Im fünften Jahrhundert vor Christo holten die Athener seine Asche von jener Insel, setzten sie in Athen feierlich bei, und errichteten ihm selbst als einem Halbgott Tempel und Altäre.

Die griechische Heldensage erzählt noch eine Menge abenteuerlicher Unternehmungen, welche Theseus als König von Attika gemacht haben soll. Diese würden sich der Hauptsache nach von einem Manne mit unruhigem, wildem Sinne oder auch wohl von der Jugendzeit des Theseus selbst glauben lassen, stehen aber im Widerspruch mit dem Geiste, den dieselbe Sage dem Theseus als Herrscher zuschreibt. Sie gehören offenbar zu jenen Ausschmückungen, durch welche die Dichtkunst der folgenden Jahrhunderte sich bemühte, die griechische Heldenzeit und die in ihr lebenden großen Männer glänzender darzustellen. Theseus begleitete, nach diesen Erzählungen, unter Andern den Herkules auf seinem Zuge in das Land der Amazonen, und vermählte sich sogar mit der gefangenen Königin dieser kriegerischen Weiber, Hippolyte. Er schloß ferner eine wegen ihrer Innigkeit und Treue sprichwörtlich gewordene Freundschaft mit einem andern berühmten Helden, dem König der Lapithen Pirithous, nahm Theil an dessen blutigem Kriege mit den Centauren, und stieg sogar einmal mit ihm in die Unterwelt hinab, um Proserpina, die Königin derselben, zu rauben. Mit Hülfe des Pirithous entführte Theseus außerdem auch die berühmte Helena, er ward aber durch deren Brüder genöthigt, sie wieder zurückzugeben. Nach dem Tode der Hippolyte vermählte er sich mit Phädra, der Schwester der Ariadne, welche seinen Sohn Hippolytus bei ihm so sehr verleumdete, daß Theseus ihn verfluchte und den Gott Neptun zur Tödtung desselben bewog. —

Das Land Böotien, das während der Zeit der sicheren Geschichte der Griechen nur ein Mal eine größere Bedeutung erhielt, spielt dagegen in den Sagen dieses Volkes eine Hauptrolle, und von den Überlieferungen aus der dem trojanischen Kriege vorangehenden Zeit ist, neben der Geschichte der Pelopiden, keine so häufig von den späteren griechischen Dichtern bearbeitet worden, als die ebenfalls sehr tragische Sage von dem thebanischen Königshause. Böotien, dessen Einwohner zu dem äolischen Stamme gehörten,

enthielt in der ältesten Zeit zwei Reiche, das von Orchomenos und das von Theben. Das erstere, dessen Bewohner Minyer hießen, blühte durch Ackerbau und Handel so sehr auf, daß es in der Urzeit der reichste Staat von Griechenland war. Eine Zeitlang war sogar das thebanische Reich den Minyern tributpflichtig. Nach dem trojanischen Krieg aber sank die Macht von Orchomenos sehr schnell, während Theben von dieser Zeit an bis zum Untergang Griechenlands die alleinige Hauptstadt von Böotien blieb. Im vierten Jahrhundert vor Christo wurde endlich Orchomenos von den Thebanern zerstört, und obgleich es aus seinen Trümmern wieder emporstieg, so blieb es doch ein unbedeutender Ort.

Die Geschichte von Theben beginnt mit der Ankunft des Phöniciers Kadmus, welche in das Jahr 1519 vor Christo fiel. Die Sage berichtet die Gründung der von ihm angelegten Stadt Theben in folgender Weise. Kadmus war von seinem Vater Agenor ausgesandt worden, um seine geraubte Schwester Europa zu suchen, und sollte ohne sie nicht nach Phönicien zurückkommen. Da er sie nirgends finden konnte, so fragte er das delphische Orakel um Rath, und dieses antwortete ihm, er solle der ersten ihm begegnenden Kuh folgen, und da, wo dieselbe sich niederlegen würde, eine Stadt gründen: eine aus dem Namen Böotien entstandene Erzählung, weil dieser durch ein griechisches Wort, welches Kuh bedeutet, erklärt werden kann. Kadmus befolgte das Geheiß des Orakels, und gründete Kadmea, die Burg der Stadt Theben. Er tödtete dabei einen in der Nähe lebenden Drachen, und säete auf den Rath einer Gottheit die Zähne desselben aus. Eine Menge bewaffneter Männer sprossen aus dieser Saat hervor, sie brachten aber sogleich einander um, bis auf fünf, welche die Sparten (d. i. die Gesäeten) hießen, und die Stammväter des thebanischen Adels wurden. Kadmus vermählte sich mit Harmonia oder Hermione, einer Tochter des Mars und der Venus. Alle Götter verherrlichten die Hochzeit durch ihre Anwesenheit. Unter den Geschenken, welche sie den Neuvermählten überreichten, befand sich auch ein Halsband und ein Mantel, welche ein denselben abgeneigter Gott im Zorne ihnen gab, und die deshalb dem Hause des Kadmus durch alle Zeiten hindurch Unglück brachten. Kadmus erhielt einen Sohn und vier Töchter. Die Geschichte der Letzteren, welche Se-

mele, Ino, Agave und Autonoe hießen, und insgesammt ein trauriges Geschick hatten, ist in die Mythe vom Gotte Bakchus verpflochten worden; denn Bakchus war der Hauptgott von Theben, und Semele galt sogar als die Mutter desselben.

Nach Kadmus herrschten in Theben nach einander sein Sohn Polydorus, sein Enkel Labdakus und sein Urenkel Laïus. Der Letztere wurde von den beiden Thebanern Amphion und Zethus vertrieben, und diese führten nun gemeinschaftlich die Regierung. Sie werden die Erbauer von Theben genannt, weil sie die am Fuße der Kadmea entstandene Stadt erweiterten, mit dieser Burg in Verbindung setzten, und durch eine starke Mauer mit sieben Thoren befestigten. Seitdem führte die Stadt den Namen Theben. Amphion war der Gemahl der berühmten Niobe, welche im Stolz auf die Schönheit ihrer Kinder sich über Apollo's Mutter zu überheben wagte, und zur Strafe dafür alle ihre Kinder verlor. Apollo tödtete dieselben mit seinen Pfeilen; die Mutter selbst aber wurde in einen Stein verwandelt. Auch Amphion und Zethus sollen in Folge des Zornes jener Gottheit ihr Leben verloren haben. Amphion, den die Sage auch als einen Sänger und Seher verherrlicht, starb nebst seinem Bruder Zethus kinderlos. Nun kehrte Laïus aus der Fremde zurück, und bestieg den thebanischen Thron von neuem.

Laïus vermählte sich mit der Thebanerin Jokaste, und erhielt einen Sohn, welcher unter dem Namen Oedipus berühmt wurde. Ein Orakelspruch hatte gesagt, daß derselbe einst der Mörder seines Vaters und der Gemahl seiner Mutter werden würde, und Laïus ließ daher seinen Sohn gleich nach der Geburt aussetzen, nachdem er ihm, damit ja niemand ihn auferziehe, die Füße durchstochen hatte. Allein Hirten eines benachbarten Königs, welche das Kind fanden, erbarmten sich seiner, und die Gemahlin ihres Herrn nahm sich desselben an. Sie gab dem Kinde, dessen Füße sehr angeschwollen waren, den Namen Oedipus, weil derselbe seiner wörtlichen Bedeutung nach diesen krankhaften Zustand anzeigte. Als Oedipus zum Jüngling herangewachsen war, traf er einst auf einer Reise mit seinem ihm unbekannten Vater zusammen, gerieth mit demselben in Zwist, und erschlug ihn. Bei Theben

hauste damals ein sonderbares Ungeheuer, welches Sphinx genannt wurde. Dieses gab, auf einem Felsen an der Landstraße sitzend, jedem Vorübergehenden ein Räthsel auf, und wer dasselbe nicht lösen konnte, wurde von ihm in den Abgrund hinabgestürzt. Da niemand die Lösung des Räthsels zu finden vermochte, so mußten täglich einige Thebaner sterben. Um das verderbliche Ungeheuer los zu werden, setzte Kreon, der Bruder der Jokaste, welcher nach seines Schwagers Tode die Regierung führte, das Königreich und die Hand der Jokaste als Preis für denjenigen aus, der die Bedeutung des Räthsels zu ergründen vermochte. Da kam Oedipus auf seiner Reise nach Theben, und löste das Räthsel, worauf die Sphinx sogleich sich selbst in den Abgrund stürzte. Oedipus wurde nun König von Theben, vermählte sich mit seiner Mutter, und erhielt vier Kinder, nämlich die Zwillingssöhne Eteokles und Polynikes und die Töchter Ismene und Antigone. Als später durch zufällige Umstände seine Herkunft an den Tag kam, tödtete Jokaste in der Verzweiflung sich selbst, Oedipus aber, von seinen Unterthanen der Herrschaft beraubt, stach sich die Augen aus, verfluchte seine eigenen Söhne, die sich an seine Feinde angeschlossen hatten, und verließ dann die Stadt Theben für immer. Von seiner Tochter Antigone geführt, irrte er lange umher, bis er endlich in der Nähe von Athen starb.

Eteokles und Polynikes entzweiten sich über die Herrschaft von Theben. Der Letztere mußte flüchtig werden, fand bei Adrastus in Argos Aufnahme, und erhielt eine Tochter desselben zur Gemahlin. Adrastus rüstete einen Kriegszug, um seinen Schwiegersohn in die Herrschaft von Theben wieder einzusetzen. Fünf Männer aus Adrast's Verwandtschaft schlossen sich als Führer an ihn und Polynikes an, und der von ihnen unternommene Krieg wird deswegen der Zug der Sieben gegen Theben genannt. Man verlegt ihn in das Jahr 1230 v. Chr. Polynikes war im Besitz des Verderben bringenden Hochzeitgeschenks, welches einst sein Ahne Kadmus erhalten hatte, und deshalb nahm der Kriegszug einen traurigen Ausgang für ihn und seine Verbündeten. Alle Führer, mit Ausnahme Adrast's, verloren bei der Belagerung von Theben das Leben, Polynikes selbst und sein Bruder Eteokles aber tödteten einander im Zweikampfe.

Nach dem Tode der beiden feindlichen Brüder ward ihr Oheim Kreon, als Vormund des von Eteokles hinterlassenen Sohnes, Beherrscher von Theben. Dieser bestattete den Vater seines Mündels auf feierliche Weise, ließ aber die Leichen des Polynikes und der anderen feindlichen Führer den wilden Thieren zum Raube auf dem Schlachtfeld liegen, und verbot bei Lebensstrafe, irgend eine derselben zu beerdigen. Antigone ließ sich durch dieses Verbot nicht abhalten, die Pflicht der Liebe gegen ihren unglücklichen Bruder zu erfüllen, und bestattete seine Leiche. Zur Strafe dafür wurde sie auf Kreon's Befehl lebendig begraben, obgleich sie die Braut seines Sohnes Hämon war; dieser aber brachte sich aus Verzweiflung auf ihrem Grabe ums Leben. Als Laodamas, des Eteokles Sohn, selbstständiger Herrscher geworden war, rächten die Söhne der Sieben den Tod ihrer Väter durch einen neuen Kriegszug gegen Theben. Dieser Krieg, welcher zehn Jahre dauerte, heißt der Krieg der Epigonen, d. i. der Krieg der Söhne. Er endigte im Jahre 1210 v. Chr. damit, daß Laodamas mit einem Theile seiner Unterthanen aus Böotien nach Thessalien entfliehen mußte, und Thersander, des Polynikes Sohn, die Herrschaft von Theben erhielt. Auch auf seinen Nachkommen lastete das Unglück des Hauses Oedipus. —

Aetolien, dessen Ureinwohner, gleich denen der übrigen Theile von Mittelgriechenland, sich mit neu angekommenen griechischen Schaaren vermischt hatten, blieb durch die ganze Geschichte hindurch von allen griechischen Ländern am meisten in der Cultur zurück, und die Aetoler waren nebst den benachbarten Akarnanen stets durch Rohheit ausgezeichnet. Eine Ausnahme machten die Bewohner Aetoliens in dem heroischen Zeitalter; denn sie erscheinen damals als ein den übrigen Griechen vollkommen gleichstehendes Volk. Das Wichtigste, was die Sage von ihnen aus jener Zeit berichtet, ist die Geschichte des Königs Oeneus und seiner Söhne Meleager und Tydeus. Oeneus herrschte in der Stadt Kalydon, und lebte unmittelbar vor dem trojanischen Krieg. Unter ihm verwüstete ein furchtbares wildes Schwein, gewöhnlich der kalydonische Eber genannt, das Land. Um dasselbe zu tödten, veranstaltete Meleager eine große Jagd, zu welcher die Helden aller griechischen Länder eingeladen wurden. Als das Thier erlegt war,

entstand über die Ehre dasselbe getödtet zu haben und über den Besitz seiner Haut ein blutiger Krieg zwischen den Aetolern und einem rohen Nachbarvolke, der durch die Dichter späterer Zeiten mannichfaltig ausgeschmückt worden ist, und in welchem Meleager sein Leben verlor. Oeneus wurde später von den Söhnen eines seiner Brüder auf dem Throne beunruhigt; sein Sohn Tydeus brachte dieselben um, ward aber deshalb von seinen übrigen Verwandten verfolgt, und mußte die Flucht ergreifen. Da stießen die Söhne eines zweiten Bruders den König Oeneus vom Throne; er wurde von ihnen in das Gefängniß geworfen und grausam mishandelt, und hatte so in seinen alten Tagen ein Loos zu dulden, wegen dessen sein Namen im Munde der alten Griechen sprichwörtlich ward. Nach langer Zeit trat endlich sein Enkel, des Tydeus Sohn Diomedes, als Retter und Rächer für ihn auf. Die grausamen Neffen büßten ihr Vergehen mit dem Leben, und Oeneus bestieg von neuem den Thron, den er bis ans Ende seines durch das höchste Alter ausgezeichneten Lebens behauptete. Tydeus hatte bei dem König Adrastus von Argos eine freundliche Aufnahme gefunden, und sich mit einer Tochter desselben vermählt. Er nahm an dem ersten Zuge gegen Theben Antheil, und verlor dabei sein Leben. Sein Sohn Diomedes ward nach Adrast's Tode König von Argos. —

Eine der ältesten Sagen des Landes Thessalien ist die von dem Kampfe der Lapithen und Centauren. Die Letzteren werden als sehr rohe, halb aus Menschen, halb aus Pferden bestehende Männer geschildert, obgleich die Sage einen von ihnen, Chiron, unter den größten Weisen der Urzeit anführt. Auch die Lapithen stellt die Sage als ein ganz rohes Volk dar. Übrigens versetzt sie die Ersteren mitunter auch nach Arkadien statt nach Thessalien. Die Hochzeit des Lapithen-Königs Pirithous gab die Veranlassung zu dem blutigen Kampfe der beiden Völkerschaften. Vom Weine berauscht, beleidigten die Centauren, deren vornehmste Männer zu derselben eingeladen waren, den Pirithous und sein Volk; und es entstand ein Gefecht, in welchem besonders der Lapithen-König und sein Freund Theseus sich auszeichneten. Die Centauren unterlagen, und mußten mit Zurücklassung vieler Getödteten die Flucht ergreifen. Daran knüpfte sich ein längerer Krieg, in welchem die Centauren anfangs die Oberhand behielten. Sie sollen

zuletzt durch Herkules aus Thessalien vertrieben worden und auf der Flucht insgesammt Hungers gestorben sein. Wahrscheinlich liegt den Liedern späterer Zeit, welche diese Geschichten erzählen, nichts Anderes als die Thatsache zu Grunde, daß in Thessalien Völker verschiedener Stämme einander bekriegten und zu verdrängen suchten. In den ältesten griechischen Schriften ist von der halbthierischen Gestalt der Centauren noch keine Rede, und diese ist deshalb offenbar erst später ihnen angedichtet worden. Sie beruht wahrscheinlich auf dem Umstand, daß Thessalien stets durch seine Pferdezucht ausgezeichnet war, und schon in der ältesten Zeit treffliche Reiter hatte.

Im südlichen Thessalien lag das Land Phthia, dessen Bewohner Phthioten, Achäer, Hellenen und Myrmidonen genannt wurden. Die Letzteren waren der Sage nach aus Euböa dahin gekommen. Hier war Aeakus, welcher nach seinem Tode einer der drei Höllenrichter wurde, ihr Herrscher gewesen. Aeakus Sohn, Peleus, mußte, weil er einen Stiefbruder ermordet hatte, aus Euböa fliehen, und zog mit den Myrmidonen nach Thessalien, wo er sich mit der Tochter des Königs von Phthia vermählte, und die Herrschaft über einen Theil des Landes erhielt. Nach dem Tode seines Schwiegervaters bemächtigte er sich auch des übrigen Landes. Ein Sohn des Königs Peleus und seiner zweiten Gemahlin, der Meergöttin Thetis, war Achilles oder Achilleus, der berühmteste Held des trojanischen Kriegs, der in demselben noch zu Lebzeiten seines Vaters getödtet ward.

Im südöstlichen Thessalien hatten die beiden Staaten Pherä und Iolkus eine große Bedeutung in der Sagengeschichte. Ein König des ersteren, Admetus, war besonders wegen der großen Liebe seiner Gemahlin Alceftis berühmt. Durch die Gunst Apollo's ward ihm, als er einst erkrankte, die Erhaltung seines Lebens unter der Bedingung gewährt, daß einer der ihm am nächsten stehenden Menschen statt seiner in den Tod gehe. Alceftis gab hierauf sogleich ihr Leben für Admetus hin. Als dieser sich über den Verlust seiner trefflichen Gemahlin nicht zu trösten vermochte, stieg sein Freund Herkules in die Unterwelt hinab, und brachte Alceftis wieder auf die Erde zurück. — In Iolkus herrschte zu Admet's Zeit der König Pelias, welcher entweder seinen Stief-

bruder Aeson unrechtmäßiger Weise vom Throne verdrängt hatte, oder als Vormund von dessen Sohne Jason die Herrschaft verwaltete. Jason wurde auswärts erzogen, und zeichnete sich als junger Held zuerst bei der kalydonischen Jagd aus. Sein Oheim war durch einen Orakelspruch vor dem Manne, der nur mit Einer Sandale vor ihn kommen würde, gewarnt worden. Als Jason nach Jolkus zurückkehrte, traf es sich, daß er kurz vor seiner Vaterstadt beim Durchwaten eines Baches eine seiner Sandalen verlor. Pelias berichtete seinem Neffen den erhaltenen Orakelspruch, und fragte ihn, was er in seiner Lage thun würde; Jason antwortete, er würde den, vor welchem er gewarnt wäre, nach Kolchis schicken, um das goldene Vließ zu holen. Der herrschsüchtige Oheim befahl seinem Neffen wirklich, diese gefährliche Unternehmung zu machen. Jason und Pelias standen also einigermaßen in dem Verhältniß zu einander, in welchem die Sage auch Eurystheus und Herkules darstellt.

4. Der Argonauten-Zug.

Die so eben erwähnte Fahrt nach Kolchis oder, wie sie gewöhnlich heißt, der Argonauten-Zug ist eine von jenen auf Beute, Abenteuer und Heldenruhm abgesehenen Unternehmungen, welche in den heroischen Zeiten der Völker öfters vorkommen. Tapfere und kriegslustige Fürsten, die durch gleiche Abstammung, Sprache und Religion verbunden waren, vereinigten sich zu einem Zuge, dessen Ziel viel entfernter war, als das irgend einer früheren griechischen Fahrt; und die glücklich ausgeführte, gefahrvolle Unternehmung ward durch ganz Griechenland hin berühmt, und bildete lange Zeit einen der Hauptgegenstände des griechischen Heldengesangs. Dies ist die dem Argonauten-Zug zu Grunde liegende Thatsache; die einzelnen Umstände derselben aber sind durch die Sage und die Dichtkunst, deren alleiniges Eigenthum sie Jahrhunderte hindurch waren, so sehr ausgeschmückt und erweitert worden, daß es unmöglich ist, den wirklichen Hergang zu erforschen. Das griechische Volk der heroischen Zeit und zum Theil auch das der späteren Jahrhunderte hat sie als wirkliche Ereignisse angesehen; und die Hauptbedeutung, welche sie dadurch erhielten, besteht darin, daß sie, gleich andern

poetisch ausgeschmückten Begebenheiten, als Sage oder im Gewand der Dichtkunst lange Zeit eines der Elemente der griechischen Volksbildung waren.

Der Argonauten-Zug, dessen Beginn in das Jahr 1263 v. Chr. fällt, wird von der Sage an einen Vorfall angeknüpft, der etwa hundert Jahre vorher Statt gefunden haben soll. Athamas nämlich, der Beherrscher eines Theils von Böotien, verstieß seine erste Gemahlin Nephele, und vermählte sich mit Kadmus Tochter Juno. Diese erhielt von Jupiter den jungen Bakchus zur Erziehung, und die Göttin Juno, die denselben haßte und verfolgte, stürzte deswegen Ino und Athamas in Leid und Jammer. Ino wurde von ihr namentlich mit tödtlichem Hasse gegen ihre beiden Stiefkinder, Phrixus und Helle, erfüllt. Sie suchte dieselben aus dem Wege zu räumen, und bewog einige Gesandten, welche Athamas zu einem Orakel geschickt hatte, durch Geld dazu, daß sie die falsche Antwort brachten, der König solle seine beiden Kinder Phrixus und Helle den Göttern opfern. Athamas wollte dies auch wirklich thun, die verstoßene Nephele aber, welche ein wachsames Auge auf ihre Kinder hatte, entriß ihm dieselben. Sie gab ihnen, um sie aus der Gewalt der grausamen Stiefmutter zu befreien, einen von Merkur erhaltenen Widder mit goldenem Felle, welcher fliegen konnte. Dieser trug die Kinder der Nephele zu der Meerenge, welche jetzt die Straße der Dardanellen heißt, und schwamm mit ihnen durch dieselbe; Helle ertrank aber dabei, und gab dadurch Anlaß, daß man diese Meerenge Hellespont d. i. Meer der Helle nannte. Phrixus wurde von dem Widder bis zu dem im Hintergrunde des schwarzen Meeres gelegenen Lande Kolchis getragen, wo Aeetes, der König desselben, ihm eine freundliche Aufnahme gewährte. Er opferte hier den Widder dem Gotte Zeus, und schenkte das goldene Vließ desselben dem Könige von Kolchis, der es dem Mars weihte, und im Hain desselben an einer Eiche aufhing. Mars ließ das Vließ durch einen ungeheuren Drachen und zwei feuerschnaubende Ochsen bewachen.

Das goldene Vließ wurde weithin als ein wunderbarer Schatz berühmt, und war fortan das Ziel der Sehnsucht für die kriegerischen Jünglinge im fernen Griechenland. Sein Raub galt aber auch für eine der gefährlichsten Unternehmungen, und deshalb er-

hielt auf die oben angegebene Weise Jason den Befehl, die Fahrt nach Kolchis zu machen und das goldene Vließ zu holen. Er ließ sich zu diesem Unternehmen ein Schiff von noch nie gesehener Größe bauen, das den Namen Argo erhielt, und nach welchem die Theilnehmer der Fahrt die Argonauten genannt wurden. Die größten Helden Griechenlands kamen nach Jolkus, um die abenteuerliche Fahrt mitzumachen. Die Zahl der Argonauten, welche von den einzelnen Erzählern der Sage verschieden angegeben wird, belief sich auf mehr als fünfzig. Die meisten gehörten zu dem Stamme der Minyer, aus welchem auch die Bevölkerung von Jolkus bestand, und deswegen werden die Argonauten öfters auch Minyer benannt. Jason war der Leiter des Zugs. Von den übrigen Argonauten waren die berühmtesten: Herkules, der jedoch nicht den ganzen Zug mitmachte, Theseus, Pirithous, Kastor und Pollux, Meleager und Peleus. Außerdem ist noch der Barde Orpheus zu bemerken, der berühmteste Sänger der Urzeit, der als Priester, Seher und Dichter den Argonauten die Gunst der Götter erwarb, die Zwietracht von ihrem Schiffe bannte, und diejenigen Feinde, welche nicht durch die Waffen besiegt werden konnten, durch die Zauberkraft seines Gesanges bezwang. Die Fahrt ging, unter mannichfaltigen Abenteuern, über die Inseln Lemnos und Samothrake, durch den Hellespont und Bosporus und dann an der kleinasiatischen Küste her nach Kolchis. An der Küste von Mysien blieb Herkules zurück, um seinen ihn begleitenden Liebling Hylas zu suchen, welcher plötzlich verschwunden war.

In Kolchis angekommen, erhielten die Argonauten auf ihr Begehren vom König Aeetes die Antwort, daß ihnen das goldene Vließ ausgeliefert werden solle, wenn Jason im Stande wäre, ein von Aeetes vorgeschriebenes Heldenwerk zu vollbringen. Jason sollte nämlich die zwei feuerschnaubenden Stiere an einen Pflug spannen, mit denselben vier Morgen Land umpflügen, hierauf Drachenzähne aussäen und die aus diesen hervorwachsenden geharnischten Männer vertilgen. Jason unterzog sich dem aufgetragenen Werk, und führte es mit Hülfe der Medea, der Tochter des Königs Aeetes, glücklich aus. Diese liebte nämlich den Führer der Argonauten, und verstand die Zauberkunst; sie bereitete eine Salbe, welche das Feuer der Stiere unschädlich machte, und gab

dem Helden den Rath, Steine unter die gepanzerten Männer zu werfen, worauf diese selbst sich unter einander tödten würden. Ungeachtet auf diese Weise die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt wurden, weigerte Aeetes sich doch, das Vließ auszuliefern. Ja, er beschloß sogar, die Argonauten unversehens zu überfallen und ihr Schiff zu verbrennen. Medea verrieth aber sein Vorhaben ihrem Geliebten, und verhalf diesem durch Zauberei zum Besitz des Vließes. Die Argonauten schifften sich hierauf sogleich ein, und segelten mit Medea von Kolchis ab. Aeetes eilte ihnen nach, und würde sie eingeholt haben, wenn nicht Medea durch eine unmenschliche That dies verhindert hätte. Sie tödtete nämlich ihren mitgenommenen jungen Bruder Apsyrtus, stellte sein Haupt auf einem Felsen auf, und zerstreute seinen zerstückten Leib. Als der Vater das blutige Haupt erblickte, landete er, um die Gebeine seines Sohnes zu sammeln, und wurde dadurch so lange aufgehalten, daß er die weitere Verfolgung der Argonauten einstellen mußte.

Über den Weg, welchen die Argonauten auf ihrer Rückreise einschlugen, enthalten die Sagen sehr widersprechende Angaben. Je nach der verschiedenen Kenntniß nämlich, welche man in den folgenden Jahrhunderten von den Küstenländern des schwarzen Meeres hatte, änderte sich die Richtung dieser Fahrt in dem Munde der Erzähler. Wahrscheinlich lag auch das Ziel des Argonauten-Zugs selbst viel weiter westlich, als die Sage behauptet, und wurde erst nach und nach bis in den äußersten Hintergrund jenes Meeres zurückversetzt. Die Erzählungen von den Zaubereien der Medea und das erdichtete goldene Vließ selbst entsprechen jenen Vorstellungen von wunderbaren fernen Ländern, die bei allen ungebildeten und mit poetischem Sinne begabten Völkern zu herrschen pflegen. Was aus dem nach Griechenland mitgebrachten goldenen Vließ geworden ist, wird weder von der Sage angegeben, noch zeigte man später in irgend einer griechischen Stadt etwas, das für dasselbe gehalten worden wäre. In den letzten Zeiten des Alterthums deutete man es auf den angeblich am Kaukasus Statt findenden Gebrauch, das Wasser von Bächen, welche Goldsand enthielten, über zottige Felle fließen zu lassen, um so die Goldkörner aufzufangen.

Den Führer des Argonauten-Zugs lassen die Sagen nach seiner Rückkehr noch mannichfaltige Schicksale erleiden, in deren

Erzählung sie aber einander wieder sehr widersprechen. Nach dem größten Theil der Sagen scheint er die Herrschaft seines Reiches entweder nicht erlangt oder bald wieder verloren zu haben; denn er soll den Rest seiner Tage in Korinth verlebt haben. Hier verstieß er, wie es heißt, seine Gemahlin Medea, von welcher er mehrere Kinder hatte, und verlobte sich mit der Tochter des korinthischen Königs Kreon; Medea aber tödtete seine Braut und seine Kinder, und eilte durch die Lüfte davon. Jason soll in der Verzweiflung sich selbst den Tod gegeben haben.

5. Die Zeit des trojanischen Kriegs.

Der trojanische Krieg, welchen man in die Jahre 1193 bis 1183 vor Christo verlegt, ist in zwiefacher Hinsicht das wichtigste Ereigniß der ältesten griechischen Zeit. Die Heldensagen des griechischen Volks stellen diesen Kampf als die Blüthe des heroischen Zeitalters dar, und von Allem, was aus Griechenlands früheren Tagen der Nachwelt überliefert ward, hat nichts sich so sehr in dem Gedächtniß der nachfolgenden Geschlechter erhalten, und ist nichts so häufig und so vielfach Gegenstand der Poesie und Kunst geworden, als die Sagen von den Helden, die zum ersten Male von Europa aus ein asiatisches Volk siegreich bekämpften. Nicht also das Ereigniß selbst, sondern die Erzählung von ihm und die Art, wie man es angesehen und dargestellt hat, ist dasjenige, wodurch dasselbe auf alle folgende Zeiten der griechischen Geschichte mächtig eingewirkt hat. Jener Krieg selbst hat auf die Gestaltung der Dinge im eigentlichen Griechenland keinen bleibenden Einfluß gehabt, und viel folgenreicher war ein anderes Ereigniß, das etwa achtzig Jahre nach dem trojanischen Krieg eintrat, und die Rückkehr der Herakliden genannt wird. Es ist deswegen auch weniger wichtig, das Geschichtliche in den Erzählungen vom trojanischen Krieg zu erforschen, als die Sage selbst in ihren Einzelnheiten kennen zu lernen, und den Geist der Zeit, der in ihr sich abspiegelt, klar und richtig aufzufassen.

Der trojanische Krieg selbst ist eine geschichtliche Thatsache, welche nicht bezweifelt werden kann; aber die Ursache und der Verlauf desselben sind durch die Sage so sehr in ein fabelhaftes

Gewand eingehüllt worden, daß die Wirklichkeit nicht an den Tag zu bringen ist. Es verhält sich mit den Erzählungen von diesem Krieg gerade so, wie mit den späteren nordischen-Sagen von Arthur's Tafelrunde, von Odin's und Balder's Thaten und von Fingal's Abenteuern: die Erzähler strebten nur nach poetischer, nicht nach historischer Wahrheit. Wir besitzen übrigens von den griechischen Gedichten früherer Zeiten, welche den trojanischen Krieg und seine Helden besangen, nur noch zwei, die Iliade und die Odyssee; sie werden dem Dichter Homer zugeschrieben, der etwa hundert achtzig Jahre nach jenem Kriege lebte.

Die Stadt Troja, welche auch den Namen Ilium (Ilion) führte, lag auf der Küste Kleinasiens, im Lande Mysien und nicht weit von der Stelle, wo der Hellespont oder die Dardanellen-Straße in das ägäische Meer mündet. Sie war am Fuße des Berges Ida erbaut, und hatte eine Burg oder Citadelle, welche Pergamum hieß. Ein Theil der kleinasiatischen Küste gehörte zu dem Reich der Könige von Troja, und diese waren nach den Sagen ebenso die mächtigste Herrscherfamilie in dem ganzen vorderen Theil von Kleinasien, wie das Haus Agamemnon's in Griechenland. Die Bewohner des trojanischen Reichs scheinen mit den Griechen verwandt gewesen zu sein; denn es wird in den Erzählungen vom Kriege keiner Schwierigkeit des Verkehrs gedacht, und die Sage läßt uns in Sprache, Religion und Sitten keinen erheblichen Unterschied zwischen Griechen und Trojanern erkennen. Nur die in dem inneren Kleinasien ansässigen Hülfsvölker der Letzteren stehen, in Sprache und Sitten, sowohl den Trojanern als den Griechen fern. Die Trojaner selbst unterschieden sich blos in Einer Hinsicht von den Griechen: sie hatten größeren Reichthum und Luxus, waren in den Künsten weiter vorgeschritten, und verhielten sich deswegen zu den Griechen etwa so, wie die Bewohner Frankreichs und Englands im achten und neunten Jahrhundert nach Christo zu den an ihren Küsten sich niederlassenden Normannen.

Schon vor dem trojanischen Kriege waren von Griechenland aus Unternehmungen gegen Troja gemacht worden. Die Sage läßt namentlich auch den Haupthelden der griechischen Vorzeit, Herkules, in einem Kriegszug gegen den trojanischen König Laomedon sich auszeichnen; er soll damals Troja erobert und geplündert

haben. Diese Erzählung deutet, wie die von den Argonauten und andere Sagen, auf Raubfahrten, welche in der früheren Zeit öfters von Griechenland aus nach Kleinasien und umgekehrt unternommen wurden. Die Lust zu denselben hatte bei den Griechen vielleicht gerade kurz vor dem trojanischen Kriege sehr zugenommen, da, wegen der fortgeschrittenen Cultur, in ihrem eigenen Lande nicht mehr, wie früher, wilde Thiere und menschliche Unholde zu bekämpfen waren, und deswegen der abenteuerliche Sinn der jungen Männer außerhalb des Landes eine Befriedigung suchen mußte. Es würde mithin der Ausbruch eines größeren und allgemeineren Kampfes zwischen den Bewohnern der beiden entgegengesetzten Ufer des Archipelagus, auch ohne Angabe eines besonderen Grundes, sich leicht erklären lassen. Die Sage ist aber selten mit einer einfachen, in den Verhältnissen selbst liegenden Ursache zufrieden, sondern sie verwandelt den Grund eines Ereignisses gern in eine bestimmte und durch ihren Verlauf interessante Thatsache. Sie knüpfte daher auch die Entstehung des trojanischen Kriegs an jenes griechische Herrschergeschlecht der Pelopiden an, welches aus Kleinasien abstammte, und dessen Ahnherr Pelops durch einen trojanischen König seines dortigen Reiches beraubt worden war. Sprößlinge dieses Hauses waren Agamemnon, der Beherrscher von Mycenä, und Menelaus, der König von Sparta. Zu dem Letzteren schickte einst der trojanische König Priamus, Laomedon's Sohn, aus irgend einem Grunde eine Gesandtschaft, an deren Spitze sein Sohn Paris oder, wie derselbe auch hieß, Alexander stand. Dieser hatte früher in einem Streite dreier Göttinnen als Schiedsrichter zu entscheiden gehabt, welche von ihnen die schönste sei, und weil er zu Gunsten der Venus sich ausgesprochen hatte, war ihm von dieser das schönste Weib verheißen worden. Die schönste aller damals lebenden Frauen aber war Helena, die Gemahlin des Menelaus, in deren Hause Paris eine gastfreundliche Aufnahme fand. Mit Hülfe der Venus gewann er die Liebe der spartanischen Königin, und entfloh mit ihr nach Troja. Daraus entstand der trojanische Krieg; und weil fast alle Staaten Griechenlands sich zur Bekämpfung Troja's verbanden, so hat die Sage auch dafür einen äußeren und unmittelbaren Grund aufgestellt, indem sie den oben erwähnten Eid erdichtete, welchen alle Freier der Helena ihrem Vater hatten leisten

müssen, und vermöge dessen sie zur Theilnahme an diesem Kriege verpflichtet waren.

Ganz Griechenland, von der Insel Kreta und der Südspitze des Peloponnes an bis zur nördlichen Grenze Thessaliens, nahm an dem trojanischen Kriege Theil, mit alleiniger Ausnahme der Akarnanen und Dorer. Andrerseits traten die Bewohner aller westlichen Länder Kleinasiens theils als Unterworfene, theils als Bundesgenossen Troja's gegen die Griechen auf. Der trojanische Krieg war also nicht blos ein Kampf um eine einzige Stadt, sondern die Bewohner der beiden Seiten des ägäischen Meeres oder, wie die späteren Griechen sich ausdrückten, Europa und Asien standen gegen einander in Waffen. Zu den Bundesgenossen Troja's gehörten übrigens auch noch einige Völker, welche in Thracien und Macedonien wohnten. Die Zahl der Schiffe, auf denen die Griechen nach Kleinasien überfuhren, wird auf 1186 angegeben, und die Gesammtzahl ihres Heeres auf mehr als hunderttausend, die des trojanischen dagegen wird auf etwa nur die Hälfte des griechischen berechnet; allein diese Angaben und Berechnungen haben natürlich keinen Werth bei einem Ereignisse, von welchem wir nur durch den Mund der Dichter Nachricht erhielten.

Die Hauptheldeu auf trojanischer Seite waren Hektor, ein Sohn des Königs Priamus und der tapferste aller Trojaner, und Aeneas, der Sohn des Anchises und der Göttin Venus, welcher einer Nebenlinie des trojanischen Königshauses angehörte. Unter den griechischen Helden waren die berühmtesten Agamemnon, Menelaus, Achilles, Patroklus, Diomedes, die beiden Ajax, Nestor, Odysseus, Philoktetes und Protesilaus. Agamemnon, ein Atride oder Sohn des Atreus und König von Mycenä, war der Oberanführer der Griechen; er herrschte über Korinth, Sikyon, Achaja und einen großen Theil von Argolis, und war der mächtigste aller gegen Troja ziehenden Fürsten. Sein Bruder Menelaus war Beherrscher des Landes Lakonien. Achilles, der Sohn des Peleus und deshalb häufig der Pelide genannt, stand an der Spitze der in Thessalien wohnenden Myrmidonen und Hellenen, und war der schönste und tapferste des ganzen Heeres. Patroklus war ein Anverwandter des Achilles und mit ihm durch die innigste Freundschaft verbunden. Diomedes, der Sohn des Tydeus oder der

Tydide, wird von den Dichtern ebenfalls als einer der tapfersten Griechen gepriesen. Ajax der Kleine, des Oïleus Sohn, war der Führer der Lokrer. Ajax der Telamonier oder der Sohn Telamon's, des Beherrschers der Insel Salamis, galt nächst Achilles für den schönsten und tapfersten Griechen. Ihn begleitete sein Bruder Teucer. Nestor, der König von Pylos im Lande Elis, war der älteste und erfahrenste Führer im Heere der Griechen; wegen seines hohen Alters ist sein Name bis zum heutigen Tage sprichwörtlich geblieben. Odysseus oder Ulysses, der Beherrscher der Insel Ithaka und einiger benachbarten Gegenden, zeichnete sich durch sein listiges Wesen am meisten unter den Griechen aus. Philoktetes war König eines kleinen Landes in Thessalien, der beste Bogenschütze und der Besitzer der berühmten Pfeile des Herkules. Protesilaus war der Beherrscher eines anderen thessalischen Landstrichs. Außer diesen Haupthelden der Griechen vor Troja ist noch ein Mann anzuführen, welcher durch seine gehässigen und lächerlichen Eigenschaften ebenso berühmt geworden ist, wie jene durch ihren Heldensinn. Dies ist der ätolische Prinz Therſites, zugleich der häßlichste, vorlauteste und tadelsüchtigste aller Griechen vor Troja; seine unausstehliche zänkische Schwatzhaftigkeit hat seinen Namen sprichwörtlich gemacht.

Der Hafen Aulis in Böotien war der Versammlungsort der griechischen Flotte. Hier wurde durch eine Windstille die Abfahrt lange verzögert, und die Sage hat auch aus diesem Umstand Anlaß zu einer Dichtung genommen, von welcher die Iliade und Odyssee nichts wissen, und die also erst nach der Zeit der Abfassung dieser beiden Gedichte entstanden sein muß. Agamemnon, heißt es, hatte bei Aulis einen der Diana geheiligten Hirsch erlegt; zur Strafe dafür erfolgte jene Windstille, und der bei dem griechischen Heere befindliche Seher erklärte, dieselbe werde nur dann enden, wenn Agamemnon seine eigene Tochter Iphigenia der erzürnten Göttin opfere. Dieser ließ hierauf seine Tochter unter dem Vorwand, sie dem Achilles zu vermählen, wirklich von Mycenä holen. Er vollbrachte auch das Opfer; aber im Augenblick, wo Iphigenia sterben sollte, entführte Diana sie unsichtbarer Weise nach dem Lande Tauris (der jetzigen Halbinsel Krym im südlichen Rußland), wo sie in einem Tempel der Göttin als Priesterin angestellt ward. Die

Fahrt der Griechen ging über die Insel Lemnos, auf welcher Philoktet wegen einer bösartigen Wunde zurückgelassen wurde. Die Landung an der trojanischen Küste wurde den Griechen streitig gemacht, und Protesilaus, der Erste, welcher ans Land sprang, war auch der Erste, der im trojanischen Kriege das Leben verlor.

Der trojanische Krieg dauerte zehn Jahre. Die Griechen, welche gleich Anfangs ein großes Lager an der Küste aufgeschlagen hatten, konnten das mit einem Graben und einer starken Mauer umgebene Troja durch Waffengewalt nicht einnehmen. Von einer eigentlichen Belagerung war keine Rede, sondern es wurde nur einige wenige Male die Erstürmung der Stadt versucht, und außerdem häufig in offener Feldschlacht gestritten. An einen planmäßigen Kampf wurde aber auch dabei nicht gedacht, sondern die einzelnen Führer thaten dem Feinde gegenüber was sie für gut hielten. Ja, in den meisten Fällen kam das Heer selbst gar nicht zum Schlagen, sondern die beiderseitigen Führer kämpften allein mit einander; sie ließen ihre Schaaren in der Regel unthätig stehen, und traten allein zu Fuße oder auf einem Streitwagen zum Kampf mit den feindlichen Führern hervor. Die Griechen, bei welchen Agamemnon keineswegs unbedingt zu gebieten hatte, sondern bei denen jede einzelne Unternehmung in einer allgemeinen Versammlung beschlossen wurde, geriethen oft in Uneinigkeit unter einander. Von Zeit zu Zeit machten einzelne Führer, hauptsächlich um sich die nöthigen Nahrungsmittel zu verschaffen, Raubzüge in die benachbarten Gegenden.

Einer der wichtigsten jener Zwiste unter den Griechen selbst war derjenige, welcher zwischen Agamemnon und Achilles ausbrach. Aus Anlaß eines Streifzugs, den Achilles unternommen hatte, geriethen die beiden Helden in Streit mit einander, und dies hatte zur Folge, daß Achilles keinen Antheil mehr am Kampfe nahm. Dadurch kamen die Griechen in die größte Noth; sie zogen seitdem stets den Kürzeren. Schon waren eines Tags die Trojaner in das griechische Lager eingedrungen, als Patroklus von Mitleid ergriffen seinen Landsleuten zu Hülfe eilte. Er hatte die Rüstung des Achilles angelegt, und der Anblick derselben machte einen solchen Eindruck auf die Trojaner, daß sie sogleich bis zu den Mauern ihrer Stadt zurückflohen. Hektor allein verlor den Muth nicht. Er trat dem

vermeintlichen Achilles entgegen, und war so glücklich, ihn zu tödten. Nun nahm Achilles, um seinen Freund zu rächen, von neuem Antheil an dem Kampfe. Er jagte sogleich alle Trojaner in die Stadt zurück. Nur Hektor floh wieder nicht, er fiel aber jetzt durch die Hand des griechischen Helden. Kurze Zeit nachher verlor auch Achilles das Leben; Paris soll ihn bei einer Unterhandlung hinterlistiger Weise getödtet haben. Über den Besitz seiner Waffen, welche seine Mutter Thetis durch den Gott Vulkan hatte verfertigen lassen, und die als göttliche Waffen ihres Gleichen nicht hatten, entstand ein heftiger Streit unter den Griechen. Mehrere Helden machten Anspruch auf dieselben; Agamemnon sprach sie dem Odysseus zu, und der darüber aufs höchste erbitterte Telamonier Ajax gerieth deshalb in Raserei, und erstach sich selbst; nach einer anderen Erzählung jedoch wurde er von Odysseus heimlich ums Leben gebracht. An Achilles Stelle trat sein junger Sohn Pyrrhus oder Neoptolemus, welcher bald nachher aus seiner Heimat geholt ward, und gleich seinem Vater sich durch große Tapferkeit auszeichnete. Odysseus brachte auch den auf Lemnos zurückgelassenen Philoktet zu dem griechischen Heer, weil nach einem Schicksalsspruche Troja nur mit den Pfeilen des Herkules erobert werden konnte. Derselbe verschmitzte Held raubte ferner in Verbindung mit Diomedes das sogenannte Palladium mitten aus der Stadt Troja. Dieses war ein einst vom Himmel herabgefallenes Bild der Göttin Pallas oder Minerva, und hatte die Eigenschaft, daß es die Stadt, in welcher es aufbewahrt wurde, so lange, als es sich in ihr befand, uneinnehmbar machte. Verkleidet schlichen Diomedes und Odysseus sich in die Stadt Troja, und brachten das Palladium glücklich in das Lager der Griechen. Endlich ward auch Paris durch Philoktet mit einem der Pfeile des Herkules getödtet.

Jetzt war für Troja der Tag des Untergangs gekommen. Die Stadt gerieth durch List in die Gewalt ihrer Feinde. Man erbaute, wie die Sage erdichtete, ein großes hölzernes Pferd, in dessen Innerem eine Anzahl Krieger sich verbargen. Die übrigen Griechen stiegen zu Schiffe und stachen in die See, gleich als wenn sie nach Griechenland zurückkehren wollten. Einer von ihnen aber, der unter dem Schein eines Flüchtlings zurückgeblieben war, stellte sich vor den Trojanern, als wenn er von seinen Landsleuten mis-

handelt worden wäre und Rache an ihnen nehmen wolle. Dieser erzählte ihnen, das Pferd sei auf Befehl der Götter als ein Ersatz für das Palladium erbaut worden, man habe es aber absichtlich viel größer gemacht, als die Thore Troja's seien, damit es nicht in die Stadt gebracht werde, um als ein neues Palladium dieselbe gegen ihre Feinde zu schützen. Die Trojaner lassen sich von dem verschmitzten Griechen berücken, und reißen an einer Stelle die Mauer nieder, um das Pferd in die Stadt zu bringen. In der darauf folgenden Nacht steigen die Krieger aus dem Pferd heraus, zu gleicher Zeit landen die griechischen Schiffe, und ihre Bemannung dringt durch die offene Stelle der Mauer in die Stadt ein. Troja ist in der Gewalt seiner Feinde; diese morden, sengen und plündern. Nur einen kleinen Theil der Einwohner rettet Aeneas, die übrigen kommen entweder bei der Zerstörung der Stadt ums Leben, oder werden Gefangene der Griechen. Unter den Getödteten befand sich auch der König Priamus mit seinen Söhnen: Pyrrhus hatte den greisen König bei den Haaren aus seinem Palaste geschleppt, und vor einem Altare des Zeus durchbohrt. Die Stadt wurde dem Erdboden gleich gemacht. Später ward ein neues Troja oder Ilium an der Stelle des alten erbaut, und dieses ist es, dessen Trümmer man unter dem Namen der Ruinen von Troja noch heut' zu Tage zu erkennen glaubt.

Die Gefangenen wurden unter die Führer der Griechen vertheilt. Tragisch war das Geschick, welches der Sage nach die Frauen des königlichen Hauses zu erdulden hatten. Hekuba, die Gemahlin des Priamus, wurde die Sklavin des Odysseus. Als dieser auf der Rückkehr nach Griechenland an der thracischen Küste landete, traf sie mit einem dortigen Herrscher zusammen, dem sie nicht lange zuvor ihren noch unmündigen jüngsten Sohn mit vielen Schätzen zugesandt hatte, damit derselbe von ihm erzogen werde, und, im Fall des Untergangs von Troja, vor Sklaverei bewahrt bliebe. Der treulose König hatte aber aus Habgier das Kind umgebracht. Hekuba nahm jetzt Rache an ihm. Unter dem Vorwand, ihm einen versteckten Schatz zu zeigen, lockte sie ihn an einen abgelegenen Ort, und hier ward er von ihr und den andern gefangenen Trojanerinnen getödtet. Hekuba selbst wollte sich hierauf ins Meer stürzen, um ihr jammervolles Geschick zu enden, wurde aber,

wie die Sage unerklärlicher Weise hinzusetzt, in einen Hund verwandelt. Von den Töchtern der Hekuba kam eine, Krëusa, die Gemahlin des Aeneas, auf unbekannte Weise ums Leben: sie verschwand bei der Zerstörung der Stadt. Eine andere, Kassandra, hatte stets ein trauriges Loos zu erdulden, sowohl in den Tagen des Glücks als in denen des Unglücks. Ihr war in früher Jugend von Apollo die Gabe des Wahrsagens verliehen worden; als später dieser Gott ihr abgeneigt geworden war, hatte er ihr dieselbe zwar nicht wieder nehmen können, aber er hatte sein Geschenk dadurch in ein Unglück verwandelt, daß er einen Fluch über Kassandra aussprach, in Folge dessen ihren Weissagungen niemals geglaubt wurde. Sie hatte den Ihrigen oft den schrecklichen Ausgang des Krieges vorausgesagt, aber man hatte ihr nie Glauben geschenkt, sondern sie stets für eine Wahnsinnige gehalten. Bei der Eroberung Troja's wurde sie von dem wilden Ajax, des Oïleus Sohn, im Tempel der Minerva gefangen genommen und bei den Haaren fortgeschleppt. Sie fiel als Sklavin dem Agamemnon zu; auch ihm weissagte sie auf dem Heimweg nach Griechenland vergebens das seiner dort wartende Geschick. Sie wurde endlich in Mycenä zugleich mit ihm umgebracht. Ihre Schwester Polyxena war eine der schönsten Töchter des Priamus. Achilles hatte sie einst gesehen, und war von Liebe zu ihr erfüllt worden. Er warb daher um ihre Hand, wurde aber bei den darüber gepflogenen Unterhandlungen von Paris getödtet. Als nach der Zerstörung der Stadt die Griechen die Beute vertheilten, rief eine Stimme aus seinem Grabe, man solle auch ihm seinen Antheil an der Beute geben. Der deshalb befragte Seher des griechischen Heeres erklärte, man müsse Polyxena dem Helden opfern; und das unglückliche Mädchen wurde wirklich auf Achilles Grabe erstochen. Hektor's Gemahlin, Andromache, welche wegen ihrer innigen Liebe zu Hektor in den Liedern der Griechen gepriesen wird, wurde dem Sohne des Achilles übergeben. Dieser nahm sie mit nach Epirus, wo er ein Reich gründete. Sie hatte dort ein wechselvolles Geschick, kehrte zuletzt nach Asien zurück, und starb in der kleinasiatischen Stadt Pergamum. —

Neben den Erzählungen und Heldenliedern von dem trojanischen Kriege gibt es noch einen andern Sagenkreis, welcher die

Schicksale der Helden auf ihrer Rückreise nach Griechenland umfaßt. Auch diese sind in der heroischen Zeit und unmittelbar nach derselben in vielen Heldengedichten beschrieben worden, von welchen nur eins, nämlich die des Odysseus Heimfahrt besingende Odyssee, sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Die Sagen von dem Schicksal der Helden des trojanischen Kriegs haben, gleich denen vom Kriege selbst, für die Poesie, sowohl der späteren Griechen als auch der neueren Völker, deren Cultur auf der ihrigen beruht, eine so große Wichtigkeit erhalten, daß auch sie in der Kürze angeführt werden müssen.

Odysseus wurde zuerst an die thracische und hierauf an die afrikanische Küste verschlagen. Von der Letzteren gerieth er nach Sicilien, wo er mit dem menschenfressenden Cyklopen Polyphemus zusammentraf, und der Gefahr, mit seiner ganzen Mannschaft von ihm verzehrt zu werden, nur mit Mühe und nach dem Verlust einiger Leute entging. Weil er, um sich zu retten, den Cyklopen geblendet hatte, so verfolgte ihn seitdem der Zorn des Meergottes Neptun, dessen Sohn Polyphemus war. Odysseus landete zunächst an einer der äolischen oder lipārischen Inseln, welche dem Winde-Gott Aeolus gehörten. Dieser nahm ihn freundlich auf, und gab ihm einen Schlauch voll günstiger Winde mit. Odysseus gelangte nun bis in die Nähe von Ithaka; hier trieb aber ein Sturm, den seine Gefährten durch verkehrte Anwendung jenes Schlauchs veranlaßten, ihn nach dem Westen des mittelländischen Meeres zurück. Aeolos, zu welchem er sogleich wieder schiffte, hielt ihn wegen dieses Unglücks für einen den Göttern verhaßten Mann, und wies ihn deshalb von sich. Odysseus kam nun zu den Lästrygonen, welche entweder in Unteritalien oder in Sicilien wohnten, und Menschenfresser waren. Odysseus verlor durch sie nicht allein einige seiner Gefährten, sondern sie zerschmetterten ihm auch seine Schiffe bis auf ein einziges. Nun kam er auf die an der italiänischen oder sicilischen Küste gelegene Insel der Zauberin Circe. Diese verwandelte mit ihrem Zauberstab sogleich einen Theil seiner Leute in Schweine; mit Hülfe des Gottes Merkur aber zwang Odysseus die Zauberin, den Unglücklichen ihre menschliche Gestalt wieder zu geben. Auf ihr Geheiß begab er sich hierauf in die Unterwelt, um daselbst den berühmten Seher Tiresias

um Rath zu fragen. Das nächste Abenteuer, welches Odysseus zu bestehen hatte, war die Fahrt in der Nähe einiger süditaliänischer Inseln, welche von den Sirenen bewohnt wurden. Diese waren Ungeheuer mit Mädchengesichtern und langen, versteckten Krallen und sangen so schön, daß sie unwiderstehlich waren, zerrissen aber alle Vorüberfahrenden, die durch ihren Gesang sich ans Land locken ließen. Nur mit Mühe entging Odysseus der von ihnen drohenden Gefahr. Hierauf kam er durch die im Alterthum als sehr gefährlich verschrieene Stelle der Meerenge von Messina, welche Scylla und Charybdis hieß. Den ersteren Namen führte ein steiler Fels auf der italiänischen Seite, den letzteren eine Art von Strudel jenem Felsen gegenüber. In der Odyssee werden Beide als furchtbare Ungeheuer dargestellt, welche alle Vorüberfahrenden zu verschlingen suchten, und auch dem Odysseus sechs Gefährten raubten. Auf der Insel Sicilien, an deren Küste Odysseus nun landete, versündigten seine Leute sich an dem Eigenthum des Sonnengottes, und es erfolgte deshalb, als man wieder abfuhr, ein Sturm, der das Schiff mit seiner Mannschaft in die Wellen begrub. Nur Odysseus blieb am Leben. An einen Balken des zertrümmerten Fahrzeugs angeklammert, trieb er neun Tage in der See umher, und wurde zuletzt an die Küste einer Insel geworfen, welche Ogygia hieß, und nur von der Nymphe Kalypso bewohnt war. Diese war in ihrer Einsamkeit sehr erfreut über seine Ankunft, behandelte ihn auf das freundlichste, und hielt ihn sieben Jahre lang bei sich zurück; sie versprach ihm sogar, wenn er stets bei ihr bleiben wolle, Unsterblichkeit und ewige Jugend, aber er konnte die Sehnsucht nach seiner Heimath nicht überwinden. Ungern entließ ihn endlich die Nymphe. Odysseus fuhr auf einem gebrechlichen Fahrzeuge von der Insel ab, und nahte sich nach einer Fahrt von siebenzehn Tagen bereits der Insel Korcyra, welche von dem freundlichen Volk der Phäaken bewohnt wurde, als der erzürnte Neptun ihn sah und sein Fahrzeug zertrümmerte. Nur mit Noth rettete Odysseus sich schwimmend ans Land. Er fand bei Alcinous, dem König der Phäaken, freundliche Aufnahme, und ward auf einem Schiffe desselben endlich glücklich nach Ithaka gebracht. Hier herrschte in dem Hause der Seinen schon seit einigen Jahren große Noth und Verwirrung: acht und neunzig Fürsten

bewarben sich um die Hand seiner Gemahlin Penelope, und schwelgten, da diese sie immer hinhielt, auf Kosten derselben im königlichen Palaste. Die treue Gattin, des Odysseus alter Vater Laertes und sein Sohn Telemachus, dem der als tüchtiger Leiter eines jungen Mannes sprichwörtlich gewordene Freund des Odysseus, Mentor, schützend zur Seite stand, hatten von den übermüthigen Freiern viel zu dulden. Unerwartet und unerkannt erschien Odysseus in seiner Heimath. Er nahm blutige Rache an den Freiern, und verlebte hierauf den Rest seiner Tage ruhig und leidlos bei den Seinen.

Nächst den Irrfahrten des Odysseus sind die Geschicke, welche Agamemnon und seine Kinder zu erdulden hatten, am berühmtesten geworden. Sie bilden die Fortsetzung und das Ende der tragischen Leiden, die über das Haus der Pelopiden verhängt waren. Agamemnon hatte nicht gleich Odysseus eine lange Irrfahrt zu machen, sondern das Unglück traf ihn in seinem eigenen Hause. Sein feindlicher Vetter Aegisthus hatte die Liebe der Klytämnestra, der Gemahlin Agamemnon's, zu gewinnen gewußt. Diese Beiden verschworen sich zum Morde Agamemnon's, sobald sie erfuhren, daß derselbe gelandet sei. Sie gingen dem Helden mit erheuchelter Freundlichkeit entgegen, überfielen ihn aber entweder beim Mahle oder im Bade unversehens, und ermordeten ihn. Aegisthus blieb im Besitze seines Reichs. Agamemnon hatte einen jungen Sohn, Orestes, hinterlassen, von welchem man fürchten mußte, daß er einst den Mord seines Vaters rächen werde; diesen brachte, damit nicht Klytämnestra und Aegisthus auch ihn tödteten, seine Schwester Elektra zu dem ihrem Vater befreundeten König Strophius in Phokis. Hier ward er mit des Strophius Sohn Pylades erzogen, und die innigste Freundschaft verband die beiden Jünglinge für ihr ganzes Leben mit einander. Als sie herangewachsen waren, beschlossen sie, an Klytämnestra und Aegisthus Rache zu nehmen. Unter falschem Namen erschienen sie in dem Palast der Königin, und zeigten ihr als angebliche Boten des Strophius den Tod ihres Sohnes an. Klytämnestra und Aegisthus waren sehr erfreut über diese Nachricht, und gewährten ihnen eine äußerst freundliche Aufnahme; Orestes und Pylades aber ersahen sich eine gute Gelegenheit, und brachten Beide ums Leben.

Gleich nach geschehener That erwachte in Orestes die Stimme des Gewissens, und er empfand die tiefste Reue über seinen Muttermord, oder, wie die Sage es ausdrückt, die Eumeniden oder Furien d. i. die Göttinnen der Rache verfolgten ihn, und ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Er irrte in Begleitung seines treuen Freundes trostlos umher. Das delphische Orakel, an welches er sich wandte, antwortete ihm, er solle im Tempel der Diana auf Tauris sich Raths erholen. Die beiden Freunde reisten dahin, wurden aber daselbst sogleich gefangen genommen. Es war in Tauris Brauch, die in das Land kommenden Fremdlinge der Diana zu opfern. Auch jenen Beiden ward angekündigt, daß einer von ihnen geschlachtet werden müsse. Jeder wollte nun für den andern sterben. Endlich gab Pylades in dem edeln Wettstreite nach, und Orestes wurde der Priesterin zugesandt, um von ihr der Göttin geopfert zu werden. Diese Priesterin war Iphigenia, Orest's Schwester; aber die Geschwister erkannten einander nicht. Schon zückte Iphigenia vor dem Altar den Dolch gegen Orestes, als dieser ausrief: „So starb einst auch meine Schwester Iphigenia in Aulis!" Da erkennt die Priesterin ihren Bruder; sie schiebt unter einem schnell erdachten Vorwand die feierliche Handlung auf, und verabredet dann mit Orestes und Pylades die Flucht. Alle drei gelangten glücklich nach Griechenland zurück. Erst hier verließen endlich die Rachegöttinnen den Muttermörder. Er bemächtigte sich hierauf nach dem Tode seines Oheims Menelaus, dessen Tochter Hermione seine Gemahlin geworden war, des von diesem hinterlassenen Königreichs Sparta. Schon vorher hatte er von Argos Besitz genommen, und jetzt eroberte er auch sein väterliches Reich Mycenä, in welchem seither ein Sohn des Aegisthus geherrscht hatte. Orestes starb hochbejahrt durch den Biß einer Schlange. Iphigenia, welche an vielen Orten Griechenlands die Verehrung der Diana umgestaltet haben soll, und Elektra, welche von Orestes seinem Freunde Pylades vermählt worden war, starben eines natürlichen Todes.

Von den Schicksalen der übrigen Helden des trojanischen Kriegs werden die des Menelaus, des Diomedes, des einen der beiden Ajax, welcher die Zerstörung von Troja überlebte, und des Teucer am häufigsten erwähnt. Menelaus nahm nach der Eroberung Troja's die schöne Helena wieder als Gemahlin an. Auch er wurde auf

der Rückfahrt in ferne Gegenden verschlagen, und irrte acht Jahre lang an der afrikanischen und phönicischen Küste umher. Den Rest seiner Tage verlebte er im ruhigen Besitz seines spartanischen Königreichs. Er starb auf unbekannte Weise, und hinterließ eine Tochter, welche Hermione hieß und Orest's Gemahlin war. Über den Tod der Helena, welche ihren Gemahl überlebte, gab es mehrere, einander widersprechende Sagen. — Der argivische König Diomedes hatte ein schweres Loos zu erdulden, weil er einst im Kampfe mit Aeneas die diesem zu Hülfe eilende Göttin Venus verwundet hatte. Er kam zwar bald und glücklich nach Hause; allein Venus hatte während seiner Abwesenheit seine Gemahlin ihm untreu gemacht, und diese hatte mit ihrem Buhlen beschlossen, Diomedes bei seiner Rückkehr zu ermorden. Nur mit Mühe entging Diomedes der Todesgefahr. Er stieg schnell wieder zu Schiffe, und segelte fliehend nach Italien. Hier ließ er sich nieder, und gründete mehrere Städte. Die Sagen über seine Schicksale in Italien und über die von ihm daselbst erbauten Städte sind sehr widersprechend. Sein argivisches Reich wurde nach dem kinderlosen Tode des Thronräubers, der ihn verdrängt hatte, von Orestes in Besitz genommen. — Ajax der Kleine hatte bei der Eroberung Troja's Kassandra, welche in den Tempel der Minerva geflohen war und hier die Statue der Göttin umfaßt hielt, bei den Haaren fortgeschleift, und dabei die Statue umgerissen. Auf seiner Rückfahrt nach Griechenland wurde deshalb sein Schiff von jener Göttin gegen eine Klippe geschleudert. Er entging dabei zwar dem Tode, allein er beleidigte durch seine Prahlerei, daß er trotz des Zornes der Göttin nicht umgekommen wäre, alle Götter, und ward nun entweder durch Minerva erschlagen oder von Neptun im Meere ertränkt. — Teucer, der Bruder des anderen Ajax, kam glücklich nach seiner Heimath Salamis zurück; weil er aber unterlassen hatte, den Tod seines Bruders an Odysseus zu rächen, nahm ihn sein Vater nicht auf. Er mußte also eine zweite Irrfahrt beginnen, um sich ein neues Salamis zu suchen. Er stieg zuletzt bei der Insel Cypern ans Land, ließ sich daselbst nieder, und gründete eine Stadt, der er den Namen seiner Heimath Salamis gab. —

Betrachten wir den Zustand Griechenlands unmittelbar nach dem trojanischen Krieg, so finden wir fast überall eine Zerrüttung

der während desselben bestandenen Verhältnisse. Innere Zwistigkeiten herrschten, wie die mitgetheilten Sagen von der Heimkehr der Helden zeigen, in den meisten Staaten, und in Folge davon fanden Umwälzungen im Inneren und Auswanderungen nach fremden Ländern Statt. Das mächtige Herrscherhaus der Pelopiden, das an der Spitze Griechenlands gestanden hat, sank von seinem Glanze herab; und obgleich Orestes ein neues Reich gründete, welches größer war als das seines Vaters, so erlangte dasselbe doch weder in seinem Inneren noch in seinen Verhältnissen zu den anderen Staaten Festigkeit und Bestand. Die Macht der Pelopiden war für immer gebrochen; das Band, welches im trojanischen Kriege die übrigen Staaten an dieselben geknüpft hatte, war zerrissen; und achtzig Jahre nach dem Ende jenes Krieges erlagen alle Staaten, die am Zuge nach Troja Theil genommen hatten, dem Andrang der kräftigen Dorer und Aetoler, die aus ihren bergigen Ländern im Norden hervorbrachen, und eine bleibende Umgestaltung Griechenlands bewirkten. Dieses wichtige Ereigniß fällt zwar noch in das heroische Zeitalter der Griechen, dessen Ende erst etwa hundert Jahre später zu setzen ist, hängt aber so enge mit den folgenden Zeiten zusammen, daß es zweckmäßiger ist, seine Darstellung erst später im ununterbrochenen Zusammenhange mit diesen zu geben.

6. Charakter und Geist des heroischen Zeitalters der Griechen.

Die Erzählungen der griechischen Sagengeschichte lassen einen Haupt-Unterschied zwischen den früheren und späteren Jahrhunderten der Heroen-Zeit erkennen: sie zeigen uns nämlich eine im Verlauf dieser Zeit fortschreitende Bildung. Der Inhalt der Sagen von einem Perseus, einem Herkules und einem Theseus oder von dem Kampf der Lapithen und Centauren stellt die Griechen der früheren Zeit als ein halbwildes und von grimmigen Thieren, Räubern und Tyrannen geplagtes Volk dar. Riesen, furchtbare Schlangen und andere Ungeheuer, sowie abenteuerliche Reisen in die Unterwelt kommen in jenen Sagen nicht selten vor, und das griechische Volk erscheint in einem Kampfe mit der Wildheit der Natur und mit

seiner eigenen Rohheit begriffen. Ganz anders zeigt sich Griechenland in den Erzählungen und Dichtungen von dem trojanischen Krieg und den übrigen Begebenheiten der späteren heroischen Zeit. In diesen Sagen wird das Wesen der Griechen freundlicher und friedlicher dargestellt, von eigentlichen Wundern ist, mit wenigen Ausnahmen, keine Rede mehr, und Alles deutet auf eine mildere Zeit und geordnetere Zustände.

Von diesen letzten Jahrhunderten oder der eigentlichen Blüthezeit des griechischen Heroenthums besitzen wir in der Iliade und Odyssee, den beiden ältesten erhaltenen Werken der griechischen Literatur, eine treue Schilderung. Beide Gedichte, welche gewöhnlich dem Dichter Homer zugeschrieben werden, sind, neben der Darstellung eines Theils der Heldensagen, ein treues Gemälde der Sitten, des herrschenden Geistes und des häuslichen wie des öffentlichen Lebens der Griechen zur Zeit des trojanischen Kriegs und unmittelbar nach demselben.

Die Griechen jener Zeit erscheinen überall als eine nicht zahlreiche Bevölkerung, welche in kleine Staaten vertheilt ist, in steter Berührung unter einander lebt, und in Sitten, Lebensweise und Sprache keine bedeutende Verschiedenheit zeigt. Es ist ein rüstiges, kriegerisches Volk, das bei einfachen Sitten und unter einem freundlichen Himmel ein leichtes und heiteres Dasein hat. Die Gleichartigkeit der Religion, der Sprache und der Sitten machte, daß die Griechen jener Zeit, obgleich sie in viele Völkerschaften und Staaten geschieden waren, doch gleichsam wie Glieder eines größeren Ganzen einander nahe standen; am Ende der Heroenzeit waren sogar einzelne Völkerschaften durch nähere Verwandtschaft und gemeinschaftliche Tempel und Feste mit einander noch enger verbunden. Doch war das Band, welches alle umschlungen hielt, ein unsichtbares, und deswegen hatte man auch noch keinen Gesammtnamen für die griechische Nation.

Ackerbau und Viehzucht waren die Hauptbeschäftigungen des Volks. Außerdem hatte man einige wenige Gewerbsthätigkeit. Andere Erwerbsquellen waren die Jagd, der Fischfang und der Krieg. Die Landwirthschaft bestand in Getraide-, Wein- und Gartenbau. Stiere waren das Zugvieh, Esel und Maulthiere dienten zum Lasttragen, Pferde wurden nur selten zum Reiten gebraucht, wohl aber zum Ziehen der Streitwagen im Kampfe. Die Heerden

bestanden hauptsächlich aus Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen. Man hatte Sklaven, welche die niederen Arbeiten verrichteten; sie wurden theils von Seeräubern erkauft, theils durch glückliche Kriege erlangt. Der Seefahrt war man kundig; doch hatten die Schiffe kein Verdeck, und wurden weniger durch Segel, als durch Ruder fortbewegt. Handel trieb man nur sehr wenig; dagegen dienten Krieg und Seeraub als das Hauptmittel sich Reichthümer zu erwerben. Man kannte mehrere Arten von Metallen, und hatte namentlich auch Eisen, allein die Bearbeitung desselben war noch schwierig. Gemünztes Geld hatte man entweder gar nicht oder nur äußerst wenig. Das Weben war die Beschäftigung der Frauen, die besten gewebten Stoffe aber bezog man von den Phöniciern. Man bereitete verschiedene Arten von Waffen, welche zum Theil künstlich gearbeitet waren, und verfertigte Gefäße und Zierrathe aus Metall, Elfenbein, Thon und Holz. Die Beschreibungen, welche von diesen Gegenständen gegeben werden, zeigen, daß der Sinn für die plastische Kunst (d. h. für schöne Formen und ihre Darstellung) erwacht war. Man hatte ferner eine Baukunst: es werden Städte und Dörfer erwähnt, sowie Mauern mit Thürmen und Thoren, und die Häuser der Fürsten waren von Stein erbaut, enthielten viele und große Räumlichkeiten, und hatten auch Gärten und Hallen.

Das Kasten-Wesen war und blieb den Griechen unbekannt. Das Volk bestand zwar in der Heroenzeit aus Edeln und Unedeln, aber die Letzteren nahmen an allen öffentlichen Geschäften von Wichtigkeit Theil, und der Vorzug der Ersteren beruhte nicht etwa blos auf ihrer Geburt, sondern es bedurfte zu seinem Bestehen auch der Erwerbung einer größeren Stärke, Tapferkeit und Gewandtheit. Der Unterschied zwischen beiden Klassen des Volks gründete sich also nicht, wie die orientalische Kasten-Einrichtung, auf Aberglauben und Täuschung, sondern auf die Meinung, daß gewisse Familien körperliche Kraft und kriegerische Tüchtigkeit vorzugsweise besäßen, und deshalb von den Göttern zu Schützern des Landes bestimmt seien, daß aber ihre einzige Berechtigung zu einem Vorzug vor Anderen in der wirklichen größeren Fähigkeit zum Herrschen und Kämpfen bestehe. Die Verfassung war aristokratisch monarchisch, zugleich aber auf das Selbstgefühl und

die mitwirkende Meinung des Volkes geſtützt. Der Staat war gleichſam nur eine kriegeriſche Vereinigung rüſtiger Männer, welche in die zwei Klaſſen der Edeln und Unedeln zerfielen, und einen Häuptling an ihrer Spitze hatten. Dieſer war in ſeinen Beſchlüſſen an die Zuſtimmung des Adels gebunden, und mußte bei wichtigen Angelegenheiten auch das übrige Volk um Rath fragen.

Der König war nur der Erſte der Edeln, und hatte blos als Oberprieſter und Anführer im Kriege ſolche Herrſcherrechte, welche nicht zugleich der Adel mit ihm theilte. Deshalb kam bei ihm, wenn er als eigentlicher Herrſcher eine Bedeutung vor dieſem voraus haben wollte, Alles auf ſeine Perſönlichkeit an: er mußte durch Reichthum, Körperkraft, Tapferkeit, Einſicht und Erfahrung alle Anderen überragen. Der König brachte den Göttern die Opfer für die Geſammtheit dar, und leitete die religiöſen Feſtlichkeiten. Er ſaß auch zu Gericht, aber meiſtens zugleich mit erfahrenen Greiſen aus dem Adel, ſowie eigentlich nur als entſcheidender Schiedsrichter und als Schützer des Schwächeren gegen den Stärkeren; denn ohne daß ein Kläger auftrat, wurde kein Vergehen vor den öffentlichen Richterſtuhl gezogen. Der König hatte die Pflicht, die Geſandten anderer Staaten in ſein Haus aufzunehmen und überhaupt die Fremden zu bewirthen. Seine Einkünfte beſtanden nur in freiwilligen Geſchenken ſeiner Unterthanen, in einem größeren Antheil an der Kriegesbeute und in dem Ertrag gewiſſer ihm angewieſenen Ländereien. Die einzigen Abzeichen ſeiner Würde waren das Scepter oder der Herrſcherſtab und die ihm vorangehenden Herolde. Er nahm bei allen Verſammlungen und Feſtlichkeiten den erſten Sitz ein, und erhielt bei den Opfermahlzeiten eine doppelte Portion Speiſe und Trank. Er wurde zwar ſtets mit Ehrerbietung gegrüßt und angeredet, man verkehrte aber außerdem mit ihm ebenſo wie mit jedem anderen Edeln, und von den orientaliſchen Formen der Huldigung und Ehrfurcht gegen Könige war ſchon bei den älteſten Griechen keine Spur zu finden.

Der Adel beſtand aus den Männern gewiſſer Familien, denen man beſondere Kraft und Gewandtheit als angeborene Vorzüge zuſchrieb, und die durch ſtete ritterliche Übungen dieſe zu erhalten und auf dem Schlachtfeld zu bewähren ſtrebten. Sie nahmen, wie ſchon bemerkt wurde, vorzugsweiſe an der Regierung Theil. Die

Unedeln oder die Gesammtheit freier Bürger der zweiten Klasse wurden bei allen wichtigen Anlässen versammelt, um ihre Zustimmung zu Krieg und Frieden oder zu irgend einer andern Sache von Wichtigkeit zu geben; und die in der Ilade und Odyssee beschriebenen Volksversammlungen zeigen schon jene allgemeine Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten und jene lebendige Regsamkeit, welche später in den griechischen Republiken sich in einem so hohen Grade entwickelten. Überdies gaben damals Tapferkeit und Stärke jedem Manne seinen eigentlichen Werth, und mehr noch, als bloße Körperkraft, verschafften Erfahrung, Beredsamkeit und die verständige Einsicht in das Leben und seine Verhältnisse einem jeden Ehre und Bedeutung.

Der Krieg bestand mehr in den Kämpfen der Könige und Edeln, als in denen des Volks, welches in geschlossenen Massen sich auf dem Schlachtfeld aufstellte. Auch hatte die Erziehung der Häuptlinge nicht den Zweck, Feldherren und Anführer, sondern muthige und gewandte Streiter zu bilden. Schnelligkeit im Laufen, Kraft und Sicherheit im Werfen und Gewandtheit im Ringen wie im Gebrauche der Waffen waren die Hauptsache. Jeder Führer hatte seinen Streitwagen, auf welchem ein neben ihm stehender jüngerer Mann die Zügel lenkte, während er selbst mit dem Wurfspeer kämpfte. Die Befestigung der Städte bestand in einem Graben und einer Mauer mit Thürmen. Eine Belazerungskunst aber gab es noch nicht: man kannte kein einziges, zur Einnahme einer Stadt dienendes Werkzeug.

Musik und Dichtkunst spielten eine große Rolle in dem Leben dieser kriegerischen Völkerschaften. Sie waren unzertrennlich von ihren Mahlen, ihren Festen und ihren Kriegszügen. Die Leier, die Flöte und die Pfeife waren die musikalischen Instrumente der Heroenzeit; die Trompete ward erst am Ende derselben gebräuchlich. Flöte und Pfeife waren die Instrumente des Hirten und Bauern: die Leier dagegen ward von den Dichtern oder Sängern und von manchem der Könige und Edeln gespielt, und diente stets zur Begleitung des Gesangs. Dieser war die Hauptsache, und die Kriegsthaten lebender oder verstorbener Helden bildeten seinen Inhalt. Es gab Sänger oder Barden, welche solche Lieder dichteten und in den Kreisen der Männer sangen; sie standen in großer Achtung.

Die Religion war auf das innigste mit dem Staatsleben verbunden; aber von einer mit Einfluß begabten Priesterschaft zeigt sich nicht die geringste Spur. Der König war auch für die religiösen Angelegenheiten der Leiter, und verrichtete die Opfer, ohne dazu eines Priesters zu bedürfen. Schon bestand zwar neben dem uralten dodonäischen Orakel auch das in der nachfolgenden Zeit so wichtig gewordene Orakel zu Delphi in Phokis; allein Beide hatten in der Heroenzeit kein allgemeines Ansehen und keinen bedeutenden Einfluß. Dagegen gab es sogenannte Seher, welche in dem Rufe standen, höhere Weisheit und eine Art von Verkehr mit den Göttern zu haben, und die deswegen zu Rathe gezogen wurden, um bei wichtigen Unternehmungen den Ausgang vorherzusagen oder bei allgemeinen Unglücksfällen den Grund derselben und die Mittel zu ihrer Beseitigung zu erforschen. Die berühmtesten dieser Männer waren Orpheus, welcher bei dem Argonauten-Zug die Rolle des Sehers spielte, Amphiaraus, der in gleicher Eigenschaft den Zug der Sieben gegen Theben mitmachte, Tiresias, welcher sowohl damals als auch im Krieg der Epigonen der Seher der Thebaner war, und endlich Kalchas, der Seher der Griechen im trojanischen Krieg. Auch diese Männer hatten keinen Einfluß, der nur einigermaßen mit dem der orientalischen Priesterkasten verglichen werden könnte: sie wurden im Grunde nur als Versöhner der beleidigten Gottheit und als Rathgeber angesehen, ihre Weissagungen wurden nicht immer berücksichtigt, und mitunter mußten sie, bei unvollkommenen Verkündigungen, sogar den Zorn des Königs über sich ergehen lassen.

Der Glauben des heroischen Zeitalters ist die Grundlage der späteren griechischen Volksreligion. Er entsprang wahrscheinlich aus verschiedenen Quellen; deswegen kann man ihn auch nicht, wie den der Indier und Egypter, durch einen bestimmten Hauptgedanken bezeichnen. Die Religion der Griechen überhaupt ist nie ein abgeschlossenes System gewesen und darum auch nicht frei von Widersprüchen, zumal da nach der heroischen Zeit auch orientalische Vorstellungen in dieselbe aufgenommen wurden. Die Griechen dieser Zeit dachten sich den Himmel oder vielmehr die Spitzen des gleichsam in denselben hineinragenden Berges Olympus ebenso, wie die Erde, von Wesen belebt; sie stellten sich dieselben, ihrem

Aussehen und ihrer inneren Natur nach, wie menschliche Wesen vor, jedoch mit dem Unterschied, daß sie ihnen Unsichtbarkeit, größere Kraft und einen Einfluß auf die irdischen Dinge zuschrieben. Auch das Leben der Götter war, nach den Vorstellungen des heroischen Zeitalters, dem der Menschen gleich, und unterschied sich von demselben nur durch einen schöneren Anstrich und durch höhere Freuden. Man sah also die Gottheiten als persönliche Wesen an, und hatte diejenige Art von Religion, welche man Anthropomorphismus nennt, und deren wesentlicher Charakter darin besteht, daß man sich die Götter den Menschen ähnlich denkt. Doch war mit dieser Ansicht auf eine unerklärliche Weise auch die Vorstellung verbunden, daß die Götter zugleich die Naturkräfte und Naturerscheinungen seien. Zum Beispiel Zeus, der König und Herrscher im Reiche der Götter, wurde auch als der Gott des Äthers, Apollo als die Sonne, Poseidon oder Neptun als die Gottheit des Meeres angesehen, und die Haine, Quellen, Thäler und Berge dachte man sich, unter dem Namen der Nymphen, von göttlichen Wesen belebt. —

Eigentliche Priester gab es, wenn man die Seher ausnimmt, im heroischen Zeitalter nicht. Der König brachte den Göttern die Opfer für die Gesammtheit dar, wie jeder Hausvater für sich und die Seinen. Nur einige Male erwähnt die Sage der späteren Zeiten wirkliche Priester, in der Iliade und Odyssee aber kommen sie nicht vor. Der Gottesdienst bestand hauptsächlich in Opfern und Gebeten. Tempel hatte man nur wenige, dagegen aber bei jeder Stadt ein abgegrenztes Stück Land, auf welchem sich ein Altar befand. Doch glaubte man zur Gottesverehrung sich nicht an solche heiligen Gehege gebunden, sondern man errichtete oft auch an irgend einer andern Stelle des freien Feldes einen Altar, um zu opfern und zu beten. Die Opfer bestanden darin, daß man den Göttern einige Stücke Fleisch verbrannte und etwas Wein in das Feuer goß, den Rest aber in einem gemeinsamen heiteren Gelage verzehrte. Auch die bestimmten religiösen Festtage hatten einen ganz heiteren Anstrich: man schmauste, trank, scherzte, hielt Kampfspiele, und ließ sich von den Barden die Thaten berühmter Krieger vorsingen. Von dem wilden, rauschenden Charakter, den bei den meisten orientalischen Völkern die Feste hatten, ist bei den religiösen Feierlichkeiten der heroischen Griechen keine Rede. —

So war der Charakter des griechischen Lebens in der späteren Heroenzeit beschaffen. Unter einem milden Himmel lebte also ein rüstiges Volk mit kriegerischem Sinne und einfachen Sitten. Alle nahmen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten, Alle waren frei, und trotz einer gewissen Ungleichheit unter ihnen standen Alle sich nahe, und kannten in ihrem Gemeinwesen keine Art von Druck. Die verhältnißmäßig geringe Bevölkerung des Landes und der Besitz von Sklaven gewährten eine sorgenlose Leichtigkeit des Lebens. Niedere Arbeit kannte ein Theil dieses Volkes nicht. Kriegerische Unternehmungen, Jagd, Übung in den Waffen und Kampfspiele beschäftigten den Körper und stählten seine Kraft; der Geist aber wurde durch religiöse Gebräuche und durch Seher auf das Höhere aufmerksam gemacht, und erhielt eine fortschreitende Entwickelung und Bildung durch das heitere Zusammenleben der Edeln, durch häufige Berathungen über öffentliche Angelegenheiten und gemeinschaftliche Kriegszüge, vor Allem aber durch die dichterischen Erzählungen der Barden und die veredelnde Macht der Musik.

Die Weltgeschichte zeigt viele Jahrhunderte später im Norden Europa's ähnliche Zustände, deren Vergleichung mit dem heroischen Zeitalter der Griechen dazu dienen kann, den Geist einer Zeit klarer zu machen, welche in dem Leben der Völker nicht über die ersten Anfänge der höheren Cultur hinausreicht, und deshalb meist außerhalb der sicher erkannten Geschichte liegt. Von den alten Britten in Wales, den Schotten im Norden der brittischen Insel und den Germanen in Skandinavien haben sich Sagen und Lieder erhalten, die uns das Leben dieser Völker kurz vor dem Beginn des eigentlichen Mittelalters darstellen, und in denen eine nordische Heroenzeit sich abspiegelt, welche über tausend Jahre dauerte. Der herrschende Geist, die Lebensweise und die Cultur dieser nordischen Heldenzeit sind dem Charakter der griechischen im höchsten Grade ähnlich; es zeigen sich nur einige wenige Unterschiede, welche zum Theil dem Einfluß des Klima's zuzuschreiben sind.

Der auffallendste dieser Unterschiede besteht darin, daß die Griechen im Verlauf ihrer Heldenzeit sich veredelten und milder wurden, während umgekehrt die nordischen Völker in der früheren Periode ihrer Heroenzeit größer, aufstrebender, reiner und würdiger

erscheinen, als in der späteren. Die Griechen hatten ferner vor den nordischen Helden den Vorzug voraus, daß bei ihnen Einsicht, Erfahrung und Beredsamkeit größere Auszeichnung verliehen, als die bloße Körperkraft. Die griechischen Völkerschaften standen außerdem in der Heroenzeit sich näher, waren in gewisser Hinsicht mit einander verbunden, und machten gemeinschaftliche Unternehmungen, an denen viele von ihnen Antheil nahmen; die verschiedenen Stämme der nordischen Völker dagegen waren in ihren früheren Zeiten ganz vereinzelt, und in den späteren blos durch einen Lehens-Verband mit einander vereinigt. Die Ersteren machten ferner einen Unterschied zwischen Griechen und Nichtgriechen, der nordische Held aber erkannte jedem, der gleiche Körperstärke mit ihm besaß, auch den gleichen Vorzug zu. Ebenso zog der Grieche stets seine Heimath allen andern Ländern vor, und überallhin begleitete ihn der Gedanke an sein Vaterland und die Sehnsucht nach demselben; der streifende Nordländer dagegen fühlte überall, wohin er kam, sich zu Hause, er suchte und fand außer seiner Heimath bessere Wohnsitze, und sehnte sich daher auch nicht nach jener zurück. Der Hauptunterschied endlich besteht in dem lebensfrohen Sinne der Griechen und jenem ernsten, melancholischen Charakter, der die nordischen Heroenvölker auszeichnete. Der Nordländer war düster wie sein Himmel, und das irdische Leben gab sich ihm deswegen vorzugsweise von der Seite seiner Nichtigkeit und seiner Entbehrungen her zu erkennen; dies trieb ihn zu roher Lebensverachtung, und machte, daß er erst in dem Heldenthale der anderen Welt das wahre Leben und einen dauernden Genuß erwartete. Der Grieche dagegen hielt unter seinem heiteren Himmel gerade das Leben am freundlichen Sonnenlicht der Oberwelt für ein wahrhaftiges Leben, das der Unterwelt aber erschien ihm, sogar beim größten Glück, nur als ein Schatten von jenem; er liebte deshalb das Leben, hielt den Tod stets für ein bitteres Geschick, und erkannte demgemäß sogar die Schnellfüßigkeit eines Helden als einen großen Vorzug an.

III. Geschichte der Griechen

von dem Ende der heroischen Zeit an bis zu dem Beginn der Perser-Kriege.

1. Die Rückkehr der Herakliden und ihre Folgen.

Bald nach dem trojanischen Krieg erlitt Griechenland eine Umwälzung, welche nicht allein dieses Land, sondern auch den größten Theil der Küsten des Mittelmeers umgestaltete. In Griechenland selbst wurden dadurch die meisten älteren Staaten vernichtet und statt derselben neue gegründet, welche zum größten Theil sich durch die ganze griechische Geschichte hindurch erhielten. Wegen dieser gewaltsamen Veränderungen fanden viele Auswanderungen in fremde Länder Statt, und das griechische Volk breitete sich durch Colonieen bis zu den Küsten Kleinasiens und des gesammten schwarzen Meeres einerseits und bis nach Afrika und Spanien andererseits aus.

Diese Umwälzungen lassen sich mit den Stürmen vergleichen, durch welche mehrere Jahrhunderte früher der Namen und das Wesen der Pelasger aus Griechenland verdrängt worden waren. Griechische Völkerschaften, welche seither unbedeutend gewesen waren, breiteten sich erobernd über Griechenland aus, und vertrieben oder unterwarfen die Achäer, die im heroischen Zeitalter den überwiegenden und herrschenden Theil der Nation gebildet hatten.

Zuerst brach, etwa sechszig Jahre nach der Zerstörung Troja's, die Völkerschaft der Thessalier, die seither in Epirus gewohnt hatte, in dasjenige Land ein, welches von nun an nach ihr den Namen Thessalien führte. Sie ließ sich in der Mitte dieses Landes nieder, verdrängte einen Theil der einheimischen Völkerschaften aus demselben, und unterjochte die meisten der zurückbleibenden. Die unterworfenen Bewohner des flachen Landes wurden zu Leibeigenen

gemacht, und erhielten als solche den Namen Penesten. Von den aus Thessalien verdrängten Völkerschaften wanderten zwei in das mittlere Griechenland. Die eine war die der Böotier, zu welcher einst, am Ende des Epigonen-Kriegs, viele Thebaner geflohen waren, die andere war die Völkerschaft der Dorer. Die Böotier zogen nach dem ihnen gleichnamigen Lande, in welchem sie der Sage nach schon in uralter Zeit gewohnt hatten, und unterwarfen sich hier ebensowohl das Reich der Minyer, als auch das der Thebaner. Die Dorer dagegen wanderten in das auf der Südseite des Oeta-Gebirgs gelegene Land Doris, in welchem schon in früheren Zeiten einzelne Schaaren derselben sich niedergelassen hatten.

So wurden Thessalien und ein Theil von Mittelgriechenland umgestaltet. Auch im Westen des letzteren Landes, in Aetolien und Akarnanien, traten ähnliche Veränderungen ein, über welche uns aber keine näheren Angaben überliefert worden sind. Das nördliche Griechenland und die westliche Hälfte des mittleren verloren in Folge dieser Umgestaltung die Bedeutung, welche sie im heroischen Zeitalter gehabt hatten: sie blieben in der Cultur hinter den übrigen Griechen zurück, und traten deshalb für die Dauer mehrerer Jahrhunderte so sehr in den Hintergrund, daß sie auf den Gang der Geschichte in den nächsten Zeiten gar keinen Einfluß ausübten.

Auch die übrigen Theile von Griechenland erlitten eine Umänderung; denn die von Epirus und Thessalien ausgegangene Völkerbewegung blieb nicht in Mittelgriechenland stehen, sondern setzte sich bis zum äußersten Süden des Peloponnes fort. Ein großer Theil der Dorer brach nämlich in Verbindung mit vielen Aetolern bald wieder auf, wanderte in diese Halbinsel, und eroberte den größten Theil derselben. Die eigentliche Ursache dieser Wanderung, deren Anfang in das Jahr 1104 v. Chr. verlegt wird, ist uns nicht bekannt. Es heißt, daß die Herakliden oder die Nachkommen des Herkules, welche von Eurystheus aus ihrer Heimath vertrieben worden wären, bei den Dorern Aufnahme gefunden und sie zu diesem Eroberungszuge bewogen hätten, und deswegen wird auch die dorische Einwanderung in den Peloponnes gewöhnlich die Rückkehr der Herakliden genannt. Schon Hyllus, der

Sohn des Herkules, hatte von Athen aus die Eroberung seines väterlichen Heimathlandes einige Male versucht, war aber dabei stets unglücklich gewesen. Bald nach seinem Tode begaben die Herakliden sich zu den Dorern. Sie wanderten mit denselben aus Thessalien nach dem Lande Doris, und machten von hier aus zweimal vergebens den Versuch, ihre Heimath zu erobern. Endlich gelang dies den Urenkeln des Hyllus, Temenus, Kresphontes und Aristodemus, welche an der Spitze einer aus etwa zwanzig tausend streitbaren Männern bestehenden Schaar Dorer den Peloponnes eroberten. An diese Dorer hatten sich viele Aetoler unter der Anführung ihres königlichen Prinzen Oxylus angeschlossen.

Die Herakliden eroberten nicht blos ihr Heimathland Argolis, sondern den ganzen Peloponnes mit Ausnahme von Arkadien und Achaja. Sie vertheilten das unterworfene Land in folgender Weise unter sich: Temenus erhielt Argolis, Kresphontes dagegen Messenien; Aristodemus war auf dem Zuge gestorben, seine Zwillingssöhne Eurysthenes und Prokles aber gelangten zum gemeinschaftlichen Besitz von Lakonien; Korinth fiel einem vierten Urenkel des Herkules, Aletes, zu; auch Sikyon wurde einem Herrscher aus dem Hause der Herakliden untergeben; in Elis endlich ward der Aetoler Oxylus König. Arkadien behauptete seine Unabhängigkeit, trat aber gleich anfangs mit den neuen Beherrschern des Peloponnes in ein freundliches Verhältniß. Der damalige König des Landes gab nämlich seine Tochter dem Kresphontes zur Gemahlin. In dem Lande Achaja, dessen Einwohner dem ionischen Stamme angehörten, und seither den achäischen Beherrschern von Argolis untergeben gewesen waren, behauptete sich der letzte von diesen, Tisamenus, ein Sohn Orest's, nachdem er die Jonier von dort verjagt hatte. Diese wanderten zu ihren Stammverwandten in Attika aus; in dem ihnen entrissenen Lande aber, welches von jetzt an den Namen Achaja führte, erhielt sich der einzige selbstständige Überrest des einst so mächtigen Stammes der Achäer. Bald nach der Rückkehr der Herakliden besetzten die Dorer auch das außerhalb des Peloponnes liegende Land Megaris.

Von den besiegten achäischen Einwohnern des Peloponnes wanderten sehr viele aus, und suchten sich jenseit des Archipelagus eine neue Heimath. Das Loos der zurückgebliebenen Achäer war

nicht in allen dorischen Staaten gleich. In Lakonien wurden sie am härtesten behandelt, und es brachen noch lange Zeit öftere Empörungen derselben aus, bis endlich ein Theil von ihnen zu Staatssklaven gemacht wurde, und ein anderer Theil gewisse Rechte erhielt, vermöge deren er die zweite Klasse der Bürger bildete. In Messenien wurden die Unterworfenen von Anfang an milder behandelt, obgleich sie auch hier den Dorern nicht gleichgestellt wurden. Die Elier, welche wie die eingewanderten Aetoler zu dem äolischen Stamme der Griechen gehörten, wurden von den Eroberern ihres Landes nicht als Unterworfene angesehen, sondern bildeten mit ihnen gleich von Anfang an ein und dasselbe Volk. Auch in Korinth und Sikyon vermischten die Dorer sich bald mit dem geringen Rest der Besiegten. Dasselbe geschah in Argolis, wo die Zahl der eingewanderten Dorer, im Verhältniß zu den zurückgebliebenen Achäern, gering war, die Sieger und ihre Nachkommen aber doch wahrscheinlich den Adel des Landes bildeten.

Die Einwanderung der Dorer in den Peloponnes hatte die wichtigsten Folgen für die ganze fernere griechische Geschichte. Der Peloponnes war von jetzt an ein dorisches Land, wie er früher ein achäisches gewesen war. Da außerhalb desselben nur die kleinen Länder Doris und Megaris dorisch waren, so bildete diese Halbinsel fortan eine Art von Gegensatz gegen das übrige Griechenland. Außerdem wurde ebenso, wie einst die Könige von Mycenä mit überwiegender Macht an der Spitze der achäischen Reiche gestanden hatten, jetzt Lakonien der vorherrschende dorische Staat. Dieser Staat erhielt, zum Unterschied von den übrigen griechischen Ländern, in seiner Entwickelung eine ganz kriegerische Richtung, und dadurch wurde der Gegensatz zwischen Dorern und Nicht-Dorern noch viel größer. Ferner veranlaßte die Eroberung des Peloponnes durch die Dorer, sowie der Einbruch der Thessalier in das nach ihnen benannte Land, viele Auswanderungen, und es entstand dadurch, im Osten wie im Westen von Griechenland, eine große Zahl von griechischen Colonieen; diese gediehen und vermehrten sich in so hohem Grade, daß in kurzer Zeit die meisten Küsten des mittelländischen und schwarzen Meers von Griechen besetzt waren. Der Wohlstand, den diese Colonieen sich erwarben, und die Bildung, zu welcher sie sich erhoben, wirkten auf die Ent-

wickelung der Bewohner des eigentlichen Griechenlands fördernd zurück, und es entstand auf diese Weise jene hohe Blüthe der Cultur, durch die der Namen des griechischen Volks für alle Zeiten unsterblich geworden ist.

2. Die griechischen Colonieen.

Schon unmittelbar nach dem trojanischen Krieg waren Schaaren von Griechen ausgewandert, und hatten in Italien und Sicilien Colonieen gegründet. Einige Menschenalter nachher veranlaßte die Völkerbewegung, welche Thessalien, einen Theil von Mittelgriechenland und den Peloponnes umgestaltete, neue und zahlreichere Auswanderungen, welche hauptsächlich nach Kleinasien gerichtet waren, und dort die Gründung vieler Colonieen bewirkten. Kriege zwischen den verschiedenen Völkerschaften Griechenlands und die im Innern der einzelnen Staaten ausbrechenden Zwistigkeiten hatten neue Auswanderungen zur Folge, und vermehrten also die Zahl der griechischen Colonieen. Außerdem gründeten die Colonieen selbst ihres Handels wegen viele Pflanzstädte, besonders an den entfernteren Küsten des schwarzen und mittelländischen Meeres. Endlich wurden die griechischen Staaten und Colonieen zuweilen auch durch Übervölkerung oder durch den Wunsch, ihre politische Macht zu erweitern, zu neuen überseeischen Ansiedelungen veranlaßt.

So entstand, in den nächsten fünf Jahrhunderten nach der Rückkehr der Herakliden, nach und nach eine außerordentliche Menge griechischer Colonieen, welche, von Spanien an bis zum nördlichen und östlichen Ende des schwarzen Meers, den größten Theil der Küsten von Südeuropa und Kleinasien, sowie das im Westen von Egypten gelegene Land Barka und die meisten Inseln des mittelländischen Meeres einnahmen. Die Zahl der griechischen Colonieen betrug um das Jahr 600 v. Chr. mindestens zweihundert fünfzig. Die nördlichste dieser Pflanzstädte war Tanaïs an der Mündung des Don-Flusses, die östlichste Phasis im heutigen kaukasischen Lande Imeretien, die südlichste Cyrene im afrikanischen Lande Barka, die westlichste Mänake in der spanischen Provinz Andalusien. Die bemerkenswerthesten griechischen Colonieen sind die nachfolgend verzeichneten, bei welchen zugleich die nach der Rückkehr der Herakliden neu bevölkerten griechischen Inseln mit angegeben sind.

1. Von den Colonieen in Kleinasien sind die auf der Westküste dieser Halbinsel gelegenen die wichtigsten. Die Küsten der, vom Hellespont bis zur Insel Rhodus sich ausbreitenden, Länder Mysien, Lydien und Karien wurden mit so vielen Colonieen der drei griechischen Stämme der Aeolier, Jonier und Dorer bedeckt, daß die von diesen eingenommenen Landstriche die Namen Aeolis, Jonien und Doris erhielten. Aeolis umfaßte einen Theil der Westküste von Mysien, oder das im Osten und Südosten der Insel Lesbos gelegene Land, Jonien die im Osten und Südosten von Chios liegende Westküste von Lydien, Doris das westliche Karien oder die von Rhodus bis gegen die Insel Samos hin sich erstreckende Küste. Übrigens wurden in diese Namen auch die den Küsten nahe liegenden Inseln mit einbegriffen.

Die ältesten griechischen Colonieen in Asien waren die im Lande Aeolis. Die Sage führt ihre Gründung zum Theil bis auf einen Sohn des Orestes hinauf; später zogen, in Folge der Wanderungen der Thessalier und Dorer, sowohl Aeolier aus Böotien, als auch Achäer aus dem Peloponnes nach jenem Lande, und gründeten die übrigen. Sie erhielten den Namen der äolischen Colonieen, weil die Mehrzahl ihrer Bürger dem äolischen Stämme angehörte. Auf dem festen Lande wurden zwölf Städte gegründet, von welchen Kyme und Smyrna die wichtigsten waren. Die letztere Stadt schloß sich schon in früher Zeit an die benachbarten ionischen Colonieen an, und wird deshalb gewöhnlich eine ionische Stadt genannt. Auch auf Lesbos siedelten sich die Aeolier an, und hier blühte namentlich die Stadt Mitylene auf, von welcher diese Insel ihren heutigen Namen Metelino erhielt. Ebenso wurden von den älteren äolischen Städten aus später Colonieen auf der Insel Tenedos, an der nördlich von Aeolis gelegenen Küste Mysiens und in andern Ländern gegründet. Wahrscheinlich bildeten die zwölf ältesten äolischen Pflanzstädte einen Bund, in welchem die wichtigsten allgemeinen Angelegenheiten einer gemeinschaftlichen Berathung unterworfen waren.

Die Colonieen im Lande Jonien wurden hauptsächlich von jenen Joniern gegründet, die bei der Rückkehr der Herakliden aus Achaja vertrieben worden waren, und sich damals für eine kurze Zeit in Attika niedergelassen hatten. Doch wanderten auch viele

andere Griechen nach jenem Lande aus, und vermischten sich daselbst mit den Joniern. Auch die ionischen Pflanzstädte waren zwölf an der Zahl. Unter diesen sind Milet, Kolophon, Ephesus, Teos, Phokäa, Samos und Chios besonders hervorzuheben. Diese zwölf Städte bildeten einen Bund, und an bestimmten Tagen wurden bei einem Tempel, welcher das Panionium hieß und auf dem Vorgebirge Mykale lag, Versammlungen aller Bürger der Bundesstädte gehalten, um gemeinschaftlich religiöse Feste zu feiern und über Krieg und Frieden und andere allgemeine Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen. Auch die ionischen Pflanzstädte gründeten viele neue Colonieen, namentlich die Stadt Milet, von welcher allein nach und nach mehr als siebenzig Ansiedelungen ausgingen.

Die Colonieen im Lande Doris waren jünger, als die äolischen und ionischen. Sie wurden von verschiedenen dorischen Staaten des Peloponnes gegründet, und bestanden aus sechs ebenfalls in einen Bund vereinigten Städten. Von diesen lagen drei, welche später unter dem Namen Rhodus in eine vereinigt wurden, auf der Insel Rhodus; die anderen drei waren Halikarnassus, Knidus und die auf einer gleichnamigen Insel liegende Stadt Kos. Auch von ihnen gingen wieder neue Ansiedelungen aus.

Die äolischen, ionischen und dorischen Colonieen in Kleinasien waren ohne große Schwierigkeiten gegründet worden, weil die ursprünglichen Einwohner der gleichnamigen Länder aus vielen kleinen Völkerschaften bestanden, welche größtentheils mit einander in Feindschaft lebten. Diese waren also leicht zu besiegen, zumal da manche derselben, wie z. B. die von Seeraub lebenden Karier, aller Vortheile eines civilisirten Volks ermangelten. Außerdem dachten aber auch die angesiedelten Griechen durchaus an keine Eroberung des von der Küste nach dem inneren Kleinasien sich erstreckenden Landes, und als ein gewerbthätiges und handeltreibendes Volk zeigten sie sich alsbald jenen Völkerschaften dadurch nützlich, daß sie ihnen die nöthigen Waaren lieferten. Diese Verhältnisse gewährten den regen und bildsamen griechischen Ansiedlern den Vortheil, daß sie sich schnell zu äußerem Wohlstand heben konnten, und daß ihr Verkehr mit Menschen der verschiedenartigsten Sitten ihre geistige Entwickelung förderte.

Die Lage der kleinasiatischen Griechen änderte sich, als im siebenten Jahrhundert vor Christo das lydische Reich, unter den auf einander folgenden Königen Gyges, Ardyes, Sadyattes, Alyattes und Krösus, immer ausgedehnter und mächtiger wurde; denn dem Kampf mit einem größeren und zugleich geschickt geleiteten Staate waren die Colonieen in Kleinasien nicht gewachsen, weil sie kein geschlossenes Ganze bildeten und, auf eine lange Küstenlinie hin vertheilt, leicht einzeln bekriegt werden konnten. Nach einem langen Kampfe mußten sie daher fast insgesammt sich dem letzten lydischen König, Krösus, unterwerfen. Als die Perser unter Cyrus das lydische Reich eroberten, huldigten die Aeolier und Dorer diesem neuen Herrn von Vorderasien wahrscheinlich freiwillig. Von den Joniern thaten dies nur die Bürger von Milet, die andern Städte dagegen beschlossen nach einer gemeinschaftlichen Berathung, sich den Persern zu widersetzen und die Spartaner um Hülfe anzugehen. Die Letzteren erfüllten aber diese Bitte nicht, und die ionischen Städte wurden nun einzeln von den Persern unterworfen. Nur die Bürger von Phokäa und Teos wollten das persische Joch unter keiner Bedingung tragen, und entsagten, wie bereits in der persischen Geschichte erzählt ward (s. oben S. 127), lieber ihrer Heimath, als ihrer Freiheit. Ebendaselbst ist auch schon berichtet worden, daß die ionischen Griechen zu Darius Hystaspis Zeit sich gegen die Perser empörten, und von ihnen alsbald wieder unterworfen wurden (s. oben S. 136). Das Land litt durch die Verwüstungen des persischen Heeres sehr, und die Bewohner desselben wurden mit Härte bestraft, besonders die Bürger der Stadt Milet, von denen die Empörung ausgegangen war. Milet wurde geplündert und theilweise zerstört, ein großer Theil der Einwohner getödtet und die Mehrzahl der übrigen in das innere Asien geschleppt und am Tigris angesiedelt. Doch stieg die Stadt wieder aus ihren Trümmern empor.

Von den einzelnen äolischen, ionischen und dorischen Colonieen in Kleinasien hatten, bis zur Zeit der Unterwerfung unter die Perser, Milet, Phokäa und Samos die größte Bedeutung. **Milet** war in der älteren Zeit die reichste und mächtigste aller jener Colonieen. Diese Stadt erhob sich so sehr, daß sie achtzig bis hundert Kriegsschiffe besaß. Sie entwickelte eine große

Gewerbsthätigkeit, hatte eine sehr bedeutende Schafszucht, und lieferte besonders vortreffliche Teppiche und Kleidungsstoffe, welche weit und breit berühmt waren. Ihr Handel erstreckte sich sowohl in das Innere von Asien, als auch bis über die Straße von Gibraltar hinaus, war aber vorzugsweise nach den Küsten des schwarzen Meeres gerichtet, deren halbwilde Bewohner von den Milesiern Wein, Tuch und andere Producte der griechischen Betriebsamkeit gegen Häute, Pelzwerk, Wolle und Sklaven eintauschten. Milet hatte daher auch am schwarzen Meer seine meisten Colonieen angelegt, von welchen Heraklea, Sinope, Amisus, Cerasunt, Trapezunt, Phasis, Odessus, Olbia, Pantikapäum, Phanagoria und Tanais sich zu wichtigen Handelsstädten erhoben. Übrigens zeichnete sich die Stadt Milet nicht durch Handel und Gewerbe allein aus, sondern es blühte daselbst schon früh auch die höhere geistige Bildung, und Milet hat den Ruhm, daß einige der bedeutendsten älteren Schriftsteller des griechischen Volks, wie die Philosophen Thales und Anaximander und der Geschichtschreiber Hekatäus, in ihm geboren waren. Nahe bei der Stadt lag der vielbesuchte, uralte Tempel des sogenannten didymäischen Apollo mit einem Orakel und einer erblichen Priesterschaft aus der Familie der Branchiden.

Phokäa hatte ein kleines Gebiet, und vermochte, bei dem Aufstand der Jonier gegen die persische Oberherrschaft, nur drei Schiffe zu der gemeinschaftlichen Flotte zu stellen; allein seine Bürger haben durch das glänzende Beispiel von Freiheitsliebe, welches sie beim unglücklichen Ausgang dieser Empörung gaben (s. oben S. 128), sich größeren Ruhm erworben, als die Milesier und andere ihrer Landsleute durch ihren Glanz und ihre Macht. Die rüstigen und betriebsamen Phokäer hatten ferner das Verdienst, daß sie nächst den Samiern zuerst von allen Griechen die Fahrt nach dem fernen Spanien machten, daß sie früher als alle übrigen Griechen größere Kriegsschiffe erbauten, und daß durch sie zuerst griechische Bildung und der Wein- und Oelbau nach Südfrankreich und Spanien gebracht wurden. Der Handel der Phokäer war hauptsächlich nach dem Westen des mittelländischen Meers gerichtet, und hier gründeten sie unter Andern die Colonie Massilia oder das heutige Marseille.

Die durch große Fruchtbarkeit ausgezeichnete Insel Samos, deren Hauptstadt den gleichen Namen führte, erhielt eine große Bedeutung für die Schifffahrt und die Kunst des griechischen Volks. Die Samier, deren Handel vorzugsweise nach der afrikanischen Küste gerichtet gewesen zu sein scheint, waren die ersten Griechen, welche durch die Straße von Gibraltar schifften. Auf, ihrer Insel blühten schon früh die Künste, ihre Hauptstadt war, ehe Athen sich erhob, eine der schönsten griechischen Städte, und der in derselben erbaute Tempel der Juno soll das größte Gebäude Griechenlands gewesen sein. Samos war, nach allen Berichten aus früherer Zeit, einer der ältesten Sitze griechischer Kunst. Schon ein angeblicher Zeitgenosse des Dädalus, welcher ebenso berühmt als dieser ist, Smilis, soll der Sage nach eine Statue der Juno für die Samier verfertigt haben. Auch später blühten die Künste in Samos, und diese Insel hatte namentlich den Ruhm, daß zur Zeit des Polykrates zwei samische Künstler die Erzgießerei erfanden.

Im Staatsleben der Samier waltete ein ewiger Kampf der Parteien, und dies hatte zur Folge, daß öfters ein unternehmender Mann die Zwietracht der Bürger benutzte, um sich zum alleinigen Gebieter oder, wie die Griechen einen solchen unrechtmäßigen Herrscher in Freistaaten nannten, zum Tyrannen aufzuwerfen. Der berühmteste dieser samischen Fürsten war Polykrates, welcher wahrscheinlich von 565 bis 522 v. Chr. regierte. Polykrates stützte seine Herrschaft auf Soldtruppen, auf großartige Unternehmungen, durch die er dem Volke Beschäftigung gab, und auf die glänzende Pracht, durch welche er dasselbe blendete. Er strebte, wie einst Minos von Kreta, nach einer See-Herrschaft, und suchte den ganzen Archipelagus von sich abhängig zu machen. Er unterwarf sich auch wirklich viele Inseln und einige Städte der kleinasiatischen Küste, schloß Bündnisse mit den Egyptern und den Persern, und suchte vor Allem sich Schätze zu sammeln, um die Kosten für ein starkes Heer, eine große Flotte und einen königlichen Aufwand bestreiten zu können. Das Glück begünstigte ihn bei seinen Unternehmungen in so hohem Grade, und wandte sich zuletzt so schnell von ihm, daß er, wie bereits oben (S. 74) angegeben ist, deshalb von den späteren Griechen oft als Beispiel angeführt wurde. Er besiegte die mächtigen Milesier in einer großen Seeschlacht, unterdrückte

einen gefährlichen Aufstand, obgleich die Spartaner und Korinther denselben unterstützten, und erwarb sich so viele Schätze, daß er eine Flotte von hundert großen Kriegsschiffen, eine Leibwache von tausend Mann und ein starkes Söldnerheer unterhalten konnte, und außerdem noch große Bauwerke aufzuführen und seinen Hof auf das glänzendste einzurichten im Stande war. Polykrates strebte auch nach dem Ruhme eines Förderers der Wissenschaften und Künste: an seinem Hofe lebten lange Zeit die zwei berühmten Dichter Simonides und Anakreon, und er legte eine der ältesten griechischen Bücherssammlungen an. Ungeachtet dieser scheinbaren Liebe zu den edleren Bestrebungen der Menschheit regierte er mit Härte und Grausamkeit, so daß er allgemein verhaßt war, und der berühmteste Philosoph jener Zeit, Pythagoras, deshalb sein Geburtsland Samos verließ.

Die Habsucht, von welcher Polykrates sein ganzes Leben hindurch sich beherrschen ließ, stürzte ihn zuletzt ins Verderben. Er stand nämlich mit dem Perser-König Kambyses in freundlichem Verhältniß, und der vorderasiatische Satrap desselben, Orötes, benutzte dies, lockte den Beherrscher von Samos unter dem Vorwand, ihm zu neuen Eroberungen behülflich zu sein, zu sich, und ließ ihn ermorden. In Samos brach sogleich wieder Zwietracht wegen der Regierung aus, und dies erleichterte den Persern die Unterwerfung der Insel. Bei der Eroberung derselben kam ein großer Theil der Einwohner durch die Raub- und Mordlust der rohen Asiaten ums Leben. Als Vasall des persischen Königs wurde Syloson eingesetzt, welcher früher mit seinem Bruder Polykrates auf Samos geherrscht hatte, dann aber von demselben verjagt worden war, und sich die Gunst des Königs Darius Hystaspis erworben hatte. An dem Aufstand der Jonier gegen die persische Herrschaft nahmen die Samier zwar Theil, sie gingen aber in der entscheidenden Schlacht zu den Feinden über, und trugen dadurch nicht wenig zur Besiegung ihrer Landsleute bei. Samos sank in der folgenden Zeit immer mehr, und gelangte nie wieder zu seiner früheren Handelsgröße, deren Blüthezeit die Regierung des Polykrates gewesen war.

Von den übrigen kleinasiatischen Colonieen der Griechen ist zunächst die äolische Stadt Smyrna hervorzuheben, nicht weil sie

in der älteren griechischen Zeit eine große Bedeutung gehabt hätte, sondern weil sie allein von allen kleinasiatisch-griechischen Städten sich unter ihrem alten Namen erhalten hat, und jetzt der wichtigste Seeplatz an der Ostseite des Archipelagus ist. Sie trat schon beinahe 700 Jahre vor Christi Geburt zum ionischen Bunde über, dessen Städtezahl dadurch von zwölf auf dreizehn stieg. Nicht lange nachher ward sie von einem lydischen König zerstört, und erst vierhundert Jahre später stieg sie von neuem aus ihren Trümmern empor. Dieses neue Smyrna blühte schnell auf, und wurde eine bedeutende Handelsstadt.

Auf der Insel Lesbos waren sechs Städte gegründet worden, welche von einander unabhängig waren, und von denen Mitylene sich bald als die mächtigste über die andern erhob. In dieser Hauptstadt von Lesbos herrschte, wie in andern griechischen Colonieen, von Zeit zu Zeit blutiger Bürgerzwist, den dann öfters ein einzelner Bürger benutzte, um Alleinherrscher zu werden. Der Zwietracht und der Gewaltherrschaft müde, ernannten endlich, im Jahre 589 v. Chr., die Mitylenäer ihren, durch große Weisheit ausgezeichneten Mitbürger Pittakus zum unumschränkten Herrscher auf unbestimmte Zeit, damit er Ordnung und Ruhe wiederherstelle und bleibend befestige. Pittakus regierte zehn Jahre, richtete während dieser Zeit Gesetze und Sitten neu ein, und legte dann die Herrschaft freiwillig nieder. Mitylene erfreute sich aber der durch Pittakus neu gegründeten republikanischen Freiheit nicht lange, denn es mußte bald nachher, gleich den übrigen Kleinasiaten, den Persern huldigen. Seine höchste Blüthe hatte Mitylene sowie Lesbos überhaupt zur Zeit des Pittakus erreicht. Damals hatte der berühmte Weinbau und der ausgedehnte Handel von Lesbos einen großen Wohlstand und eine heitere Behaglichkeit über die Insel verbreitet, und damals lebte die berühmteste griechische Dichterin, Sappho, und der ebenso berühmte lyrische Dichter Alcäus, welche Beide auf Lesbos geboren waren. Hundert Jahre früher hatte ein anderer lesbischer Dichter, Terpander, die griechische Musik durch einige Erfindungen so sehr verbessert, daß er als einer der Schöpfer derselben anzusehen ist.

Kolophon war einer der frühesten Sitze der griechischen Philosophie, zeichnete sich durch die Trefflichkeit seiner Pferde und

Reiterei aus, und besaß ebenfalls eine große Seemacht. — Die Stadt Ephesus wurde besonders wegen eines Tempels der Diana berühmt, zu welchem man aus ganz Kleinasien wallfahrtete, und der, als er im Jahre 356 v. Chr. niedergebrannt war, so glänzend und großartig wieder aufgebaut wurde, daß er seitdem für eines der Wunderwerke der Welt galt. In der späteren Zeit des Alterthums wurde Ephesus die erste Handelsstadt in Kleinasien, in der früheren aber stand es weit hinter Milet, Phokäa und andern Städten dieses Landes zurück.

Teos, obgleich eine der ansehnlicheren Städte Joniens, ist hauptsächlich nur als der Geburtsort des Dichters Anakreon und wegen der großen Freiheitsliebe seiner Bewohner berühmt. Die Bürger von Teos zogen, gleich einem Theile der Phokäer, die Freiheit dem Vaterlande vor, und verließen ihre Stadt, die den Persern nicht zu widerstehen vermochte, um sich an der freien thracischen Küste niederzulassen (s. oben S. 127).

Die Insel Chios mit der gleichnamigen Hauptstadt rühmte sich vorzugsweise der Verbesserung des Weinbaus und einer großen Seemacht; der Chier-Wein galt im Alterthum als der beste griechische Wein, und die Insel stellte bei der Empörung der Jonier gegen die Perser die größte Zahl von Schiffen. Außerdem lieferte diese Insel das beste Mastix-Harz, welches noch jetzt das Haupterzeugniß derselben bildet. Ebenso, wie Chios vor einigen Jahrzehnten in dem Freiheitskampfe der Neugriechen von den Türken auf das grausamste mishandelt wurde, hatte es auch bei der ionischen Empörung das Unglück, daß es von den Persern verwüstet und der größte Theil seiner Einwohner in die Sklaverei geschleppt ward.

Die Insel Rhodus zeichnete sich dadurch aus, daß schon lange zuvor, ehe dorische Colonisten sich dort niederließen, nämlich schon zur Zeit des trojanischen Kriegs, Handel und Gewerbe auf ihr blühten. Ihre Bewohner nahmen auch später an dem großen Aufschwung der Schifffahrt und des Handels der Griechen Theil, fuhren schon früh bis nach Spanien, und legten manche neue Colonie in fernen Ländern an. Die größte Bedeutung erhielt aber Rhodus in den Zeiten nach Alexander dem Großen. Es hatte seitdem mehrere Jahrhunderte hindurch in dem Archipelagus den-

selben Rang, welchen Venedig während einer langen Zeit des Mittelalters in der ganzen östlichen Hälfte des Mittelmeers behauptete. Die Stadt Rhodus war besonders auch wegen ihrer trefflichen Verfassung berühmt, sowie dadurch, daß die ersten eigentlichen Seegesetze, die in der Geschichte überhaupt vorkommen, von ihr entworfen und eingeführt wurden.

Halikarnassus war eine sehr große, schöne und gutbefestigte Stadt. Es wurde erst nach seiner Unterwerfung unter die Perser berühmt, und zwar durch eine fürstliche Familie, welche unter persischer Botmäßigkeit das ganze Land Karien beherrschte, und in Halikarnassus ihre Residenz aufschlug. Die Geschichte dieser karischen Fürsten, unter welchen besonders zwei Frauen, deren Namen Artemisia war, sich auszeichneten, gehört der späteren Geschichte an. — Von der Stadt Knidus und der Insel Kos ist nichts Wichtiges zu bemerken, außer daß auf der Letzteren einer der besuchtesten Tempel Aesculap's sich befand, und der berühmteste griechische Arzt, Hippokrates, geboren wurde, sowie daß auf dieser Insel und in Knidus schon früh die angesehensten Lehranstalten für Heilkunde bestanden.

2. Die an der Nordküste Kleinasiens gegründeten Colonieen waren ein Theil der vielen Pflanzstädte, welche am schwarzen Meer oder, wie die Griechen und Römer dasselbe nannten, am Pontus Euxinus lagen. Die meisten derselben gehörten zu den bedeutendsten kleinen Staaten der alten Welt. Sie lagen alle auf Landspitzen oder doch ganz nahe am Meer, und hatten rohe und kriegerische Völkerschaften zu Nachbarn; aber griechischer Fleiß und griechischer Geist verwandelten bald alles Land in der Nähe dieser Städte in einen Garten, und die anwohnenden Barbaren mußten den Einwohnern derselben huldigen. Die Städte wurden fast insgesammt Sitze der Künste und Wissenschaften, welche besonders später, als sie aus dem eigentlichen Griechenland verscheucht wurden, sich in jene Gegenden flüchteten. Die wichtigsten dieser Colonieen waren: Heraklea in Bithynien, zur Unterscheidung von andern Städten des gleichen Namens das Pontische genannt, eine Colonie der Megarer und während der Zeit der persischen Herrschaft in Kleinasien eine sehr bedeutende Handelsstadt; Sinope in Paphlagonien, eine Colonie der Milesier, einst

der reichste und glänzendste Handelsplatz am schwarzen Meer und noch heut' zu Tage einer der wichtigsten Häfen des nördlichen Kleinasiens; Amisus in eben demselben Lande, gleichfalls eine milesische Colonie und unter dem Namen Samsun noch jetzt einer der türkischen Haupthäfen des schwarzen Meers; Cerasunt in Kappadocien, das heutige Keresun, eine Pflanzstadt von Sinope, von welcher die kurz vor Christi Geburt von hier nach Italien verpflanzten Kirschen ihren Namen erhielten; Trapezunt, ebendaselbst gelegen und gleichfalls eine Colonie von Sinope, welche ihre größte Bedeutung am Ende des Mittelalters erhielt, und unter dem Namen Trebisonde noch jetzt eine der wichtigeren Städte Kleinasiens ist.

3. Im Lande Kolchis oder an dem östlichen Ufer des schwarzen Meers lagen Phasis oder das jetzige Poti in Mingrelien, eine Colonie der Milesier, und Dioskurias, das jetzige Iskuriah in Mingrelien, ebenfalls von Milet gegründet. Das Letztere war einst ein so wichtiger Platz für den Verkehr der Griechen mit den rohen Völkerschaften Kaukasiens und der benachbarten Länder, daß, nach einer gewiß übertriebenen Angabe alter Schriftsteller, auf dem großen daselbst gehaltenen Markte dreihundert verschiedene Sprachen und Dialekte gesprochen wurden.

4. An der Küste des südlichen Rußlands waren, namentlich von den Milesiern, viele Colonieen gegründet worden, welche hauptsächlich den Handel zwischen der civilisirten griechischen Welt und den rohen Nomaden-Horden der dortigen Landstriche vermittelten. Die wichtigsten derselben lagen auf oder nahe bei der Halbinsel Krym, welche im Alterthum Tauris hieß. Hier wurden Pantikapäum und Phanagoria in späterer Zeit die beiden Hauptstädte des sogenannten bosporanischen Reichs. Das Erstere lag auf jener Halbinsel, das Letztere ihm gegenüber auf der andern Seite der Straße von Jenikale oder, wie die Alten dieselbe nannten, des cimmerischen Bosporus. Von Beiden haben sich noch Trümmer erhalten. Tanaïs, an der Mündung des Don-Flusses gelegen, war der Hauptmarkt für die Nomaden, welche hier Sklaven, Häute, Pelze und Wolle gegen Tuch, Wein und andere Bedürfnisse vertauschten. Olbia lag einige Meilen von der See, an der Mündung des Bug in den Dniepr.

5. An der Westseite des schwarzen Meers ist besonders der Seeplatz Odessus, eine Colonie von Milet, zu bemerken. Dieser Ort lag ungefähr in der Gegend der heutigen türkischen Stadt Warna, und führte, ebenso wie Sinope, Olbia und Byzanz, namentlich einen bedeutenden Handel mit gesalzenen Fischen und Fleisch.

6. Die Verbindung zwischen dem schwarzen Meer und dem Archipelagus bilden die Straße von Konstantinopel oder, wie die Alten sie nannten, der thracische Bosporus, das Marmara-Meer oder die Propontis und die Dardanellen oder der Hellespont. Die europäischen Küsten dieser Gewässer gehörten zu dem Lande Thracien, die asiatischen zu Mysien und Bithynien. Beide enthielten viele griechischen Colonieen. Am Eingang des thracischen Bosporus in die Propontis lag auf der asiatischen Seite Chalcedon, auf der europäischen dagegen die Stadt Byzanz. Jenes, eine Colonie der Megareer, war zwar kein unwichtiger Handelsplatz, konnte sich aber, im Vergleich mit Byzanz, nie zu einer besonders großen Bedeutung erheben. Byzanz oder Byzantium dagegen ist die wichtigste von allen dorischen Colonieen und die berühmteste und geschichtlich bedeutendste aller griechischen Pflanzstädte überhaupt. Es war, 659 v. Chr., von Megara aus gegründet worden, erhielt aber später auch aus Athen und Milet viele Einwohner. Von einem fruchtbaren Boden umgeben, an einer äußerst fischreichen Stelle des Meeres gelegen, mit einem trefflichen Hafen versehen und auf der Grenze zweier Welttheile sowie an der Verbindungsstraße zweier Meere erbaut, hatte Byzanz so viele natürliche Begünstigungen, wie kaum irgend eine andere Stadt des Erdbodens. Doch begann die hierauf beruhende große Bedeutung der Stadt erst in der zweiten Hälfte des Alterthums, weil Byzanz früher, theils wegen der Nähe roher thracischer Stämme, theils wegen der Nebenbuhlerschaft mancher anderen griechischen Colonie, in der vollständigen Entwickelung seiner natürlichen Vortheile gehemmt war. In der älteren Zeit beruhte die Bedeutung dieser Stadt auf ihrer ergiebigen Fischerei und auf ihrem Handel mit gesalzenen Fischen und mit Getraide. Byzanz wurde zweimal zerstört, nämlich fünf hundert Jahre v. Chr. durch die Perser unter Darius I. und 196 n. Chr. durch den römischen Kaiser Septimius Severus.

Im ganzen Verlauf der Geschichte wurde es nicht weniger als neunundzwanzigmal belagert und achtmal erobert. In der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts nach Chr. machte Konstantin der Große es zur Hauptstadt des römischen Reichs, und seitdem ist Byzanz, welches von dieser Zeit an Konstantinopel hieß, stets eine der wichtigsten Städte der Welt geblieben, nachdem es schon vorher, zugleich mit Rhodus, lange Zeit einer der Haupthandelsplätze von Osteuropa gewesen war.

An der Propontis oder dem Marmara-Meer war auf der asiatischen Seite Cyzikus die wichtigste Stadt. Sie war eine Colonie von Milet, und hatte in der früheren Zeit nur eine geringe Bedeutung, wurde aber später durch ihre gute Verfassung und ihren ausgedehnten Handel so reich und blühend, daß sie um die Zeit von Christi Geburt den größten und schönsten freien Städten der alten Welt beigezählt ward. Sie war vortrefflich befestigt, und spielte dadurch auch in den asiatischen Kriegen der Römer eine große Rolle. In der Nähe dieser Stadt lag der Berg Dindymus mit einem Tempel der phrygischen Göttin Cybele, welche nach ihm, sowie nach einem andern Berge dieses Namens bei Pessinus in Phrygien auch Dindymene genannt ward. Sie war die als Person gedachte Erde oder Natur, und wurde oft auch für die Mutter der Götter gehalten. Der geheimnißvolle, schwärmerische und zum Theil abscheuliche Dienst dieser Göttin, welcher dem Geiste der griechischen Religion durchaus widerstritt, ward wahrscheinlich von Cyzikus aus in einige Gegenden Griechenlands eingeführt. — Auf der europäischen Seite der Propontis waren Selymbria und Perinthus die wichtigsten Städte, jenes eine Colonie der Megarеer, dieses eine Pflanzstadt der Samier.

Am Hellespont lagen die asiatischen Städte Lampsakus und Abydus und auf der europäischen Seite, der Letzteren gegenüber, die Stadt Sestus. Die beiden Ersteren waren milesische Colonieen, Sestus dagegen ward von Aeoliern gegründet. Alle drei waren besonders als Überfahrtsorte von Europa nach Asien wichtig. Lampsakus hatte außerdem auch für das religiöse Leben der alten Griechen eine hohe Bedeutung. In dieser Stadt nämlich ward vor allen andern Göttern Priapus verehrt, welcher gewöhnlich der Feld- und Gartengott genannt wird, eigentlich aber eine

Personification der Naturkräfte war, die bei manchen orientalischen Völkern als göttliche Wesen angesehen wurden. Seine Verehrung hat jenen entarteten Charakter, zu welchem die überschwengliche orientalische Phantasie sich so leicht verirrte, und war noch mehr, als die der Cybele, aus abscheulichen Gebräuchen zusammengesetzt. Sie war ebenfalls phrygischen Ursprungs, und drang über die Stadt Lampsakus in Griechenland ein, um hier, wie später in Italien, den einfachen Glauben besonnenerer Völker durch schwärmerische Geheimnisse und sittenlose Ceremonieen zu entstellen.

7. An der Südküste von Thracien und Macedonien lagen folgende besonders bemerkenswerthe Colonieen: Kardia, eine Colonie der Milesier; Abdera, welches die vor den Persern fliehenden Bürger von Teos erbauten, nachdem schon früher eine andere ionische Stadt die Gründung desselben versucht hatte; Amphipolis, eine Colonie von Athen, deren Entstehung aber erst in das fünfte Jahrhundert vor Christo fällt; Stagira, von der Cykladen-Insel Andros aus gegründet, die Geburtsstadt des großen Philosophen Aristoteles; Olynthus, dessen Entstehung unbekannt ist, die mächtigste griechische Pflanzstadt an der ganzen Nordküste des ägäischen Meers; und endlich Potidäa, eine Colonie der Korinther. — Von diesen Städten war bei den Griechen Abdera wegen der vorgeblichen Dummheit seiner Einwohner ebenso verschrieen, wie bei uns das sächsische Schilda und einige andere deutsche Städte, und der Ausdruck Abderiten-Strich war unter den Griechen so sehr gebräuchlich, daß er aus ihren Schriften sogar zu den gebildeten Völkern des neueren Europa's übergegangen ist. Die drei letzten der angeführten Städte lagen auf einer gleich dem Peloponnes durch große Buchten ausgezeichneten Halbinsel, welche im Alterthum den Namen Chalcidike führte, weil auf ihr namentlich auch von der euböischen Stadt Chalcis Colonieen angelegt worden waren.

8. Die Inseln des ägäischen Meers erhielten, in Folge der durch die Rückkehr der Herakliden bewirkten Veränderungen, größtentheils einen Zuwachs der Bevölkerung. Die Cykladen wurden theils von Joniern, theils von Dorern neu bevölkert. Die im Norden jenes Meers gelegenen Inseln Lemnos, Thasos, Samothrake und Imbros, von welchen die zweite im Alterthum besonders wegen

ihrer Goldbergwerke wichtig war, behielten ihre alten pelasgischen Einwohner noch lange Zeit. Auf einigen derselben hatten auch Phönicier sich schon früh niedergelassen, und die Einwohner standen schon in alter Zeit zugleich mit dem fernen Egypten im Verkehr. Die größte Bedeutung erhielten diese Inseln dadurch, daß auf ihnen eine uralte, dem griechischen Glauben fremde Religion bestand, deren Wesen wir nicht kennen, und daß diese nach dem heroischen Zeitalter auf die religiösen Vorstellungen der übrigen Griechen einen Einfluß ausübte. Diese Religion, deren Hauptsitz Samothrake war, wurde durch die dortigen Priester in der Form von Mysterien oder Geheimlehren denen, welche dazu die Weihe erhielten, mitgetheilt. Viele griechischen Staatsmänner, Philosophen und Dichter der folgenden Jahrhunderte ließen sich in diese Mysterien einweihen, und verpflanzten dadurch manche religiöse Vorstellung und Mythe orientalischen Ursprungs nach Griechenland.

Die Bevölkerung von Euböa wurde durch jonische Schaaren vermehrt, welche von Attika aus in diese Insel einwanderten. Auf ihr hoben sich bald nachher die Städte Chalcis und Eretria zu bedeutenden Handelsplätzen empor, welche mit Milet und anderen Städten ihres Stammes, namentlich auch durch die Gründung vieler Colonieen, wetteiferten.

Zu den wichtigsten Inseln der früheren Zeit gehört das zwischen Attika und Argolis gelegene Aegina, welches lange eine ebenso große Bedeutung hatte, wie Milet, Phokäa und Samos. Seine Blüthe begann mit der Einwanderung dorischer Colonisten, welche nach der Rückkehr der Herakliden sich auf der vorher unbedeutenden und an und für sich unfruchtbaren Insel niederließen. Seit dieser Zeit hob sich die Insel allmälig zu einem hohen Grade von Macht und Reichthum, und die Aegineten spielten mehrere Jahrhunderte hindurch eine Hauptrolle in den Gewässern von Griechenland. Sie besaßen sehr viele Schiffe, erlangten durch Handel und Gewerbe große Schätze, thaten viel für die Kunst, und waren die ersten Griechen, welche silberne Münzen prägten (in der Mitte des achten Jahrhunderts vor Chr.). Ihre Insel war sehr stark bevölkert, und die Aegineten hatten eine so große Macht, daß sie bei den Samiern, welche ihnen gleich standen, und bei den Athenern, die damals erst sich zu einer größeren Handels-Bedeutung

zu erheben anfingen, eine unauslöschliche Eifersucht erweckten. Mit beiden Staaten waren sie deshalb häufig in Kriege verwickelt, welche mit abwechselndem Glücke geführt wurden. Als endlich Darius I. seinen ersten Kriegszug gegen Griechenland rüstete, und Aegina aus Handelsklugheit sogleich dem Perser-König huldigte, benutzten die Athener dies zum Verderben der Insel. Auf ihr Betreiben wurden nämlich die Bewohner derselben von den Spartanern hart gezüchtigt. Die Aegineten bewiesen nachher in den Perser-Kriegen selbst durch Tapferkeit ihre Vaterlandsliebe, konnten aber dadurch dem ihnen drohenden Untergang sich nicht entziehen, während dagegen Athen gerade durch diese Kriege sich zur ersten Seemacht von Griechenland erhob. Sechszig Jahrzehnte nach dem Beginn der Perser-Kriege erlag Aegina seinem übermächtigen Feinde ganz und gar. Die Insel wurde von den Athenern erobert, ihre Bewohner vertrieben und durch athenische Colonisten ersetzt.

Auf Kreta wanderten, kurz nach der Rückkehr der Herakliden, Dorer ein, welche bald der vorherrschende Theil der Bevölkerung wurden, nachdem der Sage nach schon in den ältesten Zeiten andere Dorer sich dort angesiedelt hatten. Von diesem dorischen Theil der kretischen Einwohnerschaft rühren sicherlich die Grundzüge der oben (S. 171) erwähnten Staatsverfassung her, welche der berühmte König der Urzeit, Minos I., der Insel gegeben haben soll. Diese Verfassung war auf die Unterdrückung der Einwohner von anderer Abstammung gegründet: die Dorer hatten allein Antheil an der Regierung, und lebten blos den Waffenübungen, dem Kriege und der Jagd, während die übrigen Kreter theils als Sklaven, theils als Leibeigene, theils als freie Bauern und Gewerbsleute die zu ihrem und der Dorer Unterhalt nöthigen Beschäftigungen trieben. Zehn jährlich gewählte Beamten bildeten die leitende Staatsbehörde, und vertraten die Stelle der Könige, die schon sehr früh abgeschafft worden waren. Aus ihnen ergänzte sich der aus dreißig lebenslänglichen Mitgliedern bestehende Senat, welcher zu allen wichtigen Angelegenheiten seine Zustimmung zu geben hatte. "Durch die vom Staate selbst geleitete und die Entwickelung von Kraft und Muth bezweckende Erziehung der Jugend, durch die stete Beschäftigung mit den Waffen und durch das tägliche Zusammenspeisen aller Familien wurde unter den

Dorern ein kräftiges, ritterliches Wesen und ein reger Gemeinsinn erhalten. Aber Handel, Gewerbe, Wissenschaft und Kunst konnten ebendeswegen auf Kreta nicht die große Bedeutung erlangen, zu welcher dieselben auf andern Inseln sich erhoben haben.

9. Die zu Asien gehörende Insel Cypern hatte schon früh verschiedenartige Einwohner, namentlich Phönicier und eingewanderte Griechen, und war lange Zeit den Hauptstädten Phöniciens unterworfen. Als die Insel wieder frei wurde, zerfiel sie in viele kleine Fürstenthümer. Diese Spaltung hatte zur Folge, daß Cypern nie eine große Macht erlangte. Es wurde vielmehr in der Mitte des sechsten Jahrhunderts v. Chr. den Egyptern und bald darauf den Persern tributpflichtig. Die Bedeutung der Insel beruhte während des Alterthums stets nur auf ihrer Fruchtbarkeit, auf dem großen Handel, den die Cyprier mit ihren mannichfaltigen Producten trieben, und auf dem phönicischen Aberglauben, der besonders von dieser Insel her in die griechische Religion eindrang.

10. Die Colonie Cyrene in Afrika war einer der reichsten Handelsstaaten der alten Welt. Sie lag in dem kleinen Hochland, welches bei den alten Römern Cyrenaïka hieß, und jetzt nach dem Namen einer der dortigen alt-griechischen Städte Barka genannt wird. Dieses quellenreiche, durch Fruchtbarkeit und üppige Vegetation ausgezeichnete Hügelland liegt, von dem Meer und von Wüsten umgeben, im Westen von Egypten, auf der Grenze von Tripolis. In ihm ward in der Mitte des siebenten Jahrhunderts vor Christo die Colonie Cyrene gegründet, und zwar von der kleinen Cykladen-Insel Thera aus, auf welcher zur Zeit der Herakliden-Wanderung dorische Schaaren sich angesiedelt hatten. Übervölkerung und Mißwachs zwangen einen Theil der Bewohner von Thera auszuwandern; diese befragten das Orakel zu Delphi über das Land, in welches sie ziehen sollten, und der verständige König von Thera, welcher das Orakel gewonnen hatte, bewog dasselbe, sie nach der Küste von Afrika zu weisen. So entstand die Stadt Cyrene, von welcher aus später in demselben Lande noch vier andere Hauptorte gegründet wurden. Diese fünf Colonieen des Landes pflegte man unter dem Namen Pentapolis d. i. die Fünfstadt zusammenzufassen. Der Führer der Ausgewanderten erhielt in der neuen Colonie die königliche Würde. Diese Regierungsform behaup-

tete sich daselbst zweihundert Jahre lang, unter einer Reihe von Königen, welche abwechselnd Battus und Arcesilaus hießen. Unter Battus II. oder dem Glücklichen, dem dritten dieser Könige (um 560 v. Chr.), begann Cyrene erst recht emporzublühen, nachdem früher seine Bürger durch Kämpfe mit den nomadischen Ureinwohnern zu sehr in Anspruch genommen waren. Man wußte es damals zu bewirken, daß viele neuen Ansiedler aus Kreta, dem Peloponnes und andern griechischen Ländern nach Cyrene kamen. Als die hartbedrängten Nomaden der Nachbarschaft sich an den egyptischen König Apries um Hülfe wandten, wurde dieser geschlagen; der Nachfolger des Königs Apries aber hielt es für besser, mit den Cyrenäern ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Jetzt hob sich die Colonie, und breitete sich nach Osten und Westen hin aus. Dadurch kam sie mit dem mächtigen afrikanischen Handelsstaate Karthago in feindliche Berührung, und es entstand ein heftiger Grenzstreit, welcher zuletzt damit endete, daß man über eine bestimmte Grenzlinie übereinkam, die von keinem der beiden Staaten überschritten werden sollte.

Da in Cyrene der Staat nicht durch eine Verfassung geordnet war, und überdies die Einwohner, je nach ihrer früheren oder späteren Einwanderung, verschiedene Rechte besaßen, so brachen zugleich mit dem aufblühenden Wohlstand der Stadt innere Unruhen aus. Diese nahmen an Umfang und Heftigkeit zu, als Battus des Glücklichen Sohn und Nachfolger nach willkürlicher Gewalt strebte, und darüber nicht nur mit seinem Volke, sondern auch mit seiner eigenen Familie zerfiel. Ein Theil der Misvergnügten verließ Cyrene, und gründete eine neue Stadt, welche Barke genannt wurde. Die Spaltungen und Zwistigkeiten dauerten aber dessen ungeachtet fort, und man nahm daher endlich seine Zuflucht zu dem delphischen Orakel. Dieses sandte den Cyrenäern Demonax, einen Bürger der arkadischen Stadt Mantinea, um ihrem Staate eine geordnete und feste Einrichtung zu geben. Demonax theilte die Bürgerschaft in drei Klassen, nämlich in die von Thera abstammenden, die aus dem Peloponnes und aus Kreta eingewanderten, und die von andern griechischen Inseln gekommenen Bürger. Jeder dieser drei Theile erhielt seine bestimmten Rechte. Den Staat selbst wandelte Demonax in eine aristokratische Republik um, in welcher dem Herrscher

nur die Ehre des königlichen Namens, das erbliche Oberprieſterthum und der Ertrag der Krongüter blieben. Bald nach der Einführung dieſer Verfaſſung ſuchte ein König dieſelbe wieder umzuſtoßen, und es entſtand dadurch ein förmlicher Bürgerkrieg, welcher damit endigte, daß die von der königlichen Partei zu Hülfe gerufenen Perſer das Land verwüſteten. Die Stadt Barke wurde von ihnen großentheils zerſtört, Cyrene widerſtand aber der perſiſchen Übermacht, und ſchaffte jetzt die Königswürde ganz ab (um 432 v. Chr.). Mit der Aufhebung der königlichen Würde und der Herſtellung einer vollkommenen ariſtokratiſchen Republik beginnt die höchſte Blüthe der Stadt Cyrene, und dieſe glänzendſte Periode der cyrenäiſchen Geſchichte währte etwa hundert Jahre. Nach manchen Bürgerzwiſten, die in Folge einer gänzlichen inneren Zerrüttung ſpäter immer häufiger wurden, erlag Cyrene 323 v. Chr. den griechiſchen Königen von Egypten, und verlor für immer ſeine Selbſtſtändigkeit.

Der Handel Cyrene's und der übrigen Städte der Pentapolis war ebenſo bedeutend zu Waſſer als zu Land. Er ging einerſeits nach Ober-Egypten, Nubien und dem öſtlichen Theil des inneren Afrika's, andererſeits hauptſächlich nach Griechenland und Kleinaſien, während dagegen die Karthager vorzugsweiſe den Austauſch der Waaren zwiſchen der weſtlichen Hälfte von Afrika und dem Weſten von Südeuropa vermittelten. Den afrikaniſchen Völkern brachten die Cyrenäer die Erzeugniſſe der griechiſchen Gewerbsthätigkeit, ſowie Getraide aus ihren eigenen fruchtbaren Feldern; nach Griechenland aber verführten ſie hauptſächlich Pferde, Wolle, wollene Waaren und die berühmte Pflanze Silphium, ſowie Amethyſte, Onyxe, Karneole und andere Edelſteine, welche ſie aus dem inneren Afrika und vom rothen Meer her bezogen. Das von den Cyrenäern verkaufte Silphium oder Laſerpitium, in Deutſchland Laſerkraut genannt, war eine Pflanze, welche im Alterthum nur in Cyrenaïka gezogen wurde. Ähnliche Pflanzen, denen man denſelben Namen gab, wurden in Medien und Oſtperſien gebaut, und in neuerer Zeit entſpricht die aus Oſtindien und der Levante uns zukommende Aſa fötida ihrer Wirkung nach am meiſten dem Saft des cyrenäiſchen Silphiums, wiewohl dieſelbe von einer ganz verſchiedenen Pflanze herrührt. Das Silphium von Cyrene diente zu verſchiedenen Zwecken: die Blätter waren eine außerordentlich zu-

träzliche Würze des Schaffutters, der Stengel galt bei Griechen und Römern für einen Leckerbissen, und der eingetrocknete Saft aus ihm und aus der Wurzel war bei beiden Völkern ein ungemein beliebtes Gewürz, welches des Wohlgeschmacks und der Verdauung wegen vielen Speisen beigemischt und lange Zeit mit Gold aufgewogen wurde. Wegen dieser verschiedenen Anwendung war das Silphium, welches in Cyrenaïka nur auf weniger fruchtbaren Feldern wuchs, eine der Hauptquellen des Wohlstands der dortigen griechischen Colonieen. Diese wußten aber außerdem noch durch andere Erzeugnisse ihres herrlichen Landes große Reichthümer zu gewinnen. Sie ernteten viel Getraide, Wein, Öl, Safran und Südfrüchte, und aus ihren Gärten, die wegen ihrer prachtvollen Rosen, Lilien, Veilchen und andern Blumen weit und breit berühmt waren, gewannen sie das beste Rosenöl und andere Essenzen. Ferner hatten sie nicht nur bedeutende Schafheerden, sondern auch so treffliche Pferde, daß dieselben zu den gesuchtesten des Alterthums gehörten.

Auch die Gewerbsthätigkeit blühte bei den Bewohnern der Cyrenaïka in hohem Grade, und die dortigen Städte waren namentlich durch die Geschicklichkeit ihrer Steinschneider und Metallgießer, sowie durch das vortreffliche Gepräge ihrer Münzen berühmt. Der große Wohlstand, den die Cyrenäer sich erwarben, entwickelte dort, wie überall bei den Griechen, eine Blüthe der Kunst und Wissenschaft. Zu gleicher Zeit entstand aber auch in der Cyrenaïka eine so große Üppigkeit und Pracht des Lebens, daß die Bewohner derselben wegen ihres Luxus und ihrer Schwelgerei weit und breit berühmt wurden.

11. Auf den an der Westküste Griechenlands gelegenen Inseln blieben, wie es scheint, die älteren Einwohner, welche äolischen Stammes waren, unvermischt; nur Korcyra erhielt von Korinth aus dorische Ansiedler. Ebenso legte Korinth an dem adriatischen Meere, auf der Küste von Illyrien, einige Colonieen an, von welchen Epidamnus oder Dyrrhachium die bemerkenswertheste ist.

12. Die Colonieen in Unteritalien und Sicilien waren für die griechische Cultur ebenso wichtig, ja zum Theil noch wichtiger, als die kleinasiatischen. Der Verkehr der Griechen mit Unteritalien und Sicilien und die Gründung griechischer Pflanz-

städte daselbst fand der Sage nach schon unmittelbar nach dem trojanischen Kriege Statt; die sicheren Nachrichten über diese Ansiedelungen aber reichen nicht weiter hinauf, als bis zum Anfang des achten Jahrhunderts vor Christo. Diese Colonieen hatten zum Theil mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und blühten dessenungeachtet zu einem Grade von Wohlstand und Macht auf, den alle folgenden Zeiten bewundert haben. An der Südküste von Unteritalien z. B. lagen mehrere griechische Pflanzstädte, welche eine zahlreiche Bevölkerung, eine große Seemacht, einen ausgedehnten Handel und einen ans Unglaubliche grenzenden Wohlstand besaßen, und doch findet sich an dieser ganzen Küste kein einziger sicherer und tiefer Hafen, und das Gestade des Meeres ist wegen vieler Sümpfe und der aus ihnen sich entwickelnden Luft sehr ungesund, so daß dadurch heut' zu Tage die dortige Bevölkerung in ihrer Zunahme und ihrem Wohlstande sehr gehemmt ist. Allein griechischer Fleiß wußte selbst so große natürliche Schwierigkeiten zu überwinden, künstliche Häfen zu schaffen, die Sümpfe in fruchtbare Felder und Gärten zu verwandeln, und da Reichthümer zu erwerben, wo jetzt die Einwohner kaum ihr Leben zu fristen vermögen. Auf diese Weise gelangten die griechischen Pflanzstädte in Italien und Sicilien zu Wohlstand und Macht, obgleich sie anfangs sich gegen die halbwilden, kriegerischen Ureinwohner zu vertheidigen hatten, obgleich die Tyrrhener oder Etrusker das Meer durch ihre Seeräubereien lange unsicher machten, und obgleich die Griechen in jenen Ländern an dem, gleich ihnen regsamen und unternehmenden, Seevolk der Karthager so mächtige Nebenbuhler hatten, wie sie ihre Brüder am schwarzen Meer und in Kleinasien niemals gehabt haben.

In Unteritalien war es hauptsächlich die Südküste, auf welcher Griechen sich ansiedelten. Doch breiteten sie sich auch außerhalb derselben, namentlich an der Westseite Italiens aus, wo das nicht weit von Neapel gelegene Cumä die nördlichste griechische Pflanzstadt in Italien überhaupt war. Ja, diese Colonieen waren so zahlreich und erhielten eine solche Bedeutung, daß sogar die Eingeborenen des Landes, wie zum Theil auch die von Sicilien, griechische Sprache und Sitten annahmen. In dem ganzen heutigen Calabrien wurde die griechische Sprache herrschend, und blieb es

mehr als anderthalb Jahrtausende hindurch; erst vom vierzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an begann sie aus diesem Lande zu weichen, und selbst jetzt noch soll am äußersten südlichen Ende Italiens ein griechisch redender Überrest jener alten Bevölkerung zu finden sein. Wegen dieser gänzlichen Umwandelung von Unteritalien führte dasselbe im Alterthum den Namen Großgriechenland, welcher anfangs blos die südöstliche Küste des Landes, später aber ganz Unteritalien bis zur Gegend von Neapel umfaßte. Dieser Namen sollte jedoch nicht etwa einen Gegensatz gegen das eigentliche Griechenland ausdrücken, zumal da das mit ihm bezeichnete Land in Wirklichkeit nicht größer als dieses war; sondern man nannte jene Südostküste Italiens, welche zuerst diesen Namen erhielt, das große Land der Griechen, weil sie mit einer ununterbrochenen Reihe griechischer Colonieen bedeckt war, und diese also einen Gegensatz gegen die an andern Punkten Italiens vereinzelt liegenden Pflanzstädte bildeten.

Die wichtigsten Colonieen Unteritaliens waren die nachfolgend verzeichneten, welche der Reihe nach angegeben sind, und zwar von dem Norden der südöstlichen Küste anfangend. Tarentum, das heutige Taranto, wurde um das Jahr 700 vor Chr. von den Spartanern gegründet. Es gehörte lange Zeit zu den unbedeutenderen Colonieen in Unteritalien, schwang sich aber, etwa vom fünften Jahrhundert an, über alle übrigen empor, und erwarb sich die größte Seemacht und den ausgebreitetsten Handel. Metapontum, eine achäische Pflanzstadt, hatte im Vergleich mit den andern Colonieen nie eine große Bedeutung, wird aber wegen der Ruinen, die sich von ihm erhalten haben, neuerdings öfters erwähnt. Siris am gleichnamigen Flusse, auch Heraklea am Siris genannt, hatte keine Wichtigkeit, ausgenommen daß dort eine Zeitlang ein Kongreß der griechischen Colonieen Unteritaliens gehalten wurde. Sybaris wurde, etwa siebenhundert Jahre vor Chr. von Achäern gegründet, und erhob sich äußerst schnell zur blühendsten und mächtigsten Handelsstadt von Großgriechenland. Es erlangte einen weit ausgebreiteten Handel, und unterwarf sich landeinwärts ein so großes Gebiet, daß vier Völkerschaften und fünf und zwanzig Städte ihm gehorchten. Die Stadt Sybaris selbst hatte einen Umfang von zwei und einer halben Stunde, und soll, was gewiß übertrieben ist, nicht weniger als hunderttausend wirkliche Bürger enthalten

haben. Ihr Reichthum war außerordentlich groß; am berühmtesten wurde aber Sybaris durch die Üppigkeit und Schwelgerei seiner Bürger: diese sind deshalb bei den alten Griechen sprichwörtlich geworden, und noch bei den neueren gebildeten Völkern ist das Wort Sybarite gleichbedeutend mit Schlemmer oder Wüstling. Im Jahr 510 erlag Sybaris in einem Kriege den unverweichlichten Bewohnern der Colonie Kroton. Wegen des ganz entgegengesetzten Charakters der Sybariten und der Krotoniaten und wegen des großen Neides, den die Übermacht der Ersteren erregt hatte, waren die Letzteren so sehr von Haß gegen jene erfüllt, daß sie damals alle Sybariten, welche nicht entflohen, niedermetzelten, und ihre Stadt nicht nur ganz und gar zerstörten, sondern auch einen Fluß über den Boden derselben leiteten. Sechs und sechszig Jahre nach der Zerstörung von Sybaris gründeten die Nachkommen des flüchtig gewordenen Theils der Bürger, mit Hülfe der Athener, eine neue Stadt, die den Namen Thurium erhielt, und in der Nähe des alten Sybaris angelegt ward. Diese hob sich bald zu einer so großen Macht, daß sie selbst mit Tarent Krieg zu führen wagte, rief aber nachher die Römer zu Hülfe, und gab dadurch die Veranlassung, daß die griechischen Colonieen Unteritaliens insgesammt diesen unterworfen wurden.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wie Sybaris, war auch Kroton gegründet worden, und zwar von Achäern. Diese Stadt, welche nach der Zerstörung von Sybaris die mächtigste griechische Colonie in Unteritalien wurde, war besonders dadurch ausgezeichnet, daß man im Westen nirgends so sehr auf die Erhaltung der Einfachheit und Sittenreinheit bedacht war, und nirgends mit so großem Eifer sich bemühte, durch tägliche gymnastische Übungen die Körperkraft zu entwickeln, als in Kroton. Auch gehörte dieser Stadt Milo, der berühmteste Athlete oder Wettkämpfer des Alterthums, an.

Die Krotoniaten, welche anfangs gleich den Sybariten sich durch ihren Wohlstand zur Schwelgerei verleiten ließen, sollen die sie auszeichnende Einfachheit und Mäßigkeit zuerst durch den berühmten Philosophen Pythagoras erhalten haben. Dieser lebte im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, und war auf der Insel Samos geboren. Er hatte lange in Egypten gelebt, welches seiner eigenthümlichen Cultur, seiner Riesenwerke und seiner

geordneten und ruhigen Verwaltung wegen das Staunen der Griechen erregte, und von vielen für die Quelle aller Weisheit angesehen wurde. Pythagoras hatte die egyptischen Religionsgeheimnisse kennen gelernt, und bewunderte die Einrichtung, nach welcher die Priester als die alleinigen Weisen einen heiligen Orden bildeten und die Herrschaft besaßen, während das unwissende Volk nur dienend war. Durch diese Einrichtung angezogen und von der Idee einer strengen sittlichen Reinheit erfüllt, kam Pythagoras auf den Gedanken, daß die moralische Veredlung der Bürger der Zweck jedes Staates sein müsse, und daß dieses Ziel sowie bleibende Ordnung und Ruhe nur dann erreicht werden könnten, wenn blos die Guten und Weisen herrschten, die Anderen aber von diesen willenlos gelenkt würden. Wie nun im Orient, vermittelst des Kasten-Wesens, die der Weisheit Theilhaftigen eine geschlossene, mit Vorrechten begabte Klasse bildeten, ihre religiösen und politischen Ansichten und Zwecke geheim hielten, und die Masse des Volks bevormundeten, so meinte Pythagoras, daß auch in griechischen Staaten eine ähnliche Einrichtung von reinerer und edlerer Art gemacht werden könne. Hier bestand nämlich in manchen Republiken eine Oligarchie oder eine Regierung, welche in den Händen eines geringen Theils der Bürgerschaft war. Wenn man nun einen Bund der Weisheit und Sittlichkeit stiftete, in denselben nur die Besten aufnahm, und die Mitglieder des Bundes fortwährend und auf jede Weise geistig und moralisch zu vervollkommnen suchte, so hatte man die beste Oligarchie gegründet; denn man hatte einen Kreis von Männern geschaffen, welcher allein zur Regierung durchaus befähigt war.

Mit diesen Gedanken kehrte Pythagoras aus Egypten und andern orientalischen Ländern nach Griechenland zurück. In seiner Heimath Samos, welche damals von Polykrates beherrscht wurde, fand er keinen Boden für solche Ideen. Er wandte sich nach Unteritalien, und ward in Kroton nicht allein freundlich aufgenommen, sondern er fand hier auch Alles für die Verwirklichung seines Planes reif. Pythagoras konnte aber seinen Zweck um so leichter erreichen, weil er der gebildetste und erfahrenste Mann seiner Zeit war, einen großen Namen und ein schönes Äußere besaß, durch Reinheit des Lebenswandels und große Beredsamkeit sich auszeichnete, und

durch die Art seines Auftretens den Eindruck eines Heiligen und Propheten machte. Er wußte durch seine Lehren und Reden die Krotoniaten aller Stände für sich zu gewinnen, und begeisterte dieselben so sehr, daß eine gänzliche Umgestaltung der Sitten und der Verfassung in Kroton eintrat, und z. B. alsbald sogar die Frauen der Stadt allen ihren Schmuck ablegten und der Göttin Juno zum Opfer darbrachten. Nun stiftete Pythagoras in Kroton den berühmten Bund der Pythagoreer, der gleichsam eine Schule zur Bildung der weisesten und edelsten Menschen und der vollkommensten Regenten sein sollte. Jeder, der in denselben aufgenommen werden wollte, mußte sich einer strengen und langen Prüfung unterwerfen, welche die Reinheit seiner Gesinnung bewähren sollte, und in der er durch Gewöhnung zum Schweigen und zum Gehorsam und durch Pünktlichkeit in der Erfüllung seiner Pflichten für die Theilnahme am Bunde vorbereitet wurde. Der Bund hatte, wie die egyptische Priesterkaste, mehrere Grade, und der Übertritt von einem niederen Grad zu einem höheren wurde durch bedeutsame Ceremonien geheiligt. Unter den Pythagoreern bestand Gütergemeinschaft, und ihr Leben war nach bestimmten Vorschriften geregelt: sie speisten zusammen, und wissenschaftliche Unterredungen, Beten, körperliche Übungen und Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten waren ihre gemeinschaftlichen täglichen Beschäftigungen. Die Lehren der Pythagoreer, über welche später Näheres angegeben werden wird, zerfielen in esoterische oder geheime und in exoterische oder populäre; jene waren nur den Mitgliedern des Bundes zugänglich, diese dagegen durften jedermann mitgetheilt werden. Pythagoras selbst hatte bei seinen Schülern fast das Ansehen eines Gott-gesandten Propheten. Seine Worte gingen denselben über Alles, und der Ausdruck „Er hat es gesagt!" soll ihnen statt eines Beweises gegolten haben.

Der pythagoreische Bund fand in Kroton und andern griechischen Städten Unteritaliens den größten Beifall. Er breitete sich auch außerhalb Kroton's aus, wiewohl dieses der Hauptsitz des Bundes blieb. Überall behaupteten die Mitglieder im alleinigen Besitz der echten Regierungsweisheit zu sein, und predigten der Masse des Volks Demuth, Gehorsam und Glauben. Es schien damals, als sollte in Italien ein orientalischer Geist aufleben, und

für die griechische Welt die Zeit der Priesterherrschaft und des Mönchswesens beginnen. In Kroton war die Regierung bereits seit einigen Jahrzehnten ganz in den Händen des Ordens, und auch andere Städte waren nahe daran, eine gleiche Umwandelung zu erleiden, als die Pythagoreer plötzlich an dem angeborenen politischen Geiste des griechischen Volks scheiterten. Gleich nach der Zerstörung von Sybaris nämlich erhob sich das gemeine Volk in Kroton, unter der Anführung eines Mannes, dem man früher die Aufnahme in den Orden verweigert hatte, gegen die Herrschaft der Pythagoreer, ermordete einen Theil der Verbündeten, verjagte die übrigen, und stieß ihre Staatseinrichtung um. Ebenso erging es dem Orden auch in den andern Städten. Pythagoras selbst wurde bei dieser Umwälzung entweder ebenfalls getödtet, oder, was wahrscheinlicher ist, er entkam durch die Flucht nach Metapontum, und starb hier, gehaßt von den Bürgern derselben Stadt, welche ihn früher viele Jahre hindurch als Propheten verehrt hatte. Der Versuch, das Ordens- und Mönchswesen unter die Griechen zu verpflanzen und im Widerspruch mit dem Volksgeist Verfassung und Sitten nach bloßen Theorieen einzurichten, war gänzlich fehlgeschlagen. Der Bund der Pythagoreer bestand zwar, als ein geheimer Orden mit gewissen Erkennungszeichen, auch nach des Stifters Tod noch eine Zeitlang in Unteritalien fort, allein er erlangte keine Bedeutung mehr. Dagegen faßten manche der rein wissenschaftlichen Ideen des Pythagoras bei den Griechen Wurzel, und es gab noch lange nachher eine Secte von Anhängern seiner wissenschaftlichen Philosophie, welche sich die der Pythagoreer nannte.

Die Krotoniaten hatten, wie bereits oben erzählt ward, während der Herrschaft der Pythagoreer und unter der Anführung des ihrem Bunde angehörenden Athleten Milo, die Stadt Sybaris erobert und zerstört. Dadurch wurde Kroton die mächtigste Stadt von Unteritalien, bis Tarent es aus dieser Stellung verdrängte. Übrigens blühten auch in Kroton die Poesie, die bildenden Künste und die Wissenschaften; namentlich war diese Stadt ein Hauptsitz der Arzneikunde, und die Ärzte von Kroton galten in Griechenland lange Zeit für die ausgezeichnetsten.

Lokri, welches den Beinamen Epizephyrii d. i. das westliche Lokri führte, war von Griechen verschiedener Stämme

und Staaten gegründet worden. Es gehörte nicht zu den durch Handelsgröße und Macht ausgezeichneten Colonieen; dagegen wurde es wegen einer eigenthümlichen Staatseinrichtung berühmt, welche zugleich dadurch merkwürdig ist, daß sie auf der ältesten schriftlichen Gesetzgebung beruhte, die in der griechischen Geschichte vorkommt. Der Gesetzgeber von Lokri war Zaleukus. Er lebte um 660 vor Chr., bald nach der Gründung der Stadt, und das Bedürfniß einer bestimmten und festen Staatseinrichtung ward in Lokri deshalb vorzugsweise früh rege, weil die Bürgerschaft aus einer Mischung verschiedener griechischer Stämme bestand, und dadurch von Anfang an in eine Zwietracht gerathen war, die nur durch klar ausgesprochene Gesetze über eines Jeden Rechte für immer gehoben werden konnte. Zaleukus, der, wie es heißt, in niederem Stande geboren war, gab seiner Vaterstadt solche Einrichtungen und Gesetze, bei welchen es hauptsächlich auf moralische Entwickelung und auf Erhaltung der Sittenreinheit abgesehen war. Nach dem Geiste seiner Gesetzgebung sollte der Staat gleichsam eine Erziehungsanstalt der Bürger sein, und deswegen war Zaleukus mehr auf Sittenpolizei, Religiosität und Gerechtigkeit bedacht, als auf die Formen der Regierung und Verwaltung. Der Staat war nach seinen Anordnungen eine Aristokratie oder eine Herrschaft der Vornehmen: die Mitglieder der Staatsbehörde durften nur aus den hundert ersten Familien gewählt werden, und tausend Bürger bildeten die gesetzgebende Versammlung. In Betreff der von Zaleukus gegebenen Gesetze ist besonders der Umstand von Wichtigkeit, daß er zuerst unter den Griechen bestimmte Strafen für die einzelnen Vergehen ansetzte, während vor seiner Zeit die Richter hierin ganz willkürlich verfuhren. Noch merkwürdiger ist aber die rein sittliche Tendenz seiner meisten Gesetze. Die Verletzung jedes bestehenden Gesetzes war mit schwerer Strafe belegt. Ebenso wurde jedes Wort der Lästerung hart bestraft. Der Genuß des Weins war nur dann erlaubt, wenn der Arzt ihn verordnete. Keine Frau durfte goldenen Schmuck tragen, bei Nacht vor die Stadt gehen und öffentlich mit mehr als Einer Sklavin erscheinen. Vor allem Andern aber schärfte Zaleukus seinen Mitbürgern einen Gedanken ein, durch dessen Vernachlässigung jedes Volk, welches Glaubens es auch sei, moralisch entartet und herabsinkt „nicht Opfer, sagt er, versöhnen die Götter,

nicht Gaben der Schlechten, sondern der Guten reiner Wandel und der Gerechten heiliger Sinn." Damit an der Verfassung nicht ohne Noth geändert werde, so verfügte Zaleukus, daß stets einer der bejahrtesten Männer aus der Bürgerschaft erwählt werden solle, um nöthigenfalls die Gesetze auszulegen, und bei jedem Antrag auf Abänderung oder Aufhebung eines bestehenden Gesetzes dieses zu vertheidigen. Dies geschah vor jenen tausend zur Theilnahme an der Regierung allein berechtigten Bürgern, welche zugleich die Gründe dessen, der die Abänderung des Gesetzes beantragte, anhörten. Der Letztere mußte dabei einen Strick um den Hals tragen, und konnte er seinen Vorschlag nicht durchsetzen, so hatte er sein Leben verwirkt. Von Zaleukus selbst wird erzählt, daß er der Strenge seiner Gesetze sein eigenes Leben zum Opfer gebracht habe. Er hatte nämlich bei Todesstrafe verboten, Waffen in der Bürgerversammlung zu tragen; eines Tags war er selbst, ohne an dieses Verbot zu denken, bewaffnet in der Versammlung erschienen, und als man ihn auf seine Verletzung des Gesetzes aufmerksam machte, soll er sich selbst durchbohrt haben, indem er die Worte ausrief: „Nicht gebrochen, sondern bestätigt wird von mir das Gesetz!"

Die an der Straße von Messina gelegene Stadt Rhegium, das heutige Reggio, war eine Pflanzstadt der Chalcidier oder Chalcidenser, d. h. der Bewohner der euböischen Stadt Chalcis, welche viele Colonieen im Westen des mittelländischen Meeres gründeten. Mit dieser ursprünglichen Einwohnerschaft vermischten sich später viele ausgewanderten Messenier. Auch diese Stadt hob sich durch ihren Seehandel zu einem hohen Grade von Reichthum und Macht empor.

Am Busen von Salerno lag die Stadt Posidonia oder Pästum, eine Colonie von Sybaris. Sie ist nicht sowohl wegen einer besonderen Bedeutung für die Geschichte der alten Welt bemerkenswerth, als vielmehr wegen der großen Ruinen, die von ihr sich erhalten haben, und von denen namentlich ein Tempel häufig erwähnt und abgebildet wird.

Neapolis, die jetzige Hauptstadt des Königreichs beider Sicilien, war eine Colonie der in ihrer Nähe gelegenen Stadt Kumä. Sie spielt in der Geschichte des Alterthums keine große Rolle. Zu bemerken ist, daß sie nach dem Namen einer Sirene, welche von

ihren Bewohnern verehrt wurde, von den Dichtern der alten und der neueren Zeit öfters die Stadt der Parthenope genannt wird.

Das so eben erwähnte Kumä, welches westlich von Neapolis lag, war eine von den Chalcidiern und Eretriern gegründete Colonie und die älteste aller Pflanzstädte im Westen von Griechenland. Sie blühte zu einer ansehnlichen Handelsstadt auf, und ward selbst Stifterin mehrerer Colonieen, gerieth aber im vierten Jahrhundert vor Chr. in die Gewalt des campanischen Volks, aus welcher sie nachher in die der Römer kam. Am berühmtesten ist ihr Namen dadurch geworden, daß in Kumä ein Orakel bestand, dessen weissagende Priesterin Sibylla hieß, und daß diese ein sehr großes Ansehen bei den eingeborenen Völkern von Mittelitalien erhielt. In Rom wurden lange Zeit Weissagungen, welche die Priesterinnen dieses Orakels vor Alters niedergeschrieben hatten, als heilige Bücher aufbewahrt.

Von den auf der Insel Sicilien gelegenen Colonieen der Griechen waren Syrakus und Agrigent die wichtigsten und das 736 v. Chr. gegründete Naxos die älteste. Sie wurden alle entweder von Dorern oder von Joniern angelegt, und zwar waren die ionischen insgesammt von der euböischen Stadt Chalcis gegründet, die dorischen aber theils von Megara, theils von Korinth, theils von Rhodus, theils von den Messeniern. Auch Sicilien wurde durch diese Colonieen ein halbgriechisches Land, und die griechischen Ansiedelungen gediehen daselbst so sehr, daß allein die zwei größten derselben, Syrakus und Agrigent, auf ihrem Gebiete mehr Einwohner enthielten, als heut' zu Tage ganz Sicilien.

Die bemerkenswerthesten Colonieen der Ostküste Siciliens sind, in ihrer Aufeinanderfolge von Norden nach Süden, Zankle, Tauromenium, Naxos, Katana, Megara und Syrakus. Zankle, eine Colonie von Kumä und Chalcis, wurde in der Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr. von Messeniern überrumpelt und besetzt; die älteren Einwohner wanderten größtentheils aus, die Messenier aber gaben der Stadt den neuen Namen Messene. Diese Stadt erwarb sich großen Wohlstand, spielte später in der römischen Geschichte eine Rolle, und besteht noch heut' zu Tage unter dem Namen Messina. Tauromenium, das heutige Taormina, eine chalcidische Colonie, war zwar eine sehr wohlhabende Handelsstadt,

ist aber unter uns nicht sowohl durch ihre Bedeutung im Alterthum berühmt geworden, als vielmehr durch die großartigen, ihrer herrlichen Lage wegen häufig gepriesenen Trümmer ihres Theaters. Naxos ist nur deshalb bemerkenswerth, weil es die älteste griechische Colonie in Sicilien war.

Katana, das heutige Catania, wurde von Chalcidiern schon früh gegründet, und erlangte seinen größten Ruhm durch eine Gesetzgebung, welche auch von allen übrigen chalcidischen Colonieen Siciliens und Unteritaliens, sowie von Thurium und andern Städten angenommen wurde. Der Urheber dieser Staatseinrichtung war Charondas aus Katana, dessen Lebenszeit nicht genau bekannt ist, der aber wahrscheinlich ein Zeitgenosse des Zaleukus war. Auch ist seine Gesetzgebung der des Lokrischen Staatsordners durchaus ähnlich: sie hatte wie diese einen vorherrschend sittlichen Zweck, und die einzelnen uns überlieferten Gesetze des Charondas sprechen, wie die des Zaleukus, strenge Strafen gegen Prachtliebe, Feigheit, falsche Anklage und andere Sittenlosigkeiten aus.

Von Megara mit dem Beinamen Hybla, einer Colonie der Megareer, ist nichts Wichtiges anzuführen. Dagegen ist Syrakus, das heutige Siragossa und im Alterthum die eigentliche Hauptstadt von Sicilien, um so bedeutender. Es war eine Colonie der Korinther und die zweitälteste griechische Stadt auf Sicilien; denn es entstand im Jahre 735 v. Chr., ein Jahr nach der Gründung von Naxos. Syrakus lag an der günstigsten Stelle der ganzen Ostküste, und hatte zwei vortreffliche Häfen, welche durch die kleine Insel Ortygia von einander getrennt waren. Ursprünglich allein auf dieser Insel angelegt, breitete es sich bald auch auf dem festen Lande aus, und ward nach und nach so bedeutend vergrößert, daß es zuletzt aus vier Haupttheilen oder sogenannten Städten bestand. Seine ersten Einwohner waren theils Dorer aus Korinth, theils unterworfene Ureinwohner, welche als die Leibeigenen von jenen das Feld bebauten. Wegen der für den Handel äußerst günstigen Lage der Stadt vergrößerte sich die Bevölkerung derselben bald durch viele Auswanderer aus verschiedenen Gegenden Griechenlands. Diese bildeten eine dritte Klasse von Einwohnern; sie waren zwar frei, hatten aber keinen Antheil an der Regierung, welche ganz allein in der Gewalt der älteren dorischen Familien

war. In dieser Verschiedenheit der Bevölkerung lag für Syrakus, wie für alle anderen sicilianischen Colonieen, der Keim zu häufigen inneren Unruhen. Dazu kommt noch, daß die alleinige Herrschaft weniger Familien, welche in den meisten dorischen Staaten eingeführt war, nur dann sich lange behaupten konnte, wenn, wie in Sparta und Kreta, die regierenden Familien sich vorzugsweise mit kriegerischen Übungen beschäftigten, und so sich selbst ebensowohl gegen die übrigen Bürger wie gegen auswärtige Feinde zu schützen vermochten. Dies war aber in Syrakus nicht der Fall, sondern die herrschenden Familien der Stadt waren Handel-treibend, gelangten zu großem Wohlstand, und gewöhnten sich an ein Leben des Genusses und der Behaglichkeit. Sie hielten deswegen Miethtruppen, die sie mit ihren erworbenen Schätzen leicht bezahlen konnten, riefen aber dadurch eine neue Gefahr herbei; denn diese rohen Söldner kamen oft zu dem Bewußtsein, daß auf ihnen der Staat beruhe, und ein bei ihnen beliebter Führer konnte deshalb mit ihrer Hülfe sich leicht zum Herrscher aufwerfen. Die andern griechischen Städte in Sicilien, welche ebenfalls eine gemischte Bevölkerung enthielten, hatten sich gegen alle solche Gefahren dadurch zu schützen gesucht, daß sie, vermittelst eigentlicher Verfassungen und umfassender Gesetzgebungen, ihre Staatsverwaltung den Verhältnissen gemäß ordneten, und die Rechte der Bürger genau bestimmten und gegen einander abwägten. Allein in Syrakus griff man erst gegen das Ende des fünften Jahrhunderts vor Christo zu diesem Mittel, weil man früher die dorische Regierungsweise nicht gern hatte aufgeben wollen. Bis zu dieser Zeit half man sich bei inneren Unruhen nicht durch eine neue Staatseinrichtung, sondern durch solche Maßregeln, welche immer nur für kurze Zeit ausreichten.

Diese Verhältnisse liegen der Geschichte von Syrakus während der ersten dreihundert Jahre derselben zu Grund. Erst gegen das Ende dieser Zeit verschwanden die Vorrechte des dorischen Adels, und der Gang der syrakusanischen Geschichte erhielt eine andere Gestalt. Ein Hauptmittel, mit welchem die regierende Klasse sich lange geholfen hatte, war die Gründung von Colonieen gewesen, durch die man von Zeit zu Zeit sich von den Unzufriedenen befreite, und die zugleich den Handel und die Macht der Stadt erweiterten. Um das Jahr 484 vor Christo erlag der

Adel einem allgemeinen Aufstand der übrigen Bürger und der Leibeignen, und wurde von diesen aus Syrakus verjagt. Er wandte sich an Gelo, den Beherrscher der Stadt Gela, um Hülfe, und wurde zwar von diesem wieder in die Stadt zurückgeführt, mußte aber zugleich auch ihn als seinen Herrn anerkennen.

Gelo, welcher seine Residenz nach Syrakus verlegte und von 484 bis 477 v. Chr. daselbst herrschte, hob die Vorrechte des Adels auf. Unter seiner festen und doch milden Regierung erreichte die Stadt den Gipfel ihrer Macht und ihres Reichthums. Er wußte alle inneren Unruhen fern zu halten, machte den größten Theil Siciliens von sich abhängig, hielt ein sehr großes und tüchtiges Heer, vermehrte die syrakusanische Flotte, und schützte mit ihr den neu aufblühenden Handel der Stadt. Auch als Feldherr ausgezeichnet, schlug er bei Himera in einer offenen Schlacht, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend dauerte, ein zahlreiches Heer der Karthager, die auf Sicilien festen Fuß zu fassen suchten. Diese Schlacht fand fast zu gleicher Zeit mit dem glänzenden Siege Statt, welchen Gelo's Landsleute im eigentlichen Griechenland bei Salamis über die Flotte der Perser erfochten (480 v. Chr.).

Die Macht und das Ansehen Gelo's stiegen so sehr, daß es fast schien, als wenn jetzt alle Griechen Siciliens in Einen Staat würden vereinigt werden; allein Gelo starb zu früh, und sein Bruder und Nachfolger Hiero (von 477 bis 467 v. Chr.) führte eine Regierung, welche mehr glänzend und durch die Förderung von Wissenschaft und Kunst ausgezeichnet, als auf ein großartiges Ziel gerichtet und geschickt geleitet war. Der nächste Nachfolger, Thrasybul, ein jüngerer Bruder seiner beiden Vorgänger, wandte sogar seine Herrschermacht nur zu Handlungen des Übermuths und der Gewaltthätigkeit an. Er wurde schon nach einem Jahre aus Syrakus vertrieben. Der Adel gelangte jedoch weder damals, noch überhaupt je wieder zum Besitz seiner früheren Vorrechte, sondern es wurde eine vollkommene Demokratie oder Volksherrschaft eingeführt. Auch in der folgenden Zeit blieb Syrakus nicht ohne starke Erschütterungen, und erlitt mannichfache Wechsel des Geschickes; dies hängt aber mit der allgemeinen griechischen Geschichte der nächsten Perioden zu enge zusammen, als daß es getrennt von dieser dargestellt werden könnte.

Auf der Südküste Siciliens waren Gela, Agrigent und Selinus die wichtigsten griechischen Pflanzstädte. Gela, eine Colonie von Rhodus, ward 690 v. Chr. gegründet. Diese Stadt gelangte schnell zu großem Wohlstand; um das Jahr 500 aber warf sich einer ihrer Bürger zu ihrem Gebieter auf, und der zweite Nachfolger desselben, Gelo, verlegte nicht allein seine Residenz nach Syrakus, sondern verpflanzte auch die Hälfte der Bevölkerung Gela's dahin. Dadurch verlor die Stadt ihre Bedeutung für immer.

Agrigent, das heutige Girgenti, wurde 582 von Gela gegründet, und war nach Syrakus die bedeutendste Stadt Siciliens. Es lag in einer der fruchtbarsten Gegenden der Insel, und erwarb sich durch den Bau von Getraide, Wein und Öl und durch die Ausfuhr dieser Erzeugnisse nach Afrika unermeßliche Reichthümer. Die Stadt vergrößerte sich in Folge davon so sehr, daß sie zuletzt vier Stunden im Umfang hatte, und zweimal hunderttausend Einwohner enthielt, von welchen hundertachtzigtausend aus Beisassen, Fremden und Sklaven bestanden. Die Wohlhabenheit der Bürger aber war so groß, daß einige derselben wegen ihres außerordentlichen Reichthums und ihres mehr als fürstlichen Aufwands selbst noch lange nach ihrem Tode weithin berühmt waren. Auch durch kostspielige und ungeheure Bauwerke zeichnete Agrigent sich aus, und noch heut' zu Tage erregen die vielen und prächtigen Trümmer dieser Stadt das Staunen der Reisenden. Das größte Bauwerk war ein Jupiter-Tempel; dieser hatte eine Länge von dreihundert vierzig Fuß, und enthielt so riesenmäßige Säulen, daß in die Cannelirung oder in jede der eingehauenen, von oben nach unten laufenden Riesen einer noch übrigen Halbsäule ein Mann sich stellen kann, und daß der ganze Umfang dieser Säule einem Kreise von zwei und zwanzig neben einander stehenden Männern entspricht.

In Agrigent walteten in Betreff der Regierungsform und des Staatslebens dieselben Verhältnisse, wie in Syrakus, und deshalb ist der Gang der inneren Geschichte Agrigent's auch dem der syrakusanischen sehr ähnlich. Die Stadt fiel schon in der ersten Zeit ihres Bestehens (um das Jahr 560 v. Chr.) in die Gewalt eines einzelnen Bürgers, der sich zum Zwingherrn aufwarf. Dieser Mann, dessen Geschichte nicht sicher bekannt ist, hieß Phalaris,

und ward wegen seiner Grausamkeit berüchtigt. Unter den Marterwerkzeugen, deren er sich zur Bestrafung der Empörer und Verdächtigen bedient haben soll, wird am häufigsten ein hohler Stier von Bronze angeführt, in welchen die Unglücklichen eingesperrt wurden, um durch ein unter dem Stier angemachtes Feuer verbrannt zu werden. Der Künstler Perillus hatte das Innere desselben so eingerichtet, daß das Todesgeschrei des Eingesperrten eben so lautete, als wenn ein Stier brüllte. Phalaris war, wie es heißt, über diese Erfindung sehr erfreut, ließ aber, um die Probe zu machen, zuerst den Künstler selbst in dem Stier verbrennen. Der Tyrann soll zuletzt durch einen allgemeinen Aufstand der Agrigentiner gestürzt, und von dem Volk zu Tode gesteinigt worden sein.

Siebenzig Jahre nach Phalaris hatte Agrigent einen Gebieter von ganz entgegengesetzter Art. Dies war der wahrscheinlich von den Bürgern selbst zum Herrscher erwählte Theron, welcher durch Milde und Gerechtigkeitsliebe sich auszeichnete, und noch lange nach seinem Tode als einer der größten Wohlthäter Agrigent's in einem ihm geweihten Tempel verehrt wurde. Er war der Schwiegervater Gelo's von Syrakus, und hatte an dem glänzenden Siege desselben bei Himera Antheil. Sein Sohn folgte ihm in der Regierung nach, wurde aber, weil er sehr tyrannisch herrschte, alsbald verjagt. Für die hierauf wieder hergestellte Republik soll Empedokles, ein in Agrigent geborner Philosoph, eine neue Verfassung entworfen haben, nachdem er die von seinen Mitbürgern ihm angebotene Herrscherwürde ausgeschlagen hatte. In der späteren Zeit warfen sich noch einige Male Alleinherrscher in Agrigent auf. Die Stadt wurde einmal von den Karthagern fast ganz zerstört (406 v. Chr.), und litt auch nachher, in den Kriegen dieses Volks mit den Römern, sehr viel, erhob sich aber immer wieder.

Selinus, 627 v. Chr. von Megara Hybla aus gegründet, war eine durch Reichthum und prachtvolle Gebäude ausgezeichnete Stadt, die jedoch mit Agrigent und Syrakus nicht verglichen werden konnte. Von ihrem Glanze zeugen noch jetzt die ungeheuren Ruinen, welche den Boden des alten Selinus bedecken.

An der Nordküste Siciliens sind nur die beiden Städte Segesta und Himera bemerkenswerth. Beide waren von Chalcidiern aus der Stadt Zankle gegründet worden, wiewohl die Sage die

Entstehung von Segest bis auf die Zerstörung von Troja zurückführt, und von einer Schaar flüchtiger Trojaner herleitet. Beide waren nicht unbeträchtliche Städte. Himera ist besonders wegen des glänzenden Sieges berühmt, welchen im Jahr 480 v. Chr. die sicilianischen Griechen über die Karthager vor seinen Thoren erfochten; zur Rache dafür wurde die Stadt im Jahre 409 v. Chr. von den Karthagern gänzlich zerstört, und ihre Einwohner theils getödtet, theils zu Sklaven gemacht.

13. Von den griechischen Colonieen auf Sardinien und Korsika und in Frankreich und Spanien haben die auf jenen beiden Inseln gegründeten keine Wichtigkeit erlangt. Dagegen wurde die in Süd-Frankreich, an der Mündung der Rhone angelegte Stadt Massilia oder Massalia, das heutige Marseille, die bedeutendste griechische Pflanzstadt im Westen. Sie war eine Colonie der ionischen Stadt Phokäa, und soll um das Jahr 600 v. Chr. gegründet worden sein. Einige Menschenalter später wurde ihre Bevölkerung durch jene Freiheit-liebenden Bürger von Phokäa vermehrt, die sich den Persern nicht hatten unterwerfen wollen und, nach einigen anderen Ansiedelungs-Versuchen, bei ihren Landsleuten in Massilia sich niederließen. Die Massilier wandelten den felsigen und trockenen Boden der Provence in Olivengärten und Weinberge um, deren Ertrag den Hauptgegenstand ihres Handels bildete. Sie breiteten sich an der ganzen Südküste von Frankreich aus, und trieben ihren Handel fast blos mit Spanien, wo sie, wie in Frankreich, mehrere Pflanzstädte gründeten. Der lange und blutige Zwist, der im dritten Jahrhundert vor Christo zwischen den Römern und Karthagern sich entspann, brachte der Stadt Massilia große Vortheile; denn die Ersteren begünstigten Massilia auf jede Weise, um ihren Feinden zu schaden. Die Massilier wurden damals zwar von den Karthagern aus Spanien verdrängt, ihr Handel breitete sich aber dagegen über das ganze nördliche und mittlere Italien aus; und als endlich Karthago den Römern unterlag, erbten sie den ganzen Seehandel desselben, ohne daß sie, was für Handelsstaaten immer gefährlich ist, nöthig hatten, eine Kriegsmacht zu unterhalten. Massilia stieg immer höher, und gegen die Zeit von Christi Geburt erhielt es noch eine besondere Wichtigkeit dadurch, daß es einer der Hauptsitze der griechischen Wissenschaft und gleichsam eine

der beſuchteſten Univerſitäten für die römiſche Jugend wurde. Dies gab der Stadt in der Zeit nach Chriſti Geburt ſogar eine größere Bedeutung, als ihr Handel. Sie wurde übrigens von den Römern als eine unabhängige Stadt angeſehen, und erhielt ſich frei und blühend bis zu dem Untergang des römiſchen Reichs.

Maſſilia zeichnete ſich außerdem durch ſeine vortreffliche Verfaſſung und durch den eigenthümlichen Geiſt ſeiner Bürger aus. Seine Verfaſſung wird zu den beſten gezählt, welche das Alterthum kannte. Urſprünglich beſtand in Maſſilia, wie in den meiſten ioniſchen Colonieen, eine Demokratie oder Volksherrſchaft. Dieſe wurde aber früh in eine andere Verfaſſung umgewandelt, nach welcher die Stadt zwar ariſtokratiſch, aber nicht, wie ſonſt in der Regel freie Städte, patriciſch regiert ward: d. h. die Leitung des Staats war zwar nur in den Händen eines kleinen Theils der Bürgerſchaft, und knüpfte ſich an beſtimmte Vorzüge, allein ſie war nicht erblich und nicht gewiſſen Familien ausſchließlich anvertraut. Es wurden nämlich ſechshundert Bürger auf Lebenszeit erwählt, welche verheirathet ſein, Kinder haben und wenigſtens ſchon von ihren Urgroßvätern her der Bürgerſchaft angehören mußten. Dieſe bildeten den großen, ſowie fünfzehn von ihnen den kleinen Rath; die letzteren hatten die laufenden Geſchäfte zu beſorgen, und aus ihnen wurden wieder drei erwählt, welche mit den Bürgermeiſtern der freien Städte Deutſchlands zu vergleichen ſind. Auf dieſe Weiſe war die ganze Regierungsgewalt in den Händen von ſolchen Bürgern, die mit dem Geiſte und den Sitten ihrer Vaterſtadt vertraut, und nach der Überzeugung ihrer Mitbürger die tüchtigſten waren. Durch ihre Erwählung auf Lebenszeit wurde der Staat vor Erſchütterungen und vor dem Nachtheil des häufigen Wechſels der Behörden bewahrt, und weil ihre Rechte nicht erblich und auf beſtimmte Familien beſchränkt waren, ſo blieb kein fähiger Bürger von der Theilnahme an der Regierung ausgeſchloſſen. Die Maſſilier hatten übrigens, bei der Einführung dieſer Verfaſſung, ihre alten, aus Kleinaſien mitgebrachten Geſetze beibehalten, weil dieſelben ſich als vortrefflich erwieſen hatten; dieſe Geſetze hatten ſie niederſchreiben und öffentlich aufſtellen laſſen, damit das Recht allen Bürgern bekannt ſei, und jeder Willkür der Gewalthabenden vorgebeugt werde.

Das alte Massilia hatte eine große Ähnlichkeit mit der neueren Stadt Genf, wie diese im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert beschaffen war. Massilia zeichnete sich, wie Genf, durch Mäßigkeit, Häuslichkeit, Sparsamkeit und bürgerliche Ordnung aus. Der Handel Massilia's war nämlich, wie der von Genf, anfangs nicht sehr einträglich, und die Bürger konnten daher nur durch Sparsamkeit zu Wohlstand gelangen. Auch war die Stadt lange Zeit von rohen, kriegerischen Völkerschaften umgeben, denen man jeden Fußbreit Land mit den Waffen streitig machen mußte, und der undankbare Boden konnte nur durch emsigen Fleiß in eine Quelle des Reichthums umgewandelt werden. Aus diesen Gründen wurden nicht allein Häuslichkeit, Fleiß und Mäßigkeit in Massilia herrschend, sondern man suchte auch durch besondere Maßregeln von Seiten des Staats diese Tugenden in der Bürgerschaft zu erhalten: es gab in Massilia, wie in Genf, Luxus-Gesetze, durch welche z. B. die Ausstattung der Frauen und ihre Liebe zum Putz beschränkt, allen Unerwachsenen und Weibern das Weintrinken verboten, und auf dem Theater sittenverderbliche Vorstellungen untersagt waren. Ferner wurden in Massilia, wie in Genf, alle solche Fremden nicht geduldet, welche durch den Schein der Frömmigkeit den treuherzigen Bürger für sich einzunehmen trachteten, um mit dem Fleiße desselben ihre eigene Faulheit zu nähren. Auch sonst war man sehr vorsichtig in Bezug auf Fremde: es war z. B., wahrscheinlich wegen der Nachbarschaft roher gallischer Stämme, vorgeschrieben, daß jedermann beim Eintritt in die Stadt seine Waffen ablege, und sie erst beim Austritt wieder erhalte. Endlich war Massilia der Stadt Genf auch noch darin ähnlich, daß seine Bürger Liebe zu den Wissenschaften hatten, und eine der vorzüglichsten Bildungsanstalten errichteten.

In Spanien waren es die Massilier, von welchen die meisten der dortigen Colonieen gegründet wurden. Doch war die berühmteste und allein bemerkenswerthe spanische Pflanzstadt der Griechen nicht von diesen, sondern von den Bewohnern der Insel Zakynthus oder Zante angelegt worden. Dies war Saguntum, das heutige Murviedro im Norden von Valencia. Auch diese Stadt erhob sich durch den Handel zu großem Wohlstand und Ansehen; ihre größte Berühmtheit erhielt sie aber durch ihren heldenmüthigen

Untergang (219 v. Chr.). Dieser wurde durch die Verwickelungen, die den zweiten Krieg zwischen Karthago und Rom veranlaßten, herbeigeführt, und wird später, in der römischen Geschichte, dargestellt werden.

In dem Vorstehenden sind die wichtigsten griechischen Colonieen und die bemerkenswerthesten Punkte ihrer früheren Geschichte angegeben worden. Das Verhältniß dieser Pflanzstädte zu ihren Mutterstaaten, dessen bei keiner derselben gedacht wurde, war verschieden von dem der neueren europäischen Colonieen. Die Letzteren sind Theile des Staats, von welchem sie gegründet wurden, und werden von diesem beherrscht; die Colonieen der alten Griechen dagegen waren von Anfang an selbstständige Staaten, und man kennt bei ihnen nur ein einziges Beispiel des Gegentheils, nämlich die Colonie Potidäa, deren höchster Beamter stets ein Bürger der Mutterstadt war und von dieser gewählt wurde. Diese einzige Ausnahme abgerechnet, waren alle griechischen Colonieen von ihrer Gründung an unabhängige Staaten. Dagegen bestand das ganz natürliche Verhältniß, daß die Pflanzstadt ihrem Mutterstaat gegenüber sich anders benahm, als gegen andere Staaten, daß sie die Pietät einer Tochter gegen die Mutter zu erkennen gab. Eine Stadt oder ein Staat in Griechenland wurde gewissermaßen als eine Familie angesehen; es stand deshalb auch in dem Prytaneum oder Rathhaus jeder Stadt ein Altar der Vesta, der Schutzgöttin der Familien, und ein ewig brennendes Feuer wurde auf diesem Altar, als dem sinnbildlichen gemeinsamen Herde der Bürgerschaft, unterhalten. Eine Colonie nun war eine Tochter dieser Familie, die aber gleichsam einem fremden Lande sich vermählt hat oder selbstständig geworden ist; sie hing also in ihrem Wollen und Handeln nicht mehr von der Mutter ab, aber sie war und blieb doch die Tochter derselben, und schuldete ihr für alle Zeiten Dank und Achtung. Dieses Verhältniß wurde dadurch sinnbildlich angedeutet, daß man bei der Gründung einer Colonie Feuer aus dem Prytaneum der Mutterstadt mitnahm, um damit das Feuer in dem Prytaneum der Colonie anzuzünden. Die Verpflichtung gegen die Mutterstadt war also von rein menschlicher Art, und beschränkte die politische Selbstständigkeit der Colonie nicht im mindesten. Die Pflanzstadt gewährte bei gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Mutterstadt die Ehre des Vorrangs, beschickte die Hauptfeste der Letzteren mit einer

Ehrengesandtschaft, behandelte die Gesandten derselben mit mehr Aufmerksamkeit, als die eines anderen Staats, hielt es für ein Unrecht, ohne die höchste Noth die Mutterstadt zu bekriegen, u. dgl. m.

3. Die Griechen dieses Zeitraums im Allgemeinen.

In Folge der Wanderungen der Thessalier, Böotier und Dorer, von welchen die der Letztern oder die sogenannte Rückkehr der Herakliden die wichtigste war, wurden die Königreiche des heroischen Zeitalters fast insgesammt vernichtet, und an ihrer Stelle neue Staaten gegründet, welche sich größtentheils durch die ganze spätere Zeit der griechischen Geschichte hindurch erhielten. Um die Zeit dieser gänzlichen Umgestaltung der griechischen Verhältnisse kam auch zuerst ein gemeinschaftlicher Namen für die griechische Nation auf, und es ward Sitte, die Gesammtheit der Griechen in vier Stämme einzutheilen und diese, als verwandte Glieder Eines Volks, von Deukalion's Söhnen und Enkeln herzuleiten.

Dasjenige Wort, welches damals zur gemeinschaftlichen Bezeichnung aller griechischen Stämme gebräuchlich wurde, ist der Namen Hellenen, den in der Heroenzeit nur einige kleine Völkerschaften Thessaliens geführt hatten. Einen Gegensatz gegen diesen Gesammtnamen der griechischen Nation bildete ein anderer Namen, unter welchem die Griechen alle übrigen Völker der Erde zusammenfaßten. Dies ist das Wort Barbaren, dessen Abstammung und eigentliche Bedeutung bis jetzt noch nicht sicher erforscht werden konnte. Als Völkernamen war es im Munde der Griechen anfangs gleichbedeutend mit Nicht-Hellenen; später aber, als die Griechen durch ihre geistige und politische Entwickelung allen andern Völkern weit vorangeschritten waren, knüpften sie im Gefühl ihres höheren Werthes den Nebenbegriff des Unfreien, Unedeln und Ungebildeten an dieses Wort. Als endlich Griechenland seine Selbstständigkeit verlor, und seine Cultur und Bedeutung auf die Römer überging, wurde der Namen Barbaren allen den Völkern ertheilt, welche der griechischen und römischen Bildung ermangelten. Zugleich mit dieser Bildung haben später die christlichen Völker auch das Wort Barbaren übernommen, und dasselbe drückt nun in allen Sprachen der höher civilisirten Welt den Begriff der geistigen und moralischen Rohheit aus.

Die vier Stämme, in welche das griechiſche Volk eingetheilt wurde, hießen die Dorer, die Jonier, die Achäer und die Aeolier. Die Dorer fanden ſich am zahlreichſten im Peloponnes, wo ſie alle Länder außer Arkadien, Achaja und Elis inne hatten. Außer dieſer Halbinſel enthielten nur Doris und Megaris eine doriſche Bevölkerung. Dagegen gehörte aber ein großer Theil der griechiſchen Colonieen, ſowohl im Oſten als im Weſten und Süden des Mutterlands, dem doriſchen Stamme an. Jonier waren von den Völkerſchaften des griechiſchen Feſtlands nur die Bewohner von Attika. Außerdem hatten Euböa und andere Inſeln des Archipelagus eine ioniſche Bevölkerung, und die ioniſchen Colonieen im Oſten und Weſten bildeten den dritten Beſtandtheil dieſes Stammes. Die in Kleinaſien angeſiedelten Jonier wurden vorzugsweiſe mit dieſem Namen benannt, und das Wort Jonier erhielt dadurch eine doppelte Bedeutung, indem es bald alle Glieder eines ganzen Stammes, bald blos jenen beſonderen Theil desſelben bezeichnete. Ja, in der Sprache des täglichen Lebens bedienten ſich die Griechen des Wortes Jonier nur in dem letzteren Sinne, weil von allen Gliedern des Stammes blos die kleinaſiatiſchen Jonier ein geſchloſſenes Ganze bildeten, und weil der einzige ioniſche Staat des griechiſchen Feſtlands, der von Athen, eine ſo große Macht erlangte, daß er allein den doriſchen Völkerſchaften die Oberherrſchaft ſtreitig machte, und man deshalb in Griechenland gewöhnlich blos die Athener als den eigentlichen Gegenſatz gegen die Dorer anſah.

Die Dorer und Jonier waren wegen der großen Bedeutung, welche die beiden Hauptſtaaten derſelben, Sparta und Athen, erhielten, die wichtigſten Stämme der griechiſchen Nation; denn um dieſe beiden Staaten dreht ſich bis zur Zeit Alexander's des Großen faſt die ganze griechiſche Geſchichte als um ihren gemeinſchaftlichen Mittelpunkt. Von den beiden andern Stämmen war der achäiſche, der im heroiſchen Zeitalter die Hauptrolle geſpielt hatte, in den folgenden Zeiten der unbedeutendſte. Erſt gegen das Ende der griechiſchen Geſchichte erhielt er wieder eine Wichtigkeit; vorher aber wird ſeiner kaum Erwähnung gethan. Zu ihm gehörten die meiſten Unterthanen der Theſſalier im gleichnamigen Lande und die der Dorer im Peloponnes. Beide erlangten ihre

Unabhängigkeit nicht wieder, und der einzige selbstständige Theil dieses Stammes war und blieb die Bevölkerung des Landes Achaja. Außerdem gab es zwar noch in Kleinasien, sowie in Unteritalien und Sicilien achäische Colonieen; aber die Ersteren verschmolzen bald mit den kleinasiatischen Aeoliern, und die Letzteren blieben vereinzelt, und verschafften deshalb sich und ihrem Stamm kein bleibendes Ansehen.

Zu dem äolischen Stamme gehörten die Elier und, mit Ausnahme von Attika, Doris und Megaris, die meisten Bewohner des griechischen Mutterlandes außerhalb des Peloponnes, sowie die äolischen Colonieen in Kleinasien. Die wichtigste Völkerschaft dieses Stammes waren die Böotier, welche in der spätern Zeit einmal einige Jahrzehnte hindurch an der Spitze der griechischen Nation standen. Trotz der großen Ausbreitung der Aeolier erlangten sie als besonderer Stamm keine Wichtigkeit. Sie bildeten niemals ein Ganzes, und verloren zum Theil sogar ihren Stamm-Charakter; die Aeolier in Böotien und Elis näherten sich in ihrem Wesen den dorischen Völkerschaften, und die in Kleinasien nahmen zum Theil den Charakter der dortigen Jonier an. — Eine einzige griechische Völkerschaft wurde zu keinem der vier Stämme gerechnet. Dies sind die Arkadier, ein Überrest der ältesten Bevölkerung Griechenlands, welcher niemals seinen Wohnsitz veränderte, und ebenso wenig durch die Einwanderung anderer Griechen in sein Land eine Mischung erlitt. Der Charakter der Arkadier näherte sich im Verlauf der Zeit am meisten dem der dorischen Völkerschaften, von welchen sie fast ganz umgeben waren. —

Die Griechen des Mutterlands und der Colonieen bildeten während ihrer Blüthezeit eine weithin verbreitete Nation, deren Gesammtzahl man auf etwa zwanzig Millionen Menschen anschlagen zu dürfen glaubt. Sie waren aber nicht nur niemals in einen einzigen Staat vereinigt, sondern sie zerfielen vielmehr stets in eine Menge unabhängiger Völkerschaften. Von diesen bildete keine einzige einen dem Umfang nach bedeutenden Staat, dagegen gab es unter ihnen eine ziemliche Anzahl solcher Staaten, deren Gebiet nicht größer war als das von San Marino, dem kleinsten Staate des heutigen Europa's. Die gesammte Nation zeichnete sich durch die angeborenen Vorzüge des Muthes, der Kraft, der Verständig-

keit und des Sinnes für Poesie und Kunst aus. Bei den einzelnen Stämmen und Völkerschaften waren theils eine oder mehrere dieser Eigenthümlichkeiten vorherrschend, theils entwickelten sie dieselben alle in sich, und die griechische Nation besaß in Folge davon eine Mannichfaltigkeit der Bildung und des Wesens, welche einen der Haupt-Charakterzüge derselben ausmacht. Bei den dorischen Völkern z. B., besonders den Spartanern und Kretern, war das Strenge und Kräftige vorherrschend, bei den Böotiern das Rauhe und Rohe, bei den Athenern und den übrigen ionischen Griechen das Bewegliche und Sanfte.

Hierzu kommt noch, daß die Stämme der Griechen sich auf mannichfache Weise mit einander vermischten, daß sie in ihren Colonieen und durch ihren Handel die verschiedenartigsten Völker kennen lernten, und dadurch eine mächtige geistige Anregung erhielten, sowie endlich, daß sie unter einem heiteren und milden Himmel lebten, und die reichsten und schönsten Länder der gemäßigten Zone bewohnten. Mangel und eigentliche Armuth kannten die griechischen Völkerschaften nicht; so oft diese ihnen drohten, wanderte ein Theil der Bürger aus, und gründete an irgend einer Küste einen neuen Staat, in welchem sie die Mittel zum Leben leichter fanden, als in dem alten. Auch die äußeren Beschäftigungen, durch welche die Kräfte der griechischen Nation in Anspruch genommen wurden, waren sehr mannichfaltig, und förderten dadurch die Verschiedenartigkeit der Sitten und Einrichtungen: Ackerbau, Viehzucht, Handel, Schifffahrt, Fischerei und vielfältige Gewerbe bildeten bald einzeln, bald mehrfach die Hauptthätigkeit der Bürger eines jeden der vielen griechischen Staaten. Ungeachtet der sehr mannichfaltigen Entwickelung und Thätigkeit des griechischen Volkes blieben diejenigen Eigenschaften, welche den Haupt-Charakter desselben bilden, mehr oder weniger allen einzelnen Theilen der Nation eigen; namentlich fanden sich Poesie und Kunstsinn, sowie die Verschönerung und Erheiterung des Lebens durch Feste und ein darauf berechneter Gottesdienst bei jeder griechischen Völkerschaft.

Durch diese Gleichartigkeit des Grundwesens griechischer Bildung, Denkweise und Sitte und durch die Gemeinschaftlichkeit der Sprache, der Religion und der historischen Erinnerungen waren und blieben die Griechen, trotz ihrer Trennung in viele von ein-

ander unabhängige Staaten, eine Nation. Ein inneres Band also verknüpfte die einzelnen Völkerschaften derselben mit einander, und wir bedürfen keines äußeren und sichtbaren Grundes, um uns die Entwickelung und Erhaltung der griechischen Nationalität zu erklären. Gewöhnlich führt man als einen solchen Grund zwei unter den Griechen bestehende Einrichtungen an, nämlich gewisse regelmäßige Nationalfeste, von welchen die olympischen Spiele die angesehensten und berühmtesten waren, und die sogenannten Amphiktyonieen oder die Tempelvereine einzelner griechischer Staaten. Allein die Letzteren hatten, während der längsten Zeit ihres Bestehens, für das gesammte Griechenland nur eine untergeordnete Bedeutung, und für die Ersteren war die Belebung des Nationalgefühls nicht der eigentliche und ursprüngliche Zweck, sondern sie erhielten erst durch dieses selbst eine größere Wichtigkeit, und wirkten dann erst fördernd auf dasselbe zurück.

Bei den alten Griechen gab es bleibende Verbindungen einzelner Staaten, deren Zweck gegenseitige Beschützung und die gemeinschaftliche Berathung und Anordnung ihrer Gesammtangelegenheiten war, und welche deshalb mit denen neuerer Völker verglichen werden können. Ein solcher Staatenverein war z. B. der der ionischen Colonieen in Kleinasien. Die Versammlungen der Verbündeten wurden gewöhnlich in der Nähe eines Tempels gehalten, und waren mit einem gemeinschaftlichen religiösen Feste verbunden. Verschieden von diesen Bünden ist eine andere Art griechischer Staatenvereine, welche den Namen Amphiktyonie führte, und der nichts Ähnliches im heutigen Europa an die Seite gestellt werden kann. Diese Verbindungen, deren es in Griechenland mehrere gab, hatten weder den Zweck, sich gegenseitig gegen äußere Feinde zu schützen, noch die gemeinsamen inneren Angelegenheiten zu regeln, sondern sie dienten blos zur gemeinschaftlichen Feier gewisser Religionsfeste, zur Erhaltung und Beschützung eines bestimmten Tempels und zur Abwehr allzugroßer Grausamkeit in den Kriegen, welche einzelne Bundesstaaten mit einander führten. Sie waren also bloße Tempelvereine, und hatten eigentlich keinen politischen, sondern einen religiösen Zweck, wurden aber freilich manchmal von einzelnen übermächtigen Bundesstaaten als Werkzeuge ihrer Politik benutzt. Eine eigenthümliche Wichtigkeit erhielten

sie außerdem noch dadurch, daß bei den alten Griechen die Bundes-Tempel, wegen ihrer großen Heiligkeit und des ihnen vorzugsweise gewährten Schutzes, zugleich als Banken oder Aufbewahrungsorte von Schätzen benutzt wurden, und daß die gemeinschaftlichen Tempel-Feste auch die Handelswelt herbeizogen, und daher gewöhnlich mit großen Messen verbunden waren.

Den Namen dieser Tempelvereine, Amphiktyonie, leitet die Sage, welche Alles gern personificirt, von Amphiktyon, einem angeblichen Sohne Deukalion's, ab, indem sie ihn zum Stifter der wichtigsten aller unter den Griechen bestehenden Amphiktyonieen macht. Der Wahrheit nach aber bedeutet der Namen soviel als Vereinigung der Umwohnenden, d. h. der um einen gemeinschaftlichen Tempel herum ansässigen Völkerschaften. Eine der berühmteren Amphiktyonieen war die der Insel Delos. Durch dieselbe waren die Bewohner von zwölf andern Inseln mit denen von Delos und unter einander zu dem Zwecke verbunden, an bestimmten Tagen auf der letzteren Insel gemeinschaftlich den Gott Apollo zu verehren. Delos wurde dadurch zugleich der Mittelpunkt eines großen Handelsverkehrs, der im Lauf der Zeiten immer mehr an Umfang zunahm. Die berühmteste aller Amphiktyonieen aber war die von Delphi, die man, wegen ihrer größeren Bedeutung, oft auch ohne nähere Bezeichnung blos den Amphiktyonen-Bund nennt. Sie war schon in sehr früher Zeit gestiftet worden, und umfaßte zwölf griechische Völkerschaften. Die Versammlungen dieser Amphiktyonie wurden jährlich zweimal, im Frühling und im Herbst; gehalten, und fanden abwechselnd zu Delphi und bei einem an den Thermopylen gelegenen Tempel der Diana Statt. Die Beschützung des Apollo-Tempels zu Delphi war der Hauptzweck des Amphiktyonen-Bundes, und ein aus Abgesandten der einzelnen Staaten bestehender Bundesrath hatte die Heiligthümer und Schätze dieses Tempels zu bewachen und die Feste desselben zu leiten. Aus dem Eide, den die Bundesgesandten zu leisten hatten, geht der eigentliche und vollständige Zweck der delphischen Amphiktyonie am klarsten hervor; sie schworen nämlich im Namen ihrer Staaten: den Apollo-Tempel zu Delphi aus allen Kräften zu beschützen, und im Kriege nie eine zu dem Bund gehörende Stadt von Grund aus zu zerstören oder ihr das Wasser abzuschneiden.

Der Apollo-Tempel und das mit ihm verbundene Orakel zu Delphi haben in der griechischen Geschichte eine große Bedeutung. Jener Tempel ward als der vornehmste griechische Tempel und als ein gemeinsames Heiligthum der gesammten Nation betrachtet, und das Orakel desselben stand bei allen Griechen im größten Ansehen. Das Letztere erhielt seine große Bedeutung dadurch, daß die Häupter griechischer Staaten bei wichtigen Vorfallenheiten sich seiner bedienten, um irgend einen Zweck leichter zu erreichen. Die größte Rolle spielte dieses Orakel gerade in dem Zeitraum zwischen der Herakliden-Wanderung und den Perser-Kriegen. Es erlangte seine Bedeutung hauptsächlich durch die Ausbreitung des dorischen Stamms über Griechenland; denn die dorischen Völkerschaften sahen den delphischen Apollo-Tempel als ein gemeinsames Stamm-Heiligthum an, und bedienten sich von der frühesten Zeit an dieses Orakels häufiger als andere griechische Staaten. Die delphische Priesterschaft ließ bei ihren Orakelsprüchen sich meistens von den Häuptern desjenigen Staates leiten, der sich gerade an das Orakel wandte. Sie kleidete die Antworten in ein räthselhaftes Gewand ein, welches sowohl ihr selbst eine Ausflucht gewährte, als auch in der Regel den Anfragenden erwünscht war; die Letzteren konnten dann um so leichter die vorgebliche Stimme der Gottheit im Sinne ihrer eigenen politischen Zwecke deuten, deren Erreichung bei dem Volk durch das göttliche Ansehen des Orakels gefördert wurde. Bei der großen nationalen Bedeutung des Orakels dachten Privatleute nicht daran, dasselbe in ihren Angelegenheiten zu befragen, zumal da auch die durch Opfer und Geschenke für den Gott entstehenden Unkosten sehr groß waren.

Der Tempel Apollo's lag außerhalb der Stadt Delphi, in der Nähe der Quelle Kastalia, von welcher man glaubte, daß der Genuß ihres Wassers poetische Begeisterung errege. Das Orakel dieses Tempels knüpfte sich an ein enges und tiefes Loch, aus welchem beständig ein Dampf emporstieg. Der Ausspruch des Gottes aber geschah durch den Mund einer Priesterin, Pythia genannt, welche auf einen über jene Öffnung gestellten Dreifuß sich setzte, und durch den Dampf in Entzückungen gerieth. Der Tempel wurde durch die dem Gotte gemachten Geschenke nach und nach so reich, daß man seine Schätze und Kostbarkeiten an Gold und Silber in den

nächsten Zeiträumen der griechischen Geschichte auf zehntausend sogenannte Talente oder 26 Millionen Gulden (14 Millionen Thaler) schätzte. —

Die oben erwähnten Nationalspiele der Griechen waren religiöse Feste, die mit Wettkämpfen verbunden waren. Es gab viele solcher heiteren Festversammlungen, aber die Theilnahme an denselben beschränkte sich bei den meisten auf die Bewohner der nächsten Umgegend. Nur vier von ihnen, nämlich die olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen Spiele, erhoben sich nach und nach zu Festen des gesammten Griechenlands, und wurden also eigentliche Nationalfeste des griechischen Volks. Von ihnen waren wieder die olympischen Spiele die besuchtesten, und hatten weit mehr als die übrigen den Charakter der Allgemeinheit.

Die olympischen Spiele wurden zu Olympia im Lande Elis gehalten. Man feierte sie schon im heroischen Zeitalter, und die Sage gibt ihnen den Hauptheld der griechischen Vorzeit, Herkules, zum Urheber; allein ein über die nächste Umgegend sich erstreckendes Ansehen erhielten sie erst später, und zwar durch Iphitus, einen Nachkommen des in Elis eingewanderten Aetolers Oxylus. Dieser elische König, welcher zur Zeit des spartanischen Gesetzgebers Lykurg lebte, soll die olympischen Spiele neu eingerichtet und ihnen mit Hülfe der Letzteren eine allgemeinere Bedeutung verschafft haben. Sie wurden von jener Zeit an zuerst ein Nationalfest des Peloponnes und nachher auch des gesammten übrigen Griechenlands. Hundert Jahre nach Iphitus, 776 v. Chr., als der Elier Koröbus in diesen Spielen als Hauptsieger den Preis davon trug, fing man an, die Namen der Sieger in ein zu Olympia öffentlich aufgestelltes Verzeichniß einzutragen. Dies geschah seitdem ohne Unterbrechung, und da überdies die Spiele unausgesetzt und regelmäßig gehalten wurden, so beginnt mit jenem Jahre die sichere Zeitrechnung der griechischen Geschichte. Die späteren griechischen Geschichtschreiber bedienten sich des Verzeichnisses der Sieger, um nach demselben die Zeit der einzelnen Ereignisse mit Bestimmtheit anzugeben. Man theilte nämlich, da die Spiele stets nach Verlauf von je vier Jahren gefeiert wurden, die Zeit in vierjährige Abschnitte, Olympiaden genannt, begann die erste dieser Olympiaden mit dem Jahr 776 v. Chr., und be-

nannte jede einzelne entweder nach der Zahl ihrer Reihenfolge oder nach dem Namen des Hauptsiegers in ihr.

Die olympischen Spiele gaben dem Lande Elis vorzugsweise und fast allein eine Bedeutung in der griechischen Welt und ihrer Geschichte; denn da dieselben den regelmäßigen Vereinigungspunkt aller Griechen bildeten, so wurde Elis ihretwegen für ein heiliges Land erklärt, welches nicht bekriegt, ja nicht einmal von Bewaffneten durchzogen werden durfte. Die Elier, welche auf diese Weise in allen Kriegen neutral blieben, hatten dafür die Pflicht, die olympischen Spiele und den mit ihnen verbundenen Gottesdienst zu halten, und die Denkmäler und Heiligthümer derselben zu pflegen und zu beaufsichtigen. Während der Dauer der Spiele mußten auch alle andern griechischen Staaten, welche Krieg mit einander führten, die Waffen ruhen lassen.

Die Spiele wurden in der Nähe des Alpheus-Flusses gefeiert, an einem Orte, welcher Olympia hieß und einen heiligen Hain von Ölbäumen, sowie viele religiösen und andere öffentlichen Gebäude enthielt. Vor dem Hain stand ein berühmter, dem Zeus oder Jupiter geweihter Tempel. Dieser hieß der Tempel des olympischen Jupiter, und war eines der größten Gebäude in Griechenland; in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts vor Christo wurde in ihm eine berühmte kolossale Statue jenes Gottes aufgestellt, welche aus Elfenbein und Gold zusammengesetzt, und von Phidias, dem größten griechischen Bildhauer, verfertigt worden war. Im Inneren des heiligen Hains von Olympia befanden sich mehrere Altäre, ein Tempel der Juno und das sogenannte Stadium nebst dem Hippodromus. Das Stadium war eine zum Wettlauf bestimmte Bahn, welche gerade sechshundert griechische oder fünfhundert und neun und sechszig Pariser Fuß lang und ringsum von Höhen umgeben war, auf denen die Zuschauer saßen. Sein Namen ward unter den Griechen zur Bezeichnung geographischer Entfernungen gebräuchlich: vierzig Stadien sind etwa einer deutschen Meile gleich. Der Hippodromus, welcher neben dem Stadium lag, war die zu Wettfahrten und Wettrennen dienende Bahn.

Die olympischen Spiele wurden zu Anfang jedes fünften Jahrs gefeiert, und zwar zur Zeit des ersten nach der Sommer-Sonnenwende eintretenden Vollmonds. Dieses Fest, welchem keine Frau

beiwohnen durfte, dauerte fünf Tage, und wurde hauptsächlich durch Opfer, durch Lobgesänge auf die Götter und durch Wettkämpfe gefeiert. Die Letzteren waren von verschiedener Art; sie bestanden nämlich aus dem Wettlauf, dem Ringen, dem Faustkampf, dem Werfen mit dem Diskus (einer schweren Scheibe, welche möglichst hoch und weit geworfen wurde), dem Springen, der Wettfahrten und dem Pferderennen. Der Preis war bei jedem dieser Wettkämpfe derselbe; aber wer in dem Wettlauf gesiegt hatte, galt für den Hauptsieger, und nach seinem Namen wurde die Olympiade benannt. Männer aus Elis waren allein die Kampfrichter; sie führten als solche den Namen Hellanodiken d. i. Hellenen-Richter. Nur geborene Griechen wurden als Mitkämpfer zugelassen, und jeder Bewerber mußte deshalb vor dem Beginn der Spiele seine hellenische Abkunft beweisen; Ausländern ward nur als Zuschauern der Zutritt gewährt. In den Stunden, in welchen keine Wettkämpfe gehalten wurden, beschäftigte die versammelte Menge sich auch mit den Werken griechischer Künstler, Dichter und Schriftsteller. Viele von diesen reisten nämlich zu dem Feste, um gleichsam vor dem Ausschuß des gesammten griechischen Volks ihre Bildwerke auszustellen oder ihre schriftlichen Werke vorzutragen. Preise wurden unter diesen nicht ausgetheilt; ihre Ehre bestand nur in der Anerkennung, welche sie bei den aus allen Gegenden herbeigeströmten Landsleuten sich erwarben.

Der letzte Tag des Festes war zur Verherrlichung der Sieger bestimmt. In dem heiligen Hain von Olympia zogen diese vor der versammelten Menge feierlich einher. Nachdem ein prachtvolles Opfer gehalten worden war, wurden, unter dem Jubel der Versammlung, die Namen der Sieger ausgerufen, und jeder von ihnen mit einem einfachen Kranz von Ölzweigen geschmückt. Dieser Kranz, den der Sieger später bei jeder besonders festlichen Gelegenheit auf dem Haupte zu tragen pflegte, galt in den Augen der Griechen für die höchste Ehre, welche ein Mensch erlangen konnte. Auf diese Ehre war daher nicht blos der Sieger selbst stolz, sondern auch die Stadt, deren Bürger er war. Bei seiner Heimkehr wurde er deshalb auch auf das Feierlichste in seine Vaterstadt geleitet, und durch neue Ehrenbezeugungen verherrlicht; namentlich ließ man in der Regel eine Statue desselben in Marmor verfertigen und zu Olympia

aufstellen, wo überdies sein und seiner Stadt Namen zum ewigen Gedächtniß in das öffentliche Verzeichniß der Sieger eingetragen wurde. Gesänge und Lieder verbreiteten außerdem seinen Ruhm bis in die fernsten Gegenden, welche von Griechen bewohnt waren, und erhielten seinen Namen in Aller Gedächtniß. Bei solchen halb göttlichen Ehren ist es denn auch nicht zu verwundern, daß, wie berichtet wird, zu Olympia einst ein alter Mann bei der Umarmung seines Sohnes, der den Sieg errungen hatte, im Übermaß des Glückes starb. Ein anderer Greis, Diagoras von Rhodus, welcher selbst in seiner Jugend den Olivenkranz erhalten hatte, begleitete einst zwei seiner Söhne zu den olympischen Spielen, und war so glücklich, beide den Preis erlangen zu sehen. Diese setzten ihre Kränze sogleich auf das Haupt des Vaters, und trugen denselben, um ihn vor dem gesammten Griechenland zu verherrlichen, auf ihren Schultern umher. Jubelnd priesen alle Anwesenden den edlen Sinn der Söhne und des Vaters übergroßes Glück. Einer aus der Menge rief diesem zu: „Stirb, Diagoras, denn du hast das höchste Glück erreicht!“; und wirklich sank auch Diagoras, dem Übermaße der Freude erliegend, entseelt von den Schultern seiner Söhne herab.

Dieses Ehrenfest der olympischen Spiele war ein Nationalfest im vollsten Sinne des Wortes, und wirkte in mehr als Einer Hinsicht fördernd auf das griechische Leben ein. Namentlich vereinigte es in regelmäßig wiederkehrenden Zeitpunkten die verschiedenen, oft in Haß und Zwietracht zerfallenen Theile des griechischen Volks, welche zu Olympia unter dem Schutz eines Gottesfriedens zusammenkamen, sich in ihren Eigenthümlichkeiten zeigten, Einer des Andern Erfindungen und Sitten kennen lernten, und oft nach langen, erbitterten Kriegen sich wieder als Glieder einer und derselben Familie begrüßten.

Unter den drei andern allgemeineren Nationalfesten von ähnlicher Art, welche alle dem von Olympia an Bedeutung weit nachstanden, nahmen die pythischen Spiele den höchsten Rang ein. Sie wurden in der Nähe von Delphi zu Ehren des Gottes Apollo gefeiert, welcher nach dem von ihm erlegten Drachen Pytho den Beinamen des Pythiers trug. Auch diese Spiele fanden alle vier Jahre Statt, und zwar stets im Monat Mai des zweiten Jahrs

jeder Olympiade. Die Leiter und Kampfrichter derselben waren die Gesandten des Amphiktyonen-Bundes, und der Preis bestand in einem Kranz, welcher aus einem Zweige der dem Apollo geheiligten Lorbeerpflanze geflochten war. Die nemeischen Spiele wurden bei der argolischen Stadt Nemea zu Ehren Jupiter's gehalten. Sie fanden alle zwei Jahre Statt, und der Preis war in denselben ein Epheukranz. Die isthmischen Spiele endlich wurden anfangs alle drei, später alle fünf Jahre, auf dem Isthmus oder der Landenge von Korinth gefeiert. Sie waren zu Ehren des Gottes Neptun eingesetzt, und ihr Preis bestand in einem Fichtenkranz. —

Was die politische Geschichte der griechischen Völkerschaften in dem Zeitraum von der Herakliden-Wanderung bis zu den Perser-Kriegen angeht, so dreht sich dieselbe vorzugsweise um die Revolutionen und Volksbewegungen, durch welche alle griechischen Staaten zu der republikanischen Form übergingen, und diese in verschiedener Weise ausbildeten. Das Königthum wurde fast überall abgeschafft; in den wenigen Staaten aber, in welchen man es beibehielt, ward es so sehr beschränkt, daß fast blos der Namen desselben übrig blieb. Schon im achten Jahrhundert vor Chr. gab es nur noch sehr wenige griechischen Könige, und etwa gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts waren sie aus allen Staaten des eigentlichen Griechenlands, mit Ausnahme von Sparta und Epirus, verschwunden.

An die Stelle der monarchischen Regierungsform traten republikanische Verfassungen, welche auf Freiheit, Thätigkeit und ein glückliches, zufriedenes Leben berechnet waren, und von denen die meisten häufige Umänderungen erlitten. Die Mannichfaltigkeit dieser Verfassungen und des politischen Lebens überhaupt war bei den Griechen größer, als wir sie bei irgend einem andern Volke finden. Die Zahl der griechischen Staaten war fast doppelt so groß, als die des gesammten heutigen Europa's, und doch waren diese vielen kleinen Staaten ihren Verfassungen nach unter einander sehr verschieden. Außer der Mannichfaltigkeit der Staatseinrichtungen zeichnet sich das politische Leben der Griechen vorzugsweise noch durch das ihm zu Grunde liegende Princip und durch die größere Ausdehnung des Begriffes Staat aus. Alle griechischen Staaten, selbst

die aristokratischen, hatten eine demokratische Grundlage; in allen nämlich nahm die Volksversammlung an der Gesetzgebung und an der Leitung des Staates Theil, und es gab in der Regel keinen freien Bürger, welcher blos beherrscht wurde und nicht auch bis zu einem gewissen Grade mitherrschte. Außerdem wurden, bis gegen das Ende der griechischen Geschichte, diese Rechte der Bürger nirgends durch Volksvertreter oder Deputirte ausgeübt, sondern überall bestand die Volksversammlung aus der Gesammtheit aller freien Bürger. Es herrschte ferner fast durchgängig der Grundsatz, daß die Beamten nur auf je ein Jahr ernannt wurden, und der Volksversammlung verantwortlich waren. Nirgends endlich gab es einen besonderen Richterstand, sondern mit alleiniger Ausnahme von Sparta bildete die Volksversammlung entweder selbst die richterliche Behörde, oder sie ernannte die Mitglieder derselben aus der Gesammtheit der Bürger. Der Begriff Staat umfaßte so zu sagen alle Verhältnisse des Lebens. Der Staat war nämlich bei den Griechen keine bloße Form des bürgerlichen Lebens, sondern das Leben selbst oder wenigstens dessen Mittelpunkt; jede Privatangelegenheit konnte in griechischen Staaten zu einer öffentlichen gemacht werden, und kein Grieche konnte seinem Staate gegenüber sich leidend verhalten oder ein Privatleben in unserem Sinne des Worts führen. Auch griff der Staat so sehr in alle Beziehungen des Lebens ein, daß z. B. ebensowohl die Religion, wie die Sitten und alle öffentlichen Vergnügungen nicht etwa blos unter der Aufsicht der Behörden standen, sondern vielmehr geradezu Staatssache und ein Theil des Staatszweckes waren.

In den griechischen Verfassungen traten beim Beginn der helleren Zeit ihrer Geschichte zwei Hauptunterschiede hervor, durch welche die beiden wichtigsten Stämme des griechischen Volks einen Gegensatz gegen einander bildeten. Dieser Gegensatz bestand darin, daß in den ionischen Staaten das demokratische Element, in den dorischen dagegen das aristokratische vorherrschend war. Die Ersteren entsagten nämlich schon früh den Sitten und Einrichtungen des heroischen Zeitalters, und führten eine immer größere Gleichheit der Bürger und ihres Antheils an der Regierung bei sich ein; die dorischen Staaten dagegen blieben der altgriechischen Vorstellung, nach welcher die Hauptleitung des Staats einer kleinen Zahl an-

gesehener Familien übergeben war, treu, und vertauschten die auf ihr beruhende Form des Staats nicht mit einer andern, sondern richteten sie blos den veränderten Umständen gemäß von Zeit zu Zeit neu ein. Ein anderer Unterschied zwischen den dorischen und ionischen Staaten bestand darin, daß die Dorer, als sie bei der Herakliden-Wanderung ihre Staaten gründeten, die griechischen Einwohner des eroberten Landes unterdrückten, und daß sie deshalb, um sich in dieser gewaltsamen Herrschaft behaupten zu können, vorzugsweise darauf bedacht sein mußten, in den Bürgern ihrer Staaten Kraft, Muth und kriegerischen Sinn zu entwickeln und zu erhalten. Die eigentlichen Bürger der dorischen Staaten wurden in Folge davon gleichsam ritterliche Herren, deren Hauptbeschäftigung die Übung in den Waffen und die Handhabung der Staatsangelegenheiten war. Diesen Charakter behielten aber nur zwei dorische Staaten, der spartanische und der kretische, vollkommen bei. Die übrigen gingen zu Handel und Gewerbsthätigkeit über, und da mit diesen Beschäftigungen ein vorherrschend kriegerisches Leben sich nicht vertrug, und in die äußeren Verhältnisse der Bürger eine größere Mannichfaltigkeit, sowie ein öfterer Wechsel kam, so konnte bei den meisten dorischen Völkerschaften die alte Staatseinrichtung nicht fortbestehen; diese näherte sich deshalb entweder mehr der bei den Joniern herrschenden demokratischen Form, oder hörte wenigstens auf mit einer kriegerischen Richtung verbunden zu sein. Viele wesentlichen Züge haben jedoch alle dorischen Staaten stets beibehalten, wenn sie nicht, wie z. B. Tarent, ihre althergebrachte Aristokratie ganz und gar in eine Demokratie umwandelten.

Noch ist schließlich eine Erscheinung anzuführen, welche in den griechischen Freistaaten manchmal vorübergehend eintrat. Das ist die sogenannte Tyrannis. Zuweilen erhob sich nämlich ein einzelner Bürger, durch geschickte Benutzung der Verhältnisse und ohne gesetzliche Berechtigung, zur Alleinherrschaft im Staate; einen solchen Herrscher nannten die Griechen einen Tyrannen. Dieses Wort bedeutet also in der griechischen Geschichte nur einen Usurpator oder einen Herrscher, welcher gegen die bestehenden Gesetze und ohne Wahl der Bürgerschaft sich der Regierung bemächtigte; und der Begriff der Gewaltthätigkeit oder des Misbrauchs der Macht, welcher bei uns die vorherrschende Bedeutung des Wortes Tyrann

bildet, war bei den alten Griechen nicht nothwendiger Weise mit demselben verbunden. Das siebente und sechste Jahrhundert vor Chr. ist diejenige Zeit, in welcher solche Herrscher in der griechischen Geschichte am häufigsten erscheinen. Die berühmtesten der vielen damaligen Tyrannen waren Polykrates von Samos und Periander von Korinth.

Die zuletzt genannte Stadt bedarf zugleich mit Sikyon einer besondern Erwähnung. Die Geschichte des eigentlichen Griechenlands knüpft sich nämlich, für die Zeit zwischen der Herakliden-Wanderung und den Perser-Kriegen, an die beiden Staaten von Sparta und Athen an, welche deshalb auch in den zunächst folgenden Paragraphen besonders behandelt werden. Die übrigen Staaten hatten in diesem Zeitraum eine untergeordnete Bedeutung, und können deshalb übergangen werden. Nur die Städte Korinth und Sikyon sind auszunehmen, weil sie damals für die Kunst und den Handel Griechenlands eine große Bedeutung erlangten.

Korinth blühte schon lange zuvor, ehe Athen sich zur ersten Stadt von Griechenland erhob, durch Handel und Schifffahrt auf. Es verdankte diese Blüthe dem Umstand, daß es an der den Peloponnes mit dem mittleren Griechenland verbindenden Landenge, in der Nähe zweier Meere lag. Mit der ersten Gründung griechischer Colonieen nämlich entstand ein Handel zwischen Kleinasien, Unteritalien und Sicilien, welcher stets reger ward. Die Schiffer, welche überhaupt die Küsten nicht aus den Augen zu lassen wagten, machten die sehr gefährliche Fahrt um die Südspitze des Peloponnes herum in den früheren Zeiten nur sehr selten, und fuhren statt dessen sowohl von Westen als von Osten her gewöhnlich nach Korinth, wo die Waaren zu Land nach der entgegengesetzten Meeresküste gebracht und an andere Schiffer abgegeben wurden. Dadurch erhob sich Korinth zu einem Haupthandelsplatz von Griechenland, und diese Stadt zeichnete sich schon früh durch ein stetes Gewühl von Fremden, bedeutenden Reichthum und ein rasches Aufblühen der Künste und Gewerbe aus, zugleich aber auch durch große Verdorbenheit der Sitten.

Die Verfassung von Korinth wurde, nach der Abschaffung des Königthums, in eine Oligarchie umgewandelt. Die Familien aber, in deren Händen die Herrschaft lag, geriethen nach einiger Zeit

mit den übrigen Bürgern in Zwist, und Kypselus, ein unternehmender Mann, benutzte diesen Umstand, um sich zum Tyrannen aufzuwerfen (657 v. Chr.). Er regierte mit Milde, wußte sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben, und war dadurch im Stande die Herrschaft in seiner Familie erblich zu machen. Seine Nachkommen würden sich wohl auch im Besitz derselben behauptet haben, wenn sie gleich ihm Liebe gesucht und streng nach den Gesetzen regiert hätten. Allein schon sein Sohn Periander untergrub durch Misbrauch der Gewalt die von Kypselus gegründete Herrschaft. Periander, welcher von 627 bis 587 v. Chr. herrschte und zu den sogenannten sieben Weisen Griechenlands gezählt wurde, liebte und unterstützte zwar, wie Polykrates von Samos, die Wissenschaft und Kunst, führte aber zu gleicher Zeit eine sehr gewaltthätige Regierung, und beging manche Grausamkeit. Sein Nachfolger machte es ebenso, und wurde deshalb schon drei Jahre nach seiner Thronbesteigung von den Korinthern mit Hülfe der Spartaner gestürzt. Nun führte man wieder eine oligarchische Regierung ein, und diese erhielt sich bis in die folgenden Zeiten der griechischen Geschichte hinein.

Die Geschichte von Sikyon ist der korinthischen sehr ähnlich. Auch hier warf sich, um das Jahr 700 v. Chr., ein Bürger, Orthagoras, zum Tyrannen auf, und machte die Herrschaft in seiner Familie erblich. Er ist, der Art und dem Geiste seiner Regierung nach, mit Kypselus zu vergleichen. Der berühmteste seiner Nachfolger war Klisthenes, der letzte derselben, welcher mit großer Klugheit regierte, und sich außerdem durch glückliche Kriege und eine glänzende Hofhaltung berühmt machte. Es ist unbekannt, ob er die Regierung bis an das Ende seiner Tage behauptete, oder gewaltsam von derselben verdrängt ward; nur soviel ist gewiß, daß nach seiner Herrschaft, welche um das Jahr 600 v. Chr. endete, die republikanische Verfassung wieder hergestellt wurde. Diese war wahrscheinlich mehr demokratisch als aristokratisch. Übrigens blühten, besonders während der Herrschaft der Tyrannen, die Künste und Gewerbe in Sikyon sehr auf.

4. Geschichte der Spartaner bis zu den Perser-Kriegen.

Im Lande Lakonien hatte ein Theil der in den Peloponnes eingewanderten Dorer einen Staat gegründet, welcher unter dem

Namen des spartanischen oder lacedämonischen in der Geschichte berühmt geworden ist. Die beiden Zwillingssöhne des auf dem Zuge in den Peloponnes gestorbenen Herakliden Aristodemus, Prokles und Eurysthenes, standen zuerst als Könige an der Spitze desselben, und führten die Regierung gemeinschaftlich. Sie sind die Gründer zweier Königsgeschlechter, welche nach Prokles und nach des Eurysthenes Sohne Agis I. die Prokliden und die Agiden genannt wurden. Diese behaupteten sich fast durch die ganze spartanische Geschichte hindurch im Besitz der königlichen Würde, und zwar in der Weise, daß immer zwei Könige zugleich herrschten, von welchen der eine ein Proklide, der andere ein Agide war.

Die in Lakonien angesiedelten Dorer bildeten die vornehmste Klasse der Bewohner des Landes, und führten den Gesammtnamen Spartaner, weil sie ausschließlich in der Stadt Sparta wohnten. Die von ihnen unterworfenen Achäer zerfielen in zwei Hauptklassen. Ein Theil derselben nämlich, die Lacedämonier oder auch die Periöken d. i. die Landbewohner genannt, war persönlich frei, und behielt seinen Grund und Boden als Eigenthum, mußte aber Tribut zahlen, und hatte nur einen geringen Antheil an der Regierung und Verwaltung des Staats. Übrigens waren die Periöken nicht insgesammt von achäischer Abkunft, sondern es gehörten zu ihnen auch die aus gemischten Ehen von Dorern und Achäern Entsprungenen. Der andere Theil bestand aus denjenigen Achäern, welche entweder nicht freiwillig und mit Abschließung eines Vertrags sich den Dorern ergeben, oder später sich wieder empört hatten. Diese verloren insgesammt ihre Freiheit, und wurden als Sklaven unter die einzelnen spartanischen Familien vertheilt. Sie dienten denselben als Knechte und bauten das Feld, durften jedoch von ihren Herren weder getödtet, noch außer Lands verkauft werden. Sie führten den Namen Heloten, der Sage nach von der Stadt Helos, deren empörte Bewohner zuerst zu dieser Sklaverei verdammt worden sein wollen, wahrscheinlicher aber von einem griechischen Worte, welches soviel als gefangennehmen bedeutet. Übrigens werden die, eigentlich blos die beiden ersten Klassen der Bewohner Lakoniens bedeutenden, Namen Spartaner und Lacedämonier auch zur Bezeichnung des dortigen Staats und seiner Bürger überhaupt gebraucht.

Die spartanische Geschichte dreht sich in den ersten Jahrhunderten theils um die häufigen Zwistigkeiten zwischen dem Volk und dem Adel der Dorer und zwischen dem Letzteren und den Königen, theils um den öfteren Kampf mit den Achäern, welche erst nach und nach unterworfen wurden, und hier und da sich wieder empörten. Die Lage der Achäer war, wie es scheint, nicht durchaus gleich, sondern je nach den bei dem Unterwerfungsvertrage gemachten Bedingungen verschieden; es scheint sogar in Betreff derselben vieles unbestimmt gelassen worden und daher willkürlich gewesen zu sein. Ebenso war offenbar viel Willkürliches und Zufälliges in die Verhältnisse des dorischen Theils der Einwohner oder der eigentlichen Spartaner gekommen, und daraus entsprangen hauptsächlich jene fortwährenden Streitigkeiten unter denselben. Diese Lage des Staats machte das Bedürfniß einer festen Bestimmung fühlbar, und führte, gegen 900 v. Chr., eine neue Einrichtung des Staats herbei, die nach dem Namen ihres Urhebers die Lykurgische Gesetzgebung genannt wird.

Die Geschichte dieses berühmten Gesetzgebers Lykurgus ist durch die Sage so sehr entstellt worden, daß man das Wahre in derselben nicht mehr mit Sicherheit erkennen kann. Selbst die Zeit seines Lebens ist nicht mit vollkommener Zuverlässigkeit zu bestimmen; doch ist es höchst wahrscheinlich, daß er im Anfange des neunten Jahrhunderts vor Christo lebte: seine Gesetzgebung wird gewöhnlich in das Jahr 884 v. Chr. verlegt. Lykurg war ein Proklide und der jüngere Bruder des Königs Polydektes. Dieser starb vor der Niederkunft seiner Gemahlin, und Lykurg folgte ihm bis zur Geburt des Kindes in der Regierung nach. Er hätte leicht selbst nachher noch sich im Besitz des Thrones behaupten können, that dies aber nicht, sondern erklärte vielmehr bald nach dem Tode seines Bruders, daß, wenn dessen Wittwe einen Knaben gebären würde, er die Regierung nicht als König, sondern als vormundschaftlicher Regent fortführen werde. Der Sage nach soll seine Schwägerin ihm angeboten haben, ihr Kind gleich nach der Geburt umzubringen, wenn er sich mit ihr vermählen wolle; Lykurg aber ließ seitdem die ehrgeizige Frau sorgfältig beobachten, und gab Befehl, daß das Kind gleich nach der Geburt ihr entrissen werde. Er saß gerade mit den vornehmsten Spartanern zu Tische,

als der neugeborene Knabe ihm gebracht wurde; Lykurg rief denselben vor allen Anwesenden sogleich zum König aus, und erklärte, daß er fortan nur als Vormund seines Neffen die Regierung führen werde. Dem Kinde selbst gab er den Namen Charilaus d. i. Freude des Volks. Die erbitterte Schwägerin und ihr Anhang sollen nachher Alles aufgeboten haben, um an Lykurg Rache zu nehmen; sie sollen namentlich sich bemüht haben, den Verdacht gegen ihn zu erregen, als trachte er dem Kinde nach dem Leben um selbst König sein und bleiben zu können. Ja, Lykurg soll sogar, um diesen Verdacht von sich abzuwehren, sich endlich gedrungen gefühlt haben, die Regierung niederzulegen und seine Heimath zu verlassen. Indessen ist der Grund seiner Entfernung von Sparta gewiß eine bloße Dichtung späterer Zeiten, und Lykurg trat seine lang dauernde Reise höchst wahrscheinlich in der Absicht an, die nöthigen Vorkehrungen zu der Gesetzgebung zu treffen, von deren Nothwendigkeit er, sowie sein Mitkönig aus dem Hause der Agiden und gewiß auch viele andere vornehme Spartaner schon damals überzeugt waren.

Lykurg blieb, wie es heißt, zehn Jahre von Sparta entfernt, durchreiste verschiedene Länder, um die Sitten und Staatseinrichtungen derselben kennen zu lernen, und hielt sich namentlich lange Zeit auf der Insel Kreta auf. Hier bestand die bereits oben (S. 171 und 235) dargestellte Verfassung, welche man dem berühmten König Minos I. zuschrieb, die aber gewiß nichts Anderes war, als die alten, dem dorischen Stamm eigenthümlichen Sitten und Einrichtungen, denen nur eine neue, den veränderten Umständen angemessene Form gegeben worden war. Gerade deshalb konnte diese kretische Verfassung vor allen übrigen dem Lykurg als Muster dienen für die in Sparta vorzunehmenden Reformen; denn auch hier lebte, wie in Kreta, ein Zweig des dorischen Stammes, der seine Herrschaft auf die Unterdrückung der älteren Einwohner des Landes gegründet, und seine alten Einrichtungen beibehalten hatte, der aber mit diesen ohne eine zeitgemäße Reform nicht länger bestehen konnte. Auf Kreta lernte Lykurg, wie die Sage berichtet, auch den durch seine große Weisheit ausgezeichneten Dichter Thales kennen, der auf sein Ersuchen nach Sparta schiffte, um, während Lykurg selbst Kleinasien bereiste, durch seine Lieder die in Zwietracht

gerathenen Spartaner mit einander zu versöhnen und für Lykurg's Gesetzgebung vorzubereiten. Ebenso soll Lykurg aus Kleinasien die im eigentlichen Griechenland noch unbekannten Gedichte Homer's mit nach Hause gebracht haben.

In Sparta waren während der Abwesenheit Lykurg's wieder heftige Bürgerzwiste ausgebrochen, und Alles sehnte sich nach der Wiederherstellung und Befestigung der Ordnung. Diese hoffte man am besten durch Lykurg erhalten zu können, und er wurde deshalb gebeten nach seiner Vaterstadt zurückzukehren. Er beschloß in Übereinstimmung mit einem Theil der Vornehmeren, eine geregelte Verfassung einzuführen, oder vielmehr die alten Sitten und Einrichtungen den veränderten Umständen anzupassen, und ihnen eine neue und bestimmte Form zu geben. Ehe er sein Vorhaben ausführte, begab er sich nach Delphi, um als Gesetzgeber die Weihe Apollo's, des Hauptgottes der Spartaner, zu erhalten, und so, gleichsam als ein im Namen der Gottheit auftretender und von ihr begeisterter Mann, seine Staatsumänderung leichter ins Werk setzen und fester gründen zu können. Die delphische Priesterin redete ihn beim Eintritt in den Tempel mit den Worten an: „Lykurgus, der du von Zeus und allen andern Göttern des Olymp geliebt wirst, ich weiß nicht, ob ich dich einen Gott oder einen Menschen nennen soll; doch scheinst du mir eher ein Gott zu sein!"

Lykurg machte keine neue Gesetzgebung, sondern er trat nur als Reformator der alten dorischen Staatsverfassung in Sparta auf. Er brachte die griechischen Sitten und Einrichtungen der älteren Zeit, welche bei den Völkerschaften des dorischen Stamms sich am besten erhalten hatten, in eine neue Form, und änderte sie nur soweit, als es durchaus nöthig war. Er gab ihnen Bestimmtheit und Übereinstimmung, und befestigte sie so für alle Zeiten im Staate wie im Privatleben der Spartaner. Darin bestand der eigentliche Geist seiner Gesetzgebung.

Die Grundlage der Lykurgischen Verfassung ist die gänzliche Sklaverei von etwa zweimal hunderttausend Menschen oder den sogenannten Heloten, welche nicht einmal Menschenrechte besaßen, durchaus blos zur Arbeit und zum Dienen geboren waren, und so die Möglichkeit gewährten, daß die eigentlichen Spartaner in einem vornehmen Müßiggang lebten, frei von gemeiner Beschäftigung einen

ritterlichen Sinn in sich pflegten, und nur mit dem Gebrauch der Waffen und der Leitung des Staates sich abgaben. Lykurg ließ nämlich die oben erwähnte Eintheilung der Bevölkerung Lakoniens in drei Klassen bestehen; von diesen blieben die Heloten rechtslos und blos dienend, die Periöken erhielten einen Antheil an der Regierung, den Spartanern allein aber ward die Leitung des Staates übertragen. Die Zahl der Letzteren betrug (wenigstens einige hundert Jahre nach Lykurg's Zeit) neuntausend, die der Periöken dreißigtausend. Beide waren zur Theilnahme an der Volksversammlung berechtigt, aber nur aus den Spartanern wurden die Leiter und Beamten des Staats gewählt, und blos wenn über Krieg und Frieden entschieden wurde, durften die Periöken mit in der Volksversammlung erscheinen. Der spartanische Staat bestand also aus einer großen Zahl leibeigener Bauern und Sklaven (den Heloten), aus einem mit Gewerben, Handel und Ackerbau sich beschäftigenden freien Bürgerstand (den Periöken) und aus einer Anzahl ritterlicher Adelsfamilien, welche unbeschäftigt waren, den Staat leiteten, und außerdem hauptsächlich nur mit Waffenübungen, der Jagd und dem Kriege sich abgaben. Die Periöken gingen schon früh ganz und gar in den dorischen Charakter über, fühlten sich glücklich und frei, und waren mit den Spartanern durch Vortheil und Stolz so innig gegen die unterdrückte Heloten-Masse verbunden, daß von einer Empörung der Periöken, ja sogar von einer Störung der zwischen ihnen und den Spartanern bestehenden Eintracht im ganzen Verlauf der spartanischen Geschichte keine Rede ist.

An der Spitze des Staats ließ Lykurg die beiden Könige aus dem Hause der Prokliden und der Agiden fortwährend stehen, er beschränkte aber ihre Macht. Einige Menschenalter nach ihm wurde durch die erhöhte Bedeutung einer Behörde, welche das Ephorat hieß, der Gewalt der Könige noch mehr Abbruch gethan, so daß seitdem ihr Einfluß im Staate fast blos von ihrem persönlichen Ansehen abhing, und sie auch als Führer des Heeres im Kriege immer mehr an Macht verloren. Nach den Bestimmungen der Lykurgischen Verfassung hatten sie ungefähr eben dieselbe Stellung, wie die Könige des heroischen Zeitalters. Sie waren die höchsten Priester, führten den Vorsitz im Senat, in welchem sie je-

doch nicht mehr als je eine Stimme hatten, beriefen und leiteten anfangs auch die Volksversammlungen, und waren die Oberanführer im Kriege, wo sie dann außerhalb des Landes eine unumschränkte Gewalt besaßen. Andere Spartaner erhielten nie den Oberbefehl über das Heer, außer später bei Seekriegen und bei Unternehmungen in entfernteren Ländern. Außer den angegebenen Rechten hatten die Könige vor den übrigen Spartanern nur noch gewisse Ehren voraus. Sie erhielten z. B. bei den öffentlichen Mahlen doppelte Portionen, und hatten bei allen Festlichkeiten den Vorsitz; im gewöhnlichen Leben aber fielen alle Auszeichnungen weg, und die vornehmen Spartaner verkehrten mit ihnen wie mit ihres Gleichen. Einen Gehalt erhielten sie ebenso wenig, als irgend ein Beamter in Griechenland überhaupt; sie besaßen nur mehr erbliche Grundstücke als andere Spartaner, und empfingen zum Behuf der von ihnen zu bringenden Opfer einige Abgaben.

Die eigentliche Regierungsgewalt war in den Händen des Senats, welcher die Gerusia oder der Rath der Alten hieß, und aus den beiden Königen und achtundzwanzig auf Lebenszeit erwählten Mitgliedern bestand. Diese Senatoren wurden von der Volksversammlung aus den Spartanern gewählt, und mußten mindestens sechszig Jahre alt sein. Der Senat hatte die ganze Verwaltung des Staats, bildete den höchsten Kriminalgerichtshof, und berieth und entschied alle öffentlichen Angelegenheiten, war aber für die wichtigsten derselben an die Zustimmung der Volksversammlung gebunden. Die Volksversammlung selbst wurde regelmäßiger Weise alle Monate einmal, nämlich bei jedem Vollmond gehalten, und bestand aus einer größeren, an welcher alle Spartaner und Periöken Theil nahmen, und aus einer kleineren, zu der blos die Ersteren berufen wurden. Nur wer wenigstens dreißig Jahre alt war, durfte derselben beiwohnen. Den Vorsitz in ihr führten die Könige oder der Rath, sowie später auch die Ephoren. Die Abstimmung geschah nicht durch das Abgeben der einzelnen Stimmen, sondern durch Acclamation oder allgemeinen Zuruf. Die Volksversammlung wählte die Senatoren und Beamten, und entschied über neue Gesetze, über die streitige Thronfolge, über die Absetzung obrigkeitlicher Personen, über Verbrechen gegen Staat und Volk, sowie über Krieg und Frieden. Sie hatte also über alle allgemei-

nen Angelegenheiten zu entscheiden; allein es durfte in derselben, bis sie später sich größere Rechte anmaßte, kein Bürger für oder gegen die vorliegende Sache sprechen, sondern diese mußte einfach angenommen oder verworfen werden. Ebensowenig konnte die Volksversammlung irgend einen Antrag stellen oder ungerufen sich versammeln.

Die Ephoren waren fünf Männer, die von der Volksversammlung ohne Rücksicht auf das Lebensalter erwählt wurden, und ihr Amt immer nur ein Jahr lang verwalteten. Sie bildeten ursprünglich eine Art von polizeilicher Behörde, welche nur eine untergeordnete Bedeutung hatte, erhielten aber später eine immer größere Gewalt, und waren zuletzt mächtiger als der Senat. Diese Bedeutung der Ephoren nahm etwa hundert und dreißig Jahre nach Lykurg ihren Anfang, als dieselben, auf den Antrag des Königs Theopompus, zu Stellvertretern der Könige während der Abwesenheit derselben ernannt wurden. Seit dieser Zeit waren die Ephoren, gleich den Volkstribunen zu Rom, eine rein demokratische Behörde, und sahen sich als die Vertreter der Volksrechte gegen die Könige und den Senat an. Sie beaufsichtigten die Könige und Beamten, luden dieselben zur Verantwortung vor sich, und klagten sie vor einem aus den Senatoren und den übrigen Beamten zusammengesetzten Gerichtshofe an, oder verhängten sogar selbst Strafen über sie. Sie erlaubten sich, die Volksversammlung zu berufen, und wachten über die Vollziehung ihrer Beschlüsse. Weil Krieg und Frieden, sowie Verträge und Bündnisse der Genehmigung des Volks bedurften, so gab dies den Ephoren Gelegenheit, die auswärtigen Angelegenheiten des Staats allmälig ganz und gar von sich abhängig zu machen. Sie waren ferner bei allen Dingen den Königen zur Seite, und drückten nach und nach das Ansehen derselben ganz nieder; ja, zuletzt wurden diese sogar auf ihren Kriegszügen von zwei Ephoren begleitet, welche gleichsam den Kriegsrath derselben bildeten, und auf ihre Maßregeln den größten Einfluß ausübten.

Die richterliche Gewalt war nicht, wie in den andern griechischen Staaten, einem von der Volksversammlung gewählten Ausschuß der Bürgerschaft anvertraut, sondern die Kriminaljustiz hatte der Senat, Streitigkeiten über Mein und Dein wurden durch

die Ephoren entschieden, Familienangelegenheiten kamen vor die Könige, und außerdem besaß jeder Beamte innerhalb seines Geschäftskreises richterliche und Straf-Gewalt.

Lykurg führte im spartanischen Staate Gütergleichheit ein, und traf zur Erhaltung derselben besondere Verfügungen. Die Ländereien wurden nach der Zahl der Spartaner und der Periöken in neuntausend größere und dreißigtausend kleinere Güter eingetheilt, und der Staat bestand also aus neununddreißigtausend güterbesitzenden Familien, von welchen neuntausend den Adel des Landes und dreißigtausend den Bürgerstand bildeten. Die Güter durften weder veräußert noch getheilt werden. Sie wurden in der männlichen Linie nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt, und die jüngeren Brüder erhielten ihren Unterhalt von dem gutsbesitzenden älteren. Die Töchter waren von der Erbschaft des Grundbesitzes ausgeschlossen; nur wenn ein Bürger keine Söhne hatte, erbte die Tochter, diese durfte sich dann aber nur mit einem solchen Bürger verheirathen, welcher selbst kein Gut besaß. Diese Einrichtung hatte den großen Nachtheil, daß viele Väter, um ihre Töchter gut zu versorgen, zu Geiz und Habsucht veranlaßt wurden, daß reiche Erbinnen in Sparta alsbald eine große Rolle spielten, und daß nach und nach einzelne Familien überreich wurden, in den Besitz der meisten Grundstücke kamen, und bei der Regierung des Landes das Übergewicht erhielten. Um Verbindungen einzelner Familien zu verhüten und die Berathungen über öffentliche Angelegenheiten zu erleichtern, sowie um den Streit der Parteien durch freundliches Zusammenleben zu mildern und der Schwelgerei vorzubauen, führte Lykurg die sogenannten Syssitien oder die täglichen gemeinschaftlichen und öffentlichen Mahle der Bürger ein. Es war dies eine alte dorische Sitte, welche außerdem auch bei einigen Völkern Italiens vorkam. Alle Spartaner, auch die Könige, mußten an diesen gemeinsamen Mahlen Theil nehmen, und wer dies, weil er aus Armuth den Beitrag dazu nicht bestreiten konnte, nicht that, verlor einen Theil seiner Bürgerrechte, und konnte z. B. kein Staatsamt erhalten. Übrigens speisten nur Männer mit, die Frauen dagegen aßen daheim. Jene waren in einzelne Tischgesellschaften vertheilt, welche meistens aus fünfzehn Personen bestanden. Die Speisen waren einfach und das gewöhnlichste Gericht war die so-

genannte schwarze Suppe, welche, wie man vermuthet, aus Schweinefleisch-Brühe, Blut, Essig und Salz bestand, und von der einst ein Spartaner einem asiatischen Könige sagte, sie schmecke nur denen gut, welche sich im Eurotas-Flusse badeten.

Lykurg soll auch, um die Spartaner bei ihrer alten Einfachheit und Unverdorbenheit der Sitten zu erhalten, die Gold- und Silbermünzen verboten und eisernes Geld eingeführt, das Reisen ins Ausland untersagt, und den Aufenthalt von Fremden im Lande erschwert haben. Allein dieses und manches Andere, was jenem Gesetzgeber zugeschrieben wird, ist theils nicht strenge wörtlich zu nehmen, theils wurde es erst in späterer Zeit angeordnet, theils endlich war es blos eine alte oder aus den Verhältnissen von selbst hervorgehende Sitte: so ist es z. B. sehr wahrscheinlich, daß man zu Lykurg's Zeit in Griechenland überhaupt noch gar keine eigentlichen Münzen hatte, und es kann also schon deshalb damals ein Verbot der goldenen und silbernen nicht gegeben worden sein. Am Verkehr mit Fremden, an Reisen ins Ausland, an Handel und Industrie fand außerdem der ritterliche, an ein Zusammenleben mit seines Gleichen gewöhnte Spartaner gewiß schon von selbst kein Behagen. Die von Lykurg erstrebte Rüstigkeit und Einfachheit der Spartaner konnte überdies durch solche einzelne Verbote nicht erlangt und erhalten werden, sondern sie beruhte auf seiner gesammten Staatseinrichtung und auf dem von ihm fest gegründeten Charakter des spartanischen Lebens im Allgemeinen. Deshalb sind auch manche andere, von griechischen Schriftstellern dem Lykurg zugeschriebenen Bestimmungen dieser Art, wie z. B. das Gebot, zum Bau des Daches sich keines anderen Werkzeuges als der Axt, zur Thür sich nur der Säge zu bedienen, wohl eher für herrschende Sitte, als für ein Ergebniß gesetzlicher Verfügung zu halten, oder sie haben wenigstens keine solche Wichtigkeit, daß man sie besonders hervorheben müßte.

Ein ritterliches Kriegervolk zu bilden, welches sowohl allen andern Völkern als auch namentlich den unterworfenen Landesbewohnern stets überlegen wäre, war das Hauptziel der Lykurgischen Gesetzgebung. Darum war Krieg oder kriegerische Übung die tägliche Beschäftigung der Männer. Wenn der Spartaner nicht im

Felde war, so brachte er seine Zeit fast ganz mit der Jagd, mit gymnastischen Übungen, mit der Verwaltung des Staats oder bei den Syssitien und den Privatberathungen über öffentliche Angelegenheiten zu. Die Stadt Sparta selbst hatte keine Mauern, der kriegerische Muth und Sinn ihrer Bewohner galt für ihre beste Schutzwehr, und Lykurg soll die Umwallung und Befestigung der Stadt verboten haben, damit die Wehrlosigkeit derselben in ihren Bewohnern die kriegerische Thätigkeit belebe und erhalte. Nach Lykurg's Gebote durften ferner nur die Gräber derer, die im Kriege gefallen waren, ein Denkmal erhalten, und der Feige verlor einen Theil seiner Bürgerrechte. Um endlich zu verhüten, daß durch Eroberungen der Staat vergrößert und Reichthum, Luxus und Verweichlichung seiner Bürger herbeigeführt werde, soll der spartanische Gesetzgeber verboten haben, ein und dasselbe Volk häufig zu bekriegen und den fliehenden Feind weit zu verfolgen. Der Krieg war in Folge dieser und anderer Verfügungen Lykurg's das eigentliche Element der Spartaner und ihre Lust. Ging es zum Kampfe, dann und nur dann putzte sich der Spartaner; er bekränzte vor dem Beginne der Schlacht sein lang herabhängendes Haupthaar, und unter dem Klange der Flöten und gemeinschaftlichem Kriegsgesang marschirte er auf den entgegenstehenden Feind los. Das eigentliche Heer bestand in der Regel nur aus Spartanern, deren Kriegskleid ein rother Mantel war; nicht immer ließ man auch die Periöken ins Feld rücken, und zu der Bewaffnung eines Theils der Heloten, der alsdann eine leichte Infanterie oder eine Art Landsturm bildete, nahm man nur im äußersten Nothfall seine Zuflucht. Reiterei hatte man wenig, und sie diente blos zur Deckung der Flügel; neben ihr aber gab es eine Leibwache von 300 sogenannten Rittern, welche aus den tüchtigsten Jünglingen gebildet wurde, sowohl zu Pferde als zu Fuß diente, und stets bei dem commandirenden König im Mittelpunkt des Treffens stand. Das Heer zeichnete sich in geschlossener Masse durch feste und sichere Bewegung aus, und war, wegen seiner Gliederung in vielfache Theile, auch zu Evolutionen und zum kleinen Kriege sehr geschickt. Die Waffen des Fußvolks bestanden in einem sehr großen Schilde, einem ehernen Panzer, einem langen Speer und einem kurzen Schwerte.

Die Spartaner wie die Periöken waren zu gleich harter Erziehung und zu derselben unablässigen Übung in den Waffen verpflichtet. Auf kriegerische Tüchtigkeit, Gemeinsinn, Gehorsam gegen die Gesetze und Erhaltung der echt spartanischen Sitte und Denkweise war die Erziehung berechnet, welche ganz Sache des Staats war. Jedes neugeborne Kind wurde besonderen Beamten zur Besichtigung vorgelegt, welche, wenn dasselbe gebrechlich war, es an einer bestimmten Stelle des Taygetus-Gebirgs in einen Abgrund werfen ließen. Die übrigen blieben bis zum siebenten Lebensjahre der elterlichen Pflege überlassen, mußten aber in harter Weise erzogen werden. Im siebenten Jahre wurde jeder Knabe dem Staat übergeben, und fern vom elterlichen Hause gemeinschaftlich mit Andern erzogen. In einzelne Gruppen vertheilt, wuchsen die Knaben unter der Leitung besonderer Aufseher und Lehrer heran. Sie wurden zur Ausbildung des Körpers und seiner Kraft, zur Gewandtheit im Gebrauch der Waffen, zu Gehorsam, Tapferkeit, Ehrliebe, Enthaltsamkeit, Ausdauer und Schlauheit angeleitet; denn dies war das Hauptziel der spartanischen Jugend-Erziehung. Die Entwickelung der Geisteskräfte hatte, wie die ganze Erziehung, nur die Befähigung zur Tüchtigkeit des Kriegers und des Staatsbürgers zum Zweck, keineswegs aber die höhere Bildung und eine rein menschliche Veredelung. Daher wurde das Denkvermögen nur für die praktische Seite des Lebens entwickelt, und namentlich an Bestimmtheit und Schnelligkeit der Auffassung und des Ausdrucks gewöhnt; und das spartanische Volk erwarb sich diesen Vorzug in einem so hohen Grade, daß das Wort lakonisch zur Bezeichnung eines treffenden und kurzen Ausdruckes sprichwörtlich geworden ist. Der Gesang, der bei allen griechischen Völkerschaften zugleich mit dem Elementar-Unterricht und der Gymnastik einen der Hauptzweige der Erziehung bildete, wurde auch in der spartanischen Jugend entwickelt und gepflegt, umfaßte aber vorzugsweise Kriegslieder. Gehorsam, sowohl der jüngeren Knaben gegen die älteren, als auch aller jüngeren Leute gegen Erwachsene, war ein Hauptgebot; der Knabe und Jüngling mußte jedem Manne Rede stehen und Ehrfurcht erweisen. Die für die körperliche Entwickelung gegebenen Vorschriften bezweckten Stärkung, Abhärtung und Gewandtheit. Der Knabe mußte auf Schilf schlafen, Hunger und Durst, Frost und

Hitze ruhig ertragen lernen, und sich daran gewöhnen, Körperschmerzen mit Gleichmuth zu erdulden. An einem bestimmten Tage des Jahrs wurden die Jünglinge bis auf das Blut gegeißelt, und es war ein großer Schimpf für sie, wenn sie dabei auch nur eine Miene verzogen: manche sollen bei dieser Gelegenheit todt niedergestürzt sein, ohne einen Laut von sich zu geben. Man erzählt, daß, um sie an List zu gewöhnen, es ihnen erlaubt gewesen sei, bei ihren Mahlen sich größere Portionen zu stehlen, im Fall sie dies unbemerkt thun konnten. Auch wurde als Kriegsübung von Zeit zu Zeit die sogenannte Krypteia oder Heloten-Jagd gehalten: die Jünglinge mußten nämlich, in Schlupfwinkel versteckt, über die vom Felde heimkehrenden Heloten herfallen, sie verfolgen und zu tödten suchen.

Die Erziehung der Mädchen war von demselben Geiste geleitet, wie die der Knaben. Ob auch sie den Eltern entzogen wurden, wird uns nicht gemeldet; doch ist das Entgegengesetzte wahrscheinlicher. Auch ihre Erziehung bestand hauptsächlich in Leibesübungen, namentlich in dem Laufen, dem Schwimmen, dem Werfen mit dem Diskus oder einer Scheibe und selbst in der Handhabung der Lanze; und auch sie mußten sich an die Ertragung von Schmerzen gewöhnen. Ihre Erziehung hatte nur den Zweck, sie zu kräftigen Müttern und männlich gesinnten Frauen zu machen; für die Entwickelung der zärteren Empfindungen des Herzens und für eigentliche Weiblichkeit war Sparta keine Stätte. Diese war daher dort ebensowenig zu finden, wie das Familienleben, welches theils durch die Beschaffenheit der weiblichen Bildung, theils durch die öffentliche Erziehung der Knaben und durch das Zusammenleben der Männer unmöglich gemacht war.

Dies sind die wichtigsten Gesetze und Einrichtungen, welche von Lykurg's Zeit an in Sparta bestanden. Sie waren nicht niedergeschrieben, und Lykurg soll sogar verboten haben, irgend ein Gesetz niederzuschreiben, damit dasselbe keine bloße Form, sondern gleichsam ein allen Bürgern bewußt bleibender Theil der Volkssitten sei. Die Lykurgische Verfassung blieb fast ebenso lang bestehen als der spartanische Staat selbst. Sie ging jedoch, gleich der ritterlichen Verfassung des deutschen Mittelalters, zuletzt in

einen Zustand der Bedrückung und des Faustrechts über; die von Lykurg eingeführte Gleichheit der spartanischen Familien aber verschwand, ungeachtet der von ihm getroffenen Maßregeln, schon früh, und wurde durch den übermäßigen Einfluß und die Herrschaft einer kleinen Zahl von Familien ersetzt. Die Spartaner sind durch Lykurg's Verfassung ein ritterliches Volk geworden, das in allen Verhältnissen des Lebens durch kriegerischen Stolz geleitet ward; und ihr Staat wurde ein kriegerischer Ritterstaat, der in den folgenden Zeiten unter den Griechen dieselbe Rolle spielte, wie Venedig unter den italiänischen Republiken während des Mittelalters und bis in das 17te Jahrhundert hinein. Die meisten alten Schriftsteller, besonders diejenigen, welche in einer unruhigen demokratischen Republik wie Athen lebten, haben die aristokratisch-militärische Verfassung der Spartaner sehr gelobt und gepriesen, und Lykurg als einen der weisesten Gesetzgeber bewundert, weil sie alle andern griechischen Staaten einem ewigen Wechsel unterworfen, und die Sitten derselben im steten gegenseitigen Verkehr sich auflösen sahen, während Sparta den Anblick einer feststehenden Einheit der Verwaltung, einer selten gestörten Eintracht seiner Bürger und der Erhaltung altgriechischer Sitten darbot. Allein dagegen war auch der Staat der Spartaner auf die Unterdrückung der alten Einwohner des Landes gegründet, und ihr ganzes berühmtes Staatswesen, ihre ganze Erziehung auf gewaltsame Herrschaft und auf Krieg berechnet; und die gepriesene spartanische Einfachheit und Unverdorbenheit war nicht sowohl eine Tugend, als vielmehr eine nothwendige Bedingung ihres Daseins. Festigkeit und Dauer erhielt die Verfassung Sparta's besonders durch das Selbstbewußtsein und den Stolz, den kriegerische Beschäftigungen überall und zu allen Zeiten einflößen. Zwar war die Herrschaft der Hauptsache nach nur in den Händen einiger wenigen älteren Männer, aber das Bewußtsein eigener Kraft und kriegerischer Überlegenheit über andere Völker und der Gedanken, daß eben jene geprüften Alten, welche lange Zeit gleichsam die Herrscher über Griechenland waren, aus ihrer Mitte erwählt wurden, erfüllte alle Spartaner mit gleichem ritterlichen Stolz, mit Verachtung aller gemeinen Gedanken und Verrichtungen, aller Niederträchtigkeit und Feigheit, und mit jenem edeln Sinne, den sie bewahrten, bis die Versuchungen häufiger

wurden, und auch in Sparta die uns allen angeborene Sinnlichkeit über Sitten und Gesetz den Sieg davon trug.

Das Leben in Sparta hatte, ungeachtet seiner Einseitigkeiten und Entbehrungen, doch seine großen Reize, und vermochte die Seele des Mannes auszufüllen. Wie dem Ritter des Mittelalters Religion, Cultus und Poesie hohen Sinn und große Gedanken einflößten, so dem Spartaner die wenigen überlieferten Kenntnisse und die dem Gedächtnisse eingeprägten kräftigen Verse der Nationaldichter. Sein Gedankenkreis war eng; aber innerhalb des engen Kreises behauptete die durch Erziehung und Gewöhnung von allem Gemeinen und Unsittlichen entfernt gehaltene Seele den ganzen Adel, der ihr ursprünglich eigen ist, bis zuletzt, wie in der neueren Zeit bei den Holländern und Schweizern, so auch in Sparta die lange erhaltenen Sitten der Alles vernichtenden Zeit unterlagen. Endlich erheiterten ja auch bildende Kunst, Poesie, Musik und regelmäßig wiederkehrende Nationalfeste das Leben der Spartaner, und vereinigten bei der Verehrung und unter dem Schirm der Landesgottheiten das ganze Volk, Regierende und Regierte, mit alleiniger Ausnahme der armen Heloten; und so ward das Finstere, welches ein Leben ohne Gewerbe, ohne Handelsthätigkeit, ohne Literatur und ohne Theater haben mußte, wenigstens durch einige echt griechischen Anstalten erhellt.

Über die letzten Jahre und das Ende des berühmten spartanischen Gesetzgebers sind die Berichte des Alterthums ebenso sagenhaft, wie über sein übriges Leben. Seine Verfassung wurde nicht ohne Schwierigkeiten eingeführt, und rief anfangs manches fruchtlose Widerstreben einzelner Unzufriedenen hervor. Nachdem das ganze Werk zu Ende gebracht war, erklärte Lykurg, wie es heißt, der Volksversammlung, daß zur Vollendung desselben noch Eins übrig sei, worüber er jedoch erst den delphischen Gott um Rath fragen müsse. Er ließ sich hierauf von allen Bürgern eidlich versprechen, bis zu seiner Zurückkunft keine Änderung an seinen Gesetzen vornehmen zu wollen. In Delphi wurde ihm der Orakelspruch ertheilt, daß seine Anordnungen vortrefflich seien, und Sparta, so lange es denselben getreu bleibe, mächtig und ruhmvoll sein werde. Er sandte hierauf diesen Spruch nach Sparta, kehrte aber selbst nicht dahin zurück, um nicht seine Mitbürger dadurch von dem

geleisteten Eide zu entbinden. Wohin er sich begab, und wo er sein Leben endete, darüber melden die Berichte Widersprechendes; nach den einen starb er in der Nähe von Delphi, nach den andern im Lande Elis, nach noch andern auf der Insel Kreta. Die Sage erzählt auch, daß er vor seinem Tode den Befehl gegeben habe, seine Leiche zu verbrennen und die Asche derselben in das Meer zu werfen, damit sie nicht nach Sparta gebracht werde und so vielleicht den Anlaß gebe, daß die Spartaner sich ihrer eidlichen Verpflichtung entledigt glaubten. —

In der nächsten Zeit nach Lykurg unterwarfen die Spartaner sich die noch übrigen freien Reste der achäischen Bevölkerung von Lakonien, und geriethen mit den benachbarten Argivern in Streit. Bald nachher entspann sich ein langer und hartnäckiger Kampf zwischen ihnen und den Messeniern. Dieser Kampf, welcher neunzehn Jahre (von 743—724 v. Chr.) dauerte, führt den Namen des ersten messenischen Kriegs. Die Begebenheiten dieses Krieges, sowie die des zweiten, sind der Nachwelt nur in Liedern und Sagen überliefert worden, in welchen dieselben sehr ausgeschmückt sind, und deren sicherer Gehalt in Betreff der Einzelheiten durchaus nicht zu ermitteln ist. Öftere Grenzstreitigkeiten und gegenseitige Neckereien der Grenzbewohner gaben die Veranlassung zum ersten messenischen Kriege. Schon früher soll ein spartanischer König mit einigen jungen Männern, die sich als Mädchen verkleidet hatten, bei einem gemeinschaftlichen Gottesdienst vornehme Messenier überfallen haben und dabei umgekommen sein. Nach einer andern Angabe hätte damals eine Schaar von Messeniern spartanische Jungfrauen geraubt und den zu Hülfe eilenden König erschlagen. Es kam darüber zu Unterhandlungen, die sich lange hinauszogen, bis endlich ein Spartaner, welchem ein Messenier seine Herde anvertraut hatte, diese verkaufte, und den deshalb zu ihm gesandten Sohn des Letzteren erschlug. Da der Messenier trotz seiner in Sparta angestellten Klage keine Genugthuung erhielt, so tödtete er auf dem Heimweg alle Spartaner, die ihm begegneten. Die hierüber angeknüpften Unterhandlungen zogen sich ebenfalls in die Länge, und wurden zuletzt von den Spartanern dadurch geendigt, daß diese plötzlich und ohne vorhergegangene Aufkündigung des Friedens mit gewaffneter Macht in Messenien einfielen.

Die Spartaner waren den Messeniern meistens überlegen, und wurden bei ihren jährlich wiederholten Einfällen stets Herren des platten Landes; die Messenier wußten sich fast nur in festen Plätzen gegen dieselben zu halten. Nachdem der Krieg auf diese Weise eine Reihe von Jahren geführt worden war, beschlossen die Messenier, aus allen ihren Städten zu weichen und ihre ganze Macht in der Bergfeste Ithome zu vereinigen. Hier entbrannte nu für die ganze übrige Zeit des Kriegs ein hitziger Kampf und Gegenkampf, gleich dem der Trojaner und Griechen des heroischen Zeitalters, und die Sage hat denselben ebenso wie diesen durch ihre Dichtungen ausgeschmückt und verherrlicht. Die Messenier schickten gleich anfangs um einen Orakelspruch nach Delphi, und erhielten die Antwort, daß sie den Sieg nur dann hoffen könnten, wenn eine Jungfrau aus königlichem Stamme den Göttern geopfert werde. Darüber entstehen Zwistigkeiten unter den Messeniern, bis endlich Aristodemus, der Haupthelb der Messenier und ein Sprößling des königlichen Hauses, seine eigene Tochter zum Opfer anbietet. Der Bräutigam derselben will dies nicht zugeben, und der erzürnte Vater ersticht nun die Tochter mit eigener Hand. Die Spartaner werden durch jenen Orakelspruch und seine Erfüllung entmuthigt, obgleich die Königstochter eigentlich nicht den Göttern, sondern dem Zorne des Vaters als Opfer gefallen war; und Aristodemus, der Hektor von Ithome, vollbringt nun glänzende Kriegsthaten. Da zu gleicher Zeit auch die Arkadier, Sikyonier und Argiver als Bundesgenossen der Messenier am Kriege Antheil nehmen, so gelingt es endlich, nach einem unentschiedenen Treffen, in welchem der messenische König kinderlos fiel, den Messeniern unter Anführung des an seiner Stelle zum König erwählten Aristodemus in einer zweiten Feldschlacht, die Spartaner gänzlich zu schlagen. Dessen ungeachtet wendet sich bald nachher das Schicksal. Die Messenier erhalten nämlich einen neuen Orakelspruch, welcher erklärt, daß dasjenige Volk siegen würde, welches zuerst hundert Dreifüße in dem Jupiter-Tempel zu Ithome aufstellete; und die Spartaner kommen auf die Kunde davon den Messeniern zuvor. Diese hatten die Sache nicht beeilt, da der Spruch vor den Spartanern geheim gehalten wurde, und überdies seine Ausführung für dieselben unmöglich schien; ein Spartaner aber schlich verkleidet in Ithome

ein, und stellte hundert ganz kleine Dreifüße von Thon in jenem Tempel auf.

Nun bemächtigte sich die Verzweiflung der Messenier, zumal da zugleich auch andere Zeichen Unglück verkündeten und sich beständig wiederholten. Aristodemus verlor, von schrecklichen Träumen verfolgt, den Muth, und tödtete sich auf dem Grabe seiner vergebens geopferten Tochter. Die Messenier würden jetzt auch von ihren Bundesgenossen verlassen, litten in ihrer umzingelten Bergfeste Mangel, und mußten endlich, nachdem sie noch fünf Monate heldenmüthig gestritten und geduldet hatten, den Kampf aufgeben. Ein Theil von ihnen floh nach Arkadien, Argos und Sikyon, die übrigen unterwarfen sich den Spartanern, welche vor allen Dingen Ithome zerstörten. Die im Lande zurückgebliebenen Messenier wurden hart behandelt: sie verloren ihre politische Freiheit, und behielten zwar ihr Hab und Gut, mußten aber aus einem Landstrich an der Küste, den die Spartaner unter eine Zahl von Periöken ihres Landes vertheilten, ganz und gar weichen, die drückende Abgabe des halben Ertrags von ihren Feldern jährlich an Sparta abliefern, und außerdem bei jedem Leichenbegängnisse eines spartanischen Königs Trauer anlegen.

Diese Demüthigung und Härte mußte die Messenier zur Verzweiflung bringen, und über kurz oder lang eine Empörung derselben und einen neuen Krieg hervorrufen, zumal da auch die übrigen Staaten des Peloponnes die bedeutende Vergrößerung der spartanischen Macht nicht ohne Besorgniß mit ansehen konnten. Wirklich brach, neununddreißig Jahre nach dem Ende des ersten, der zweite messenische Krieg aus, welcher von 685 bis 670 v. Chr. dauerte, und von den Spartanern mit viel mehr Wuth geführt ward als der erste, weil es ein Krieg mit empörten Unterthanen war. Der Heldheld desselben war der Messenier Aristomenes, ein junger Mann aus königlichem Geschlechte, der die Empörung zum Ausbruch brachte, und dann als Anführer den Krieg leitete, nachdem er die von seinen Landsleuten ihm angebotene Königswürde abgelehnt hatte. Auch die Begebenheiten dieses Kriegs sind nur in Sagen und Liedern der Nachwelt überliefert worden, und die Berichte über dieselben sind deshalb ebenso fabelhaft wie die des ersten. Namentlich wurden die Thaten und Aben-

teuer des Aristomenes vielfach besungen, und die vergrößernden Erzählungen von denselben wurden unter den Messeniern später ebenso vom Vater auf den Sohn überliefert, wie die Geschichten von Theseus in Athen und die von Kadmus und Oedipus in Theben.

Aristomenes, der in Arkadien aufgewachsen war, sammelte die Söhne und Enkel der geflüchteten Messenier um sich, versicherte sich der Unterstützung des arkadischen und argivischen Volks, und brach dann mit jenen Landsleuten und vielen andern sich an ihn anschließenden Peloponnesiern in Messenien ein. Er hatte kaum den Boden seines Heimathlandes betreten, als die Bewohner desselben sich erhoben, und in kurzer Zeit stand ganz Messenien unter den Waffen. Es kam alsbald zu einer Schlacht mit den Spartanern, diese wurde von Aristomenes zwar nicht gewonnen, aber auch nicht verloren, und gewährte den Messeniern den Vortheil, daß sie Vertrauen zu ihrer Sache und zu ihrem Führer faßten. Aristomenes, den die Sage tapfer wie Achilles und listig wie Odysseus sein läßt, wußte durch verwegene Abenteuer den Muth seiner Landsleute immer mehr zu beleben und die Feinde in Schrecken zu setzen. Er soll um jene Zeit namentlich eines Tages sich verkleidet in Sparta eingeschlichen, und in dem dortigen Tempel der Kriegsgöttin einen Schild aufgestellt haben, welcher die Inschrift trug: „Aristomenes weiht aus der spartanischen Beute diesen Schild der Minerva!“

Die Spartaner befragten jetzt das delphische Orakel um Rath, und erhielten, wie es heißt, die Antwort, sie sollten sich von den Athenern einen Anführer erbitten. Diese sandten ihnen aus Haß und Neid den lahmen und des Krieges unkundigen Schulmeister Tyrtäus, halfen aber gerade dadurch den Spartanern mehr, als wenn sie ihnen einen tüchtigen Kriegsmann geschickt hätten, denn Tyrtäus war ein großer Dichter, und belebte durch die Macht seiner Lieder den Muth und Patriotismus der bereits halb verzweifelnden und überdies unter sich in Zwietracht zerfallenen Spartaner. So berichtet die fabelhafteste und deshalb am meisten geglaubte Sage von dem zweiten messenischen Kriege; sie ist offenbar eine reine Dichtung, welche in späterer Zeit entstand, als die Spartaner und Athener in ein lang dauerndes feindliches Verhältniß

zu einander gerathen waren. Nach einer andern Überlieferung war Tyrtäus ein Dorer aus dem Lande Doris. Vielleicht verhält es sich mit diesem Manne, von welchem sich noch einige treffliche Kriegslieder erhalten haben, ganz einfach so, daß die Spartaner der Aufforderung des delphischen Gottes gemäß den Oberbefehl einem Fremden anvertrauten, der sowohl wegen dieses Orakelspruches, als auch wegen des unter ihnen selbst bestehenden Zwistes und Mistrauens größeres Ansehen erhielt, als die seitherigen spartanischen Anführer besaßen, und welcher dadurch, sowie durch die Wiederbelebung der moralischen Kraft der Spartaner dem Krieg eine andere Wendung gab. Ein großer Dichter und Kriegsheld war Tyrtäus unstreitig; man sang noch in späterer Zeit zu Sparta seine Lieder zur Anfeuerung des Muthes, verehrte dieselben als Überlieferung von alten spartanischen Thaten, und bediente sich ihrer zur Erziehung und Bildung der Jugend; sein kriegerischer Ruhm dagegen ist durch die Lieder, welche des Aristomenes glänzende Thaten ins Wunderbare erhoben, verdunkelt worden, vielleicht sogar zum Theil durch die Spartaner selbst, besonders wenn er, wie die eine Überlieferung ausspricht, nicht ein Dorer, sondern ein Athener war.

Ungeachtet durch die Erscheinung des Tyrtäus der gesunkene Muth der Spartaner wieder aufgerichtet ward, so blieb doch das Glück noch eine Zeit lang den Messeniern hold. Aristomenes erfocht sogar in einer Hauptschlacht einen so glänzenden Sieg, daß die Spartaner die Fortsetzung des Krieges ganz aufgeben wollten, und nur durch Tyrtäus von diesem Vorhaben abgebracht wurden. Aristomenes rückt nun in das spartanische Gebiet ein, und wagt sogar bis in die Nähe von Sparta selbst vorzudringen. Er wird einst, als er spartanische Frauen bei einem Tempelfeste überfiel, von diesen gefangen, entwindet sich ihnen aber wieder, und besteht hierauf noch viele andere Abenteuer von ähnlicher Art. Endlich kommt es von neuem zu einer Hauptschlacht; diese geht durch die Verrätherei des von den Spartanern bestochenen Königs der Arkadier Aristokrates verloren, und die Messenier erleiden eine blutige Niederlage. Die Spartaner werden in Folge davon Herren des platten Landes, und ihre Gegner ziehen sich, wie einst nach Ithome, so jetzt nach der Bergfeste Ira zu-

rück, um deren Besitz der Krieg noch elf Jahre lang geführt wird.

Dieser lange Belagerungskampf war mit einem kleinen Kriege verbunden, in welchem die Messenier durch einzelne Raubzüge den Spartanern so sehr zusetzten, daß dieselben eine Zeitlang die Bebauung der Felder des von ihnen besetzten Messeniens unterlassen mußten. Dies ist auch diejenige Zeit des ganzen Krieges, welche von der dichtenden Sage mit den wunderbarsten Thaten und Abenteuern des messenischen Helden ausgeschmückt worden ist. Aristomenes wurde damals unter Andern auf einem seiner Streifzüge zugleich mit fünfzig Gefährten gefangen. Man stürzte ihn mit diesen in den sogenannten Kaiadas, einen in der Stadt Sparta befindlichen Felsenschlund, in welchen Staatsverbrecher oder ihre Leichen geworfen zu werden pflegten. Alle kamen dabei ums Leben, mit alleiniger Ausnahme des Aristomenes, welcher unbeschädigt zum Boden des Abgrunds gelangte. Hier lag er drei Tage, und schon glaubte er den Hungertod erleiden zu müssen, als er durch einen zu den Leichen schleichenden Fuchs gerettet ward. Aristomenes ergriff nämlich den Schwanz desselben, und gelangte so durch die vielen verworrenen Felsengänge an das Tageslicht. Glücklich entkam er aus der feindlichen Stadt, und erschien zur großen Freude der Seinen wieder auf der Feste Ira. Hier feierte er das Fest der Hekatomphonie oder das seltene Fest, welches bei den älteren Griechen nur derjenige feiern durfte, der hundert Feinde mit eigener Hand erschlagen hatte, und welches Aristomenes dreimal in seinem Leben beging. Bald nachher wurde er wieder gefangen, und zwar von kretischen Bogenschützen, die im Solde der Spartaner standen. Diese schleppten ihn gebunden mit sich fort, um ihn nach Sparta zu bringen. In der nächsten Nacht kehrten sie, noch auf messenischem Boden, in dem Hause einer Wittwe ein; die Tochter derselben machte, um den Helden ihres Volkes zu retten, die Bogenschützen trunken, befreite ihn dann von seinen Fesseln, und entfloh nebst ihrer Mutter mit ihm. Aristomenes vermählte seine Erretterin mit seinem Sohne Gorgus.

Trotz aller Tapferkeit und alles Glückes des Aristomenes erschien doch endlich für Ira und die Messenier, wie einst für Troja und seine Helden, der Tag des Untergangs. In einer stürmischen

Nacht ward einer der Posten von der messenischen Wache verlassen, die Spartaner erfuhren dies durch einen Überläufer, und erstiegen die Burg. Noch drei Tage und drei Nächte leisteten die Messenier unter der Anführung des Aristomenes Widerstand, endlich aber mußten sie erschöpft der Übermacht der Feinde und der Mißgunst des Geschickes weichen. Aristomenes verlangte von den Spartanern freien Abzug mit den Waffen. Dieser ward ihm gewährt, und er zog nun mit dem Rest seiner Kampfgenossen nach Arkadien (670 v. Chr.). Hier beschloß er sogleich, mit den geflüchteten Landsleuten die Stadt Sparta zu überrumpeln, während das spartanische Heer noch in Messenien sich befand: allein der arkadische König, der nachher zur Strafe dafür von seinen Unterthanen zu Tode gesteinigt wurde, verrieth den Spartanern das Vorhaben des Aristomenes, und machte so die Ausführung desselben unmöglich. Aristomenes begab sich nun nach Jalysus auf der Insel Rhodus. Damagetus, ein König dieser Stadt, hatte nämlich das delphische Orakel gefragt, wen er zur Gemahlin nehmen solle, und von diesem die Antwort erhalten: die Tochter des größten Griechen. Er vermählte sich deshalb mit der Tochter des Aristomenes, und nahm diesen mit sich nach Rhodus. Hier starb Aristomenes bald nachher.

Die flüchtigen Messenier segelten, um sich ein neues Vaterland zu suchen, unter der Anführung des Gorgus nach Rhegium in Unteritalien, bemächtigten sich von hier aus der sicilischen Stadt Zankle, und gaben derselben nach der Vertreibung ihrer Einwohner den Namen ihrer Heimath Messene, welcher in der Form Messina dieser Stadt bis zur gegenwärtigen Stunde geblieben ist. Das Schicksal der in der Heimath zurückgebliebenen Messenier war das härteste, das einem Volke auferlegt werden konnte: sie wurden insgesammt zu Heloten gemacht. Diese Härte, mit welcher die Spartaner ihren Sieg misbrauchten, ward ihnen selbst ebenso verderblich, als dem besiegten Volk; denn die grausam unterdrückten Messenier ließen später nie eine günstige Gelegenheit, sich gegen ihre Herren zu empören, unbenutzt vorübergehen, und die Feinde Sparta's suchten in ihren Kriegen aus diesem Umstand stets Vortheil zu ziehen. Zweihundert Jahre nach dem Ende des zweiten messenischen Kriegs führten die empörten Messenier in Verbindung mit andern

Heloten einen lange dauernden, aber unglücklichen Krieg gegen Sparta, den man den dritten messenischen zu nennen pflegt. Hundert Jahre später stellten die Thebaner Epaminondas und Pelopidas, in ihrem siegreichen Kampfe mit Sparta, die Unabhängigkeit Messeniens wieder her, und lähmten dadurch Sparta's Macht für immer. Zu läugnen ist übrigens nicht, daß die Unterdrückung der Messenier und das Heloten-Wesen überhaupt für die Spartaner auch eine nützliche Seite hatten. Gerade durch den Gedanken an den inneren Feind, der sich jeden Augenblick mit feindseligen Nachbarstaaten verbinden konnte, wurden Spartaner und Periöken am kräftigsten ermuntert, an einer Verfassung festzuhalten, durch welche jeder Spartaner zu einem Krieger gemacht und ihr Land in ein Lager umgewandelt ward.

Ein Volk, das wie das spartanische in steter Kriegsübung war, mußte mit seinen Nachbarn häufig in Streit gerathen; das lag in der Natur der Dinge, und an Gelegenheit dazu konnte es nie fehlen. Die mächtigsten Feinde der Spartaner im Peloponnes waren die Arkadier und die Argiver; mit diesen hatten sie in der nächsten Zeit mehrere Kriege zu führen. Arkadien schloß, gleich den meisten andern peloponnesischen Staaten, zuletzt ein Bündniß mit Sparta, und gerieth dadurch wie diese in Abhängigkeit; Argolis aber verlor nach langem Kampfe, um 550 v. Chr., den an Lakonien grenzenden Landstrich Cynuria, und konnte sich nicht wieder über Sparta erheben: es ging zwar nicht wie andere peloponnesische Länder ein Bündniß mit Sparta ein, sondern schloß sich vielmehr von allen unter dessen Leitung gemachten Unternehmungen der Peloponnesier aus, vermochte aber die Spartaner weder aus ihrer übermächtigen Stellung zu verdrängen, noch auch in derselben zu beeinträchtigen. Mit Ausnahme der Argiver und des kleinen Landes Achaja, dessen Bewohner in den nächsten Zeiten an den griechischen Angelegenheiten gar keinen Antheil nahmen, waren um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christo alle peloponnesischen Staaten mit Sparta verbündet. Das Verhältniß Sparta's zu seinen Verbündeten war so, daß es in den gemeinschaftlichen Kriegen den Oberbefehl führte, die Bundesverwaltung leitete, und, ungeachtet der gleichen Stimmen aller Staaten in dem über Krieg und Frieden entscheidenden Bundesrath, doch durch seine Übermacht

einen überwiegenden Einfluß ausübte. Man pflegt diese Stellung eines mächtigen Staates zu andern unabhängigen Staaten, mit einem der griechischen Sprache entlehnten Worte, Hegemonie zu benennen. Sparta stand also schon vor dem Ausbruch der Perser-Kriege an der Spitze des Peloponnes, hatte dadurch den Kern der dorischen Macht in seiner Hand vereinigt, galt bei Griechen und Nicht-Griechen für den Hauptstaat Griechenlands, und war dies auch, bis Athen an der Spitze des ionischen Stammes ihm den größten Theil seiner Bedeutung entriß.

Sparta, zu dessen Bunde außer den meisten peloponnesischen Staaten noch Megaris und Aegina gehörten, trat im letzten Jahrzehnt des sechsten Jahrhunderts auch außerhalb seiner Halbinsel entscheidend auf, indem es damals mit seinen Verbündeten sich in die inneren Angelegenheiten der Athener mischte. Doch beginnt erst im nächsten Jahrhundert der merkwürdige Wettkampf zwischen ihm und Athen um die Hegemonie von Griechenland.

Noch ist schließlich zu bemerken, daß am Ende dieses Zeitraums ein spartanischer König abgesetzt wurde, und nach Persien fliehend dort gegen sein Vaterland auftrat. Dies war Demaratus, der Nebenkönig des herrschsüchtigen Kleomenes I. Er hatte sich mit diesem entzweit, und Beide arbeiteten immer gegen einander, bis es zuletzt dem Kleomenes gelang, den weniger gewandten Demaratus zu stürzen. Er klagte nämlich den Letzteren an, daß er dem königlichen Stamme nicht angehöre, sondern ein untergeschobener Sohn seines Vorgängers sei. Die Entscheidung darüber wurde dem delphischen Orakel übertragen, welches Kleomenes für sich zu gewinnen gewußt hatte, und Demaratus mußte wirklich (491 v. Chr.) vom Throne herabsteigen. Von Rachgier getrieben, begab sich Demaratus nach Persien, dessen König damals einen Kriegszug gegen Griechenland rüstete.

5. Geschichte der Athener von Theseus an bis auf die Perser-Kriege.

Das Land Attika, dessen Hauptstadt Athen war, hatte einen meist steinigen und unfruchtbaren Boden, und umfaßte einen Raum von nur vierzig bis fünfundvierzig deutschen Quadratmeilen, so daß es nicht größer war, als etwa eins der thüringisch-sächsischen Her-

zogthümer; seine Bevölkerung aber betrug in der blühendsten Zeit nur ungefähr fünfmalhunderttausend Menschen. Ungeachtet dieser beschränkten Verhältnisse, und obgleich die Bewohner Attika's, durch den großen Aufschwung des Handels und der Schifffahrt von Aegina, lange Zeit vom Meere fast ausgeschlossen waren, trat doch die Stadt Athen gegen die mächtigen und kriegerischen Dorer des Peloponnes siegreich auf, und erhob sich und den ionischen Stamm zu einem beispiellosen Glanze. Die Athener wurden aber nicht allein die Hauptmacht Griechenlands, sondern sie vereinigten auch die Erfindungen aller griechischen Länder und Stämme in ihrer Stadt, vervollkommneten dieselben, entwickelten die griechische Bildung bis zu ihrer höchsten Vollendung, und wurden dadurch die Zierde und der Glanz der Menschheit.

Nur durch Umstände von außergewöhnlicher Art, wie die Perser-Kriege sie herbeiführten, konnten die Bewohner eines so kleinen und so wenig begünstigten Ländchens diese große welthistorische Bedeutung erlangen. Zwar trug auch die ihnen von Solon gegebene demokratische Verfassung nicht wenig dazu bei, weil sie für die Entwickelung des Geistes, der Künste und der Gewerbe sehr förderlich war; aber in ihr lag nicht der alleinige Grund der Größe und Bedeutung des atheniſchen Volks, sondern schon vor derselben hatte dieses unter den Griechen eine Wichtigkeit erhalten, welche nachher, durch jene Änderung des Staatslebens und durch die Begünstigung der äußeren Ereignisse, bis zu einem ungewöhnlich hohen Grade gesteigert ward. —

Nach dem Tode des Königs Menestheus, welcher den Helden Theseus aus Athen verdrängt hatte, gelangten die Nachkommen des Letzteren wieder zu dem Besitze des Throns. Athen's Macht war damals so gering, daß sein König unter den vor Troja versammelten griechischen Fürsten als einer der unbedeutenderen erscheint. Bei der Rückkehr der Herakliden flohen die von Tisamenus aus Achaja verjagten Jonier, sowie manche Achäer aus andern Gegenden des Peloponnes nach Attika. Unter den Letzteren befand sich auch Melanthus, ein Nachkomme des im trojanischen Kriege berühmt gewordenen Königs Nestor. Dieser rettete in einem Kriege mit den Böotiern die Athener durch einen Zweikampf, dessen der König selbst, ein Urenkel des Theseus, sich geweigert hatte, und

wurde dafür mit Verdrängung des Letzteren auf den Thron erhoben.

Dem König Melanthus folgte sein Sohn Kodrus, dessen Geschichte, wie die jener früheren Zeiten überhaupt, durch Fabeln und Verschönerungen entstellt ist. Die Athener wurden unter seiner Regierung von den Dorern des Peloponnes bekriegt, und das delphische Orakel hatte den Sieg denen zugesagt, deren König von dem Feinde getödtet werden würde. Kodrus beschloß sich für sein Vaterland zu opfern, und da allen Dorern verboten war den athenischen König umzubringen, so begab er sich als Bauer verkleidet in das feindliche Lager, fing unerkannt mit einigen Soldaten Händel an, und wurde von ihnen erschlagen (um 1068 v. Chr.). Hierauf zogen die Dorer, an dem Siege verzweifelnd, aus Attika ab, nahmen aber doch von dem Lande Megaris, welches bisher von Athen abhängig gewesen war, bleibend Besitz. Der Sage nach sollen die Athener nach Kodrus Tode das Königthum deswegen abgeschafft haben, weil niemand würdig sei die Stelle eines so edlen Königs einzunehmen; zuverlässig wahr ist aber nur das Eine, daß nach Kodrus der jedesmalige Beherrscher von Athen nicht mehr den Titel König trug, sondern statt dessen Archon (d. i. Herrscher) genannt wurde. Manche glauben aus diesem Umstand auch den Schluß ziehen zu dürfen, daß nach Kodrus Tode die königliche Macht sehr beschränkt worden sei; allein dies ist zu bezweifeln. Dagegen ist ein anderes für die griechische Geschichte wichtiges Ereigniß, welches damals Statt gefunden haben soll, unbestreitbar gewiß. Die Söhne des Kodrus geriethen nämlich über den Besitz des Throns in einen Streit, dessen Ausgang diejenigen von ihnen, welche unterlagen, zur Auswanderung veranlaßte; und da durch die vielen Flüchtlinge Attika überfüllt worden war, so schiffte sich mit ihnen die Mehrzahl der aus Achaja gekommenen Jonier ein, um in Kleinasien sich niederzulassen. Dadurch entstanden Milet, Ephesus und die andern ionischen Colonieen jenes Landes, und dies gab der seither wenig angesehenen Stadt Athen zuerst eine Bedeutung in Griechenland; denn da die ionischen Colonieen schnell und in hohem Grade aufblühten, so wurde dadurch Athen, als die Mutterstadt derselben, ebenfalls gehoben, und erhielt allmälig gegenüber den Spartanern und den übrigen Dorern in demselben Maße eine größere Wichtig-

keit, als die ionischen Staaten Kleinasiens und die von diesen gegründeten Colonieen an Macht und Reichthum zunahmen.

Auf die Regierung hatten schon früh die Adelsgeschlechter oder, wie sie in Athen hießen, die Eupatriden einen Einfluß gehabt; dieser nahm im Laufe der Zeit zu, und die monarchische Form wich immer mehr der aristokratischen; denn ein Theil der adeligen Familien war schon seit der heroischen Zeit im erblichen Besitz von Priesterwürden, und hatte dadurch großen Einfluß, die Könige aber konnten weder von den benachbarten dorischen Staaten Unterstützung erwarten, noch auch sich Leibwachen halten, um ihre Macht durch Waffengewalt zu schützen. Da nun andererseits die ionischen Colonieen, welche schon früh Freistaaten wurden, mit ihrer Mutterstadt in Verbindung blieben, und Athen stets mehr durch bürgerliche Betriebsamkeit als durch Kriegsmacht glänzte, so wurde auch durch diese Verhältnisse die monarchische Regierung der Stadt immer mehr der republikanischen Form genähert. Auf diese Weise verlor die königliche Macht nach und nach ihr Ansehen und ihre Bedeutung, und mußte endlich einer förmlichen Aristokratie Platz machen. Man hob nämlich zuerst (752 v. Chr.) die Erblichkeit und den lebenslänglichen Besitz der Archonten-Würde auf, und verfügte, daß jeder Archon nur durch Wahl zu dieser Würde gelangen könne, dieselbe nur zehn Jahre lang behalten dürfe, und nach der Niederlegung seines Amtes Rechenschaft schuldig sei. Die Archonten wurden anfangs noch aus den Nachkommen des Kodrus genommen, bald aber wählte man sie unter allen Eupatriden ohne Ausnahme. Im Jahre 682 v. Chr. ging man noch weiter; es wurde nämlich damals festgesetzt, daß in Zukunft statt eines einzigen Archonten immer neun zugleich herrschen, und diese ihr Amt nur Ein Jahr lang behalten sollten. Die neun Archonten wurden aus den Eupatriden gewählt; drei von ihnen führten die eigentliche Regierung, während die sechs übrigen die Gerichte leiteten. Die Letzteren hießen Thesmotheten (d. i. Revisoren und Beaufsichtiger der Gesetze); die drei Ersteren dagegen waren durch höheren Rang vor diesen ausgezeichnet, und hatten jeder einen besonderen Titel: der erste hieß Archon eponymos d. h. der den Namen gebende Archon, weil in Athen ebenso nach ihm, wie in Rom nach den beiden Consuln, das Jahr benannt wurde; er war der vornehmste der

Archonten, und stand verschiedenen Geschäften vor; der zweite hieß der Archon König, weil er hauptsächlich die religiösen Angelegenheiten zu leiten hatte, und diese ehemals dem König zugekommen waren; der dritte endlich führte nach seinem eigentlichen Amtsgeschäft den Titel Archon Polemarchos d. i. Kriegsminister.

So war also eine vollkommene Aristokratie gegründet. Diese regierte mit Strenge und Härte, konnte aber auf die Dauer unmöglich bestehen. Die Leitung des Staats war ganz in den Händen des Adels, nur Eupatriden waren die Richter, sie urtheilten nach einem ungeschriebenen, blos ihnen bekannten und deshalb willkürlichen Rechte, und die Priesterwürde der heiligsten Gottheiten war in denselben Familien erblich, welche die Justiz in ihrer Gewalt hatten; es konnte deshalb bei dieser rein patricischen Verfassung ein Bürger, der sich in seinen Rechten gekränkt glaubte, sich weder an die Regierung, noch an die Gerichte, noch an die Diener der Religion mit Vertrauen wenden. Er wurde also nothwendiger Weise zur Selbstrache getrieben, und aus dieser entsprangen Unordnungen aller Art. Zum Glück hatte die eigentliche Bürgerschaft, welche neben dem Adel und seinen Vasallen sich immer mehr emporhob, von der heroischen Zeit her das Recht behalten, sich zu versammeln und Gesetze zu geben. Wenn daher das Volk, woran der Ehrgeiz es nie fehlen läßt, nur einen Leiter fand, so war es im Stande, Veränderungen zu seinem Besten zu erzwingen. So geschah es denn, daß der Adel im Jahr 624 v. Chr. dem Verlangen des Volks nach geschriebenen Gesetzen, durch welche der richterlichen Willkür ein Ende gemacht werde, nachgeben mußte, und den damaligen Archonten Drako mit der schriftlichen Abfassung der Gesetze beauftragte. Dies konnte jedoch nicht viel helfen, da die Quelle des Übels nicht in den Gesetzen, sondern in der Verfassung lag, und außerdem das von allen Ämtern ausgeschlossene Volk keine Macht hatte, das Ansehen der Gesetze aufrecht zu erhalten.

Die Gesetzgebung Drako's bezog sich durchaus nicht auf die Form der Verfassung, sondern sie befaßte sich blos mit dem Rechte, nach welchem die Richter die Urtheile sprechen sollten. Drako hatte aber so harte Straf-Ansätze gemacht, daß selbst auf geringere Ver-

gehen, wie Obstdiebstahl u. dgl., der Tod gesetzt war, und daß man später zu sagen pflegte, Drako's Gesetze seien nicht mit Tinte, sondern mit Blut geschrieben. Die Eupatriden hatten, als sie dem Verlangen nach einer schriftlichen Abfassung des in Athen geltenden Rechts nachgaben, offenbar die Absicht, den aufstrebenden Geist der Bürgerschaft durch sehr harte Gesetze zu zügeln. Drako's Gesetze waren daher bald sehr verhaßt, der Druck des Volkes blieb ebenso hart, als er vorher gewesen war, und die Zwietracht zwischen Adel und Bürgerschaft dauerte fort.

Kurze Zeit nach der Drakonischen Gesetzgebung (entweder um 598 oder, was wahrscheinlicher ist, um 610 v. Chr.) entstand ein heftiger Zwist unter den Eupatriden selbst. Diese waren in zwei Parteien zerfallen, welche mit einander um den Vorrang stritten, und das Haupt der einen, Kylon, beschloß die Verwirrung zu benutzen, um sich zum Alleinherrscher aufzuwerfen. Kylon war der Schwiegersohn eines Tyrannen der benachbarten Hauptstadt von Megaris, der ihn auch mit Bewaffneten unterstützte, und hatte sich in Delphi einen Orakelspruch verschafft, mit welchem er sich rechtfertigen zu können glaubte. Er konnte um so eher einen solchen Plan entwerfen, als damals gerade die günstigste Zeit für Tyrannen in den griechischen Ländern war, da man noch nicht wie später allgemeinen Haß gegen die Herrschaft eines Einzelnen nährte, und da überdies auch den Tyrannen es meistens gerade in Folge des aristokratischen Drucks gelang, sich emporzuschwingen. Kylon bemächtigte sich durch plötzlichen Überfall der Akropolis oder Burg von Athen. Allein er hatte seine Kräfte und die seiner Gegner nicht richtig berechnet; der Adel mit den Archonten bot seine Vasallen auf dem Lande auf, und die Aufrührer waren bald in der Burg eingeschlossen und dem Hungertode preisgegeben. Kylon und sein Bruder schlichen sich zwar durch die Wachposten ihrer Feinde hindurch, und entkamen glücklich nach der Stadt Megara; die andern aber vermochten nicht zu entrinnen. Sie retteten sich, nachdem bereits mehrere von ihnen Hungers gestorben waren, zu den Altären der Götter, welche in Griechenland stets für unantastbare Zufluchtsstätten galten, wurden aber dessen ungeachtet getödtet. Dieser Frevel gegen die Götter war unter der Leitung der Archonten und also von Staatswegen begangen worden, und deshalb fiel

nach der Vorstellung der Griechen die Sündenschuld auf das ganze atheniſche Volk; allein am meiſten hatten ſich dabei die Alkmäoniden, eine der vornehmſten Familien Athen's, thätig gezeigt, und deswegen laſtete der Fluch des Verbrechens beſonders auf ihnen. In ſpäteren Zeiten benutzte der Parteizwiſt dieſen Vorfall öfters, um einen oder den andern der Alkmäoniden dadurch zu verdrängen, daß man den Aberglauben des Volks gegen ſeine fluchbeladene Familie aufregte, und ſo die Vertreibung derſelben bewirkte.

Bald nach dem Vorfall geriethen die Athener wegen des Zorns der Götter in Unruhe, und auf den Antrag des nachher ſo berühmt gewordenen Solon, welcher um jene Zeit zum erſten Mal öffentlich auftrat, wurden die Theilnehmer an dem Morde von Gerichtswegen für ſchuldig erklärt. Diejenigen von ihnen, welche noch am Leben waren, mußten das Land Attika verlaſſen, die Gebeine der Verſtorbenen aber wurden ausgegraben und über die Grenze gebracht. Doch beruhigte man ſich damit noch nicht, ſondern als eine anſteckende Krankheit in der Stadt ausbrach, und die zu Attika gehörende Inſel Salamis von den Megareern erobert wurde, deutete man dies als Strafe der noch immer erzürnten Götter, und glaubte ſich nicht eher zufrieden geben zu können, als bis die Stadt auf feierliche Weiſe von der Sündenſchuld gereinigt ſei. Um dieſe Sühnung gehörig zu vollbringen, ließ man den berühmten Epimenides aus Kreta, einen Freund Solon's, nach Athen kommen (597 v. Chr.). Epimenides war ein Mann, der wie Pythagoras mit dem geheimnißvollen Äußeren eines orientaliſchen Prieſters die Einſicht, Wahrhaftigkeit und Uneigennützigkeit eines griechiſchen Staatsmanns und Weltweiſen verband; und ſein Freund Solon erſcheint bei der Herbeiziehung dieſes prieſterlichen Weiſen als einer von den Männern, welche des Orients myſtiſche Ceremonien dem griechiſchen Staatsweſen anzupaſſen ſuchten, um die von ihnen geprieſene und geförderte Freiheit des Volks durch die Religion in Schranken zu halten. Epimenides, dem man einen Verkehr mit den Göttern zuſchrieb, und von welchem man außer andern Wundern auch erzählte, daß er als Jüngling einſt in einen nicht weniger als vierzig Jahre dauernden Schlaf verfallen ſei, reinigte die Stadt Athen durch ſonderbare Ceremonien von ihrer Schuld. Zu gleicher Zeit richtete er aber auch den dortigen Cultus neu ein, und

suchte seinem Freunde Solon, der auf eine neue Staatseinrichtung dachte, den Weg dazu zu bahnen.

Drei Jahre nach dieser Sühne (594 v. Chr.) führte Solon sein Vorhaben aus, und machte seine berühmte Gesetzgebung. Solon, der auch als Dichter sich auszeichnete, und zu den sogenannten sieben Weisen Griechenlands gezählt wurde, gehörte seiner Herkunft nach den ersten Familien Athen's an. Mit großen Talenten begabt, hatte er sich Menschenkenntniß und die ganze Bildung seiner Zeit zu erwerben gewußt, und zu diesem Behufe auch Reisen in verschiedene Länder unternommen. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, erhielt er alsbald so großes Ansehen, daß er auf die erwähnte Weise in die aus Kylon's Aufstand hervorgegangenen Verhältnisse mit eingreifen konnte. Seit Epimenides Sühne war er die Hauptperson des atheniſchen Staats. Er verhalf seinen Mitbürgern zunächst zur Wiedereroberung der Insel Salamis, und zwar, wie es heißt, durch eine doppelte List. Die Athener hatten nämlich mehrmals vergebliche Angriffe auf Salamis gemacht, und waren dabei stets mit so großem Verlust zurückgeschlagen worden, daß sie zuletzt die Todesstrafe gegen jeden aussprachen, der eine Erneuerung dieses Unternehmens beantragen würde. Solon soll bald nachher, im Einverständniß mit andern Bürgern, ungefährdet einen neuen Versuch zur Wiedereroberung von Salamis herbeigeführt haben. Er erschien nämlich, nachdem er vorher das Gerücht ausgesprengt hatte, daß er zuweilen geistesabwesend sei, plötzlich wie ein Wahnsinniger in der Volksversammlung, und trug ein von ihm verfaßtes Gedicht vor, welches den Muth der Menge neu belebte und sie zu einem nochmaligen Angriff auf Salamis anfeuerte. Als er auf diese Weise unter Mitwirkung seiner Freunde die Sache durchgesetzt hatte, wurde er selbst mit der Anführung derselben beauftragt, und entriß durch eine Kriegslist die Insel den Megareern.

Hierauf veranlaßte Solon den ersten sogenannten heiligen Krieg, oder den ersten der Kriege, welche von den Staaten des Amphiktyonen-Bundes zum Schutz des Apollo-Tempels von Delphi geführt wurden. Die phokische Stadt Cirrha nämlich hatte die zum Orakel wallfahrenden Fremden durch Abgaben beläſtigt, und zuletzt sogar einen plündernden Angriff auf das Gebiet des Gottes selbst gemacht. Die Meinungen des Amphiktyonen-Bundes, dem

die Bestrafung dieses Frevels oblag, waren getheilt, und man konnte sich lange Zeit nicht verständigen, bis endlich Solon, als athenischer Gesandte beim Bunde, die gemeinschaftliche Bekriegung der Stadt Cirrha oder den ersten heiligen Krieg durchsetzte. Dieser Krieg wurde in den Jahren 600—590 v. Chr. geführt, und endete damit, daß die Stadt Cirrha zerstört, und ihr Gebiet unter einem furchtbaren Fluche gegen jeden, der dasselbe zu bebauen wagen würde, dem Gotte Apollo geweiht wurde. Solon selbst erwarb sich durch den Eifer, mit welchem er die Rache des Gottes betrieb, großes Ansehen sowohl in Athen als im übrigen Griechenland.

Die in Athen bestehenden Misverhältnisse hatten sich um jene Zeit in so hohem Grade gesteigert, daß eine Abstellung derselben und eine gründliche Heilung des Übels durchaus nöthig war. Ein großer Theil des Volkes war in eine drückende Schuldenlast gerathen, welche ihn von dem Adel ganz und gar abhängig machte, und deren Abtragung auf dem gewöhnlichen Wege unmöglich war; Gläubiger und Schuldner standen fast in offener Fehde gegen einander. Ebenso war die gesammte Bevölkerung von Attika in Betreff der bürgerlichen Angelegenheiten in drei feindselige Parteien zerfallen, die den verschiedenen geographischen Verhältnissen des Landes einigermaßen entsprachen, und deshalb nach diesen ihren Namen erhielten. Die Pediäer oder die Bewohner des flachen Landes nach dem Lande Megaris hin bestanden aus den adeligen Güterbesitzern, und suchten die aristokratische Verfassung aufrecht zu erhalten; die Diakrier oder Hyperakrier, d. i. die Oberländer, waren ursprünglich blos die Bewohner des bergigen Landes im nördlichen und östlichen Attika, umfaßten aber als Partei die große Masse der Armen, welche eine gänzliche Staatsumwälzung, sowie die Herstellung einer Demokratie wünschte; die Paralier endlich, eigentlich die Küstenbewohner des südlichen Attika, begriffen den wohlhabenden Theil der Bürgerschaft in sich, und begehrten die Einführung einer gemischten Verfassung. Um den Streit dieser Parteien zu schlichten und zugleich durch eine neue Gesetzgebung die Gebrechen des Staats von Grund aus zu heilen, wurde Solon zum Archonten erwählt, und zwar mit dem besonderen Auftrag, alle ihm nöthig scheinenden Änderungen in der Verfassung und den Gesetzen des Staats vorzunehmen.

Das Erste, was Solon that, war die Aufhebung des großen zwischen Schuldnern und Gläubigern bestehenden Misverhältnisses oder die sogenannte Seisachthie d. i. wörtlich die Lasten-Abschüttelung. Eine Schuldentilgung war dies nicht, sondern Solon half der zu großen Ungleichheit des Vermögens hauptsächlich nur durch Veränderung der Münze ab. Er setzte nämlich den Münzfuß um 27—28 Procent herab, erhöhte also den Werth des vorhandenen baaren Geldes im Vergleich zu dem neu zu prägenden um ebensoviel, und verordnete, daß zwar eine volle Zahlung der schuldigen Summen den Gläubigern geleistet werden sollte, aber nur in neuem Gelde, wodurch also die Schuldner 27—28 Procent gewannen. Außerdem hob er ein altes Gesetz auf, nach welchem der Gläubiger sich durch die Person des Schuldners bezahlt machen, und diesen als Sklaven verkaufen konnte.

Die von Solon eingeführte Verfassung war eine Demokratie, welcher aber auf eine sehr kluge und für das Auge versteckte Weise das Aristokratische beigemischt war. Der merkwürdigste weltgeschichtliche Charakterzug dieser Verfassung besteht darin, daß Solon zuerst statt einer Aristokratie der Geburt eine Timokratie d. i. eine Aristokratie des Besitzes einführte, oder mit andern Worten, daß er zuerst den größeren oder geringeren Antheil jedes Bürgers an der Regierung nach den Vermögensverhältnissen desselben bestimmte, während vorher der Unterschied der politischen Rechte von der Herkunft abhing und folglich auch erblich war. Doch erhielt Solon, wie sich unten zeigen wird, dem Adel durch besondere Einrichtungen immer noch einen gewissen Einfluß im Staate.

Das Land Attika enthielt drei Klassen von Einwohnern, nämlich Staatsbürger, Sklaven und die sogenannten Metoiken d. h. Beisassen oder Schutzverwandten. Die Letzteren waren persönlich freie Leute, hatten aber an der Leitung, Verwaltung und Gesetzgebung des Staates durchaus keinen Antheil, weil sie nur aus ansässigen Fremden oder aus Freigelassenen oder Nachkommen von diesen bestanden. Die Sklaven hatten keine andern Rechte, als daß sie durch gesetzliche Vorschriften gegen Willkür geschützt waren. Nur die Staatsbürger besaßen höhere politische Rechte. Zu ihnen gehörten alle, welche von einem Bürger und einer Bürgerin in recht-

mäßiger Ehe entsprossen waren, und diejenigen Andern, denen die Volksversammlung das Bürgerrecht ertheilt hatte. Die Bürger zerfielen von alter Zeit her in vier Klassen, welche Phylen hießen, ursprünglich geographische Abtheilungen waren, und verschiedene Unterabtheilungen hatten. Diese Klassen blieben auch in der Solonischen Verfassung bestehen; außerdem theilte aber Solon die Bürger noch in vier nach dem Vermögen gesonderte Klassen ein. Wer jährlich fünfhundert Scheffel trockene Erzeugnisse und eben so viel nasse Producte (Wein und Öl) erntete, gehörte zur ersten Klasse; dreihundert dagegen war die geringste Norm für die zweite, sowie zweihundert für die dritte; alle diejenigen endlich, welche weniger als zweihundert oder gar nichts einnahmen, bildeten die vierte Klasse. Das Vermögen der Bürger wurde also nach dem Grundbesitz und dessen Ertrage beurtheilt. Ebenso verhielt es sich nach der Solonischen Verfassung mit den Rechten und Pflichten der Bürger, welche nach den einzelnen Klassen verschieden waren. Die Mitglieder der vierten Klasse, Thetes genannt, waren nämlich steuerfrei, und nahmen am Kriege nur als Leichtbewaffnete oder als Seesoldaten Theil; dagegen waren sie von allen Ämtern ausgeschlossen, und ihre höheren politischen Rechte bestanden nur darin, daß sie mit gleichem Stimmrecht der aus den Bürgern aller vier Klassen zusammengesetzten Volksversammlung beiwohnen und zu Richtern gewählt werden durften. Die Mitglieder der drei übrigen Klassen konnten allein Staatsämter bekleiden, und zwar waren sie insgesammt zu allen Ämtern gleich berechtigt, mit der einzigen Ausnahme, daß das Amt der Archonten und der sogenannte Areopagus nur den Bürgern der ersten Klasse zugänglich waren. Die Steuern waren nach dem Ertrage des Grundbesitzes vertheilt, und auch die Verschiedenheit des Kriegsdienstes richtete sich nach der Verschiedenheit der Klassen. Die Mitglieder der ersten Klasse, welche Pentekosiomedimner d. i. Bürger von fünfhundert Scheffeln hießen, wurden meistens zu den höheren Officiersstellen verwendet; die der zweiten waren verpflichtet ein Pferd zum Kriegsdienste zu halten und als Reiter zu dienen, und wurden deswegen Hippeis d. i. Ritter genannt; die der dritten endlich bildeten im Kriege das schwerbewaffnete Fußvolk, und hießen die Zeugiten, weil sie ein Zeugos oder Ackergespann zu halten im Stande waren.

Die Volksversammlung, welcher alle Bürger mit gleichem Stimmrecht beiwohnen durften, und in der mit Ausnahme weniger Fälle nach einfacher Stimmenmehrheit entschieden wurde, war die höchste Gewalt in den Angelegenheiten des Staats. Das zum Recht der Theilnahme erforderliche Alter war entweder 18 oder 20 Jahre. Die Versammlung wurde regelmäßiger Weise alle fünfunddreißig Tage viermal gehalten, und von dem Senate oder den Feldherren berufen. Der gewöhnliche Ort derselben war der sogenannte Pnyx, ein Hügel, welcher auf der einen Seite zu einem der Einrichtung der Theater ähnlichen Halbkreis mit stufenförmigen Reihen von Sitzen ausgehauen war. Damit kein Bürger die Versammlung vor ihrem Ende verlassen konnte, war während derselben die zum Pnyx führende Straße stets gesperrt; ebenso wurden beim Beginne der Versammlung die Thore der Stadt geschlossen, aller Verkauf auf den Märkten eingestellt, und jeder Bürger, den man auf den Straßen fand, ohne Umstände gezwungen, sich in die Versammlung zu begeben. Den Vorsitz hatte anfangs der jedesmalige Präsident des Senats, in späteren Zeiten aber führten denselben neun durch das Loos erwählte Senatoren, welche zur Zeit der Volksversammlung gerade nicht zu den sogenannten Prytanen oder dem Ausschuß des Senats gehörten. In der Versammlung, welche mit religiösen Ceremonien eröffnet wurde, durfte jeder Anwesende über die vorkommenden Gegenstände mitsprechen, wenn er nicht etwa solche Strafen erlitten hatte, die den Verlust dieses Rechtes nach sich zogen. Übrigens versteht es sich von selbst, daß in der Volksversammlung wie im Senat in der Regel nur diejenigen Männer auftraten, und einen bedeutenden Einfluß auf die Leitung des Staats hatten, welche aus den Staatsgeschäften einen besonderen Lebensberuf machten. Diese beschäftigten sich ausschließlich mit den Angelegenheiten des Staats, bereiteten sich wissenschaftlich darauf vor, und trieben keine Art von Gewerben.

Die Volksversammlung war die gesetzgebende Behörde, erwählte die Staatsbeamten, bestätigte oder verwarf diejenigen von ihnen, welche eines Vergehens angeschuldigt waren, bestimmte die Abgaben, ließ sich über die Verwendung der Staatsgelder Rechenschaft ablegen, entschied über Krieg und Frieden, sowie über die auswärtigen Verhältnisse überhaupt, und hörte die fremden Ge-

sandten an. Sie ertheilte ferner das Bürgerrecht an Fremde, wozu aber mindestens sechstausend Stimmen erforderlich waren, faßte Beschlüsse über religiöse Angelegenheiten, Feste und Ehrenbezeugungen, und erkannte als Gerichtsbehörde über Staatsverbrechen. Damit durch die große Gewalt der Versammlung die Demokratie nicht in Zügellosigkeit ausarte, so hatte Solon durch einige besondere Verfügungen ein Gegengewicht gegen dieselbe geschaffen. Es durfte nämlich kein Gegenstand vor die Volksversammlung gebracht werden, über welchen nicht zuvor der Senat berathen und einen Beschluß gefaßt hatte, und was dieser verworfen hatte, durfte dem Volke im laufenden Jahre nicht mehr vorgelegt werden. Ferner mußte, bei jedem Antrag auf Abschaffung oder Änderung eines bestehenden Gesetzes, dieses durch besondere Beamte vertheidigt, und sodann von einem Ausschuß der Bürger geprüft werden; nachher wurden zur nochmaligen Vertheidigung desselben in der Volksversammlung fünf Männer ernannt, hierauf noch ein besonderes Gutachten des Senats eingeholt, und dann erst konnte das Volk entscheiden.

Der Senat oder Rath war die höchste Verwaltungsbehörde, und hatte die Leitung des Staats. Er bestand nach der Solonischen Verfassung aus vierhundert Mitgliedern, welche jedes Jahr neu gewählt wurden, und zwar je hundert aus jeder der vier Phylen. Er war also ein jährlich wechselndes Regierungs-Collegium, und da die Senatoren aus allen Klassen der Bürger und durch das Loos gewählt wurden, so ist er als ein Ausschuß der Volksversammlung anzusehen, in welchen nach und nach fast alle Bürger kamen, um gleichsam abwechselnd einander zu beherrschen. Es ist unbekannt, ob Solon die Bürger der vierten Klasse von der Theilnahme am Senat ausgeschlossen hat oder nicht; nur so viel ist gewiß, daß hundert Jahre nach ihm dieselben ebenso gut wie alle andern Bürger in den Rath gewählt werden konnten. Jedes Mitglied des Senats mußte wenigstens dreißig Jahre alt sein, und alle waren nach ihrer Erwählung einer Prüfung unterworfen, welche ihr Bürgerrecht und diejenigen sittlichen Vergehungen, auf denen der Verlust höherer Rechte stand, betraf. Der Rath versammelte sich, außer an Festtagen, jeden Tag, und seine Sitzungen waren in der Regel wahrscheinlich öffentlich. Er führte die Aufsicht über alle Zweige der Verwaltung und die Finanzen, und berath-

schlagte über alle Angelegenheiten des Staats, ehe sie zur Beschlußnahme an die Volksversammlung gebracht wurden. Für sich allein konnte er zwar auch Verordnungen machen, allein diese galten nur für das Jahr seiner Amtszeit. Der zehnte Theil des Senats bildete einen Ausschuß desselben, aber so, daß dessen Mitglieder alle fünf- oder sechsunddreißig Tage wechselten, und so nach und nach alle Senatoren in denselben kamen. Dieser Ausschuß hieß die Prytanie und seine Mitglieder die Prytanen. Er hatte die laufenden Geschäfte zu verwalten, und war den größten Theil des Tages über in einem besonderen Gebäude, das Prytaneum genannt, versammelt, um bei allen Vorkommenheiten sogleich gegenwärtig zu sein. Deshalb speisten die Prytanen auch daselbst auf öffentliche Kosten, zugleich mit einigen der Beamten und mit denjenigen Bürgern, welchen für ihre Verdienste um den Staat das Recht dazu als eine besonders hohe Ehre gewährt worden war. Durch das Loos wurde einer der Prytanen zum Präsidenten der Prytanie und des Raths ernannt, aber immer nur für Einen Tag; dieser hatte das Staatssiegel, sowie die Schlüssel zum Schatze und zum Archiv des Staats in seiner Verwahrung.

Die Staatsbeamten wurden von der Volksversammlung ernannt, und zwar theils durch Wahl, theils durch das Loos. Vor dem Antritt ihres Amtes mußten sie sich einer Prüfung unterwerfen, welche ihrem Zwecke nach der der Rathsherren ähnlich war; ebenso mußten sie nach der Beendigung ihres Amtes Rechenschaft über ihre Verwaltung ablegen. Übrigens waren die Staatsämter Ehrenstellen und wurden unentgeltlich verwaltet. Die wichtigsten Beamten waren die neun Archonten, welche nur aus der ersten Klasse der Bürger gewählt wurden. Sie hatten früher an der Spitze der Regierung gestanden, verloren aber durch die Solonische Verfassung diese Stellung an die Prytanen, und behielten nur noch die frühere Ehre und einen sehr beschränkten Theil ihres ehemaligen Geschäftskreises. Der erste Archonte, nach welchem fortwährend das Jahr benannt wurde, hatte hauptsächlich die Gerichtsbarkeit über Ehe-, Testaments- und Vormundssachen. Vor den zweiten gehörten vorzüglich die religiösen Angelegenheiten. Der dritte oder der Polemarch hatte zwar noch einigen Antheil an der Leitung des Kriegswesens, welche der Hauptsache nach den zehn Strategen oder Ge-

neralen zufiel, übte aber vor allem Andern die Gerichtsbarkeit über die persönlichen und Familien-Angelegenheiten der Metoiken und Fremden aus. Die sechs Thesmotheten bildeten ein Collegium, welches den Gerichten vorsaß und die Processe instruirte.

Für das Kriegswesen bestand die höchste Behörde aus den zehn Strategen oder Generalen, welche jährlich von der Volksversammlung gewählt wurden, und zwar, als etwa achtzig Jahre nach Solon's Gesetzgebung die Zahl der Phylen von vier auf zehn erhöht worden war, je einer aus jeder Phyle. Diese hatten im Frieden die Leitung der militärischen Angelegenheiten; im Kriege führten entweder alle in Gemeinschaft oder auch einzelne von ihnen den Oberbefehl. Die Volksversammlung ernannte auch die übrigen höheren Officiere. Übrigens war jeder Bürger vom achtzehnten bis zum sechszigsten Lebensjahre zum Kriegsdienste verpflichtet, und dieser war unentgeltlich, bis etwa hundertundfünfzig Jahre nach Solon's Gesetzgebung ein Sold eingeführt wurde.

Die Gerichte waren Geschwornen-Gerichte. Es wurden nämlich jährlich durch die Archonten aus der Gesammtheit der Bürger, welche das dreißigste Jahr zurückgelegt hatten, sechstausend ausgeloost, um für das laufende Jahr den Richterstand zu bilden. Diese Bürger, welche die Heliasten hießen und gleich anfangs einen Richtereid zu leisten hatten, wurden unter die zehn bestehenden Gerichtshöfe vertheilt, welche theils über Kriminalfälle, theils über Civilstreitigkeiten zu entscheiden hatten; nur sehr selten traten alle Heliasten zu einer einzigen Gerichtsbehörde zusammen. Die Gerichte waren also ebenso wie der Senat ein Ausschuß der Volksversammlung, welche bei Staatsverbrechen sogar selbst zu Gericht saß. Präsidenten der Gerichte waren die Archonten. Übrigens wurde die Klage schriftlich eingereicht, die Gerichtsverhandlung selbst aber war mündlich und öffentlich.

Eine sehr wichtige Staatsbehörde war der Areopagus, das einzige atheniſche Staats-Collegium, dessen Mitglieder nicht jährlich wechselten, sondern auf Lebensdauer ernannt waren. Diese bestanden nämlich aus allen denen, welche Archonten gewesen waren. Der Areopagus hatte seinen Namen von einer Anhöhe, auf der er seine Sitzungen hielt. Es war ein seit uralter Zeit bestehendes Tribunal, welches über vorsätzliche Mordthaten und Verwundungen,

sowie über Brandstiftung und Giftmischerei richtete, und von jeher mit einem Schein religiöser Heiligkeit umgeben gewesen war. Solon hatte den Areopagus noch ehrwürdiger und angesehener gemacht, weil er sich desselben bedienen wollte, um der leicht in Zügellosigkeit ausartenden Volksherrschaft ein oligarchisches Gegengewicht zu geben. Er ließ demselben also jene Gerichtsbarkeit, und machte ihn außerdem zum Wächter der Verfassung und der Sitten. Worin die von Solon dem Areopagus übertragene Gewalt im Einzelnen bestand, läßt sich nicht genau angeben, und vielleicht war dies von Solon selbst absichtlich unbestimmt gelassen worden. Der Areopagus hatte wahrscheinlich bei außerordentlichen Fällen in allen allgemeinen Staatsangelegenheiten eine entscheidende Gewalt, und bildete außerdem eine Art von Censur- und Oberpolizei-Behörde, welche über die Religion und die Sitten zu wachen hatte. Namentlich beaufsichtigte er die moralische Erziehung der Jugend, suchte den Luxus und die Schwelgerei zu hemmen, untersuchte den Erwerb, durch welchen die einzelnen Bürger sich ernährten, u. dgl. m. Seine gerichtlichen Sitzungen wurden bei Nacht und im Dunkeln gehalten, damit die Richter nicht durch die Mienen des Beklagten bestochen würden; der Ankläger mußte einen furchtbaren Eid schwören, daß er keine falsche Anklage beabsichtige; ihm und dem Beklagten waren in ihren Vorträgen alle nicht zur Sache selbst gehörenden Wendungen und alle auf die Erregung des Gemüths und der Leidenschaften berechneten Redekünste verboten; die ganze Verhandlung aber hatte etwas sehr Feierliches und Ehrfurcht Erweckendes.

Dies sind die wesentlichen Theile der Verfassung, welche Solon dem athenischen Staate gab, und um die sich in der folgenden Zeit die innere Geschichte Athen's dreht. Außerdem erließ Solon noch viele einzelne Gesetze für das Privatleben der Bürger, welche das eigentliche Ziel seiner Bestrebung zu erkennen geben, und von denen deswegen einige angeführt werden müssen. Wer sich dem Kriegsdienste entzog oder feige den ihm angewiesenen Posten verließ, verlor die activen Bürgerrechte; dagegen wurden die Kinder der im Kriege Gebliebenen auf Kosten des Staats erzogen. Weil in einer demokratischen Republik Parteiungen unvermeidlich sind, und es ebendeshalb in ihr mehr als in jedem anderen Staat

Schaden bringt, wenn die Besseren sich von denselben fern halten, so verordnete Solon bei Strafe der Verbannung, daß bei inneren Unruhen jeder Bürger sich für eine bestimmte Partei erklären müsse. Jeder Athener war ferner verpflichtet, dem Areopagus, so oft derselbe es verlangte, über seinen Erwerb Auskunft zu geben, und der Müßiggänger wurde von diesem bestraft. Allen Eltern war geboten, ihre Kinder irgend ein Geschäft erlernen zu lassen; die Kinder aber mußten bei Strafe des Verlusts der höheren bürgerlichen Rechte ihre dürftigen Eltern ernähren, wenn sie nicht nachweisen konnten, daß diese die Erfüllung jener Pflicht versäumt hatten. Bestimmte Luxusgesetze beschränkten den Putz der Frauen, die Pracht der Leichenbegängnisse und andere Ausartungen der Eitelkeit.

Diese Verfügungen Solon's und seine Einrichtung der Verfassung zeigen, daß er aus seinen Mitbürgern nicht, wie Lykurg, ritterliche Krieger, sondern ein gewerbthätiges, durch den Fleiß seiner Hände und durch Verkehr und Handel aufblühendes Volk zu machen strebte, welches gleich den Spartanern sein Gemeinwesen liebe, aber sich durchaus selbst regiere, und durch den fast gleich großen Antheil Aller seine Geisteskräfte rege erhalte und entwickele. Die Bürger Athen's, deren Zahl man in der späteren Zeit auf etwa zwanzigtausend anschlagen kann, waren durch die Verfassung selbst in den Stand gesetzt, in demokratischer Weise sich selbst zu regieren, während dies in einer Handelsstadt der neueren Zeit schwerlich würde geschehen können; denn die Verhandlungen der Volksversammlung, die große Zahl der Richter und Beamten und der stete Wechsel durch jährliche Wahlen bildeten fast jeden Athener zu einem Kenner der Verwaltungs- und Regierungsgrundsätze aus, und verbreitete unter allen Klassen politische Einsicht und die Kenntniß der Verhältnisse. Freilich hatte dies auch seine Schattenseite, indem später die größere Masse der Athener in Sophisten und Advokaten umgewandelt ward; aber dagegen wurde andererseits der Geist derselben so sehr entwickelt, daß in Athen die Bildung in einem Grade und Umfang sich verbreitete, wie sie bei keinem andern größern oder kleineren Volke jemals vorkam.

Die Solonische Verfassung war eine Demokratie, durch welche die bisherige Aristokratie der alten Geschlechter umgestoßen wurde; allein Solon hatte ihr doch von dieser soviel beigemischt, als zu

ihrer eigenen Erhaltung nöthig war. Der Adel behielt nämlich noch immer vorzugsweise einen Einfluß auf den Staat, nicht nur weil er der reichste Theil der Bürgerschaft und zu den höheren Stellen am meisten befähigt war, sondern auch weil ihm allein ein Theil der Priesterwürden und des Gottesdienstes anvertraut blieb, und weil nur aus der ersten Klasse die Archonten gewählt werden konnten, und also auch das heilige Tribunal des Areopagus in dem alleinigen Besitz der Reichen blieb. Außerdem war durch den Areopagus und durch andere zum Schutz der Sitten gemachten Einrichtungen dafür gesorgt, daß das Volk bei seinem großen Antheil an der Regierung nicht leicht in Zügellosigkeit überging. In den folgenden Zeiten, als die Macht des Staats in hohem Grade aufblühte und Sittenlosigkeit einriß, artete freilich auch diese Staatseinrichtung aus. Auch lag allerdings in ihr selbst der Keim zur Schrankenlosigkeit; denn die Solonische Verfassung rief stets Parteiungen und Parteihäupter hervor, ja diese waren sogar durchaus nöthig, damit Ein Ehrgeiz den andern im Zaum halte, und damit der Einzelne, der sich selbst nicht geltend machen konnte, doch wenigstens durch seine Stimme für oder gegen eine Partei bedeutend werde.

Daß die Solonische Verfassung ohne Schwierigkeit angenommen wurde, und sich gleich anfangs festsetzte, lag in dem Wesen derselben: es wurden nämlich durch die Errichtung einer jährlich wechselnden Staatsbehörde, welche aus vierhundert Personen bestand, zu viele Bürger in das Interesse der neuen Verfassung hineingezogen, als daß an eine Aufhebung derselben zu denken gewesen wäre. Obgleich übrigens Solon durch dieses Mittel die Dauer seiner Verfassung im Allgemeinen gesichert hatte, so scheint er doch gefürchtet zu haben, man möchte zu bald einzelne Bestimmungen derselben ändern und dadurch das Ganze untergraben. Er ließ deshalb die Athener schwören, in den nächsten zehn Jahren nichts an seinen Verordnungen zu ändern; denn sobald man eine Verfassung, besonders eine für Staat und Volk so durchaus passende, wie die Solonische, einmal zehn Jahre lang gewohnt war, fiel der Wunsch nach einer andern von selbst weg. —

Die inneren Unruhen, welche früher in den Verhältnissen der Adeligen zum Volk und unter sich selbst ihren Grund gehabt hatten,

hörten auch nach Solon's Gesetzgebung nicht auf; denn da nach der neuen Verfassung die Ämter nur den ersten Klassen zugänglich waren, so mußte alsbald ein Kampf der Familien und der Einzelnen um Ehre und Einfluß entstehen; ja, weil die Volksversammlung, sowie der aus ihr hervorgehende Rath und die Gerichte dem gesammten Volke anheim gegeben waren, so mußte dieser Kampf jetzt bei weitem stärker werden und viel mehr die ganze Bürgerschaft beschäftigen, als früher. Namentlich konnte ein Einzelner, welcher einige Gewandtheit besaß, die bedenklichsten Unruhen dadurch erregen, daß er die große Masse der Bürger von der vierten Klasse, die an den Gerichten und an der Volksversammlung Theil nahmen, für sich zu gewinnen wußte. Außerdem war Solon nicht im Stande gewesen, die Parteien der Pediäer, Paralier und Diakrier zu vernichten. Bald brachen daher von neuem heftige Parteizwiste aus. Megakles, das Haupt der Alkmäoniden, deren Sündenschuld damals in Vergessenheit gerathen war, stand an der Spitze der Paralier, Lykurg war der Leiter der Pediäer; Beide arbeiteten gegen einander, und Solon scheint nicht Einfluß genug gehabt zu haben, um der Parteiung steuern zu können. Er verließ damals, vielleicht gerade deswegen, seine Vaterstadt, und reiste nach Kleinasien und Egypten (571 v. Chr.). Auf dieser Reise war es, wo er mit dem reichen und mächtigen König Krösus von Lydien die oben (S. 127) erwähnte Zusammenkunft hatte. Nach einer Abwesenheit von zehn Jahren kam Solon in seine Vaterstadt zurück, in welcher der Kampf der Parteien unterdessen ununterbrochen fortgedauert hatte. Er vermochte demselben auch jetzt nicht zu steuern, und mußte es sogar noch erleben, daß einer der Parteiführer sich zum Tyrannen aufwarf.

Während der Abwesenheit Solon's hatte nämlich ein naher Anverwandter desselben, Pisistratus, neben jenen beiden Parteien eine dritte gebildet, welche ganz demokratisch war und deswegen die der Diakrier hieß. Sein Ziel war die Alleinherrschaft, und um dasselbe zu erreichen, hatte er sich an die Spitze der Volkspartei gestellt, weil dies der Weg ist, der in unruhigen Demokratien gewöhnlich dazu führt. Seine Partei war die zahlreichste, und er selbst war vermöge seiner persönlichen Vorzüge ganz der Mann, um das Volk zu gewinnen und für sich zu begeistern; allen

seinen Gegnern war er an Schlauheit und Gewandtheit weit überlegen. Nachdem er die Masse des Volkes so für sich eingenommen hatte, daß sie mit blinder Ergebenheit an ihn gefesselt war, zeigte er eines Tages den auf dem Marktplatz versammelten Bürgern eine blutige Wunde, die er sich selbst beigebracht hatte, behauptete von seinen Gegnern meuchelmörderischer Weise überfallen worden zu sein, und bat um den Schutz des Volkes, weil er wegen seines Eifers für das Volkswohl seines Lebens nicht länger sicher sei. Er erhielt, wonach er lange gestrebt hatte, eine Leibwache von fünfzig Mann, obgleich Solon alles aufbot, um das Volk von einem solchen Beschlusse abzuhalten. Pisistratus vermehrte insgeheim die Zahl der ihm gewährten Bewaffneten, und bemächtigte sich dann durch plötzlichen Überfall der Burg von Athen (560 v. Chr.). Solon soll die Gegner des Pisistratus zur Wiedereroberung derselben zu bewegen gesucht haben, diese ergriffen aber bestürzt die Flucht, und Pisistratus war und blieb als Besitzer der Burg und als der Führer der ihm ergebenen Volksmasse Alleinherrscher oder Tyrann von Athen. Er sah, wie alle verständigen unter den sogenannten Tyrannen, wohl ein, daß er seine Macht der Demokratie verdanke, und daß der große Haufen bei jeder Staatsverfassung leicht zu gewinnen ist; er ließ deshalb auch der Form nach die Solonische Verfassung bestehen. Solon selbst, den seine Freunde vergebens zur Flucht zu bewegen gesucht hatten, wurde von ihm mit Ehrerbietung behandelt und sogar in wichtigen Dingen zu Rathe gezogen. Der große Gesetzgeber, welcher auf diese Weise die Volksfreiheit hatte untergehen sehen, erlebte auch noch das Ende der Herrschaft des Pisistratus; denn dieser blieb kein volles Jahr im Besitze derselben, und Solon starb bald nach seinem Sturze (559 v. Chr.), im achtzigsten Jahre seines Lebens.

Die beiden Gegen-Parteien des Pisistratus vereinigten sich mit einander, um den Tyrannen zu stürzen, und Pisistratus erlag ihrer Übermacht und mußte die Stadt verlassen. Kaum hatten jedoch jene sich ihres Gegners entledigt, als sie sich entzweiten, und die Waffen gegen einander wandten. Lykurg's Partei erhielt das Übergewicht, und dies brachte natürlicher Weise eine Annäherung zwischen den Pediäern unter Megakles und der demokratischen Partei hervor. Megakles, welcher ebenfalls nach der höchsten Macht im

Staate gestrebt hatte, verzweifelte für sich selbst an der Möglichkeit ihres Besitzes, beschloß aber sie wenigstens an seine Nachkommen zu bringen; er verabredete deshalb mit Pisistratus eine eheliche Verbindung desselben mit seiner Tochter, und versprach ihm seinen Beistand zur Wiedererlangung der Alleinherrschaft unter der Bedingung, daß Pisistratus dieselbe einst seinem aus dieser Ehe zu hoffenden Sohne hinterlasse. Pisistratus willigte ein, heirathete Megakles Tochter, und kehrte mit Hülfe seines Schwiegervaters, sechs Jahre nach seiner Vertreibung, wieder in die Vaterstadt zurück, um von neuem Alleinherrscher zu werden (553 v. Chr.). Er und Megakles sollen, um seine Wiedereinsetzung zu erzwingen, sich einer List bedient haben, welche zu plump gewesen wäre, als daß man sie für wahrscheinlich halten könnte, oder die wenigstens nicht als ein die Rückkehr möglich machendes Mittel, sondern als ein bloßes, auf den gemeinen Haufen berechnetes Ceremoniell derselben anzusehen ist. Man kleidete nämlich, wie es heißt, eine durch Schönheit und Größe ausgezeichnete Blumenhändlerin so, wie Minerva dargestellt zu werden pflegte, und ließ sie auf einem prachtvollen Wagen in die Stadt fahren; vor ihr her gingen Herolde, die mit lauter Stimme ausriefen: „Athener, nehmt mit willigem Gemüthe den Pisistratus auf, welchen Minerva selbst vor allen andern Menschen ehrt und jetzt in eure Burg einführt!“ Das Volk soll diesen Worten Glauben geschenkt, die vermeintliche Göttin angebetet und Pisistratus als Herrscher in die Stadt und Burg eingelassen haben.

Pisistratus war jetzt von neuem auf zwei Jahre Tyrann von Athen, und änderte auch diesmal die Einrichtungen und Gesetze des Staats nicht; denn er bedurfte dessen ebensowenig jetzt wie früher, weil er einen zahlreichen Anhang im Volk hatte, und außerdem in seinen großen Talenten und seinem sehr bedeutenden Privatvermögen Mittel genug besaß, um seinen Willen durchzusetzen. Er ließ aber alsbald die Absicht merken, seine Herrschaft einst seinem Sohne erster Ehe zu hinterlassen, und deshalb beschloß Megakles, der dadurch um allen Vortheil der Verbindung mit ihm gebracht war, ihn zu stürzen. Megakles bewirkte dies durch dasselbe Mittel, durch welches er früher ihn schon einmal verdrängt hatte. Er brachte nämlich wieder eine Aussöhnung der beiden dem Pisistratus feindlichen Parteien zu Stande. Pisistratus wich freiwillig der

Übermacht und verließ Athen zum zweiten Mal, um dann, wenn die Zeit zur bleibenden Begründung seiner Herrschaft gekommen sei, wieder zurückzukehren. Er begab sich auf seine großen Güter in Euböa. Hier brachte er elf Jahre zu, lebte gleich einem Fürsten, und unterhielt mit nahen und fernen Staaten Verbindungen. Endlich machte er, unterstützt von einem Theile dieser Staaten und von seinen Freunden in Athen, zum letzten Mal einen Angriff auf die Freiheit der Athener. Mit einer nicht unerheblichen Zahl von Truppen brach er plötzlich in Attika ein, und besetzte den Ort Marathon, wo sich seine alten Anhänger und viele anderen unzufriedenen Athener mit ihm vereinigten. Als die Truppen der Stadt gegen ihn auszogen, brachte er ihnen eine Niederlage bei und trieb sie aus einander. Ohne Widerstand zu finden, drang er hierauf in die Stadt ein, und ward zum dritten Mal Alleinherrscher (um das Jahr 540 v. Chr.).

Pisistratus blieb bis zu seinem, im Jahr 527 v. Chr. erfolgten Tod im ungestörten Besitze der Herrschaft. Er war zum Herrscher geboren, besaß vortreffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens, und regierte, nachdem er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht hatte, auf eine sehr milde Weise. Viele von seinen Gegnern waren entweder in der von ihnen erlittenen Niederlage gefallen oder unmittelbar nach derselben entflohen; die angesehensten der übrigen zwang er, ihm ihre Kinder als Geißeln zu geben, welche er sodann einem ihm befreundeten Tyrannen von Naxos zur Bewachung übergab; an seiner Person dagegen wurde niemand gekränkt. Söldner hielt er sich zwar auch fernerhin, allein er stützte seine Regierung, wie Kypselus von Korinth, mehr auf Maßregeln der Milde und auf die Zuneigung der Volkspartei, als auf Waffengewalt, und behauptete sich vorzugsweise dadurch und mit Hülfe seines Reichthums im Besitz der Alleinherrschaft. Er ließ auch jetzt die Formen und Gesetze der Solonischen Verfassung bestehen, und schonte sogar den streng aristokratischen Theil derselben so sehr, daß er sich selbst nicht scheute, einmal in eigener Person vor dem Tribunal des Areopagus zu erscheinen. Er war mild gegen diejenigen, welche sich gegen ihn vergaßen, nahm sich der Armen und Unglücklichen an, und wußte durch seine angeborene Liebenswürdigkeit und durch ein Benehmen, welches nie blos den Gebieter zu erkennen

gab, die Herzen seiner Unterthanen zu gewinnen. In seinen Gärten und Landgütern war jedem Athener der Eintritt und der Genuß der Früchte erlaubt.

Seine Regierung war eine bleibende Wohlthat für Athen, welches ihm seine erste Blüthe verdankt. Er belebte den Ackerbau von neuem, hob den Handel, und pflegte Wissenschaft und Kunst aus wahrer Liebe. Er und einer seiner Söhne sollen zuerst die im Munde der Rhapsoden oder Sänger stückweise fortlebenden Gedichte Homer's gesammelt, dieselben in der Form, in welcher sie unter dem Namen Iliade und Odyssee sich bis auf unsre Tage erhalten haben, zusammen gesetzt und den öffentlichen Vortrag dieser Werke an dem Feste der Panathenäen angeordnet haben. Sogar die Anlegung einer öffentlichen Bibliothek schreiben spätere Schriftsteller des Alterthums ihm zu. Auch verschönerte er Athen durch Bauwerke, er ließ diese aber wahrscheinlich nur aus demselben Grunde errichten, wie Polykrates von Samos die seinigen, nämlich um das gemeine Volk zu beschäftigen und durch den ihm gewährten Erwerb seiner Herrschaft geneigt zu erhalten.

Als Pisistratus 527 v. Chr. starb, folgte ihm sein älterer Sohn Hippias in der Regierung nach. Dieser gewährte seinem Bruder Hipparchus so viel Einfluß, daß gewöhnlich beide Brüder unter dem Namen der Pisistratiden als gemeinschaftliche Herrscher angesehen werden. Hippias war zwar von Natur zum Despoten geschaffen, und Hipparchus liebte rauschende Vergnügungen, Schwelgerei und sinnliche Genüsse; allein Beide regierten anfangs in der freundlichen und verständigen Weise ihres Vaters. Hipparchus zeichnete sich außerdem durch seine Bildung und seine Liebe zu Wissenschaft und Kunst aus, zog große Dichter, wie Anakreon und Simonides von Ceos, an seinen Hof, und suchte auch unter den Athenern den Sinn für Bildung zu beleben. Die Athener befanden sich unter den Pisistratiden in der gleichen Lage, wie unter dem Vater derselben, und hatten keine Ursache zur Unzufriedenheit. Dessen ungeachtet fiel Hipparchus als das Opfer einer Verschwörung, und diejenigen, welche ihn ermordeten, wurden in späteren Zeiten von den Athenern als Märtyrer der Freiheit gepriesen und verherrlicht. Es war aber nicht der Haß der Tyrannei, sondern

Privatrache, was den einen der Pisistratiden ins Verderben stürzte. Harmodius nämlich, ein junger Athener, welchen Hipparchus beleidigt hatte, beschloß in Verbindung mit seinem vertrauten Freunde Aristogiton, Rache an ihm zu nehmen. Zu diesem Zwecke benutzten die beiden jungen Leute die Freiheitsliebe einiger atheniſchen Bürger, und machten eine Verschwörung, deren nächster Zweck die Ermordung der Pisistratiden war. Da die Stadt mit der Herrschaft der Letzteren zufrieden war, so konnten die wenigen Bürger, die sich mit Harmodius und Aristogiton verschworen, nur auf den ihrem Volke eingebornen Haß gegen angemaßte Gewalt überhaupt die Überzeugung stützen, daß der bloße Aufruf zur Freiheit alle Athener unter die Waffen bringen würde. An dem Feste der Panathenäen, an welchem alle Bürger mit Schild und Spieß bewaffnet einen Umzug zu halten pflegten, sollten die Pisistratiden durch die Dolche der Verschwornen fallen; dadurch aber, daß die Letzteren im Augenblick der Ausführung sich verrathen glaubten, entging Hippias dem Tode, und nur Hipparchus wurde ermordet. Hippias ließ sogleich alle Theilnehmer des Festzugs durchsuchen und diejenigen von ihnen, welche einen Dolch bei sich hatten, verhaften. Auf diese Weise unterdrückte er mit großer Kaltblütigkeit die Verschwörung noch vor ihrem Ausbruch (514 v. Chr.).

Von diesem Augenblicke an regierte Hippias sehr hart und tyranniſch. Vor allem Andern wurden die Verschwornen strenge bestraft. Harmodius war gleich nach der Ermordung Hipparch's von der Leibwache niedergestoßen worden; Aristogiton und die übrigen Verschwornen aber wurden hingerichtet. Nach Hippias Vertreibung setzte man den beiden Häuptern der Verschwörung Statuen von Erz, ihr Andenken wurde in den folgenden Zeiten durch Lieder und Feste verherrlicht, und die Nachwelt verehrte sie als Heroen der Freiheit, obgleich sie bei ihrer That nur durch Privatrache geleitet worden waren. Schriftsteller der späteren Zeit erzählen Manches von ihrem Heldenmuthe und ihrer Freiheitsliebe, was offenbar erdichtet ist und dieser Verherrlichung seine Entstehung verdankt, so z. B. daß Aristogiton, als er auf die Folter gespannt wurde, die Freunde des Hippias als Mitverschworne angegeben habe, welche dann auf Befehl des Herrschers sogleich umgebracht worden wären, und daß die mitverschworene Geliebte Aristogiton's

auf der Folter sich die Zunge abgebissen habe, damit sie außer Stand sei die Theilnehmer zu verrathen.

Hippias, von Argwohn erfüllt, ließ jetzt seinem despotischen Sinne ungehemmt die Zügel schießen, und suchte seine Herrschaft durch auswärtige Verbindungen zu befestigen. Da er von seinem Vater her ansehnliche Güter in Kleinasien und Thracien besaß, welche Länder damals dem Perser-König untergeben waren, so suchte er vor Allem mit diesem in Verbindung zu treten. Er vermählte deshalb seine Tochter mit dem Beherrscher von Lampsakus, einem persischen Vasallen, welcher bei dem Könige in großer Gunst stand. Die vom Pisistratus vertriebenen Alkmäoniden und andere Flüchtlinge boten Alles auf, um in den griechischen Staaten Unterstützung zu erhalten und den Tyrannen zu stürzen. Sie hatten schon unter Pisistratus und gleich nach seinem Tode mehrere Versuche gemacht, Athen zu befreien, waren aber stets mit blutigen Köpfen zurückgewiesen worden. Nach Hipparch's Ermordung zeigten sich zwar bessere Aussichten, aber auch Hippias schlug drei Jahre lang jeden Angriff der Alkmäoniden zurück. Dessen ungeachtet gaben diese die Hoffnung der Rückkehr nicht auf, und suchten von einer Festung her, welche sie an der attischen Gränze errichtet hatten, dieselbe auf jede Weise zu bewerkstelligen. Um die Zuneigung der andern griechischen Staaten und der delphischen Priesterschaft zu gewinnen, gaben sie aus ihrem großen Vermögen einen sehr bedeutenden Beitrag zur Wiederherstellung des Apollo-Tempels zu Delphi, welcher im Jahr 548 v. Chr. abgebrannt war, und damals von den Gliedern des Amphiktyonen-Bundes wieder aufgebaut wurde. Das von den Alkmäoniden bestochene Orakel forderte die Spartaner, so oft sich diese an dasselbe wandten, auf, den Athenern zur Wiedererlangung ihrer Freiheit zu verhelfen.

Die Spartaner, welche in der letzten Zeit andern Staaten zur Vertreibung ihrer Tyrannen behülflich gewesen, mit Hippias aber durch ein besonderes Bündniß in freundlichen Verhältnissen standen, benutzten die Aufforderung des Orakels als einen guten Vorwand, um auch diesen Herrscher zu verdrängen. Sie leisteten den Alkmäoniden zwar von Staatswegen keine Hülfe, erlaubten aber einem ihrer angesehenen Mitbürger, mit einer kleinen Schaar Spartaner einen neuen Angriff der Alkmäoniden zu unterstützen. Hippias hatte

sich, als er davon hörte, mit einem thessalischen Fürsten verbündet, und als jene Spartaner bei Athen landeten, schlug er sie mit Hilfe thessalischer Reiter und tödtete ihren Anführer. Jetzt forderte die Ehre Sparta's einen förmlichen Kriegszug von Staatswegen. Der König Kleomenes I. erschien mit einem Heere vor Athen, nahm in Verbindung mit den Alkmäoniden die Stadt ein, und drängte Hippias in die Burg zurück. Hier wurde derselbe nun belagert aber schon nach einigen Tagen zogen die Spartaner wieder nach Hause zurück, weil Hippias hinreichend mit Allem versehen war, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Auch die Athener, welche diese fortsetzten, hätten die Burg nicht zu erobern vermocht, wenn nicht Hippias auf den unglücklichen Gedanken gekommen wäre, seine Kinder aus dem Lande zu schicken, um sie in Sicherheit zu bringen. Diese geriethen in Gefangenschaft, und um sie zurückzuerhalten, verstand sich Hippias zu einem Vergleiche, in Folge dessen er die Burg räumte und Attika verließ (510 v. Chr.). Er begab sich auf seine Güter in Kleinasien und von da an den Hof des persischen Königs Darius, welcher ihn fürstlich behandelte, und sich später bei dem Zuge gegen Griechenland seines Rathes bediente.

Athen hatte nun seine Freiheit wieder erlangt, aber die Kämpfe der Parteien brachen sogleich von neuem aus. Die Solonische Verfassung blieb, wie unter Pisistratus und seinem Sohne, in Kraft. Statt daß aber diese Männer durch äußere Gewalt den ersten Rang erlangt hatten, mußten jetzt die Parteihäupter, wenn sie dauernden Einfluß haben wollten, sich entweder des Volks oder der Aristokratie zu versichern suchen. Klisthenes, das Haupt der Alkmäoniden, errang sich die Gunst des Volks, und ward dadurch der erste Mann des Staats. Sein Gegner Isagoras gewann den Adel und zugleich die Spartaner, welche in allen Staaten die Oligarchie unterstützten, und diesem Manne um so mehr gewogen sein mußten, da er mit ihrem König Kleomenes in dem Verhältniß der Gastfreundschaft stand. Klisthenes ergriff, um sich des Volkes besser zu versichern, eine Maßregel, welche die ganze Solonische Verfassung in ihren Grundfesten erschütterte, dem demokratischen Elemente ein vollständiges Übergewicht verschaffte, und dadurch allen späteren Demagogen den Weg zu Neuerungen bahnte. Er setzte nämlich, im Jahr 509 v. Chr., den Beschluß durch, daß die Zahl

der Phylen von vier auf zehn vermehrt, und der Senat, welcher seither aus je hundert Bürgern jeder Phyle bestanden hatte, fortan aus je fünfzig Bürgern der zehn Phylen zusammengesetzt, und somit um hundert Mitglieder vergrößert werde. Dadurch wurde nicht allein der Senat gemischter und demokratischer, sondern es wurden auch die Reste der alten Aristokratie in der Wurzel vertilgt, alle seitherigen Abhängigkeiten zerstört, und die Wahl der Senatoren dem Einfluß der großen Familien entzogen. Vorher konnte nämlich ein einzelner Mann, der in einem Geschlechte den ersten Rang hatte, auf die ganze Phyle oder den vierten Theil der Bürgerschaft einwirken, und überdies war stets ein Theil der Beamten der verschiedenen Volksgemeinden und ihrer Unterabtheilungen aus den alten Familien gewählt worden, jetzt aber hörte dies auf. Ferner waren die verschiedenen Abtheilungen, in welche das Volk zerfiel, selbstständige Körper: jede hatte ihre besonderen Beamten, Versammlungen und Religionsfeste; die Vermehrung der Phylen und ihrer Unterabtheilungen war also eine Vervielfältigung der einzelnen Bürgervereine und somit eine Verstärkung der Volksherrschaft. Außerdem vermehrte Klisthenes die Zahl der Bürger durch die Aufnahme von Beisassen und Fremden.

Klisthenes soll es auch gewesen sein, der den sogenannten Ostracismus in Athen einführte. Dieser war ein Gericht des Volks, durch welches ein einzelner Bürger seines Einflusses wegen für gefährlich erklärt und auf zehn Jahre aus Athen verbannt wurde. Das Urtheil ward nicht als Strafe angesehen, und war deshalb weder im mindesten entehrend, noch, wie sonst Landesverweisung, mit dem Verlust des Vermögens verbunden. Dieses Gericht wurde zu bestimmten Zeiten regelmäßig gehalten, und hatte seinen Namen von einem Worte, welches Scherbe bedeutet, weil jeder Bürger zum Behuf der Abstimmung eine Scherbe erhielt, auf welche er den Namen des zu Verbannenden schrieb. Übrigens mußten beim Ostracismus wenigstens sechstausend Bürger mitstimmen. Der Ostracismus war das Mittel, solche Männer unschädlich zu machen, welche zu mächtig geworden waren, und deshalb für das Fortbestehen der Republik gefährlich werden konnten. Diese Einrichtung war jedenfalls eine große Ungerechtigkeit, und hatte etwas sehr Gehässiges; allein die republikanische Verfassung macht zuweilen

die Aufopferung eines Einzelnen nöthig, damit das Ganze bestehe. Ebendasselbe kommt übrigens, nur in andrer Form, auch bei andern Völkern vor. Ostracismus nämlich war es, wenn die alten Römer einen wegen seines Einflusses gefährlichen Mann durch Beauftragung mit einem auswärtigen Geschäfte wider seinen Willen auf eine Zeitlang von Rom entfernten, oder wenn im Mittelalter ein gefährlicher Großer durch das Gebot des Herrschers ohne Urtheil und Recht verbannt wurde, oder endlich wenn heut' zu Tage ein allzu einflußreicher Staatsmann wider Willen auf einen auswärtigen Gesandtschaftsposten geschickt wird.

Isagoras wagte nicht, die neuen vom Volk angenommenen Einrichtungen geradezu anzugreifen, sondern er suchte zuerst den Urheber derselben aus der Stadt zu vertreiben. Er bediente sich dazu seines Gastfreundes, des Königs Kleomenes, mit welchem er auch die weiteren Maßregeln zur Herstellung einer Aristokratie verabredete. Kleomenes brachte es in Sparta dahin, daß man die Athener auffordern ließ, die Alkmäoniden als eine mit schwerer Sündenschuld beladene Familie aus ihrer Stadt zu entfernen. Die Athener waren unvermögend der Gewalt zu widerstehen, und Klisthenes mußte mit den Seinen in die Verbannung ziehen. Hierauf erschien Kleomenes selbst mit einem kleinen Heere in Athen, um seinem Freunde zur Durchführung seiner Pläne behülflich zu sein. Er jagte siebenhundert Familien, welche Isagoras ihm bezeichnet hatte, aus der Stadt, und wollte auch den Senat auflösen und statt desselben einen Rath von dreihundert Aristokraten einsetzen. Allein dies ging zu weit; der Senat gehorchte seinem Gebote nicht, sondern empörte sich sammt der Bürgerschaft gegen die beiden Gewalthaber. Diese mußten sich in die Burg flüchten, wo sie schon am dritten Tage genöthigt waren zu capituliren. Sie erhielten freien Abzug; die Anhänger des Isagoras aber wurden umgebracht. Nun kehrten Klisthenes und die andern Verbannten nach Athen zurück.

Ein Krieg mit Sparta schien jetzt unvermeidlich, und die Athener beschlossen deshalb die Perser um Hülfe anzugehen, weil sie damals auch mit ihren Nachbarn, den Böotiern, Euböern und Aeginetn in Zwist waren. Sie schickten also Gesandte an den persischen Satrapen Artaphernes, welcher zu Sardes in Lydien residirte.

Diese erhielten die gewünschte Zusage, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie im Namen ihres Staates sich für persische Vasallen erklärten. Die Gesandten gingen zwar auf diese Forderung ein, die Athener aber erkannten das, was sie gethan hatten, nicht an, und wiesen das persische Bündniß zurück. Dies war die erste diplomatische Berührung, welche zwischen Persien und einem Staate Griechenlands Statt fand. Kleomenes hatte unterdessen ein aus Spartanern und peloponnesischen Bundesgenossen bestehendes Heer gesammelt, und zugleich die Böotier und die Bürger von Chalcis auf Euböa zu einem Angriff auf das athenische Gebiet bewogen. Er selbst rückte mit seinem Heere in Attika ein, und war bereits bei Eleusis angekommen, als die Korinther, denen man sowie den übrigen Bundesgenossen beim Aufgebot ihres Kontingents den eigentlichen Zweck des Zuges nicht angegeben hatte, sich weigerten, dem Kleomenes als Werkzeuge seiner Rachsucht zu dienen, und nach Hause zurückkehrten. Auch der zweite spartanische König, Demaratus, der sich ebenfalls beim Heere befand, wollte an Kleomenes Racheplan nicht Theil nehmen. Hierauf verließen alle Bundesgenossen den Kleomenes, und dieser mußte eilen, mit dem Rest des Heeres sich aus Attika zurückzuziehen.

Athen's Verfassung und Selbstständigkeit war also der drohenden Gefahr auf eine unerwartet glückliche Weise entgangen; die Demokratie blieb seit dieser Zeit unerschüttert bestehen, und der kleine Staat blühte von jetzt an frisch empor. Die Athener wendeten gleich nach dem Abzug der Spartaner ihre ganze Macht gegen die Böotier und Chalcidier, und schlugen beide Feinde an einem und demselben Tage. Den Chalcidiern nahmen sie einen großen Theil ihres Landes weg, und diese Erwerbung, welche sogleich unter viertausend unbemittelte Bürger vertheilt ward, war für den athenischen Staat und sein Kriegswesen im höchsten Grade wichtig, weil die weggenommenen Ländereien Pferdeweiden enthielten, diese aber den Athenern seither ganz gemangelt hatten. Die Böotier wandten sich nach Aegina um Hülfe. Die Aegineten, von alter Zeit her Feinde der Athener, gingen auf das Gesuch ein, und verwüsteten die Küste von Attika. Die Athener waren dem Kampfe mit Aegina, einer der ersten Seemächte Griechenlands, nicht gewachsen; sie beschlossen daher, ihre kleine Flotte zu vermehren, kaum hatten sie

aber ihre Rüstungen begonnen, als eine neue und größere Gefahr ihnen von Sparta her drohte. Der rachgierige Kleomenes hatte nämlich die spartanische Regierung zu dem Beschlusse bewogen, einen neuen Angriff auf Athen zu machen. Man wollte sich hierzu des Vorwands bedienen, daß einst Hippias mit Unrecht vertrieben worden sei, weil, wie man jetzt erst erfahren zu haben vorgab, die dazu auffordernden Priester des delphischen Orakels von den Alkmäoniden bestochen gewesen wären. Man ließ daher den Tyrannen Hippias in den Peloponnes kommen, um ihn nach Athen zurückzuführen; und damit die Bundesgenossen nicht wieder abfielen, so berief man zuerst die Gesandten derselben zu einem Bundesrath nach Sparta. Allein der Plan scheiterte an der edlen Freimüthigkeit, mit welcher der korinthische Abgeordnete Sosikles gegen die Kabalen des elenden Kleomenes und für die Freiheit des athenischen Staats auftrat. Die Bundesgenossen versagten in Folge davon ihren Beistand, die Spartaner mußten ihr Vorhaben aufgeben, und Hippias kehrte nach Kleinasien zurück. Hier gewann er den Satrapen Artaphernes für sich, und dieser forderte die Athener drohend zur Wiedereinsetzung desselben auf, allein man ließ sich durch ihn nicht einschüchtern. Der Ausgang des Krieges mit Böotien und Aegina wird uns nicht gemeldet. Gleich nach den zuletzt erzählten Begebenheiten mischten sich die Athener in den Aufstand der Jonier gegen den Perser-König, beleidigten dadurch diesen Beherrscher von Vorderasien, und veranlaßten so die Kriege, welche eine lange Zeit hindurch zwischen den Persern und Griechen geführt wurden.

6. Geistiges Leben der Griechen in der älteren Zeit ihrer Geschichte.

Wie die Geschichte der Griechen überhaupt, so beginnt auch die Geschichte ihrer Literatur und Kunst mit Sagen und Mythen. Es werden uns in Betreff der Kunst Namen von Männern genannt, welche, wie Dädalus auf Kreta und Smilis auf Samos, schon in uralter Zeit als Künstler sich ausgezeichnet haben sollen. Die Sage erzählt von ihnen wunderbare Geschichten, und läßt sie sogar förmliche Schulen gründen, durch welche der Geist ihrer Kunst sich fortpflanzte. Außerdem werden von der Sage ganze Stämme, wie die Cyklopen, Telchinen und Andere (s. oben S. 164),

wegen ihrer Kunstgeschicklichkeit gepriesen und die Schöpfer der ältesten griechischen Bauwerke genannt. Ebenso, wie mit diesen Kunstsagen, verhält es sich auch mit den Nachrichten über die Anfänge der griechischen Literatur. Die Sage zählt die Namen einer großen Zahl von Männern auf, welche schon in der ältesten Zeit dichterische Werke verfaßt und hohe Weisheit gelehrt haben sollen; und von einigen derselben berichtet sie eben solche Wunder, wie von Dädalus und andern Künstlern. Ja, es haben sich sogar unter dem Namen dieser Urschriftsteller bis auf unsre Tage Werke erhalten; diese sind aber alle untergeschoben, sie wurden in späterer Zeit verfaßt und ebenso für uralt ausgegeben, wie in unsern Tagen alte Münzen und andere Alterthümer. Nur in einigen derselben mögen einzelne alterthümliche Ideen, sowie Überreste jener alten Formeln enthalten sein, welche bei allen Nationen die rohen Anfänge der Gotteserkenntniß und Gottesverehrung dunkel aussprechen. Die Poesie jener mythischen Dichter ist hauptsächlich eine religiöse, und diese Männer erscheinen in den Überlieferungen der Sage als heilige Sänger und Erzähler und als Propheten.

Die berühmtesten mythischen Dichter und Urschriftsteller der Griechen sind: Linus von Chalcis, welcher ein Sohn Apollo's und einer der neun Musen genannt wird, Melampus, der die Sprache der Thiere verstanden, und deshalb eine große prophetische Gabe besessen haben soll, Thamyris, ein Thracier, der einst die Musen zu einem poetischen Wettstreit herausforderte, die sogenannten Sibyllen oder Wahrsagerinnen der Urzeit, welche jedoch nicht alle dem griechischen Volke angehören, und unter denen die von Cumä in Unteritalien die bekannteste ist, vor allen Andern aber endlich Orpheus und Musäus. Unter dem Namen der beiden letzteren Dichter sind einige Werke auf unsere Zeit gekommen, diese sind aber in der so eben angegebenen Weise entstanden und folglich als untergeschoben anzusehen. Orpheus, dessen Lebenszeit in das vierzehnte Jahrhundert v. Chr. fällt, war nach der Sage der Sohn eines thracischen Königs und der Muse Kalliope, nahm Theil an dem Argonauten-Zuge, und besaß eine solche Kunst des Gesangs und der Leier, daß er wilde Thiere herbeilockte, Bäume und Felsen ihm nachzufolgen zwang, und selbst den Lauf der Flüsse und Winde aufhielt. Durch die Macht seines Gesanges bewog er

sogar einst die sonst unerbittlichen Götter der Unterwelt, ihm seine Gemahlin Eurydike zurückzugeben. Seinen Tod berichtet die Sage in verschiedener Weise; nach der gewöhnlichen Erzählung zerrissen ihn thracische Weiber, welche gerade die wilden Feste des Bacchus-Dienstes feierten, und in ihrer schwärmerischen Wuth ihn umbrachten, weil er ein Feind dieser rohen Ceremonien war. Von den ihm zugeschriebenen Werken sind das erzählende Gedicht von dem Zuge der Argonauten und eine Anzahl Hymnen die berühmtesten. Den Namen des Dichters Musäus, welcher in Attika geboren war und ein Schüler oder nach Andern der Lehrer des Orpheus gewesen sein soll, tragen ebenfalls mehrere Gedichte, die in späterer Zeit verfaßt wurden und sich bis auf unsere Zeit erhalten haben.

Heller wird die Geschichte der griechischen Geistesentwickelung in dem heroischen Zeitalter. Wir besitzen zwei größere Gedichte, die Iliade und die Odyssee, welche am Ende dieser Zeit verfaßt wurden, und sowohl an und für sich selbst ein redendes Zeugniß von der damaligen Entwickelungsstufe des griechischen Volkes sind, als auch durch die in ihnen enthaltenen Schilderungen und Beschreibungen die Art und Weise des Lebens und der Bildung jenes Zeitalters so, wie sie oben (S. 209) dargestellt wurde, zu erkennen geben. Das heroische Zeitalter der Griechen war eine Zeit des Epos oder des Heldengedichts. Das rüstige und wechselvolle Leben des Kriegs und der Jagd, verbunden mit Einfachheit und Heiterkeit des Sinnes, erhält in der Seele der Männer eine gehobene Stimmung, nährt die Freude an Lied und Gesang, und richtet bei den Mahlen und Festen die Unterhaltung vorzugsweise auf die Thaten und Abenteuer der Helden. Dadurch gedeiht in solchen Zeiten die epische Poesie mehr, als in jeder andern, und es stehen auf dieser Stufe der Entwickelung eines Volkes Dichter auf, welche einen Lebensberuf daraus machen, jene Thaten und Abenteuer poetisch zu schildern und vor den versammelten Helden vorzutragen; sie wurden bei den Griechen Sänger und Rhapsoden, bei den germanischen Völkern Barden und Skalden genannt.

Die Iliade und Odyssee tragen den Namen Homer's, eines Dichters, welcher wahrscheinlich etwa tausend Jahre vor Christo lebte. Die Geschichte desselben ist in ein räthselhaftes Dunkel gehüllt, doch kann seine Existenz durchaus nicht bezweifelt werden.

Er gehörte dem Lande Jonien an; welche Stadt desselben aber seine Vaterstadt war, ist unbekannt. In der späteren Zeit stritten sieben griechische Städte um die Ehre ihn geboren zu haben, von denen nach der Meinung des Alterthums Smyrna und Chios die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hatten. Die Sage läßt ihn blind gewesen sein, allein seine Werke zeugen dafür, daß dies nicht der Fall war.

In neuerer Zeit hat ein deutscher Gelehrter, Friedrich August Wolf, mit großem Scharfsinn zu beweisen gesucht, daß die beiden erwähnten Heldengedichte, welche die alten Griechen dem Homer zuschrieben, nicht das Werk eines einzigen Mannes seien, sondern daß sie aus einer Zusammensetzung einzelner Gedichte beständen, welche von verschiedenen Dichtern der heroischen Zeit verfaßt, und erst lange nachher zusammengefügt worden wären. Diese Behauptung gründet sich hauptsächlich darauf, daß die Griechen zu Homer's Zeit die Schreibekunst noch nicht kannten, und daß in den verschiedenen Theilen der Iliade und Odyssee Ungleichheiten in der Sprache und den Vorstellungen vorkommen. Um Wolf's Ansicht zu verstehen, muß man den Charakter der Dichtkunst in einer Heldenzeit richtig auffassen. Wie nämlich in einer solchen einfachen Zeit ein und derselbe Geist alle Helden durchdringt, so hat auch die Dichtkunst einen bestimmten, sich gleich bleibenden Charakter: alle Sänger haben die gleiche Art und Weise der Auffassung und Behandlung, und dichten in derselben Form, so daß durch ihre verschiedenen Werke Ein Ton durchgeht, und daß diese, zum großen Unterschied von der modernen Dichtkunst, das Aussehen haben, als wenn sie von einem einzigen Manne verfaßt wären, und folglich auch leicht zu einem größeren Ganzen zusammengesetzt werden können. Auch pflegen die Gesänge dieser Dichter nicht niedergeschrieben zu werden, sondern sie werden von ihnen mündlich vorgetragen, und durch das bloße Gedächtniß auf die Nachlebenden fortgepflanzt.

Wolf's Ansicht ist noch jetzt ein Gegenstand des Streits unter den Gelehrten, welche zum Theil dieselbe angenommen haben, zum Theil bei der Meinung der alten Griechen verharren, und also glauben, daß nicht etwa blos einzelne Stücke der Iliade und Odyssee, sondern diese beiden Werke selbst von Homer verfaßt seien. Unbestreitbar gewiß ist nur das, daß beide Gedichte, erst nachdem sie

Jahrhunderte lang durch das Gedächtniß sich erhalten hatten, niedergeschrieben worden sind, und im Verlauf dieser Zeit in ihrer Form manche Änderung erlitten haben. Ebenso gewiß ist es aber auch, daß sie trotz dieser Überarbeitung in der Hauptsache unverändert geblieben sind, und das unnachahmliche Gepräge einer ganz eigenen Bildung und Sitte an sich tragen, die wir auch bei den alten Germanen, Skandinaviern, Schotten und Britten wiederfinden. Übrigens brachte, nach den Berichten des Alterthums, zuerst Lykurg die homerischen Gedichte aus Kleinasien nach dem eigentlichen Griechenland, und drei Jahrhunderte nach ihm ließen Pisistratus und Hipparchus alle Reste derselben sammeln und, nach der Meinung der Einen, als bereits vorhandene Werke blos überarbeiten und niederschreiben, nach der der Andern aber so zusammenfügen, daß aus ihnen damals erst die beiden Heldengedichte Iliade und Odyssee entstanden wären, denen der Name Homer's, als des berühmtesten unter den alten griechischen Barden, vorgesetzt worden sei.

Den Namen Homer's tragen noch einige kleine Gedichte, welche aber alle erst nach seiner Zeit und zum Theil sogar viel später in der Form und Sprache seiner Poesie gedichtet wurden. Einige dreißig Hymnen sind die berühmtesten dieser kleineren homerischen Werke. Die beiden Heldengedichte Homer's haben vor allen andern Werken der älteren Jahrhunderte Griechenlands vorzugsweise eine Bedeutung, nicht nur weil sie die vollendetsten Heldengedichte aller Zeiten sind, sondern namentlich auch weil sie bei den Griechen der späteren Zeit am meisten von allen Schriften gelesen wurden, und deshalb als das wichtigste Volksbuch derselben eine der Hauptquellen ihrer Bildung waren. —

Die Heroen-Zeit ging mit dem zehnten Jahrhundert v. Chr. zu Ende, und vom neunten an begann in allen von Griechen bewohnten Ländern eine neue Entwickelung der Kunst und der geistigen Bildung. Diese hatte ihren Hauptsitz in den Colonieen, und nahm denselben Weg, wie die Entwickelung der Gewerbe und der Verfassungen. Sie zeigte sich nämlich zuerst unter den Dorern, bei welchen zur Zeit Lykurg's und unmittelbar nach ihm mehrere Künstler und Dichter im Peloponnes und auf Sicilien auftraten. Im achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung begannen hierauf Kunst und Wissenschaft schon in den Colonieen Kleinasiens, auf

den Inseln und in Großgriechenland sich zu entwickeln. In den beiden folgenden Jahrhunderten blühten dieselben in Kleinasien und auf den Inseln am meisten auf. Damals wurden insbesondere Samos und Aegina Hauptsitze der griechischen Kunst. Erst in der nachfolgenden Zeit ward Athen der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Griechen, welches in dieser Stadt seine höchste Entwickelung erlangte.

Kunst und Poesie verbreiteten sich damals so allgemein über die griechischen Länder und selbst über Flecken und Dörfer, daß schon die alten Römer darüber erstaunt waren, und daß dies noch mehr für die neuere Zeit eine überraschende und unerklärliche Erscheinung ist. Alle Stämme und Zweige des griechischen Volks nahmen daran Theil; das griechische Leben wurde überall durch Kunst, Poesie, Philosophie und Gesetzgebung bestimmt und gestaltet, und die Reichthümer anderer Völker, welche durch den Handel und die Gewerbe den Griechen zuflossen, dienten dieser Entwickelung, und machten es möglich, daß die griechische Bildung in einem so hohen Grade und so allgemein aufblühte.

Neben dem neuen Aufschwung, welchen das geistige Leben des griechischen Volkes mit der Ausbreitung desselben durch Colonisationen nahm, zeichnen sich die Jahrhunderte zwischen dem heroischen Zeitalter und den Perser-Kriegen noch dadurch aus, daß damals zuerst orientalische Ansichten zu den Griechen drangen. Doch behielt zu allen Zeiten der griechische Geist das Übergewicht, und die Spuren der eingedrungenen orientalischen Vorstellungen und Formen sind nur ein unwesentlicher und untergeordneter Theil der griechischen Bildung, keineswegs aber einer der Charakterzüge derselben. Durch den Verkehr der östlichen Inseln und Colonieen mit Phrygien, Lydien, Phönicien und Egypten erhielten die dem Orient eigenthümlichen Vorstellungen von göttlichen und menschlichen Dingen zuerst Eingang in Griechenland. Schon in den bald nach Homer abgefaßten Schriften dämmert ein orientalisches Licht, welches der Iliade und Odyssee und den in ihnen geschilderten Griechen der Heroenzeit ganz und gar fremd war. Jene Berührung mit dem Orient brachte über Cyzikus, Lampsakus, Samothrake und andere Städte und Inseln das egyptische Mysterien-Wesen, sowie phönicische, phrygische und lydische Ansichten in die Religion und Phi-

losophie der Griechen. Nach und nach wurde es sogar Sitte, daß Staatsmänner, Dichter und Weise, wie Pythagoras, Solon und der Philosoph Thales, in den Geheimlehren des Orients die Quelle der wahren Weisheit suchten.

Dadurch änderten auch die religiösen Dichtungen und der Gottesdienst der Griechen theilweise ihren Charakter und ihre Gestalt. Namentlich wurde von Osten her das Mysterien-Wesen eingeführt und dem Volksglauben angepaßt; indem dasselbe den einsichtsvollen Männern unter den Griechen ein vortreffliches Mittel schien, die demokratische Zügellosigkeit in Schranken zu halten. Weil die Mysterien einem Staatszweck dienten, so wurden sie auch mit dem Staat in unmittelbare Verbindung gebracht, und standen, als eine wirkliche Staatsanstalt, unter seiner Aufsicht und Leitung. Die Hauptgottheiten, welche in diesem, nur den Eingeweihten zugänglichen, Gottesdienst verehrt wurden, waren Ceres und Bacchus, weil sie die Gottheiten des Acker- und Weinbaus waren, und folglich als die Urheber und Verbreiter der höheren menschlichen Cultur angesehen wurden. Vorstellungen dieser Art lagen allen griechischen Mysterien zu Grunde, aber sie waren stets in Symbole eingekleidet und deshalb zugleich vieldeutig und schwer verständlich. Die berühmtesten griechischen Mysterien waren, außer den bereits oben angeführten samothrakischen, die von Eleusis in Attika, welche auch die Eleusinien genannt werden; ihnen stand der zweite Archonte von Staatswegen vor, und der Hauptpriester desselben gehörte der alten athenischen Familie der Eumolpiden an, in welcher diese Priesterschaft erblich war. —

Die Geschichte der Schöpfungen des griechischen Geistes, deren äußerer Gang kurz zuvor angegeben worden ist, knüpft sich, ihrer inneren Entwickelung nach, zunächst an die Dichtkunst des heroischen Zeitalters an. Die Heldenpoesie war zur Zeit Homer's über die Inseln und die Küste Kleinasiens verbreitet, sie blühte namentlich unter den dortigen Joniern, und auf der Insel Chios bestand nach Homer noch lange Zeit eine Art von Sängerschule, deren Mitglieder sich Homeriden nannten, und im Geiste der homerischen Poesie dichteten. Bald nach Homer aber nahm die Dichtkunst der Griechen eine neue, von dem Charakter des heroischen Zeitalters verschiedene Richtung, welche bis etwa zum Beginn des siebenten

Jahrhunderts v. Chr. herrschend blieb. Während nämlich einerseits die Poesie auch damals fortwährend eine meist erzählende oder epische war, und die seitherige Form derselben beibehalten wurde, nahm sie andrerseits einen mehr asiatischen Charakter an, indem sie namentlich theilweise einen geheimnißvollen, priesterlichen Ton erhielt. Zugleich änderte sich auch der Inhalt und das Ziel der poetischen Erzeugnisse dieser Zeit. Während nämlich vorher die reine Darstellung des Geschehenen oder durch die Sage Überlieferten der Zweck des Dichters war, und die Helden sich bei seinem Gesange an der Betrachtung der im Lichte der Poesie vorgeführten Waffenthaten und Abenteuer an und für sich selbst erfreuten, knüpfte sich jetzt das Streben nach Belehrung und Bedeutsamkeit an die Schöpfungen der Dichter. Die Poesie hörte auf, eine rein heroische und epische zu sein, und wurde statt dessen eine heilige und mythisch-historische.

Die Gedichte dieses Zeitraums zerfallen in zwei Klassen, nämlich in moralisch-religiöse und in mythisch-historische. Die letztere Klasse besteht aus den Werken derjenigen epischen Dichter, welche zum Unterschied von den Rhapsoden oder Barden der heroischen Zeit *cyklische Dichter* genannt werden, weil sie einzelne Sagen dichterisch behandelten, und so von ihnen nach und nach fast der ganze Cyklus oder Kreis griechischer Sagen vom Ursprung der Dinge an bis zum Tode des Odysseus poetisch bearbeitet wurde. Die cyklischen Dichter faßten ihre Werke nach dem Muster der Iliade und Odyssee ab, und wie in diesen ein Theil des trojanischen Kriegs und die Irrfahrten des Odysseus dargestellt sind, so suchten sie alle übrigen Sagen in epischer Form zu behandeln; sie blieben aber in ihrem Streben hinter jenen homerischen Werken ebenso weit zurück, wie ihre Zeit von der Zeit Homer's verschieden war. Sie erzählten die Geschichte der Götter und Helden blos, weil sie eine poetisch noch nicht beschriebene Sage in Versen darstellen wollten; sie dichteten also ohne wahres poetisches Interesse, ohne Liebe zu einer Begebenheit an und für sich selbst und zu ihrer Entwickelung und ohne Einheit der Darstellung. Ihre Werke führen nach den behandelten einzelnen Sagen ihren Namen; sie heißen Kosmogonieen, wenn sie die Sagen von der Entstehung der Welt erzählen, Theogonieen oder Genealogieen, wenn sie sich mit der Entstehung oder

den Verwandtschaften der Götter beschäftigen, Titanomachieen, Argonautika, Thebaiden, Epigonieen, Theseiden u. s. w., wenn die Geschichte der Titanen, der Argonauten, der ältesten Thebaner, der Epigonen, des Theseus u. a. der Gegenstand derselben ist. Alle diese Werke sind bis auf unbedeutende Reste untergegangen.

Die andere Klasse von Dichtern könnte man der Mehrzahl nach die heiligen Dichter nennen. Es sind diejenigen, welche theils in Hymnen das Lob der Götter verkündeten, theils theologische und moralisch-religiöse Lehren, sowie Vorschriften für das Leben und seine Geschäfte in Versen aussprachen, theils Geschichten und Sagen in der Absicht erzählten, damit der Hörer durch dieselben über göttliche Dinge und über seine Pflichten belehrt werde. In der letzteren Art waren meistens auch die Theogonieen und Kosmogonieen abgefaßt, und deshalb sind diejenigen cyklischen Dichter, welche dieselben behandelten, mit zu dieser zweiten Klasse zu zählen. In diesen erzählenden, wie in den blos belehrenden Gedichten spricht der Dichter gleichsam nicht als Sänger, sondern als ein Gott-begeisterter Seher. Zu den heiligen Dichtern gehört der oben erwähnte Thales von Kreta, welcher durch seine Lieder dem Lykurg den Weg zu seiner Gesetzgebung bahnte. Der berühmteste unter ihnen aber ist Hesiodus aus Kumä in Aeolis, welcher etwa um das Jahr 900 v. Chr. lebte. Unter seinem Namen sind zwei Hauptwerke auf unsre Zeit gekommen. Das eine ist eine Theogonie, in welcher unter der Hülle von Bildern und sonderbaren Göttergeschichten eine Art von theologischen Lehren verborgen ist. Das andere führt den Titel „Werke und Tage", und besteht aus einer Reihe von Vorschriften über Land- und Hauswirthschaft, Schifffahrt, Erziehung und andere Verhältnisse des täglichen Lebens, enthält aber, neben dieser Hauptbeziehung auf irdische Geschäfte und moralische Pflichten, auch einige mythische Erzählungen oder bildliche Darstellungen. —

Mit dem Beginn des siebenten Jahrhunderts v. Chr. entwickelt sich aus den cyklischen und religiös-moralischen Gedichten der vorhergehenden Zeit eine neue Art von Literatur, deren Keime bereits in jenen lagen, und sich nun zu neuen Arten geistiger Thätigkeit entfalteten. Diese neuen Gattungen der Literatur waren, wie die früheren, poetisch, weil fortwährend Gesang, Tanz, Spiel und

Kunst das sorgenlose Leben der freien Bürger der kleinen griechischen Freistaaten zu einem steten Feste machten. Die Reste derselben, welche sich bis auf heute erhalten haben, zeigen uns, daß ein reges inneres Leben auch in dieser Zeit über ganz Griechenland verbreitet war, und daß es damals eine bedeutende Literatur gab, die aber nicht in Büchern, sondern im Leben selbst, bei Festen, öffentlichen Versammlungen und Gastmählern auf die Nachkommen vererbt ward.

Die Werke dieses Zeitraums der Literatur, welcher ungefähr von 700 v. Chr. bis zu den Perser-Kriegen dauerte, zerfallen in vier Klassen, nämlich in eine in politischer und moralischer Hinsicht lehrende oder auch satyrische Dichtkunst, in lyrische Gedichte, in eine philosophische Poesie und in historische Dichtungen. Die letzte dieser Klassen hängt mit der cyklischen Poesie enge zusammen; die drei ersten aber sind aus der kurz zuvor erwähnten heiligen Dichtkunst hervorgegangen, welche Theogonieen, Kosmogonieen, Hymnen, moralische und religiöse Lehren enthielt.

Die erste Klasse begreift die in moralischer und politischer Hinsicht belehrende Poesie in sich. Sie besteht nämlich aus solchen Gedichten, deren Verfasser theils Lehren der Erfahrung und Klugheit ertheilten, theils die ersten Gesetze und Einrichtungen des bürgerlichen Lebens in leicht zu behaltende Verse brachten, damit diese bei Festen und Mahlen zur Leier gesungen oder nach bestimmtem Maße hergesagt würden, theils die edlen Gefühle hoher und tapferer Seelen aussprachen, theils endlich durch den poetischen Ausdruck des Spottes und Zornes das Schlechte bekämpften. Zu dieser Dichtungsart gehört auch das zuvor erwähnte Werk Hesiod's, welches Werke und Tage betitelt ist, sowie die Orakelsprüche, die von alter Zeit her in kurzen Versen ertheilt wurden. Außerdem ist zunächst die poetische Einkleidung der Gesetze hervorzuheben, welche in manchen älteren Staaten üblich war. Schon Lykurg oder seine Zeitgenossen hatten die Hauptsätze der spartanischen Verfassung in kurze Verse gefaßt, damit sie besser behalten und den Nachkommen unentstellt überliefert würden. Ebenso sollen die einzelnen Bestimmungen der beiden berühmten Verfassungen, welche Zaleukus von Lokri und Charondas von Katana zu Urhebern hatten, von diesen in Verse gebracht worden sein. Man bediente

sich aber außerdem auch der Poesie, um durch besondere Lieder auf die Gemüther der Bürger zu wirken und so die Erreichung politischer Zwecke zu fördern. Dies thaten unter Andern Pythagoras in Kroton, Solon in Athen und Tyrtäus in Sparta. Der Letztere, welcher zur Zeit des zweiten messenischen Krieges lebte (s. oben S. 292), machte nicht etwa blos Kriegslieder, sondern war recht eigentlich Sparta's Nationaldichter. Er verfaßte außer seinen Kriegsgesängen, welche noch lange nach ihm in den Kriegen und Schlachten der Spartaner gesungen wurden, auch lehrende, besänftigende und erhebende Gedichte, durch die er dem spartanischen Volk das geschwundene Selbstvertrauen wiedergab, und die Tugenden der Einigkeit, Vaterlandsliebe und Ausdauer von neuem belebte. Von seinen Gedichten haben sich außer einigen kleinen Bruchstücken nur drei erhalten.

Neben dieser politischen Poesie sind zunächst die sogenannten gnomischen Gedichte anzuführen, welche übrigens auch zu den die zweite Klasse bildenden lyrischen oder den in der dritten Klasse begriffenen philosophischen Gedichten gezählt werden können. Man gab ihnen jenen Namen deshalb, weil sie aus Gnomen bestehen, d. h. aus solchen Denksprüchen, welche die Verbreitung von Weisheit, Frömmigkeit und Klugheit bezwecken. Die berühmtesten gnomischen Dichter waren Theognis aus Megara und Phocylides aus Milet, welche Beide um 550 v. Chr. lebten. Den Namen des Ersteren trägt eine noch vorhandene Sammlung solcher Sprüche, von den Gnomen des Letzteren aber haben nur sehr wenige sich erhalten. Auch Pythagoras wird häufig zu den gnomischen Dichtern gerechnet, weil seinen Namen eine Sammlung von Gnomen führt, welche „goldene Worte" betitelt ist; allein diese Sprüche rühren ganz gewiß nicht von Pythagoras her, sondern sind das Werk irgend eines Anhängers seiner Philosophie. Endlich wird unter den berühmteren gnomischen Dichtern gewöhnlich auch der Gesetzgeber Solon mit angeführt, weil er Gedichte verfaßt hat, durch die er seine Mitbürger zu sittlicher Veredlung zu erheben suchte. Von diesen haben sich einige Reste erhalten.

Den gnomischen und den politischen Dichtern stehen, ihrem Wesen und der Art ihrer Wirkung nach, die sogenannten sieben Weisen sehr nahe. Diese Männer, welche mit Ausnahme eines

einzigen, des Thales, einen großen Einfluß auf die Verwaltung und Leitung ihrer Staaten hatten, erhielten durch ihre Lebensklugheit und Staatsweisheit ein großes Ansehen, und wirkten durch ihre in Verse gebrachten moralischen Kernsprüche noch über die Grenzen ihres heimischen Wirkungskreises hinaus. Ihre Geschichte ist größtentheils in Fabeln gehüllt. Sie lebten zu einer und derselben Zeit, und die Sage behauptet sogar, daß sie durch die innigste Freundschaft mit einander verbunden gewesen wären und öftere Zusammenkünfte gehalten hätten. Ihre Aussprüche, in welche sie die wichtigsten Ergebnisse ihres Nachdenkens und ihrer Kenntniß der menschlichen Verhältnisse niederlegten, sind später zusammengestellt, und uns in drei verschiedenen Sammlungen überliefert worden. Jeder von ihnen soll einen seiner Aussprüche als den wichtigsten angesehen, und gleichsam wie eine Haupt-Lebensregel oder einen Wahlspruch betrachtet haben. Von diesen sieben Weisen, deren Namen, mit Hinzufügung ihrer Wahlsprüche, nachfolgend angegeben sind, waren Solon und Thales von Milet die wichtigsten; der Erstere, dessen Hauptspruch „das Nimmer zu sehr!" war, ist der berühmte athenische Gesetzgeber; der Letztere aber, welcher nicht mit dem viel älteren Thales von Kreta verwechselt werden darf, zeichnete sich als großer Philosoph aus, und hatte den Wahlspruch: „Bürgschaft bringet dir Leid!" Die übrigen waren: Pittakus von Mitylene, dessen bereits oben (S. 227) Erwähnung gethan ist, (Wohl erwäge die Zeit!); Kleobulus von Lindus auf der Insel Rhodus (Maß zu halten ist gut!); der oben S. 273 erwähnte Tyrann von Korinth Periander (Jegliches vorbedacht!); Chilon aus Sparta (Kenne dich selbst!); endlich Bias von Priene in Jonien (Mehrere machen es schlimm!).

Zu den belehrenden Dichtungsarten dieses Zeitraums gehören noch die Fabel und die Satyre. Die Fabel, deren Entstehung ein Leben in der Natur und eine genaue Bekanntschaft mit dem eigentlichen Wesen der einzelnen Thiere voraussetzt, erhielt bei den Griechen in dem gegenwärtigen Zeitraum ihre erste Entwickelung. Am berühmtesten wurde unter den griechischen Fabeldichtern Aesopus, ein Zeitgenosse Solon's, nach welchem man diese Dichtungsart auch die Aesopische Fabel zu nennen pflegt. Seine Geschichte ist durch die Sage sehr entstellt: er soll ein Sklave aus Phrygien gewesen sein;

Die Satyre, welche im Anfang des siebenten Jahrhunderts v. Chr. als besondere Dichtungsart aufkam, ging aus den moralisch belehrenden Gedichten hervor, und begann ihre Anfänge damit, daß Spott und Bitterkeit sich mit der moralischen Belehrung vereinigten, um die Schlechten zu schrecken und die Guten zu ermuntern. Als ein Muster in dieser Gattung wurde von den Alten Archilochus von Paros angesehen, dessen Lebensgeschichte gleich der des Dichters Aesop in Fabeln gehüllt ist. Er wird für den Erfinder der Jamben gehalten, eines Versmaßes, dessen sich die Griechen vorzugsweise zur Satyre bedienten. Außer ihm ist namentlich Alcäus aus Mitylene zu nennen, ein berühmter lyrischer Dichter, der um das Jahr 600 v. Chr. lebte. Von wilder Freiheitsliebe begeistert, machte er sich ein eigenes Geschäft daraus, die Tyrannen Kleinasiens und der griechischen Inseln zu brandmarken und das Volk beständig zum Aufstande zu reizen; namentlich aber verfolgte er Pittakus, den Beherrscher seiner eigenen Vaterstadt, mit bitteren Liedern. —

Die zweite Klasse von Gedichten dieses Zeitraums umfaßt die Werke der lyrischen Poesie. Das selbstständige Auftreten dieses Zweiges der Dichtkunst hängt einerseits und äußerlich mit den Fortschritten der griechischen Musik zusammen, welche damals sehr vervollkommnet wurde, und auch in der Poesie neue und mannichfaltigere Weisen hervorrief. Andrerseits aber und dem innern Wesen dieser Dichtungsart nach stehen die lyrischen Gedichte jener Zeit in einem innigen Zusammenhange mit den moralischen Poesieen der vorhergehenden Abtheilung. In Beiden herrscht nämlich dieselbe Lehre: „Der Mensch ist hinfällig und schwach, das Leben kurz, also entweder genießt es vollständig, oder sucht das Dauernde in euch selbst und flieht jeden Genuß, welcher unsicher und unbeständig ist!" Die lyrische Dichtkunst jener Zeit hat also eine doppelte Seite. Sie ruft zu vollem Lebensgenuß auf, und lehrt die Nichtigkeit aller irdischen Genüsse und die Seligkeit betrachtender Ruhe: Zwei Gegensätze der Lebensweisheit, welche in der Culturgeschichte der Völker gewöhnlich zusammen auftreten, sobald bei einem gewissen Grade von Bildung die Genüsse sich mehren. Damals waren es die ionischen und äolischen Griechen Kleinasiens, welche von ihrem ersten Wohlstand schnell zu üppigem Leben über-

gingen, und bei ihnen blühte deshalb auch vorzugsweise die Philosophie und Lyrik in dieser doppelten Richtung auf.

Von den berühmtesten lyrischen Dichtern dieses Zeitraums, welche nicht bereits vorher in der Klasse der moralisch oder politisch lehrenden Dichter angeführt sind, ist Alkman aus Sardes in Lydien der älteste. Er lebte am Hofe seiner Vaterstadt, und die wenigen Überreste seiner Gedichte zeigen, wenn man sie mit denen seines Zeitgenossen Tyrtäus vergleicht, recht auffallend den Gegensatz zwischen alt-spartanischer Zucht und Sitte und der Lebensweisheit und Lebenslust der üppigen Phrygier und Lydier: seine Lieder ermunterten ebenso entschieden zu Genüssen jeder Art, wie die des spartanischen Dichters zu den männlichen Tugenden der Tapferkeit und Beharrlichkeit. Ungefähr zu derselben Zeit, wie Alkman, lebte der Lesbier Terpander, welcher Skolien oder Volks- und Tischlieder verfaßte, und wegen einiger wichtigen Verbesserungen der Musik berühmt ist. Terpander's Landsmann Arion (gegen 600 v. Chr.) ist unter uns besonders wegen der altgriechischen Sage von seiner Errettung durch einen Delphin berühmt geworden. Zur Zeit Arion's lebte auch die Dichterin Sappho aus Lesbos, von welcher außer einigen kleineren Bruchstücken sich nur zwei Oden erhalten haben, in denen, wie in den Werken der nachfolgenden Lyriker, eine gewisse Philosophie der Leidenschaft und des Genusses nicht zu verkennen ist. Ihre Lebensgeschichte ist durch die Sage sehr entstellt worden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Erzählungen von ihren Ausschweifungen und ihrem aus verzweifelnder Liebe begangenen Selbstmord erdichtet sind. Eine jüngere Freundin derselben war Erinna, welche entweder ebenfalls auf Lesbos geboren war, oder doch wenigstens daselbst lebte, und die, obgleich sie schon im zwanzigsten Jahre starb, von den Alten als eine der größten Dichterinnen gepriesen wurde. Zur Zeit der Sappho und Erinna lebte auch Mimnermus aus Kolophon, welchen man als denjenigen Dichter ansieht, der zuerst das elegische Versmaß zum Ausdruck der Klage und Wehmuth anwandte. Das Wort Elegie nämlich, mit welchem bei uns jedes lyrische Gedicht von traurigem, wehmüthigem Inhalt benannt wird, bezeichnet in der Literaturgeschichte der Griechen eigentlich blos eine besondere äußere Form der lyrischen Dichtkunst, oder jedes aus Distichen d. h. abwechselnd

aus einem Hexameter und Pentameter bestehende Gedicht, ohne Rücksicht auf den Inhalt desselben. Die Lieder des Mimnermus beklagen die Vergänglichkeit der Freuden, die Kürze des Lebens und die Fülle menschlicher Leiden, aber sie fordern zugleich auch zum Genusse auf. Kurz nach ihm lebten Stesichorus aus Himera in Sicilien, welcher die Ode in die später von Pindar ausgebildete Form hinüberführte, und Ibykus aus Rhegium in Unteritalien oder aus Messina in Sicilien, der im deutschen Volke durch die von Schiller als Ballade behandelte Sage von seiner Ermordung allgemein bekannt geworden ist.

Einer der berühmtesten lyrischen Dichter der Griechen war Anakreon von Teos in Jonien, ein Zeitgenosse und Freund des Polykrates und des Pisistratus und seiner Söhne, welcher nach einander an den Höfen dieser Herrscher lebte, und erst 474 v. Chr., fünf und achtzig Jahre alt, starb. Er lehrte die Lebensphilosophie des Genusses am schönsten von allen griechischen Dichtern, und sein Name ist zur Bezeichnung eines großen Sängers der Liebe und des Weins sprichwörtlich geworden. Ein jüngerer Zeitgenosse desselben war Simonides von Ceos, einer Cykladen-Insel. Er war ebenfalls mit den Pisistratiden, sowie mit Pittakus von Mitylene und mit Hiero von Syrakus enge befreundet, und starb erst im neunzigsten Jahre seines Lebens, 469 v. Chr. Er ist besonders wegen seiner Klagelieder berühmt, und war derjenige elegische Dichter im neueren Sinne des Wortes, welcher nach Mimnermus zuerst sich am meisten auszeichnete. Auch er kommt in seinen Liedern stets auf den Satz zurück, daß das Leben kurz sei, und daß man deshalb eilen müsse es zu genießen. Hundert Jahre vor seiner Jugendzeit zeichnete sich sein Großvater, Simonides von Amorgus, einer Sporaden-Insel, als Dichter aus, dessen Namen ein halbsatyrisches Gedicht über das Wesen der Frauen trägt. Dieses enthält ein treffendes Gemälde des weiblichen Geschlechts seiner Zeit, und schildert zugleich einerseits die Verirrungen der Eitelkeit, Koketterie, Neugierde und Schwatzhaftigkeit, sowie andererseits den Segen der würdigen Hausfrau, Gattin, Mutter und Gesellschafterin. —

Die dritte Art von Dichtungen dieses Zeitraums oder die philosophische Poesie entwickelte sich aus den Theogonieen und

Kosmogonieen, indem die dichterischen Sagen von der Entstehung der Welt und der Götter zu den Anfängen der Physik, Mathematik, Astronomie und Philosophie leiteten. Diese Dichtungen gingen von den Colonieen in Jonien und Unteritalien aus, und bereiteten die eigentliche Philosophie vor, welche im folgenden Zeitraum zu Athen ihren Sitz hatte. Sie zerfallen in drei Arten.

Die erste dieser drei Arten war Naturphilosophie, und führt den Namen der ionischen Philosophie, weil sie in Jonien entstand (um 600 v. Chr.). Sie stand jenen Kosmogonieen und Theogonieen am nächsten, und suchte auf dem Wege des Denkens und Schließens den Urgrund der Dinge zu ermitteln, welchen jene Poesie nur in Mythen darstellte. Ihre Sprache aber blieb noch poetisch. Thales von Milet, welcher schon früher als einer der sieben Weisen angeführt worden ist, war der älteste Philosoph der ionischen Schule, und wird deswegen auch geradezu der Schöpfer der griechischen Philosophie genannt. Er nahm, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, das Wasser als den Urstoff aller Dinge an, oder vielmehr er glaubte, daß dieser als ein Fluidum oder als etwas Flüssiges zu denken sei. Thales soll auch die Mathematik und Astronomie aus Egypten nach Griechenland verpflanzt, und zuerst unter den Griechen eine Sonnenfinsterniß vorhergesagt haben. Sein Freund und Schüler Anaximander aus Milet gab jenem Urstoff der Dinge, damit er nicht mit einem besonderen einzelnen Stoffe verwechselt werde, den Namen des Unendlichen. Unter den nachfolgenden ionischen Philosophen sind Anaximenes von Milet, ein Schüler Anaximander's, und der im Jahr 500 v. Chr. geborene Anaxagoras von Klazomenä in Jonien die berühmtesten. Der Letztere verpflanzte die ionische Philosophie nach Athen, brachte sie zuerst in ein eigentliches System, und nahm zuerst unter den griechischen Philosophen eine höchste Intelligenz oder ein höchstes erkennendes Wesen als dasjenige an, was der todten, nach seiner Meinung ewigen, Masse Leben, Gestalt, Bewegung und Ordnung gab.

Die zweite Art der philosophischen Dichtung fand in Italien und Sicilien ihre meisten Bearbeiter, und heißt die italische oder die pythagoreische Schule. Sie gingen von dem berühmten Pythagoras aus, von welchem bereits oben (S. 242) geredet worden

ist. Pythagoras soll es gewesen sein, der den Namen Philosoph schuf; er gab nämlich aus Bescheidenheit nicht zu, daß man ihn einen Sophos d. i. einen Weisen nenne, sondern erfand statt dessen den Namen Philosophus d. i. ein Freund der Weisheit oder ein nach Weisheit Strebender. Pythagoras nahm zuerst das Ethische oder die Moral als etwas Wesentliches in die Philosophie auf. Er kleidete ferner die Begriffe von dem Höheren in das Gewand der Mathematik, indem er dieselben als Größen bezeichnete, und z. B. den Urgrund aller Dinge die Einheit, die Materie aber die Zweiheit benannte, und die Tugend als die Harmonie oder Einheit der Seele ansah. Auch die Welt ist nach der pythagoreischen Philosophie ein harmonisch geordnetes Ganze, welches aus zehn großen Körpern besteht, die sich um die Sonne als ihr Centrum in harmonischen Verhältnissen bewegen. Die Gottheit ist nach der pythagoreischen Lehre die Seele der Welt, die menschliche Seele aber ist ein Ausfluß derselben, und kehrt, nach ihrer Wanderung durch viele Körper, zuletzt in jene zurück. Pythagoras legte endlich zuerst einen festen Grund für die mathematischen Wissenschaften unter den Griechen. Er selbst erfand eine der wichtigsten Stützen derselben, den nach ihm benannten pythagoreischen Lehrsatz; und zu den Pythagoreern der folgenden Zeit gehören einige Männer, durch welche die Astronomie, die Mechanik und andere Fächer der Mathematik in hohem Grade gefördert wurden.

Wie durch Pythagoras Kroton in Unteritalien der Sitz eines philosophisch-politischen Strebens wurde, so ging die dritte Art von Philosophie aus der damals sehr mächtigen Stadt Kolophon in Jonien hervor, welche ebenfalls eine Zeitlang der Sitz einer philosophischen Dichtung war. In ihr ward **Xenophanes** geboren und erzogen, der in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts in die griechische Colonie Elea in Unteritalien auswanderte, und hier die sogenannte **eleatische Philosophie** gründete. Seine und seiner Schüler Lehre war Pantheismus, oder mit andern Worten die Eleatiker gingen von der Vorstellung aus, daß alle Dinge ein einziges, von einander untrennbares All bildeten, und daß folglich Gottheit und Welt eins und dasselbe sei. Die eleatische Philosophie war das erste eigentliche System, welches unter den Griechen entstand. Außerdem haben die Eleatiker zuerst die Wahrnehmungen

durch die Sinne und die Erkenntniß der Vernunft scharf von einander geschieden, und die Ersteren für trügerisch und für bloße Schein-Erkenntnisse erklärt. Sie trugen ihre Lehren in einer poetischen Form vor, welche sich der didaktischen Poesie oder dem Lehrgedicht einigermaßen näherte, einer Dichtungsart, deren Entstehung bei allen Völkern erst in die späteren Zeiten ihrer Cultur fällt, und die auch bei den Griechen erst nach Alexander dem Großen aufkam. Von den Eleatikern sind Parmenides und Zeno von Elea, zwei unmittelbare Schüler des Xenophanes, sowie Leucippus, dessen Heimath und Lebenszeit unbekannt ist, und Demokritus von Abdera, welcher im fünften Jahrhundert v. Chr. lebte, die berühmtesten. Auch Heraklit von Ephesus, der um das Jahr 500 lebte, und nicht in der Schule der Eleatiker gebildet worden war, trug in Kleinasien die pantheistische Lehre vor. Empedokles von Agrigent, welcher um die Mitte des fünften Jahrhunderts blühte, hatte ein anderes System, schrieb aber seine Lehren ebenfalls in poetischer Form nieder, während Demokrit seine Schriften schon in Prosa abfaßte. Überhaupt wurde durch die zuletzt angeführten, in einer annähernd didaktischen Form schreibenden Dichter die Philosophie aus der Dichtkunst in die Prosa herübergeleitet, und auf diesem Wege, sowie durch den angedeuteten Entwickelungsgang erst die eigentliche Philosophie hervorgerufen, welche im nächsten Zeitraum zu Athen entstand. —

Die vierte und letzte Gattung der literarischen Werke dieses Zeitraums ist diejenige, welche den Übergang zur Geschichte bildete. Sie entsprang aus der cyklischen Dichtkunst der vorhergehenden Zeit, welche jedoch noch eine Zeitlang neben dieser veränderten Richtung fortbestand. Man nennt die damals neu entstandene Behandlungsart der überlieferten Erzählungen, welche zwischen jener Dichtungsart und der wahren Geschichte in der Mitte steht, Logographie d. i. wahrhafte Geschichtserzählung in Prosa, als Gegensatz gegen die Mythographie oder die bloße Sagenschreibung und gegen das Epos oder die poetische Behandlung der Sage. Alle Erzähler vergangener Begebenheiten bis auf Herodot, mit welchem zuerst die wahre Geschichtschreibung beginnt, gehören zu den Logographen. Da von den Werken derselben ebenso, wie von denen der cyklischen Dichter, sich nichts erhalten hat als einige wenige

Bruchstücke, so ist es nicht möglich, die Art und Weise anzugeben, wie aus der poetischen Behandlung der Sage die prosaische Erzählung derselben entstanden, und aus dieser nach und nach die wirkliche Geschichtschreibung hervorgegangen ist. Der erste Gebrauch der Prosa wird in die Mitte des sechsten Jahrhunderts v. Chr. verlegt, und einem ionischen Philosophen, Pherecydes von der Cykladen-Insel Syros, zugeschrieben. Der älteste Logograph war Kadmus von Milet, welcher die Geschichte seiner Vaterstadt schrieb. Außer ihm sind Hekatäus von Milet, der zugleich auch einer der ältesten griechischen Geographen war, und Hellanikus aus Lesbos die berühmtesten.

IV. Geschichte der Griechen

vom Beginn der Perser-Kriege an bis zum Ende des peloponnesischen Kriegs.

1. Beginn der Perser-Kriege.

Das persische Reich war unter Cyrus bis an die Küste des Archipelagus, unter Kambyses bis zum Westen von Egypten, unter Darius I. endlich bis an die Nordgrenze Griechenlands ausgebreitet worden. Bei der erobernden Richtung, in welche dieses Reich gerathen war, konnte es also nicht fehlen, daß dasselbe über kurz oder lang auch mit den Staaten des europäischen Griechenlands in eine feindselige Berührung gerieth. Der Anlaß dazu ward durch die Hülfe gegeben, welche Athen und die euböische Stadt Eretria den gegen Darius empörten kleinasiatischen Griechen gewährten (s. oben S. 137). Die Eroberungssucht und der durch diese Unterstützung beleidigte Stolz der Persischen Könige also veranlaßten, im Anfange des fünften Jahrhunderts v. Chr., eine Reihe von Kriegen, welche einerseits den Untergang des persischen Reichs herbeiführten, andererseits aber das griechische Volk zu großer Macht und seine geistige Bildung zum höchsten Gipfel der Vollendung emporhoben. Nach der Unterdrückung der Kleinasiaten beschloß Darius, seine Eroberungen auch nach Griechenland auszudehnen und zugleich die Beleidigung zu rächen, welche Athen und Eretria durch ihre Unterstützung der Empörung ihm zugefügt hatten. Einer von den Griechen überlieferten Sage zu Folge soll Darius über diese Unterstützung so erzürnt gewesen sein, daß er schon auf die erste Nachricht davon den Athenern und Eretern Rache geschworen und einem seiner Diener den Befehl gegeben habe, ihm jeden Tag während

des Mittagsmahles dreimal die Worte zuzurufen: „Herr, gedenke der Athener!“

Wenige Jahre nach der Unterdrückung der kleinasiatischen Empörung setzte ein Heer und eine mit Landungstruppen versehene Flotte unter Mardonius, dem Schwiegersohn des Königs, nach Europa über, um durch Thracien und Macedonien gegen Griechenland zu ziehen (492 v. Chr.). Dieses Heer drang bis an die Grenze Macedoniens vor, wurde aber hier durch einen kriegerischen Volksstamm lange aufgehalten und größtentheils aufgerieben; die Flotte hatte an dem gefährlichen Vorgebirge Athos, welches eine der Südspitzen der thracischen Halbinsel Chalcidike bildet, einen furchtbaren Sturm zu bestehen, und ging sammt ihrer Bemannung fast ganz unter. Mardonius mußte also mit dem Rest seines Heeres noch in demselben Jahre nach Asien zurückkehren.

Im nächsten Jahre wurde von den Persern die Insel Thasos unterworfen, und ein neuer Kriegszug ausgerüstet. Außerdem mußten königliche Herolde in die einzelnen griechischen Staaten reisen, um dieselben mit dem üblichen Ausdruck, daß sie dem Perser-König Erde und Wasser geben sollten, zur Unterwerfung aufzufordern. Theben und fast alle übrigen böotischen Städte, sowie die meisten Inseln des Archipelagus leisteten Gehorsam. In Sparta und Athen dagegen wurden die persischen Herolde nicht allein zurückgewiesen, sondern sogar umgebracht. Man warf sie nämlich zu Athen in einen Abgrund, in welchen gemeine Verbrecher gestürzt zu werden pflegten, und zu Sparta in einen Brunnen, gleichsam um sich daselbst Erde und Wasser zu holen. Später fühlten sich die Spartaner durch häufige ungünstige Zeichen bei den Opfern wegen dieser Verletzung des Völkerrechts beunruhigt, und suchten dasselbe durch eine Art von Sühne wieder gut zu machen. Der spartanische Senat ließ an das Volk die Anfrage ergehen, ob einige Bürger bereit wären, als Opfer für jene Herolde zu sterben. Zwei edle Spartaner boten sich dazu an. Diese wurden an Xerxes, den Sohn und Nachfolger des Darius, geschickt, damit derselbe durch ihre Tödtung sich für den Mord seiner Gesandten Genugthuung verschaffe. Auf ihrer Reise nach Persien kamen sie zu Hydarnes, dem Satrapen Kleinasiens. Dieser bewirthete sie, und forderte sie dringend auf, ihre Mitbürger zur Unterwerfung unter die Perser

zu bewegen, welche ihnen dann die Oberherrschaft in Griechenland verschaffen würden. Sie antworteten ihm: „Du sprichst von einer dir gänzlich unbekannten Sache; denn was Knechtschaft ist, das weißt du, das Glück der Freiheit aber kennst du nicht. Hättest du einmal die Süßigkeit derselben gekostet, so würdest du statt deiner jetzigen Aufforderungen uns vielmehr gerathen haben, aus allen Kräften für die Erhaltung unserer Freiheit zu kämpfen." Als die beiden Spartaner in Susa vor den König geführt wurden, wollte man sie zwingen, sich dem persischen Gebrauche gemäß vor demselben auf die Erde zu werfen; sie thaten es aber durchaus nicht, und erklärten, daß dieses bei ihnen nicht Sitte sei, und daß sie unter keiner Bedingung einem Menschen auf solche Weise ihre Ehrerbietung bezeugen würden. Als sie hierauf dem König den Zweck ihrer Reise ausgesprochen hatten, schickte sie derselbe sogleich wieder nach Sparta zurück, indem er erklärte: er wolle weder gleich den Spartanern ein Verbrechen begehen, noch auch so thöricht sein, seine Feinde von der auf ihnen lastenden Blutschuld zu befreien.

Die Athener benutzten die Huldigung der meisten Inselbewohner, um den Aegineten, ihren alten überlegenen Feinden und Nebenbuhlern, zu schaden; sie verklagten dieselben bei dem spartanischen Volk als dem Oberhaupte des dorisch-peloponnesischen Bundes, indem sie erklärten, daß die Aegineten sich nur darum vor den Persern gedemüthigt hätten, um in Verbindung mit diesen die Athener besiegen zu können. Die Spartaner erkannten die Beschwerde der Athener als gerecht an, und schickten ihren König Kleomenes zur Bestrafung der Aegineten ab. Dieser verlangte in Aegina die Auslieferung derjenigen Bürger, welche am meisten persisch gesinnt waren und zu jener Huldigung gerathen hatten; allein die Aegineten wurden von Demaratus, dem andern spartanischen König, insgeheim zum Widerstande angereizt, und wiesen die Forderung des Kleomenes zurück. Aus Haß gegen Demaratus verdrängte Kleomenes hierauf seinen Mitkönig vom Thron, indem er ihn für einen untergeschobenen Sohn seines Vaters ausgab, und das delphische Orakel, dem man die Entscheidung überließ, durch Bestechung auf seine Seite zog. Der abgesetzte Demaratus verließ seine Heimath, und begab sich nach Persien, wo er von Darius zwar sehr freundlich aufgenommen wurde, aber weder ihm noch seinem Nachfolger

durch seinen Rath nützlich werden konnte, weil man, um in Persien Gehör zu finden, Hofmann sein mußte. An Demaratus Stelle wurde Leotychides, der nächste Thronerbe aus dem Hause der Prokliden, auf den Thron erhoben. Mit ihm reiste Kleomenes nochmals nach Aegina, wo man ihm jetzt keinen Widerstand mehr leistete, sondern auf sein Verlangen die zehn vornehmsten und wohlhabensten Bürger als Geißeln der Treue auslieferte. Kleomenes übergab dieselben, um sich an den Aegineten zu rächen, ihren größten Feinden, den Athenern, zur Bewachung. Bald nachher starb dieser rachgierige, herrschsüchtige Mann im Wahnsinn. Nach seinem Tode brachten die Aegineten es dahin, daß man von Sparta aus die Athener zur Auslieferung jener Geißeln aufforderte; ihrem Verlangen wurde aber nicht Folge geleistet, und es brach nun wieder ein Krieg zwischen Athen und Aegina aus, welcher bis zur Erscheinung der Perser fortwährte.

2. Der zweite Perser-Krieg.

Im persischen Reich waren unterdessen die Rüstungen zu einem neuen Feldzuge nach Griechenland beendigt worden, und unter der Anführung zweier Satrapen, die an Mardonius Stelle ernannt worden waren, Datis und Artaphernes, schiffte sich im Jahr 490 v. Chr. ein Heer ein, dessen Größe von den Schriftstellern des Alterthums sehr verschieden angegeben wird. Der Pisistratide Hippias befand sich bei demselben, um die Anführer mit seinem Rathe zu unterstützen. Die Fahrt ging diesmal mitten durch den Archipelagus, und das Hauptziel des Zuges war Athen und die euböische Stadt Eretria. Die Letztere wurde von den gelandeten Persern nach einigem Widerstand erobert, und ihre Einwohner als Sklaven nach Asien geschickt. Von Euböa fuhren die Perser über die Meerenge Euripus nach der Ostküste von Attika hinüber. Die Athener hatten gleich nach dem Fall von Eretria die Spartaner um Hülfe gebeten; diese hatten zwar ihren Beistand zugesagt, konnten aber erst fünf Tage später ein Heer abschicken, weil ein altes religiöses Gesetz ihnen verbot, vor dem Vollmonde zu einem Kriege auszurücken. So waren die Athener sich selbst überlassen, und nur tausend Bürger der kleinen böotischen Stadt Plataä schlossen sich an das Heer derselben an. Dagegen lebte zum Glück für die Athener

in ihrer Stadt ein ehemaliger Vasall des persischen Königs, welcher sie nicht allein vom Untergang rettete, sondern sogar auf den Gipfel des Ruhms erhob.

Dieser Mann war **Miltiades**, ein athenischer Bürger und zugleich Fürst eines kleinen Staats auf dem Chersones oder der an der europäischen Seite des Hellespont gelegenen Halbinsel. Hier war nämlich um die Zeit, als Pisistratus zum ersten Male die Alleinherrschaft in Athen erlangte, eine athenische Colonie gegründet worden, und Miltiades, der Leiter dieser Ansiedelung, ein Mann aus einer alten athenischen Familie, hatte sich zum Fürsten der Colonie und der ganzen von Thraciern bewohnten Halbinsel aufgeworfen. Als er starb, ging diese Herrschaft auf seinen Neffen Stesagoras über, und nach dessen Tode ward Miltiades, der Bruder des Letzteren, der Beherrscher des Chersones. Dieser wurde, als alle Städte und Fürsten der thracischen Küste den Persern huldigen mußten, persischer Vasall, und begleitete als solcher den König Darius auf seinem scythischen Zuge. Er machte damals den andern persischen Anführern griechischer Abkunft, welche mit ihm die Donau-Brücke zu bewachen hatten, den Vorschlag, diese abzubrechen und so den König und sein Heer der Vernichtung preiszugeben (s. oben S. 135). Ungeachtet dieses Anschlags blieb er im Besitz seiner Herrschaft; als jedoch bald nachher die empörten ionischen Häuptlinge von Darius wieder unterworfen und bestraft wurden, hielt er sich nicht mehr für sicher, und flüchtete mit seinen Schätzen und fünf Kriegsschiffen nach Athen. Eins von diesen Schiffen, das sein Sohn befehligte, ward von den ihnen nachsetzenden persischen Flotte weggenommen, und der Führer als Gefangener zum König Darius geschickt, welcher seinem großmüthigen Charakter gemäß den Sohn nicht für das Vergehen des Vaters büßen ließ, sondern ihn als einen seiner Großen behandelte, ihm Güter schenkte und ihn mit einer vornehmen Perserin vermählte. Miltiades entkam mit den andern vier Schiffen glücklich nach Athen, wo er zwar, weil er sich zum Tyrannen über die Bürger einer athenischen Colonie aufgeworfen hatte, sogleich vor Gericht gestellt ward, aber nur, um freigesprochen zu werden. Miltiades Erscheinung in Athen, welche gerade in die Zeit des Beginns des von Mardonius unternommenen Zuges gegen Griechen-

land fiel, war ein sehr großes Glück für die Athener; denn er war ein ausgezeichneter Feldherr, kannte der Perser Art und Natur vortrefflich, besaß ansehnliche Schätze, und brachte vier große Schiffe mit. Die beiden letzteren Umstände verschafften ihm sogleich die größte Bedeutung in seiner Vaterstadt; denn die Athener hatten eine so geringe Seemacht, daß sie sich gerade damals im Kampfe mit den Aegineten nicht anders zu helfen wußten, als dadurch, daß sie von den Korinthern zwanzig Schiffe liehen; durch die Schätze und die Schiffe des Miltiades aber kamen sie auf einmal in ein ganz anderes Verhältniß zu Griechenland.

Als gegen Datis und Artaphernes ein Heer gerüstet ward, erwählte man Miltiades zu einem der zehn Strategen oder Generale, welche der Zahl der Phylen entsprechend alljährlich ernannt wurden, um das Kriegswesen zu leiten und im Kriege das Heer anzuführen. Dieses Heer zog bei der Nachricht von der Landung der Perser in Attika ihnen zwar entgegen, die Hälfte der Strategen aber wollte den Kampf mit dem weit überlegenen Heer der Feinde nicht wagen, sondern einen bloßen Vertheidigungskrieg führen; Miltiades verschaffte durch das Gewicht seiner Gründe der entgegengesetzten Meinung den Sieg. Er rettete auf diese Weise Athen nicht allein von der augenblicklichen Gefahr, sondern legte durch seinen Sieg auch den Grund zu der nachherigen Größe der Stadt.

Über die Stärke der beiden Heere, welche damals sich mit einander maßen, sind die Angaben der alten Schriftsteller sehr widersprechend, und es läßt sich aus denselben nichts Anderes zur Gewißheit bringen, als daß die Perser den Athenern an Zahl weit überlegen waren. Daß die Letzteren dessen ungeachtet ihre Feinde besiegten, daß überhaupt das kleine Volk der Griechen alle Angriffe der mehr als die Hälfte von Asien beherrschenden Perser zurückschlugen, wird uns nicht wundern, wenn wir die verschiedene Natur der beiden streitenden Mächte ins Auge fassen. Der persische Staat war eine bloße Maschine, in welcher Entwickelung, freie Bewegung und Begeisterung durch blinden Gehorsam und durch das Mechanische und Unverrückte der Einrichtungen unmöglich gemacht waren; in ihm hing es ferner nur von dem Zufall der Persönlichkeiten und

Verhältnisse ab, wenn die Unternehmungen verständig geleitet wurden; noch seltener aber geschah es, daß irgend eine Einrichtung den gemachten Erfahrungen und den Umständen gemäß geändert, oder die Art und Weise einer Unternehmung dem Bedürfniß der Zeit und der Natur des Landes und Volkes angepaßt wurde; das Heer endlich war zwar in jedem Kriege sehr zahlreich, aber es bestand aus einer ungeordneten Masse von Bewaffneten ohne Geist und ohne Selbstgefühl. Die Griechen dagegen, welche noch dazu gerade damals in der Blüthe ihrer nationalen Kraft sich befanden, bildeten kleine Staaten, deren Kraft und Stütze nicht in der Zahl, sondern in der Bildsamkeit, der freien Entwickelung, der Vaterlandsliebe und dem wetteifernden Muth der Einzelnen bestand. Die Zusammensetzung, Übung und Bewaffnung ihrer Heere war rein national, in Sitte und Verfassung gegründet; und bei der freien Bewegung des Staatslebens und aller seiner Kräfte kamen die Erfindungen und Erfahrungen der fortschreitenden Zeit allen ihren Einrichtungen und Unternehmungen zu Statten. Der Kern des Heeres oder die Schaar der sogenannten Schwerbewaffneten bestand in allen griechischen Staaten aus lauter solchen Bürgern, welche vorzugsweise den Staat regierten, Vermögen und einen gewissen Grad von Bildung besaßen, und deshalb mit keinem Heere unserer Tage, sondern etwa nur mit den sogenannten Reisigen des Mittelalters verglichen werden können. Außerdem wurden alle Officiere jährlich neu gewählt, und ein griechisches Heer der demokratischen Zeit war also durch seine ganze Organisation und Zusammensetzung so beschaffen, daß jeder gemeine Soldat den Officier ersetzen konnte, ja, daß die meisten sogar hinreichend gebildet waren, um Generale zu sein, und neben den Kenntnissen auch das zu einem Oberbefehl nöthige Selbstgefühl besaßen. Ein solches Heer wäre daher selbst einer gleich großen Truppenzahl unseres militärischen und in der Kriegskunst so weit vorgeschrittenen Zeitalters weit überlegen gewesen. Zu allem diesem kommt endlich noch, daß jeder einzelne Grieche von Jugend auf ein Krieger war, und daß in den Bürgern griechischer Staaten durch die Volksgesänge, durch den Götterdienst, durch die ganze Einrichtung des bürgerlichen Lebens, sowie durch die unzähligen Kunstwerke, die sie überall erblickten, die Liebe zu Freiheit und Vaterland stets lebendig erhalten und genährt ward.

Auf einer kleinen Ebene bei dem Flecken Marathon, welcher einige Meilen von Athen entfernt lag, wurde am 29. September des Jahres 490 v. Chr. die erste Schlacht zwischen den Persern und den europäischen Griechen geliefert. Miltiades war in derselben der Anführer der Athener. Der Oberbefehl wechselte in dem athenischen Heere zwischen den zehn Strategen, und zwar so, daß jeder von diesen ihn einen Tag lang führte. Fünf Strategen, von welchen Aristides der berühmteste war, traten ihre Tage dem Miltiades als dem tüchtigsten und erfahrensten unter ihnen ab; dieser richtete es aber der Verantwortlichkeit seiner Collegen wegen so ein, daß die Schlacht an dem Tage geliefert ward, an welchem er der Reihenfolge nach den Oberbefehl hatte. Durch glückliche Benutzung der Örtlichkeit, des günstigen Augenblicks und des Enthusiasmus seiner Mitbürger gewann Miltiades die Schlacht, in welcher die Perser von Hippias geleitet wurden. Ungeheure Beute, noch weit größere Ehre und die Herrschaft zur See waren die nächsten Folgen des Siegs. Unter der gemachten Beute befanden sich auch Ketten, welche die Perser zur Fesselung der griechischen Gefangenen aus Asien mitgebracht hatten, sowie ein parischer Marmorblock, aus welchem sie, des Sieges gewiß, sich selbst ein Denkmal hatten errichten wollen. Aus dem Letzteren ließen die Athener später durch Phidias, ihren größten Bildhauer, eine Statue der Göttin Nemesis, der Bestraferin des menschlichen Übermuths, verfertigen, welche auf dem Schlachtfeld aufgestellt ward. Sie errichteten außerdem noch andere Denkmale dieses Sieges, und feierten noch lange Zeit nachher den Tag desselben. Der Verlust der Perser an Todten war übrigens unbedeutend: er betrug nur sechstausend vierhundert Mann, unter welchen auch der Tyrann Hippias sich befand. Von den Griechen verloren nur hundert und zweiundneunzig das Leben. Als ein Beispiel des großen Muths derselben und ihrer begeisterten Vaterlandsliebe kann der Heldentod des Cynegirus, eines Bruders des berühmten Dichters Aeschylus, dienen. Dieser hielt beim Verfolgen der nach den Schiffen fliehenden Feinde ein Boot mit der rechten Hand fest, und als ihm dieselbe abgehauen war, soll er auf gleiche Weise auch die Linke verloren und hierauf sogar mit den Zähnen das Fahrzeug festzuhalten versucht haben, bis ihn die Perser niederhieben. Ebenso

wird berichtet, daß ein athenischer Bürger gleich nach dem Ende der Schlacht in vollem Laufe nach Athen geeilt sei, um seinen Mitbürgern die Siegesbotschaft zuerst zu überbringen, und daß derselbe auf dem Markte angekommen mit den Worten: „Freuet euch, wir haben gesiegt!“ todt niedergestürzt sei. Am Tage nach der Schlacht kamen die Spartaner, zweitausend Mann stark, bei Marathon an. Sie waren gleich nach dem Vollmond ausgerückt und so schnell marschirt, daß sie den Weg nach Athen, welcher dreißig deutsche Meilen betrug, in drei Tagen zurücklegten.

Unmittelbar nach der Schlacht segelte die persische Flotte, von welcher sieben Schiffe in die Hände der Athener gefallen waren, an der Küste von Attika her, um die Stadt Athen noch vor der Rückkehr ihres Heeres zu überrumpeln; allein Miltiades, der diese Absicht merkte, kam ihr zuvor, und die Perser fuhren daher, als sie vor dem Hafen der Stadt angekommen waren, sogleich wieder in die hohe See. Sie segelten, da der Winter vor der Thür war, gerades Weges nach Asien zurück. Gegen die gefangenen Eretrier, welche sie mit sich nahmen, zeigte sich Darius eben so menschenfreundlich, wie einst gegen die gefangenen Milesier: er schenkte ihnen die Freiheit, und wies ihnen einen Ort im Innern seines Reiches an, wo sie sich ansiedelten.

3. Die Zeit zwischen dem zweiten und dritten Perser-Krieg.

Den Athenern gebührte es natürlich, diejenigen Griechen zu bestrafen, durch welche die Perser bei ihrer Unternehmung begünstigt worden waren. Sie mußten dazu um so eher geneigt sein, als dies ihnen einen gerechten Vorwand zur Erweiterung ihrer Macht gab, und die ärmeren Bürger dadurch eine Gelegenheit erhielten, sich auf Kosten der Besiegten zu bereichern. Miltiades faßte dies als nächstes Ziel der athenischen Politik ins Auge, und forderte die Athener zur Ausrüstung einer Flotte von siebenzig Schiffen auf, beging aber dabei den Fehler, daß er seine eigentliche Absicht nicht aussprach, und diejenigen, welche er bekämpfen wollte, nicht einmal mit Namen nannte, sondern nur ganz im Allgemeinen die Bereicherung der Athener und die Erweiterung ihrer Macht als den Zweck der Expedition angab. Miltiades nahm, indem er einen solchen Antrag

stellte, natürlich auch die ganze Verantwortlichkeit für den Ausgang des kostspieligen Unternehmens auf sich. Das Volk ging auf seinen Vorschlag ein, und übertrug ihm selbst das Commando. Miltiades wandte sich zunächst gegen die Insel Paros, deren Bewohner nicht allein den Persern gehuldigt, sondern sie sogar mit einem Kriegsschiff unterstützt hatten. Das Glück war den Athenern nicht günstig: Miltiades belagerte die Hauptstadt der Insel sechsundzwanzig Tage lang, und sah sich hierauf in Folge eines Sturzes, der ihm ein schweres Leiden zuzog, genöthigt, mit seiner Flotte nach Athen zurückzusegeln. Hier ward er sogleich wegen der von ihm angerathenen Unternehmung vor Gericht gezogen. Man hatte ihm, der im Chersonnes als Fürst geherrscht hatte, nie recht trauen wollen, und der demokratische Sinn der Athener erweckte in ihnen stets eine starke Eifersucht gegen alles, was über Andere hinaus strebte. Die Alkmäoniden, welche durch Miltiades in den Hintergrund gedrängt worden waren, benutzten diesen Geist der Bürger, und Xanthippus, das Haupt derselben, klagte den Sieger von Marathon auf Tod und Leben an, weil derselbe die Athener durch das gegebene Versprechen großer Vortheile zur Ausrüstung einer Flotte und eines Heeres veranlaßt und, wie der Ausgang der Sache zeige, das Volk auf Kosten der Staatskasse und des Lebens vieler Bürger getäuscht habe. Miltiades konnte, da sein Übel sich verschlimmert hatte, sich nicht selbst vertheidigen, und seine Freunde vermochten nur die Todesstrafe von ihm abzuwenden. Er wurde aber zur Bezahlung der auf den Zug gegen Paros verwendeten Kosten, einer Summe von fünfzig Talenten (130,000 fl. oder 72,000 Thlrn.), verurtheilt, und in Folge dieses Spruches ebenso behandelt, wie nach atheniſchem Rechte jeder Bürger, d. h. er war bis zur Bezahlung der dem Staate schuldigen Summe von allen bürgerlichen Rechten suspendirt und nöthigenfalls der persönlichen Haft unterworfen. Diese Verurtheilung des Befreiers von Athen ist von der späteren Zeit falsch beurtheilt worden, indem man dieselbe als ein Verbrechen schändlicher Undankbarkeit den Athenern zum Vorwurf machte. Miltiades starb bald darauf an seiner Krankheit; ob im Gefängniß, wie einige Schriftsteller des späteren Alterthums sagen, ist ungewiß. Sein nachher berühmt gewordener Sohn Cimon bezahlte die schuldige Summe, für welche, nach atheniſchem Recht,

der Staat sich an das ganze Hab und Gut des Verurtheilten halten konnte.

Miltiades hatte seit seiner Rückkehr vom Chersonnes das athenische Volk geleitet; nach seinem Tode traten sogleich andere tüchtige Männer an seine Stelle. Diese waren Xanthippus, Aristides und Themistokles. Von ihnen sind die beiden Letzteren die wichtigsten. Aristides, welcher im Todesjahr des Miltiades das Amt des ersten Archonten bekleidete, war einer der wackersten Männer, die je in Athen gelebt haben. Als ein durchaus biederer Mann ließ er sich sein ganzes Leben hindurch weder von Ehrgeiz, noch von der Rücksicht auf seinen persönlichen Vortheil leiten, sondern blieb mit Aufopferung jedes eigenen Vortheils stets nur für das Wohl seiner Vaterstadt thätig. Seine Mitbürger gaben ihm wegen dieser Uneigennützigkeit und Geradheit seines Charakters den ehrenden Beinamen des Gerechten oder Rechtlichen, und hatten ein so großes Vertrauen zu seiner Unparteilichkeit, daß viele von ihnen ihre Streitigkeiten, statt sie vor die Gerichte zu bringen, durch ihn als Schiedsrichter entscheiden ließen. Themistokles dagegen, ein Mann von geringer Herkunft, aber durch seine großen Geistesgaben vor allen Andern zur Leitung des Staats berufen, war von Ehrgeiz beseelt, und strebte von früher Jugend an nach dem Ziele, zu welchem seine angeborenen Talente ihn befähigten. Man erzählt von ihm, daß er schon als Knabe nur in demjenigen Theile des Unterrichts, welcher auf Staat und Krieg Bezug hatte, sich ausgezeichnet habe, allen den Übungen aber, welche wie die Musik auf Veredelung des Herzens und Verschönerung des Lebens hinzielten, abgeneigt gewesen sei. Ebenso deuten alle Anekdoten, welche auf den Anfang seines Mannesalters Bezug haben, auf sein Bewußtsein des angeborenen Berufes zum Staatsmann und Feldherrn und auf seinen Ehrgeiz hin. Er soll z. B., da er keine musikalische Bildung erhalten hatte, und deshalb in Gesellschaft nicht, wie man es in Athen von jedem gebildeten Manne gewohnt war, von dieser Seite her zur Unterhaltung beitragen konnte, sich einst damit entschuldigt haben, daß er sagte, die Saiten zu schlagen verstehe er nicht, wohl aber einen schwachen und kleinen Staat zu Macht und Ansehen zu erheben. Ebenso änderte er, wie es heißt, nach der Schlacht bei Marathon, als der Name des Miltiades in Aller

Munde war, plötzlich seine Lebensweise, vermied die heiteren Kreise seiner Freunde, war schwermüthig und nachdenkend, und brachte ganze Nächte schlaflos zu; und als man ihn um den Grund davon fragte, antwortete er, die Trophäen des Miltiades ließen ihn nicht schlafen.

Themistokles und Aristides standen nach Miltiades Tode drei Jahre lang neben einander an der Spitze des Staats, und arbeiteten zusammen, der Eine, als sparsamer Verwalter der Finanzen und als rechtlicher Mann, der Andere als ein Staatsmann, welchem jedes Mittel, das zum Zwecke führt, gut und recht erschien; im Jahre 486 v. Chr. aber verdrängte der Letztere den Ersteren. Themistokles bewirkte nämlich, daß Aristides durch den Ostracismus aus Athen verbannt wurde. Man erzählt, daß bei der Abstimmung hierüber ein gemeiner Athener, welcher nicht schreiben konnte, dem ihm unbekannten Aristides die Scherbe mit der Bitte gereicht habe, den Namen Aristides darauf zu schreiben; und daß er, als dieser ihn fragte, was ihm denn Aristides Böses gethan habe, geantwortet habe: „Gar nichts, ich kenne ihn nicht einmal, allein es ärgert mich, daß alle Welt ihn vorzugsweise den Gerechten nennt."

Jetzt stand Themistokles ohne Nebenbuhler an der Spitze des Staats, und lenkte das Volk vermittelst des großen Einflusses, den er sich verschafft hatte. Er wußte die Mittel, welche eine Demokratie talentvollen Männern darbietet, so zu benutzen, daß Athen bald aus einem Städtchen eine Hauptstadt der Welt ward. Er verfolgte die zwei Zwecke, sich selbst unentbehrlich und seine Vaterstadt groß und berühmt zu machen, und erreichte beide. Athen stand damals ganz allein, während die Spartaner das anerkannte Haupt des dorisch-peloponnesischen Bundes waren; ja Athen hatte sogar an den Aegineten einen übermächtigen Feind in seiner unmittelbaren Nähe. Außerdem mußte Athen damals einen neuen Angriff von Seiten der Perser erwarten, deren Macht um so furchtbarer schien, da alles Land vom Hellespont bis nach Thessalien, sowie fast alle Inseln des Archipelagus ihnen gehorchten. Athen hatte daher nichts Wichtigeres zu thun, als seine Flotte zu vermehren. Themistokles erkannte dies, und suchte so viel als möglich die Seemacht seiner Vaterstadt zu vergrößern, damit Athen auf dem sichersten und natürlichsten Wege zu größerem Ansehen gelange, und dem Kampfe

mit Aegina und dem Perser-Könige gewachsen sei. Bis dahin war der jährliche Ertrag der Silbergruben in dem attischen Berge Laurion stets unter die Bürger vertheilt worden; Themistokles bewog sie, diese Vertheilung so lange einzustellen, bis man von dem Gelde eine Flotte erbaut habe, welche groß genug wäre, um den Athenern das Übergewicht über Aegina zu verschaffen. Auf diese Weise vermehrte damals Athen seine Flotte bis auf zweihundert Schiffe, welche freilich keine vollkommenen Kriegsschiffe waren, sondern nur ein halbes Verdeck hatten, durch die aber ihrer großen Zahl wegen Athen's Seemacht die bedeutendste in Griechenland wurde.

Athen und Aegina waren noch im blutigen Kampfe begriffen, als die Griechen von den ungeheuren Zurüstungen, welche Persien zu einem neuen Feldzuge machte, Nachricht erhielten. Sie mußten jetzt ihre ganze Macht aufbieten, um ihre Freiheit gegen diese neue von Asien her drohende Gefahr zu schützen. Dazu kam ihnen, wie der weitere Verlauf der Erzählung zeigen wird, nichts so sehr zu Statten, als jene Vergrößerung der athenischen Flotte, und der Geschichtschreiber Herodot sagt daher mit Recht, daß der Krieg mit Aegina, welcher die Athener zwang eine große Kriegsflotte zu erbauen, Griechenland gerettet habe.

4. Der dritte Perser-Krieg.

Darius war durch Zwistigkeiten, welche unter seinen Söhnen über die Thronfolge entstanden waren, und durch eine in Egypten ausgebrochene Empörung an der Fortsetzung des Krieges mit den Griechen gehindert worden. Als er 485 v. Chr. starb, konnte sein Sohn und Nachfolger Xerxes erst nach der Unterdrückung dieser Empörung an die Erneuerung des Kampfes mit Griechenland denken. Im zweiten Jahr der Regierung dieses Königs ward Egypten wieder unterworfen, und nun wurden im persischen Reich vier Jahre lang die größten Kriegsrüstungen zur Eroberung von Griechenland gemacht. Es war ein Nationalzug von ganz Asien, welchen Xerxes veranstaltete. Aus allen Völkern des großen persischen Reichs, von Indien und dem Lande der Scythen an bis zu den Grenzen Egyptens und Thraciens hin, wurde ein ungeheures Heer zusammen

gebracht. Dieses soll, ohne den zahllosen Troß, aus nicht weniger als einer Million siebenmalhundertausend Mann zu Fuß und achtzigtausend Reitern bestanden haben, es befanden sich in demselben aber keine zweimalhunderttausend Mann brauchbarer Streiter und nur zehntausend Mann eigentlicher Kerntruppen; die große Mehrzahl des Heeres waren undisciplinirte Schaaren, deren ungeheuere Menge ihnen selbst sehr leicht verderblicher werden konnte, als jeder Kampf mit den Feinden. Die Flotte bestand aus zwölfhundert und sieben Kriegsschiffen und etwa dreitausend Transportschiffen, und hatte eine Bemannung von fünfmalhundert und siebenzehntausend Köpfen. Die Schiffe waren von den verschiedenen dem persischen Reiche unterworfenen Seevölkern des Westens ausgerüstet worden; die besten waren die phönicischen Kriegsfahrzeuge, dreihundert an der Zahl; von den unterworfenen Griechen Kleinasiens und der Inseln befanden sich nicht weniger als vierhundert fünfzig Kriegsschiffe bei der persischen Flotte, unter ihnen allein hundert fünfzig ionische. Für die Verpflegung des ungeheueren, zu Wasser und zu Land gegen Europa anrückenden Heeres wurden, bis nach Macedonien hinein, Magazine an den Küsten angelegt. Außerdem sollte die Flotte immer am Ufer her dem Marsche der Truppen folgen, um den Millionen des Heeres die nöthigen Lebensmittel zu liefern: eine gebrechliche Stütze für eine so große Menschenmenge, deren Existenz ganz allein auf der Erhaltung der Flotte beruhte! Um die Fahrt an dem gefährlichen Vorgebirge Athos in Thracien, an welchem die erste persische Unternehmung gegen Griechenland gescheitert war, zu vermeiden, wurde die Landenge, welche jenes Vorgebirg mit dem festen Lande verbindet, durchgraben und ein breiter und tiefer Kanal angelegt. Endlich wurden an der engsten Stelle des Hellespont oder der Dardanellen-Straße, welche nur etwa zweitausend Schritt oder eine Drittel-Stunde breit ist, zwei Schiffbrücken für den Übergang des Heeres gebaut. Diese Arbeit mußte zweimal gemacht werden, weil die Brücken bald nach ihrer Vollendung von der starken Strömung jener Meerenge fortgerissen wurden. Nach der nicht eben wahrscheinlichen Erzählung der Griechen ließ Xerxes zur Strafe dafür nicht nur die Leiter des Werks hinrichten, sondern sogar auch dem Wasser des Hellespont Peitschenhiebe geben und ein Paar Fußeisen in denselben werfen.

Die Nachricht von den ungeheuren Rüstungen der Perser ermahnte die Griechen dringend zur Beilegung ihrer Zwistigkeiten und zur Vorbereitung eines gemeinschaftlichen Widerstands gegen die Barbaren. Auch wurden wirklich jetzt alle Feindschaften ausgeglichen, Aegina und Athen versöhnten sich, alle Griechen schlossen einen Bund, und unter der Leitung der Spartaner wurden die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung des Vaterlands getroffen. Nur Argos war zu sehr von seinem alten Haß gegen die Spartaner beseelt, um unter dem Oberbefehl derselben zu fechten, und wies daher die Aufforderung zur Theilnahme am Bunde der Griechen zurück. Außerdem entzogen sich auch die beiden Inseln Kreta und Korcyra diesem Bündniß. Der Tyrann Gelo von Syrakus, dessen Macht größer war als die irgend eines andern griechischen Staats, erklärte sich zwar zur Theilnahme bereit, und bot sogar zweihundert Kriegsschiffe, achtundzwanzigtausend Mann Truppen und die Lieferung der für das gesammte griechische Heer während des Krieges nöthigen Lebensmittel an, verlangte aber dafür den Oberbefehl über die gesammte Streitmacht der Griechen oder wenigstens über die Flotte derselben. Das konnte der spartanische Stolz nicht zugestehen, und Gelo versagte deshalb seinen Beistand. Er ließ mit Bezug auf die Größe seiner Macht den Spartanern sagen, ihre Zurückweisung seiner Anerbietungen sei ebenso anzusehen, als wenn sie dem Jahre den Schmuck des Frühlings raubten. Einige Staaten Griechenlands, die dem Bunde beigetreten waren, verloren den Muth, und unterwarfen sich insgeheim den Persern, welche Herolde nach Griechenland vorausgesandt hatten, um von den einzelnen Völkerschaften Erde und Wasser zu fordern. Die verbündeten Griechen schickten ihrerseits, während sie ihre Rüstungen machten, Kundschafter nach Kleinasien, um sich von den Plänen der Feinde, der Zahl ihrer Truppen und der Beschaffenheit derselben zu unterrichten. Themistokles aber bot seine ganze Kraft auf, um Athen völlig in eine Seemacht umzuwandeln, und erreichte seinen Zweck mit Hülfe des delphischen Orakels. Dieses, welches die Athener anfangs zur Flucht als dem einzig möglichen Rettungsmittel aufgefordert hatte, gab nochmals befragt die Antwort, nur die hölzerne Mauer werde für Athen eine unüberwindliche Schutzwehr sein. Themistokles überzeugte seine Mitbürger, daß damit der See-

kampf gemeint sei, und bewog sie dadurch zu einer neuen Erbauung und Ausrüstung von Kriegsschiffen.

Von Demaratus und anderen griechischen Flüchtlingen begleitet, setzte sich Xerxes im Frühling des Jahres 480 vor Christo mit seinem Landheere von Sardes aus in Bewegung. Der durch Troja's Gebiet fließende Skamander und einige andere Flüsse hatten nicht Wasser genug, um die Millionen des Heeres zu tränken. In der Nähe jenes Flusses, wo einst zum ersten Male Asien und Europa in Waffen gegen einander gestanden hatten, brachte Xerxes den Manen der trojanischen Helden Opfer dar. Am Hellespont angekommen, musterte er sein großes Heer und die ebendaselbst versammelte Flotte. Als der König den Hellespont mit Schiffen und alles umliegende Land mit Truppen angefüllt sah, pries er sich glücklich, der mächtigste Herrscher zu sein; bald aber änderte sich seine Stimmung, und der Anblick des ungeheueren Menschengewühls erweckte das Gefühl der Wehmuth in ihm, und entlockte seinem Auge Thränen. Als Artabanus, der hochbejahrte Oheim des Königs, welcher neben ihm stand, ihn um den Grund seines plötzlichen Schmerzes fragte, antwortete er, daß der Anblick der Millionen den Gedanken in ihm erweckt habe, wie kurz des Menschen Leben sei, und wie wenige in dieser großen Masse von Kriegern ein hohes Alter erreichen würden. Artabanus, der seinen Neffen früher vergebens von dem Zuge gegen Griechenland als einer für das persische Reich verderblichen Unternehmung abzuhalten gesucht hatte, erwiderte, in des Königs Stimmung eingehend: „Ach, das Leben der Menschen hat eine noch viel traurigere Seite. So kurz es auch ist, so ist doch weder von diesen Millionen noch von allen übrigen Menschen ein einziger so unausgesetzt glücklich, daß er nicht von Zeit zu Zeit lieber sterben als fortzuleben wünschte. Denn vielfache Leiden trüben eines jeden Glück, sie machen, daß die kurze Spanne des Lebens dem Menschen oft allzu lange dünkt, und der Tod erscheint ihm deshalb zuletzt als ein freundlicher Erlöser aus den Mühsalen des irdischen Daseins. So hat die Gottheit, die uns des Lebens Süßigkeiten kosten läßt, ihnen auch die bitteren Tropfen des Leids beigemischt." Xerxes, der einer ernsten Betrachtung solcher Art nicht lange nachhängen konnte, sprang plötzlich von dem Gegenstande ab, und ging auf die bevorstehende Unternehmung

selbst über. Artabanus versuchte nun, im Angesicht der Grenzen von Europa und Asien, noch einmal seinem Neffen die Überzeugung beizubringen, daß bei diesem Kriege gerade die ungeheuere Größe der aufgebotenen Kriegsmacht den Persern am meisten gefährlich sein könne, weil ein Heer, je stärker es an Zahl sei, um so mehr allen Wechselfällen des Schicksals und dem Untergang durch Hunger und Krankheiten preisgegeben sei, und bei jeder Niederlage um so leichter in Verwirrung und rettungslose Noth gerathe. Allein Xerxes war hiervon nicht zu überzeugen, und Artabanus reiste unverrichteter Sache nach Susa zurück, um daselbst während der Abwesenheit des Königs die Regierung zu führen.

Am nächsten Tage trat das persische Heer seinen Übergang über den Hellespont an, nachdem Xerxes in früher Morgenstunde zur Sonne gebetet, und ihr zum Opfer eine goldene Schale, einen Becher von Gold und einen persischen Säbel in das Meer geworfen hatte. Sieben Tage und sieben Nächte dauerte dieser Übergang, obgleich die Truppen ohne Unterbrechung über die Brücke marschirten. Die Schiffbrücken, welche man thörichter Weise aufgeschlagen stehen ließ, wurden natürlich bald nachher durch die heftige Strömung und durch Stürme vernichtet. Auf der Ebene Doriskus, an der Mündung des Hebrus-Flusses in Thracien, hielt Xerxes noch einmal eine Musterung über die Flotte und das Heer, und hier wurde auch eine Zählung der großen Menschenmasse vorgenommen. Man zählte nämlich zehntausend Mann oder eine Myriade, ließ dieselben dann in einen Kreis so dicht als möglich zusammentreten, und umgab den von ihnen eingenommenen Raum mit einer Umfriedigung. Hierauf führte man alle Theile des Heeres nach einander in diesen Raum, und zählte so die gesammte Macht nach Myriaden. Nach der Musterung unterhielt sich Xerxes mit Demaratus, dem ehemaligen König der Spartaner, über die außerordentliche Größe seines, dem Befehl eines Einzigen untergebenen Heeres und die geringe Truppenzahl des noch dazu in viele Staaten zertheilten und zwieträchtigen Volks der Griechen. Demaratus bemühte sich vergebens, dem Perser-König einen richtigen Begriff von dem, worin die wahre Kraft des Volkes besteht, beizubringen; er suchte ihn zu überzeugen, daß ein freies, gebildetes und unverweichlichtes Volk, wie die Griechen, bei der Vergleichung mit

anderen Nationen nicht an der Zahl seiner Glieder, sondern nach dem es belebenden Geiste, nach der unter ihm herrschenden Gesinnung und nach dem Charakter seines bürgerlichen Lebens geschätzt werden müsse, und daß unter den Griechen insbesondere die Spartaner vor der persischen Übermacht nicht zurückbeben, sondern ohne Rücksicht auf die Größe des feindlichen Heeres ihre Freiheit bis auf den letzten Mann vertheidigen würden. Xerxes fand eine solche Behauptung lächerlich. Auf seinem weiteren Marsche vermehrte er sein großes Heer noch durch Thracier, Macedonier und Thessalier. Widerstand fand er auf dem ganzen Wege von Doriskus bis zu dem Paß der Thermopylen nirgends.

Unterdessen hatten die in Korinth zusammengekommenen Abgeordneten der griechischen Staaten über die Vertheidigung ihres Vaterlands Berathung gepflogen, und den Beschluß gefaßt, durch ein in dem Tempe aufzustellendes Heer den Persern den Eintritt in Griechenland zu verwehren. Zehntausend Schwerbewaffnete, zu welchen noch die gesammte thessalische Reiterei stieß, besetzten unter der Anführung des Spartaners Euänetus und des Atheners Themistokles den genannten Engpaß, welcher von der macedonischen Küste her den einzigen natürlichen Eingang in Griechenland bildet. Dieses Heer verweilte jedoch nur wenige Tage im Tempe; denn eines Theils war den Thessaliern nicht zu trauen, welche wirklich auch bald nachher sich an die Perser anschlossen und mit ihnen gegen die übrigen Griechen zu Felde zogen, anderes Theils aber konnte bei einem Kampf im Tempe wegen der Offenheit des benachbarten Meeres die griechische Flotte das Landheer nicht unterstützen, und außerdem erfuhr man, daß die Perser beschlossen hätten, durch einen Gebirgspaß im Nordwesten von Thessalien in dieses Land einzubrechen, und so das griechische Heer zu umgehen und von ihren übrigen Landsleuten abzuschneiden. Die Griechen bestiegen also ihre am Ausgang des Thals Tempe vor Anker liegenden Schiffe, und segelten nach Korinth zurück. Hier wurde von den versammelten Abgeordneten das Verfahren des Heeres gebilligt, und zugleich der Beschluß gefaßt, ganz Thessalien dem Feinde preiszugeben und diesen erst an der Grenze von Mittelgriechenland, in dem Paß von Thermopylä zu erwarten. Dadurch wurde nicht allein die Vertheidigungslinie enger gezogen, was bei dem Kampfe einer kleinen

Macht mit einer weit überlegenen größeren der Ersteren bedeutende Vortheile gewährt, sondern der von den Griechen gefaßte Beschluß war zugleich auch der beste Kriegsplan, den man entwerfen konnte. Die Thermopylen sind nämlich ein schmaler Saum, welcher zwischen dem steilen Abhang des ungangbaren Oeta-Gebirgs und dem Busen von Zeitun liegt, und in alter Zeit so enge war, daß an Einer Stelle nur für einen einzigen Wagen Raum übrig blieb. Dieser Paß war deshalb durch eine kleine Zahl tapferer Krieger leicht zu vertheidigen, und die Angreifenden vermochten bei einer noch so großen Übermacht stets nur mit gleicher Zahl gegen dieselben zu kämpfen. Dazu kommt noch, daß der anstoßende Meerbusen sowohl von der Nordseite wie vom Westen Euböa's her nur schmale, durch Klippen und öftere Stürme gefährliche Zugänge hat, welche einer verhältnißmäßig kleinen Flotte, wie die griechische war, die Möglichkeit gewähren, einer viel größeren Zahl von Schiffen die Einfahrt in den Busen zu verwehren, und diese also von der Annäherung an die Thermopylen abzuhalten. Wenn nun das in dem Passe aufgestellte Heer mehrere Wochen lang tapfer aushielt, so konnte das ungeheuere Landheer der Perser sich nicht von der Stelle bewegen; und wenn andererseits die griechische Flotte ihre Schuldigkeit that, so konnten die persischen Schiffe nicht zu ihrem Heere gelangen, und ihm die nöthigen Lebensmittel bringen; das gesammte Thessalien aber konnte, wenn eine aus mehreren Millionen bestehende Menschenmasse lange an einem und demselben Punkt festgehalten wurde, zur Ernährung derselben nicht hinreichen. Das persische Heer ward auf solche Weise dem Hunger preisgegeben, und dieser mußte bei ihm sehr bald die größte Unordnung und Verwirrung hervorbringen.

Zur Erreichung dieses Zweckes kam es vor Allem darauf an, daß die in die Thermopylen zu sendende Truppenschaar die gehörige Ausdauer und Tapferkeit habe, und daß die im Norden von Euböa aufzustellende Flotte gut befehligt werde. Ob nun die Griechen jenen Kriegsplan wirklich hatten, ist ungewiß; die Maßregeln aber, welche sie trafen, machen es sehr wahrscheinlich. Die aus zweihundert und einundsiebenzig größeren Kriegsschiffen bestehende Flotte, bei welcher auch Themistokles mit den athenischen Schiffen sich befand, wurde unter der Anführung des spartanischen

Admirale Eurybiades nach der Nordküste von Euböa gesandt, und erwartete bei dem dortigen Vorgebirge Artemisium die Ankunft der feindlichen Seemacht. Nach den Thermopylen aber zog ein Heer von mehreren tausend Mann, und zugleich suchte man die dem Passe zunächst wohnenden Völkerschaften von Mittelgriechenland auf jede Weise zur Ausdauer und zum Vertrauen auf die Götter zu ermuthigen. Durch die Besetzung der Thermopylen und die am Eingang des sie bespülenden Meeres aufgestellte Flotte, ließ man ihnen durch Boten sagen, seien sie gegen die drohende Gefahr vollkommen geschützt; und obgleich die Macht der Perser sehr groß wäre, so sei doch kein Grund zur Furcht vorhanden; denn nicht ein Gott, sondern ein Mensch sei es, der gegen das Vaterland heranrücke; es gäbe aber keinen Menschen, welcher Macht genug habe, um das Unglück von sich abzuwenden; im Gegentheil, je mächtiger jemand wäre, um so härter pflege der Schlag des Schicksals ihn zu treffen; es würde also gewiß auch der heranziehende Perser-König in seiner stolzen Hoffnung getäuscht werden.

Die persische Flotte hatte, noch ehe sie in die Nähe der griechischen kam, ein großes Unglück zu erleiden. Sie ward nämlich an dem die südöstliche Spitze von Thessalien bildenden Vorgebirge Sepias von einem Sturme überfallen, welcher drei Tage hindurch anhielt, und mehrere hundert Schiffe mit vielen Menschen vernichtete. Sie segelte hierauf weiter, und traf bald mit den Griechen bei Artemisium zusammen. Ehe hier beide Flotten mit einander in Kampf geriethen, war Xerxes mit dem Landheer bereits bei Thermopylä angekommen, und hatte den Kampf mit dem daselbst aufgestellten griechischen Heere begonnen. Dies war aus Spartanern, Arkadiern, Korinthiern, Phliasiern, Bürgern von Mycenä, Böotiern, Phokiern und opuntischen Lokrern zusammengesetzt; den Oberbefehl führte der spartanische König Leonidas I., welcher seinem Bruder Kleomenes in der Regierung gefolgt war. Leonidas war entschlossen, seiner Aufgabe vollkommen Genüge zu leisten, und hatte deshalb auch die dreihundert Krieger, welche Sparta zum Heere sandte, unter seinen Mitbürgern sorgfältig auserlesen, und nur solche Männer genommen, welche von gesetztem Alter waren und schon Kinder hatten. Als Xerxes vor den Thermopylen ankam, war er sehr erstaunt, daß einige tausend Mann seinem ungeheueren Heere

Widerstand leisten wollten. Er schickte sogleich einen Reiter als Kundschafter nach dem Passe hin. Dieser näherte sich den griechischen Vorposten, welche an jenem Tage gerade aus Spartanern bestanden, und war nicht wenig überrascht, als er dieselben theils mit Ringübungen, theils mit dem Flechten ihrer Haare beschäftigt sah. Xerxes, dem ein solches Benehmen unerklärlich und lächerlich vorkam, fragte den König Demaratus um die Ursache desselben. Dieser sagte ihm, es gehe daraus hervor, daß die Griechen in den Thermopylen zu einem Kampf auf Leben und Tod entschlossen wären; denn es sei bei den Spartanern Gebrauch, in einem solchen Falle sich das Haupt zu schmücken; Xerxes habe jetzt die tapfersten Männer der Erde vor sich, und wenn er diese zu besiegen vermöge, so gäbe es kein Volk, welches ihm zu widerstehen im Stande sei. Der Perser-König war jedoch nicht zu überzeugen, daß die Spartaner und ihre Kampfgenossen wirklich mit der gewissen Aussicht auf ihren eigenen Untergang gegen ihn zu kämpfen entschlossen seien, und wartete vier Tage lang. Er glaubte nämlich, die Spartaner würden nicht so unsinnig sein zu bleiben, sondern sich von freien Stücken zurückziehen.

Am fünften Tage schickte Xerxes einen Theil seiner Truppen zum Kampfe aus; diese fochten bis zum Abend, wurden aber zuletzt mit großem Verlust zurückgeschlagen. Der König, welcher nun den Muth der Griechen kennen gelernt hatte, übertrug den ferneren Angriff auf die Thermopylen dem eigentlichen Kern seines Heeres. Dieses waren die sogenannten Unsterblichen; sie bestanden aus zehntausend auserlesenen Persern, und führten jenen Namen, weil sie immer vollzählig erhalten, und deshalb bei jedem Verlust sogleich wieder ergänzt wurden. Diese Schaar focht zwar sehr tapfer mit Leonidas und seinen Truppen, konnte aber ebenfalls nichts ausrichten, und verlor viele Leute. Xerxes wurde durch den unbesiegbaren Widerstand der Griechen in große Verlegenheit gebracht; denn er konnte mit seinen großen Heeresmassen unmöglich lange Zeit an Einer Stelle sich aufhalten, ohne daß dieselben durch Hungersnoth und ausbrechende Krankheiten aufgerieben wurden, und so seine ganze Unternehmung auf die schrecklichste Weise scheiterte. Aus dieser Verlegenheit half ihm ein Verräther unter den Griechen, Ephialtes, welcher bei nahe bei den Thermopylen

wohnenden thessalischen Völkerschaft der Malier angehörte. Es gab nämlich einen wenig gekannten Fußsteig über das Gebirg, auf welchem man mit Umgehung der Thermopylen nach Mittelgriechenland gelangen konnte. Diesen zeigte Ephialtes, durch die Hoffnung auf Belohnung gereizt, dem Perser-König an. Der Verräther sah sich später genöthigt, vor der Rache seiner Landsleute aus seiner Heimath zu entfliehen; die Amphiktyonen setzten aber einen Preis auf sein Haupt, und er wurde einige Zeit nachher von einem Griechen aus der Stadt Trachis erschlagen.

Durch Ephialtes Verrath wurden die Perser vom Untergang gerettet, und der von den Griechen entworfene Plan des Feldzugs vereitelt. Ephialtes führte die Schaar der Unsterblichen nächtlicher Weile über das Gebirg, damit, wenn sie an dem jenseitigen Fuße desselben angekommen wäre, das griechische Heer zu gleicher Zeit von vorn und hinten angegriffen werde. Als die Perser mit Tagesanbruch auf die Höhe des Gebirgs kamen, fanden sie dieselben von tausend Phokiern besetzt, welche Leonidas aus Vorsicht gleich anfangs zur Bewachung des Pfades dort aufgestellt hatte. Diese wurden von den Persern seitwärts in das Gebirge gedrängt, dann stiegen die Letzteren so schnell als möglich bergab, um den gemachten Anschlag auszuführen; doch ward Leonidas durch einen Überläufer vom persischen Heere, einem Griechen aus der kleinasiatischen Stadt Kumä, noch zeitig genug von dem, was vorging, in Kenntniß gesetzt. Er hielt sogleich in der ersten Stunde des Tages einen Kriegsrath. Alle seine Bundesgenossen erklärten den ferneren Kampf für nutzlos, und beschlossen so schnell als möglich die Thermopylen zu verlassen, mit alleiniger Ausnahme der kleinen Schaar aus der böotischen Stadt Thespiä. Leonidas selbst hielt es für Pflicht des Spartaners, da, wo nur ein schneller, fluchtähnlicher Rückzug oder die Aufopferung des Lebens möglich war, das Letztere zu wählen. Ein Spruch des delphischen Orakels, der den Spartanern gleich am Anfang des Kriegs verkündet hatte, daß entweder Sparta oder einer seiner Könige fallen werde, sowie der Gedanke an die Unsterblichkeit seines Namens und an die Wirkung, welche das von ihm gegebene Beispiel aufopfernder Vaterlandsliebe bei Mit- und Nachwelt hervorbringen müsse, bestärkten und ermuthigten ihn in seinem heldenmüthigen Entschlusse. Er ließ alle Bundesgenossen

außer den Thespiern, welche Tod und Ruhm mit den Spartanern theilen wollten, nach ihrer Heimath zurückziehen. Nur die Thebaner, die schon am Anfang ungern ihm in die Thermopylen gefolgt waren, hielt er wider ihren Willen zurück, weil er gegen ihre Vaterstadt den gerechten Verdacht hegte, daß sie zum Abfall von der griechischen Sache entschlossen sei. An eine Vertheidigung des Passes war nicht mehr zu denken, sondern es galt ruhmvoll zu sterben und dabei dem Feinde noch so viel als möglich zu schaden. Darum forderte Leonidas seine Spartaner, die siebenhundert Thespier und die vierhundert verdächtigen Thebaner auf, sich zum Tode zu rüsten. Er hieß sie sich durch Speise und Trank zu dem bevorstehenden Kampfe stärken, und ihr Morgenbrod mit dem Gedanken einzunehmen, daß sie das Mittagsmahl in der Unterwelt halten würden.

Einige Stunden nach Sonnenaufgang rückten die persischen Truppen, der mit Ephialtes genommenen Abrede gemäß, aus dem Lager aus, und es begann nun ein blutiger Kampf. Die Griechen zogen dem herannahenden persischen Heere entgegen, und fochten mit so verzweifeltem Muthe, daß eine Menge Feinde von ihnen niedergestoßen oder ins Meer gedrängt wurden, und daß ein großer Theil des persischen Heeres von seinen Officieren durch Geißelhiebe vorwärts getrieben werden mußte. Als die Speere zerbrochen oder stumpf geworden waren, griffen die Griechen zu den Schwertern, und metzelten viele Feinde nieder. Unter den Gefallenen befanden sich auch zwei Brüder des Xerxes. Auch von den Griechen erlitten nicht wenige den Tod, namentlich der König Leonidas, welcher vor allen Andern ein Beispiel des größten Heldenmuthes gegeben hatte. Um seine Leiche entstand ein furchtbarer Kampf; viermal wurden die Perser, die sich derselben bemächtigen wollten, zurückgeschlagen, und nur mit Mühe behaupteten die Griechen endlich den Besitz des königlichen Leichnams. Jetzt erblickten sie in ihrem Rücken die zehntausend Unsterblichen, welche von Ephialtes über den Bergpfad geführt worden waren. Als diese erschienen, zogen sich die Griechen auf eine Anhöhe zurück, welche an der engsten Stelle des Passes hinter einer Mauer lag, um dort den letzten Kampf zu kämpfen. Diese Gelegenheit benutzten die Thebaner zum Abfall: sie liefen, mit ausgestreckten Armen zu den Persern über,

viele von ihnen aber wurden bei ihrer Annäherung an die Feinde im Gewühle des Kampfes getödtet. Die Spartaner und die Thespier waren bald von allen Seiten umzingelt; sie fochten gegen die heranandringenden feindlichen Massen so lange, als ihre Kraft ausreichte, und fielen endlich in heldenmüthigem Kampfe alle bis auf den letzten Mann.

Xerres erkannte jetzt die Wahrheit dessen, was Demaratus ihm einst von den Spartanern gesagt hatte. Er war über den erlittenen Verlust vieler tausend Krieger sehr ergrimmt, und ließ in seinem Zorn die Leiche des spartanischen Königs enthaupten und ans Kreuz schlagen: eine Behandlung, welche der altpersischen Denkweise und Sitte ganz und gar zuwiderlief; denn die Perser pflegten, wie des Xerres Zeitgenosse, der Geschichtschreiber Herodot, sagt, bis dahin stets so sehr, als irgend ein anderes Volk, tapfere Männer zu ehren.

Den Griechen blieb das Andenken des Leonidas und derer, die mit ihm den Tod für das Vaterland gestorben waren, durch alle Zeiten ihrer Geschichte hindurch heilig. Die gefallenen Helden wurden an der Stelle, wo sie den letzten Kampf gekämpft hatten, in einem gemeinschaftlichen Grabe beerdigt, und Denkmale und Inschriften verkündeten ihren Ruhm den nachkommenden Geschlechtern. Die dreihundert Spartaner wußte man noch einige Zeit nach ihrem Tode mit Namen zu nennen, und viele Lieder verherrlichten ihre und der Thespier That bei allen Völkerschaften der griechischen Nation. Des Nationalruhms wegen schmückte man im Laufe der Zeit die Erzählungen von dem Heldenmuth und der patriotischen Gesinnung dieser Männer immer mehr aus, und daraus entsprangen viele von den Anekdoten, welche in den Büchern griechischer Schriftsteller zu finden sind. Diese sind offenbar auf eben dieselbe Weise entstanden, wie so viele andere Erzählungen von großen Männern und Begebenheiten aller Zeiten und Völker. Es spricht sich in ihnen das Urtheil des Volkes aus, welches überall den Gedanken durch eine Erzählung zu verkörpern liebt, sowie der Eindruck, den eine große That stets auf Geist und Gemüth macht. Aus diesem Grunde, besonders aber wegen der öfteren Erwähnung der meisten dieser historischen Anekdoten ist es nöthig, einige derselben anzuführen. Xerres ließ, wie es in einer derselben heißt, am ersten

Tage die Griechen auffordern, ihm ihre Waffen abzuliefern. „Komm und hole sie dir!“ war die lakonische Antwort, welche Leonidas ihm gab. Als Jemand äußerte, der Perser seien so viele, daß, wenn sie ihre Pfeile abschössen, die Sonne verdunkelt würde, rief einer der tapfersten Spartaner aus: „Desto besser, dann werden wir im Schatten fechten!“ Auf das vom Perser-König gemachte Anerbieten einer Vergrößerung des spartanischen Landes, im Falle Leonidas sich ihm unterwerfen wolle, erwiderte dieser: „Die Spartaner pflegen Länder mit dem Schwerte zu erobern, nicht aber durch Verrätherei zu erkaufen.“ Leonidas wünschte zwei ihm vorzugsweise befreundete Spartaner am Leben zu erhalten, und beauftragte sie deshalb vor dem letzten Kampfe mit einer Botschaft nach Sparta; allein diese verweigerten es mit der Erklärung, daß sie nicht nach Thermopylä gekommen wären, um Botendienste zu thun, sondern um zu kämpfen. Einer von den dreihundert Spartanern, welcher als Bote in einen benachbarten Ort geschickt worden war und auf diese Weise am Leben blieb, soll deshalb in Sparta seine Ehre verloren und aus Schmerz darüber sich selbst umgebracht haben. Von zwei anderen Spartanern, welche am Morgen des letzten Tages abwesend waren, wird Folgendes berichtet, was für wahr zu halten ist, da der Geschichtschreiber Herodotus es mit Bestimmtheit erzählt und ihre Namen nennt. Beide waren in eine benachbarte Stadt gebracht worden, weil eine Augenkrankheit sie befallen hatte. Als sie erfuhren, daß die Perser durch den Verrath des Ephialtes ihre Landsleute umgangen hätten, ließ der Eine, Eurytus, sich in den Engpaß zurückführen, stürzte sich in das Kampfgewühl und starb den Tod des Helden. Der Andere dagegen, Aristodemus, entfloh nach Sparta, hatte aber hier die größte Schmach zu dulden: niemand sprach mit ihm, und jedermann nannte ihn nur den Flüchtling Aristodemus. Ein Jahr später jedoch tilgte er durch tapferen Kampf und durch den Tod auf dem Schlachtfeld seine Schuld und Schmach wieder aus.

Während des Kampfes in den Thermopylen hatte auch die Flotte der Griechen sich mit den Persern gemessen. Sie lag im Norden von Euböa, bei dem Vorgebirge Artemisium vor Anker, als die persische Flotte nach ihrem Unfall beim Kap Sepias derselben zum ersten Male ansichtig wurde. Bei der Annäherung der

ungeheuren feindlichen Seemacht verlor der Admiral Eurybiades und ein Theil der übrigen griechischen Anführer den Muth. Im Kriegsrathe stimmten die meisten Befehlshaber für den Rückzug, und dieser wäre auch beschlossen worden, wenn nicht Themistokles, als er durch seine Vorstellungen nichts dagegen ausrichten konnte, ein wirksameres Mittel angewandt hätte. Die Bewohner von Euböa, deren Küste durch die Abfahrt der griechischen Flotte der Wuth der Feinde preisgegeben worden wäre, hatten ihm insgeheim eine Summe von dreißig Talenten (78,000 fl. oder 43,000 Thlr.) versprochen, wenn er die griechische Flotte vom Rückzug abhielte und zu einer Schlacht veranlaßte. Themistokles, der seine Leute kannte, bestach den Oberanführer Eurybiades und den Befehlshaber der korinthischen Schiffe, den einen mit fünf, den andern mit drei Talenten, und die griechische Flotte blieb bei Artemisium.

Die persischen Admirale hatten den Beschluß gefaßt, sich nicht eher in einen Kampf einzulassen, als bis zweihundert größere Schiffe, welche sie insgeheim abschickten, Euböa umsegelt hätten und den Griechen in den Rücken gekommen wären. Ein auf der persischen Flotte dienender Grieche jedoch, der zu seinen Landsleuten entfloh, verrieth diesen das, was geschehen war, und die Griechen griffen jetzt sogleich die Flotte der Feinde an, welche durch jene Absendung von zweihundert Schiffen bedeutend vermindert worden war. Obgleich der Sieg unentschieden blieb, so nahmen die Griechen doch ihren Feinden dreißig Schiffe weg. In der darauf folgenden Nacht litten die Perser sehr durch einen ausbrechenden starken Gewitter-Sturm, während die Griechen in dem Hafen von Artemisium gegen das Wetter gesichert waren. Was aber noch wichtiger war, eben derselbe Sturm vernichtete die zweihundert zur Umschiffung Euböa's abgesandten Fahrzeuge. Drei und fünfzig athenische Schiffe, welche am nächsten Tage bei Artemisium ankamen, brachten zu gleicher Zeit ihren Landsleuten diese willkommene Nachricht, und verstärkten die griechische Flotte. Gegen Abend gelang es dieser, einen kleinen Theil der persischen Flotte abzuschneiden und in den Grund zu bohren. Am folgenden Tage kam es zu einem zweiten Haupttreffen zwischen den beiden Flotten. In diesem ward von beiden Seiten sehr tapfer gestritten; zuletzt wurden zwar die Perser zum Rückzug genöthigt, allein die Griechen hatten ihnen keine Schiffe

nehmen können, und von den ihrigen war ein großer Theil sehr beschädigt worden. Sie mußten deshalb ihre Stellung aufgeben, und wurden in diesem Vorhaben durch die Ankunft eines Schiffes bestärkt, welches bei Thermopylä aufgestellt war, um der griechischen Flotte sogleich die Anzeige zu machen, wenn der Engpaß von den Persern genommen würde. Die griechische Flotte, deren Aufenthalt bei Artemisium jetzt keinen Zweck mehr hatte, segelte zwischen Euböa und dem festen Lande hin, und warf endlich in der durch die Insel Salamis und die Südküste von Attika gebildeten Meerenge die Anker aus. Der schlaue Themistokles wußte selbst in diesem Rückzuge ein Mittel zu finden, den Feinden zu schaden und seinem Vaterlande zu nützen. Er ließ vor der Abfahrt von Artemisium an den Stellen, wo die Schiffe Trinkwasser einzunehmen pflegten, und deswegen auch die Perser auf ihrer weiteren Fahrt landen mußten, an die Felsen einige Worte schreiben, durch welche die auf der persischen Flotte befindlichen Griechen Kleinasiens aufgefordert wurden, entweder zu ihren Landsleuten überzugehen oder, wenn ihnen dies nicht möglich sei, durch möglichst geringe Theilnahme am Kampfe den Sieg derselben zu erleichtern. Diese Worte hatten, selbst wenn ihnen von den kleinasiatischen Griechen nicht Folge geleistet wurde, doch wenigstens den Vortheil, daß die persischen Admirale gegen die Treue derselben Verdacht schöpften, und nicht wagten, dem ansehnlichen und gewandten griechischen Theil ihrer Flotte in der Schlacht einen wichtigen Posten anzuvertrauen.

Das Landheer der Perser war unterdessen durch die Thermopylen in Mittelgriechenland eingerückt, und zog plündernd und verheerend durch Phokis und Böotien gegen Attika hin. Es fand nirgends Widerstand, da ein Theil der dortigen Völkerschaften dem Perser-König bereits insgeheim gehuldigt hatte, und der andere sich zu schwach fühlte, die peloponnesischen Staaten aber nur an die Vertheidigung ihrer Halbinsel dachten, und ihre Truppen hinter einer auf dem Isthmus aufgeführten Verschanzung aufgestellt hatten. Die Perser hausten auf ihrem Marsche wie eine Horde wilder Raubthiere, mishandelten die Einwohner auf empörende Weise, und zerstörten sengend und brennend Städte und Dörfer. Delphi und die Schätze des dortigen Orakels wurden durch die vom Glücke begünstigte Schlauheit der Priester gerettet. Diese veranlaßten die

Delphier zur Flucht auf die benachbarten Felsenhöhen, verbargen wahrscheinlich die Schätze des Tempels, und sprengten, um die Gemüther der Feinde zu beunruhigen, das Gerücht aus, Apollo habe verkündet, daß er selbst sein Heiligthum vertheidigen und die Angreifenden vernichten werde. Die Perser näherten sich sorglos der, wie sie erfuhren, von Menschen verlassenen Stadt, zu welcher man von Böotien her nur über rauhe Berge und durch enge Schluchten gelangen konnte. Sie wurden plötzlich durch die auf den Höhen versteckten Delphier, welche Felsblöcke herabstürzten, angegriffen, ohne sich gegen ihre Feinde vertheidigen oder dieselben auch nur erblicken zu können, und geriethen dadurch um so mehr in Verwirrung, als zufälliger Weise zugleich ein furchtbares Gewitter ausbrach. Sie ergriffen bestürzt die Flucht, und verloren, von den auf den Berghöhen verborgenen Delphiern fortwährend angegriffen, viele Leute. Diese Rettung einer menschenleeren Stadt und ihrer Heiligthümer fand auf eine so ungewöhnliche Weise Statt, daß man sie nur durch ein Wunder erklären zu können glaubte, und daß sich im griechischen Volk die Meinung festsetzte, Apollo habe wirklich selbst den heiligen Sitz seiner Verehrung gegen die Feinde vertheidigt. Manche Delphier wollten sogar Wesen von übermenschlicher Größe gegen die Perser kämpfen gesehen haben, und in einem Tempel ihrer Stadt wurden später zwei Felsstücke aufbewahrt, von denen man behauptete, daß sie durch Apollo selbst auf die Feinde geschleudert worden seien.

Dadurch, daß die peloponnesischen Griechen nach der Eroberung von Thermopylä nur den Zugang zu ihrer Halbinsel zu vertheidigen beschlossen hatten, war Mittelgriechenland den Feinden ebenso preisgegeben worden, wie einige Wochen früher durch die Zurückziehung der griechischen Truppen aus dem Tempe das Land Thessalien. Auch Attika war ohne die Hülfe der Peloponnesier ebensowenig zu vertheidigen, als irgend ein anderer Theil des mittleren Griechenlands. Als daher die Perser von Böotien aus sich dem attischen Lande näherten, blieb den Bewohnern desselben nichts übrig als Unterwerfung oder Flucht. Sie wählten das Letztere, und suchten ihre Rettung da, wo nach des Themistokles sicherem Blicke allein auch der entscheidende Sieg zu erwarten war, auf dem Meere. Die streitbaren Männer der Stadt Athen begaben sich

größtentheils zur Flotte, die übrigen fuhren mit den Weibern und Kindern nach Salamis, Aegina und Trözen hinüber, und nur einige wenige blieben in der befestigten Akropolis ihrer Vaterstadt zurück. Bald nachher erschienen die Perser, welche auch Attika auf ihrem Zuge verheerten, in Athen, nahmen durch Sturm die Akropolis ein, hieben alle in ihr befindlichen Bürger nieder, und übergaben die Stadt den Anhängern der vertriebenen Pisistratiden-Partei, welche mit dem persischen Heere von Asien herübergekommen waren.

Griechenlands Selbstständigkeit ward durch des Themistokles Scharfblick und Gewandtheit vermittelst der Flotte gerettet. Diese bestand jetzt aus dreihundert und achtzig größeren Kriegsschiffen, von welchen allein hundert und achtzig den Athenern gehörten, während von den übrigen Staaten kein einziger mehr als höchstens vierzig geschickt hatte. Die Führer, an deren Spitze als commandirender Admiral Eurybiades stand, waren zwieträchtiger Meinung. Die einen, zu welchen Themistokles gehörte, verlangten, daß man die feindliche Flotte in der Meerenge von Salamis, einem Orte, der nicht günstiger hätte gewählt werden können, erwarte, um ihr eine Schlacht zu liefern; die anderen aber und unter ihnen auch der Oberanführer wollten den Kampf in die Nähe der korinthischen Landenge verlegt haben, weil im Falle einer Niederlage das von den Persern bereits eroberte mittlere Griechenland keine Zufluchtsstätte darbot, und die benachbarte Insel Salamis leicht von den Feinden umzingelt werden konnte, in der Nähe des Peloponnes dagegen die Mannschaft der geschlagenen Flotte der Rettung gewiß war. Die letztere Meinung trug in dem Kriegsrath der Admirale den Sieg davon. Sie mußte aber den Griechen Verderben bringen, nicht allein weil der Kampf in einem engen Meere die Perser leichter in Verwirrung gebracht und an der Entwickelung ihrer ganzen, den Griechen weit überlegenen Macht gehindert hätte, sondern auch weil bei der ängstlichen Stimmung der Gemüther zu erwarten war, daß nach der Abfahrt von Salamis ein Theil der griechischen Flotte die andern Schiffe verlassen und nach Hause segeln würde. Themistokles bewog daher den Oberanführer zu einer nochmaligen Berathschlagung mit den andern Admiralen. In diesem Kriegsrath ging es so stürmisch zu, daß

man sogar erzählt, Eurybiades habe in der Hitze des Streits seinen Stab gegen Themistokles erhoben, worauf dieser ruhig gesagt habe: „Schlag' immer zu, aber höre mich nur an!" Der athenische Anführer setzte seine Meinung zuletzt vermittelst der Drohung durch, daß die Athener, deren Schiffe fast die Hälfte der ganzen Flotte ausmachten, diese verlassen, zur Gründung einer neuen Niederlassung in eine ferne Gegend segeln, und so die übrigen Griechen dem Untergang durch die Perser preisgeben würden, wenn man sich nicht zu einer bei Salamis zu liefernden Schlacht entschließen würde.

Auch bei den Persern, deren Flotte von Artemisium aus auf demselben Wege wie die der Griechen weiter gesegelt war, und jetzt in der Nähe von Athen vor Anker lag, herrschte eine Verschiedenheit der Ansichten; aber bei ihnen trug die bessere Meinung nicht den Sieg davon. In einem von Xerxes gehaltenen Kriegsrath machte Artemisia, die Wittwe des den Persern unterworfenen Beherrschers von Halikarnassus, welche ihrem Gemahl in der Regierung nachgefolgt war, sowohl auf die gänzliche Zwecklosigkeit einer Schlacht überhaupt, als auch auf die große damit verbundene Gefahr für die Perser aufmerksam; allein man schenkte ihren Vorstellungen kein Gehör, und entschied sich dahin, daß bei Salamis eine Schlacht geliefert werden solle. Ungeachtet auf diese Weise von beiden Seiten ein entscheidender Kampf beschlossen war, wäre es vielleicht dessen ungeachtet nicht dazu gekommen, wenn nicht eine List des Themistokles die Ausführung beschleunigt hätte. Es waren nämlich nicht wenige unter den Anführern der Griechen gegen den gefaßten Beschluß eingenommen, und Themistokles mußte befürchten, daß, wenn nicht bald eine Schlacht geliefert würde, ein großer Theil der griechischen Schiffe sich von den übrigen trennen und nach Hause segeln würde. Um dies zu verhindern, schickte Themistokles insgeheim einen zuverlässigen Sklaven von persischer Abkunft an Xerxes, und ließ diesem unter der Maske der Verrätherei sagen, daß die Griechen aus Furcht und Uneinigkeit beschlossen hätten aus einander zu gehen, und daß, wenn er dieselben nicht bald angreife, die günstige Gelegenheit ihre ganze Flotte vernichten zu können für immer vorübergehen würde. Xerxes ließ sich täuschen, und traf sogleich die nöthigen Vorkehrungen, um am nächsten Tage die Griechen anzugreifen.

Auf diese Weise ward Ende September des Jahres 480 v. Chr. die berühmte Schlacht bei Salamis herbeigeführt. Die Perser rüsteten sich in der Nacht zum Angriff. Dies erfuhren die Griechen zuerst durch Aristides, welcher, obgleich von seinen Mitbürgern ungerechter Weise verbannt, doch von Aegina her unter Lebensgefahr mitten durch die feindlichen Schiffe hindurchfuhr, um das, was die Perser vorhatten, seinem Todfeinde Themistokles anzuzeigen und so, mit Beseitigung aller persönlichen Interessen und Parteiungen, im Augenblick der Noth seinem Vaterlande nach Kräften beizustehen. Mit Tagesanbruch begann die Schlacht, welcher Xerxes selbst und sein Heer von der attischen Küste her zuschauten. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gefochten; allein zuletzt siegten die Griechen, und die Verwirrung, welche in der persischen Flotte durch das Gedränge der zurückweichenden Schiffe der ersten Reihen entstand, steigerte das Unglück der Perser bis auf den höchsten Grad. Sie erlitten eine furchtbare Niederlage, bei weitem der größte Theil ihrer Flotte ward vernichtet, und unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände. Von der Königin Artemisia wird berichtet, daß sie in dieser Schlacht sich ebenso sehr durch Geistesgegenwart ausgezeichnet habe, wie im Kriegsrath durch ihre Einsicht. Als sie nämlich in der allgemeinen Verwirrung sich von einem atheniſchen Schiffe verfolgt sah, rettete sie sich dadurch, daß sie das ihr am nächsten fahrende Schiff, welches von einem gegen sie feindlich gesinnten persischen Vasallen commandirt war, in den Grund bohrte; der atheniſche Führer schloß daraus, daß ihr Schiff eins von denen sei, welche zu den Griechen übergegangen waren, und ließ von der Verfolgung desselben ab. Xerxes soll bei dem Anblick der listigen Selbstrettung der Artemisia ausgerufen haben: „Die Männer sind zu Weibern und die Weiber zu Männern geworden!“

Nach der Niederlage bei Salamis konnten die Perser, deren Flotte theils vernichtet, theils verjagt war, sich nicht länger auf griechischem Boden halten. Der Rest ihrer Schiffe entfloh nach dem Hellespont, und das Landheer zog schnell unter der Anführung des Königs nach Thessalien. Hier ließ Xerxes dreimalhunderttausend Mann unter Mardonius zurück, um den Angriff im nächsten Frühjahr zu erneuern; mit dem kleinen Reste eilte er selbst nach dem Helles-

pont. Unterwegs hatten seine Truppen, bei der Schnelligkeit des Marsches und dem Mangel an Magazinen, durch Hunger und Krankheiten so sehr zu leiden, daß sie oft von Gras und Baumrinden sich nähren mußten, und daß die meisten von ihnen starben. Der Geschichtschreiber Herodot erzählt, daß Themistokles nach der Schlacht bei Salamis im Kriegsrathe der Griechen anfangs darauf gedrungen habe, den Sieg sogleich zu benutzen, mit der gesammten Flotte den Persern zuvorzukommen, und sich des Übergangs über den Hellespont zu bemächtigen. Als man darauf nicht einging, sandte, wie Herodot weiter berichtet, Themistokles einen vertrauten Sklaven an Xerxes mit der scheinbar wohlwollenden Anzeige, die Griechen hätten den Rest seiner Flotte verfolgen und die Brücken über den Hellespont abbrechen wollen, er aber habe sie davon abgehalten. Spätere Geschichtschreiber geben statt dessen die weniger wahrscheinliche Nachricht, daß Themistokles, um die Perser zum eiligen Rückzug aus Europa zu bewegen, dem Xerxes gemeldet habe, die Griechen wollten jene Brücken zerstören.

An demselben Tage, an welchem die Griechen bei Salamis die Macht übermüthiger Barbaren brachen, erfochten auch ihre Landsleute in Sicilien einen glänzenden Sieg, der dieselben aus einer gleich großen Gefahr errettete. Die Karthager nämlich hatten mit einer starken Flotte und einem ungeheuren Heere die griechischen Colonieen in Sicilien angegriffen; sie wurden aber von den verbündeten Griechen unter Gelo von Syrakus und Theron von Agrigent, am Tage der Schlacht bei Salamis, in der Nähe der Stadt Himera gänzlich geschlagen, und verloren Heer und Flotte.

Im griechischen Mutterlande wandte sich ein Theil der Flotte nach dem Siege bei Salamis gegen einige der Inseln, um sie durch Brandschatzungen für ihren Abfall zu bestrafen, und bei dieser Gelegenheit soll Themistokles, der den Oberbefehl hatte, sich selbst nicht wenig bereichert haben. Hierauf wurde durch Weihgeschenke und Opfer den Göttern für den errungenen Sieg gedankt, und von den Anführern über die unter den Griechen gebräuchlichen Ehrenbelohnungen berathen. Der erste Siegespreis konnte nicht ausgetheilt werden, da jeder ihn für sich selbst in Anspruch nahm; den zweiten aber erkannten die meisten Stimmen dem Themistokles zu. Als hierauf die Geschwader der einzelnen Staaten in ihre

Heimath zurückgekehrt waren, reiste Themistokles sogleich nach Sparta, weil er vermittelst der Ehrenbezeugungen, welche er dort von dem ersten griechischen Staate erhielt, sein eigenes Ansehen in Athen und in Griechenland überhaupt erhöhen wollte, und weil er wohl wußte, daß die Spartaner ihm bei seiner persönlichen Erscheinung dieselben nicht vorenthalten würden. Die Spartaner nahmen wirklich den Befreier Griechenlands auf eine sehr ehrenvolle Weise auf: sie ertheilten zwar ihrem eigenen Admiral den aus einem Olivenkranze bestehenden ersten Siegespreis, gewährten aber dem Themistokles die gleiche Ehre, indem sie unter dem Namen eines Preises des Feldherrn-Talentes und der Kriegsgewandtheit ihm denselben Kranz überreichten. Außerdem machten sie ihm einen Wagen zum Geschenk, und bei seiner Abreise geleitete die aus dreihundert Rittern bestehende Leibwache der Könige ihn bis zur Landesgrenze, eine Ehre, die bis dahin in Lakonien noch niemals einem Menschen erwiesen worden war.

Im Frühling des nächsten Jahres (479 v. Chr.) begann der Krieg von neuem. Die persische Flotte, welche während des Winters wieder hergestellt worden war, ging bei der Insel Samos vor Anker, nicht um am Kriege Antheil zu nehmen, sondern um durch ihre Gegenwart in den östlichen Gewässern die Inseln und die kleinasiatischen Griechen in Gehorsam zu erhalten. Mardonius aber, der Anführer des in Thessalien zurückgebliebenen Landheeres, beschloß, die Athener für sich zu gewinnen, und sandte deswegen vor der Eröffnung des Feldzugs den König Alexander I. von Macedonien, einen persischen Vasallen, an die Athener, welche bald nach der Schlacht bei Salamis in ihre Stadt zurückgekehrt waren. Dieser Fürst, dessen Familie von Alters her mit dem athenischen Staat in dem Verhältniß der sogenannten Gastfreundschaft stand, sollte den Athenern ein Bündniß mit dem persischen Könige antragen, und ihnen, damit sie darauf eingingen, eine vollständige Entschädigung für die von ihnen seither erlittenen Verluste, sowie die beliebige Vergrößerung ihres Landes und die Erhaltung ihrer vollkommenen Selbstständigkeit versprechen. Die Athener gaben aus Klugheit dem macedonischen König zum officiellen Vortrag seiner Botschaft nicht eher Audienz in der Volksversammlung, als bis spartanische Gesandten erschienen waren, die derselben beiwohnen

konnten. Hier wurde nach kurzer Berathung seine Aufforderung mit der Erklärung zurückgewiesen, daß, so lange die Sonne ihren gewohnten Lauf nähme, Athen sich nie mit den Persern befreunden werde, sondern im Vertrauen auf den Beistand seiner Götter, deren Tempel und Statuen Xerxes zerstört habe, zur Vertheidigung gegen die persische Macht entschlossen sei, und daß der König Alexander, wenn er die Athener zu Freunden behalten wolle, ihnen nie mehr ein solches Anerbieten machen solle.

Nach Alexander's Rückkehr brach Mardonius mit seinem Heere auf, und rückte, ohne irgendwo Widerstand zu finden, bis in das Land Attika vor. Die Spartaner benahmen sich elend; sie hörten auf die Bitten der Athener nicht, wollten nur den Zugang zum Peloponnes vertheidigen, und gaben Athen den Persern preis. Die Athener wurden dadurch genöthigt, ihre Stadt zum zweiten Male zu verlassen und mit Hab und Gut nach Salamis zu flüchten; doch hatten sie jetzt wenigstens nichts auf dieser Insel zu befürchten, da kein persisches Schiff sich auf der europäischen Seite des Archipelagus befand. Von der menschenleeren Stadt Athen aus schickte Mardonius einen Gesandten nach Salamis, um zu versuchen, ob die von ihren Verbündeten treulos verlassenen Athener vielleicht jetzt zu dem persischen Bündnisse sich bewegen lassen würden. Sein Gesandter wurde aber gar nicht in die Volksversammlung zugelassen, sondern nur von dem Rath der Fünfhundert angehört, und von diesem sogleich unverrichteter Sache zurückgeschickt. Einer der Senatoren, Lykidas, hatte bei der Berathung den Antrag gestellt, das Anerbieten der Perser anzunehmen und zur weiteren Beschlußnahme vor die Volksversammlung zu bringen; darüber waren aber seine Mitbürger so ergrimmt, daß man sogleich über ihn herfiel, und ihn zu Tode steinigte. Ja, Herodot erzählt sogar, athenische Weiber wären auf die Nachricht davon in Lykidas Haus eingebrochen, und hätten auch dessen Frau und Kinder getödtet.

In Sparta, wohin die Athener, Platäer und Megareer Gesandte geschickt hatten, wollten die Ephoren, welche damals bereits die größte Macht besaßen, von einem Kampfe außerhalb der Halbinsel durchaus nichts wissen; endlich aber gelang es Pausanias I., welcher als Vormund des minderjährigen Sohnes des Leonidas regierte, ihren Einfluß zu beseitigen und die Gewährung der von

den Athenern verlangten Hülfe durchzusetzen. Er marschirte mit fünftausend Spartanern, von welchen jeder sieben leichtbewaffnete Heloten bei sich hatte, und zu denen später noch fünftausend Periöken mit je einem solchen Heloten kamen, nach Mittelgriechenland ab. Die Todfeinde der Spartaner, die Argiver, verfehlten nicht, Mardonius davon sogleich zu benachrichtigen, und dieser zog nun, nachdem er Attika verwüstet und Athen völlig zerstört hatte, nach Böotien. Als das spartanische Heer, dem sich auch die übrigen Peloponnesier angeschlossen hatten, in Mittelgriechenland angekommen war, vereinigten sich mit ihm außer den Truppen der Megareer, Platäer, Aegineten und anderer Völkerschaften auch achttausend Athener. Diese standen unter dem Befehle des Aristides, welcher nach seinem ruhmvollen Benehmen bei Salamis wieder nach Athen zurückgerufen worden war. In Böotien angekommen, lagerten sich die Griechen, über welche Pausanias den Oberbefehl führte, den Persern gegenüber, und nach einigen kleineren Gefechten kam es endlich, im September des Jahres 479 v. Chr., zu der entscheidenden Schlacht bei Platää. Kurz vor derselben war unter den Griechen ein Zwist ausgebrochen, der ihnen leicht hätte Schaden bringen können, den aber Aristides durch sein wackeres Benehmen bald beseitigte. In den Schlachten der Griechen nämlich galt der rechte Flügel für den ersten und der linke für den zweiten Ehrenposten. Jener war von jeher stets den Spartanern eingeräumt worden, um diesen aber entstand jetzt ein Streit zwischen den Bürgern der arkadischen Stadt Tegea, welche im peloponnesischen Bundesheer diesen Posten seither immer eingenommen hatten, und den Athenern, als der mächtigsten und angesehensten griechischen Völkerschaft nächst den Spartanern. Die Tegeaten suchten ihre Ansprüche durch eine ausführliche Darstellung der glänzenden Thaten ihrer Vorfahren zu begründen; der edle Aristides trug aber, durch den Ausdruck der würdigsten und ehrenhaftesten Gesinnung, den Sieg über sie davon. „Wir sind, sprach er im Namen der Athener, nicht hierher gekommen, um Reden zu halten, sondern um das Heer der Barbaren zu besiegen. Auch wir Athener könnten, wie die Arkadier, uns großer Thaten der Vorzeit rühmen; allein es kommt nicht darauf an, was wir einst waren, sondern was wir jetzt sind, und da können wir uns sowohl auf andere

rühmliche Thaten, als auch namentlich auf die Schlacht bei Marathon beziehen, in welcher wir allein ein aus sechsundvierzig Völkerschaften zusammengesetztes Heer besiegt haben. Doch, es geziemt sich im gegenwärtigen Augenblicke nicht, über den Vorrang mit Andern zu streiten. Entscheidet hierüber nach Gutdünken, Lacedämonier, und stellt uns hin, wo ihr wollt! Wir werden eurem Gebote gehorchen, und auf jeder Stelle, die ihr uns geben werdet, uns als tapfere Männer erweisen!" Nach dieser Erklärung sprach das Heer der Spartaner den Athenern einstimmig den Ehrenposten des linken Flügels zu.

Nachdem die Griechen und die Perser zehn Tage lang unthätig einander gegenüber gelegen hatten, beschloß endlich Mardonius, am elften die Griechen anzugreifen und eine entscheidende Schlacht zu liefern. In der Nacht vor diesem Tage verließ der macedonische König Alexander, welcher zu der Sache der Perser kein Vertrauen mehr hatte, insgeheim das persische Lager, ritt zu den griechischen Vorposten, und zeigte den Griechen den Beschluß ihres Feindes an, indem er sie zugleich darauf aufmerksam machte, daß die Perser an Lebensmitteln Mangel litten, und deswegen, wenn aus irgend einem Grunde der von ihnen beabsichtigte Kampf unterbliebe, ihr befestigtes Lager bald verlassen müßten. Als Mardonius am folgenden Morgen die Griechen angreifen wollte, sah er zu seinem Erstaunen, daß dieselben gerüstet waren und ihre gewöhnliche Schlachtordnung geändert hatten; denn auf den Vorschlag des Pausanias hatten die Spartaner ihre Stelle mit der der Athener vertauscht, weil im Heere der Feinde die eigentlichen Perser sich dem rechten Flügel der Griechen gegenüber gestellt hatten, und die Athener mit der Kampfart derselben bekannt waren, die Spartaner dagegen nicht. Mardonius änderte nun ebenfalls seine Schlachtordnung, und zwang dadurch die Spartaner und Athener, in ihre vorige Stellung zurückzukehren. Auch ließ er die Griechen nur durch seine Reiterei angreifen. Diese errang einige Vortheile, und es gelang derselben außerdem, den Griechen ihre einzige Wasserquelle und eine auf dem Wege zu ihnen begriffene Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Dadurch wurden die Griechen gezwungen, ihre Stellung zu verlassen; sie brachen in tiefer Nacht auf, geriethen aber auf ihrem Marsche theilweise in Unordnung. Mardonius hielt den Abzug

der Griechen für Flucht, und ließ deshalb mit Tagesanbruch sein Fußvolk ausrücken, um sie zu verfolgen; dadurch wurde endlich die Schlacht herbeigeführt. Die Gesammtzahl der an derselben theilnehmenden Griechen betrug hundertundzehntausend Mann, unter welchen sich achtunddreißigtausend Schwerbewaffnete befanden; die der Perser war mehr als dreimal stärker, aber Mardonius hatte in seinem Heere viele griechischen Truppen, wie die Thebaner und Phokier, denen er größtentheils nicht trauen konnte, und unter welchen nicht wenige nur gezwungen ihm gefolgt waren. Die Hauptschuld des für ihn unglücklichen Ausgangs der Schlacht trug er selbst, weil er nicht verstand, von seiner Reiterei angemessenen Gebrauch gegen einen Feind zu machen, welcher selbst keine hatte. Die Perser wurden gänzlich geschlagen, und Mardonius selbst kam im Kampfe ums Leben. Vierzigtausend Mann verließen unter der Anführung des Artabazus noch zu rechter Zeit das Schlachtfeld, und retteten sich nach dem Hellespont. Das übrige Heer floh in das befestigte Lager zurück, wurde aber, als dieses erstürmt war, bis auf einige tausend Mann niedergemetzelt. Von den Griechen blieben nach dem einen Berichte eintausenddreihundertundsechszig, nach einem andern aber mehr als zehntausend Mann.

Die Sieger machten eine unermeßliche Beute an Geld, goldenen und silbernen Geräthen und anderen Kostbarkeiten. Von dieser wurde zuerst, nach einer alten griechischen Sitte, der zehnte Theil abgesondert, um zu Weihgeschenken für die Götter, besonders für den delphischen Apollo und den Jupiter zu Olympia, verwendet zu werden. Von dem Reste wurde ein Zehntel dem Pausanius als Oberanführer gegeben, das Übrige aber unter die Theilnehmer des Sieges vertheilt. Hierauf bestattete man auf feierliche Weise die Todten. Unter den gefallenen Griechen befand sich auch jener Aristodemus, der bei Thermopylä dem Tode entgangen war, und deshalb seine Ehre verloren hatte. Seine Mitbürger erkannten an, daß er von allen Spartanern am tapfersten gefochten habe; aber dessen ungeachtet wurden in Bezug auf die besondere Ehre, welche man dem Andenken der muthigsten Streiter zu erweisen pflegte, drei andere Spartaner ihm vorgezogen; denn man war der Meinung, daß er nur deshalb so tapfer gefochten habe, weil er, der Beschimpfung müde, den Tod gesucht hätte. Nachdem man die

Pflicht gegen die Gebliebenen erfüllt hatte, wurde unter den griechischen Heerführern berathen, welchem ihrer Völker der Preis der größten Tapferkeit gebühre. Auf diesen machten zugleich die Athener und die Spartaner Anspruch, und es entstand darüber zwischen Beiden ein bedenklicher Zwist; endlich half man sich damit, daß man ihn keinem von beiden Völkern, sondern den Platäern ertheilte.

Das siegende Heer der Griechen zog von Platää gerades Weges gegen Theben, um diese Stadt, welche sich den Persern besonders gewogen gezeigt hatte, zu bestrafen. Theben lieferte, nachdem es einige Wochen hindurch belagert worden war, die Häupter der persisch gesinnten Partei aus, und diese wurden von Pausanias mit fortgeschleppt, und in Korinth mit dem Tode bestraft.

An demselben Tage, an welchem Pausanias bei Platää das persische Heer vernichtete, erfocht auch die griechische Flotte einen glänzenden Sieg. Diese ward von dem spartanischen König Leotychides befehligt; an der Spitze des atheniſchen Theils derselben aber stand der bereits früher als Gegner des Miltiades erwähnte Xantippus. Leotychides hatte von Delos aus, wo seine Flotte den ganzen Sommer über vor Anker lag, geheime Unterhandlungen mit den ionischen Griechen in Kleinasien gepflogen; zur Herbstzeit segelte er endlich nach Samos ab, um, im Einverständniß mit den Bewohnern dieser Insel, die daselbst liegende Flotte der Perser anzugreifen. Auf die Nachricht von dem Vorhaben der Griechen verließ der persische Admiral sogleich Samos, und fuhr mit seinen Schiffen nach dem benachbarten Vorgebirg Mykale an der ionischen Küste, wo ein Landheer von sechszigtausend Mann zur Bewachung der Jonier stand. Er ließ seine Schiffe, nach dem bei den Alten im Beginne des Winters üblichen Gebrauch, auf das Land ziehen, und verschanzte sich hinter ein Pfahlwerk, das er um die Flotte herum errichten ließ. Vor der Abfahrt von Samos hatte er, nachdem er für dieses Jahr den Seekampf aufgegeben hatte, die phönicischen Schiffe, welche den besten Theil seiner Flotte ausmachten, nach Hause entlassen. Dies bestimmte die Griechen bei ihrer Ankunft in Samos, die feindliche Flotte bei Mykale anzugreifen; als sie aber sahen, daß die Perser das Meer ganz und gar geräumt hatten, beschlossen sie einen Kampf zu Lande zu ver-

suchen. Sie verließen also ihre Schiffe, und griffen die Verschanzungen der Perser an, deren ionische Truppen mit ihren Landsleuten im geheimen Bunde standen, und alsbald zu ihnen übergingen. Beim Beginn der Schlacht verbreitete sich unter den Griechen, wie es heißt auf Veranlassung des Leotychides, das ermuthigende Gerücht von einem großen Siege, den ihre Landsleute in der Heimath über Mardonius erfochten hätten. Die Perser, obgleich sie tapfer kämpften, wurden gänzlich geschlagen und größtentheils getödtet; das Lager und die Flotte derselben fielen in die Hände der Sieger, und wurden von ihnen verbrannt.

Die Verdrängung der Perser aus dem Archipelagus und die Unmöglichkeit derselben, ihre Herrschaft über die kleinasiatischen Griechen vollständig zu behaupten, waren die wichtigsten Folgen des Sieges bei Mykale. Die Samier, Chier und andere Inselbewohner wurden sogleich in den Bund der Griechen aufgenommen, und die Griechen des festen Landes warteten nur auf die Wiedererscheinung der jetzt nach Hause zurückkehrenden Flotte ihrer Landsleute, um die Perser zu vertreiben. Alle Gefahren von Seiten des persischen Reichs waren für das europäische Griechenland jetzt verschwunden; und deshalb sehen auch die Schriftsteller des griechischen Alterthums den persischen oder, wie er ebenfalls genannt wird, medischen Krieg mit der Schlacht bei Mykale als beendigt an. Die nachfolgenden Kämpfe mit den Persern hatten nicht mehr die Befreiung Griechenlands, sondern die Erweiterung seiner Macht zum Zweck, und durch sie wurden die Perser in ihrem eigenen Reiche bedroht.

5. Geschichte der Griechen von der Schlacht bei Platää an bis zu Cimon's Tod.

Durch den siegreichen Ausgang des Krieges, den die Griechen zur Vertheidigung ihres Vaterlandes geführt hatten, wurde ihre Schifffahrt gegen die persische Seemacht gesichert und ein großer Theil der an den nördlichen und östlichen Küsten des Archipelagus gelegenen griechischen Handelsstädte der Herrschaft der Perser entrissen. Dies kam am meisten den Athenern zu Statten, welche im Verlauf jenes Krieges das erste Seevolk der Griechen geworden waren. Sie konnten jetzt mit leichter Mühe zur Seeherrschaft und zur Hegemonie in Griechenland gelangen. Um jedoch dieses Ziel

zu erreichen, war ihnen durchaus ein geräumiger und sicherer Hafen und die Befestigung ihrer Stadt nöthig; denn seither war Athen als schwach befestigte Stadt in jedem Kriege mit dem Untergang bedroht, und der kleine Hafen Phalerum, dessen sich die Athener bis jetzt allein bedient hatten, war sehr seicht und nicht hinlänglich gegen die Winde gedeckt. Themistokles, dessen Scharfblick und Klugheit den Grund zu der damaligen Macht Athen's gelegt hatte, verhalf seinen Mitbürgern auch zum besten Hafen von ganz Griechenland und zur Befestigung ihrer Stadt.

Themistokles hatte im letzten Jahr des Perser-Krieges kein Commando erhalten, sondern seine Gegner Aristides und Xanthippus hatten Heer und Flotte angeführt: entweder weil seine ausgezeichneten Verdienste die Eifersucht des Volks erweckt hatten, oder weil das Mißfallen, welches die ihm in Sparta erwiesenen Ehrenbezeugungen zu Athen erregt hatten, von seinen Feinden geschickt benutzt worden war. Bald nach der Schlacht bei Platää war er wieder der erste Mann in Athen, und leitete durch sein großes Talent alle Beschlüsse der Volksversammlung. Die Stadt lag in Trümmern, als die Athener von Salamis dahin zurückkehrten. Themistokles bewirkte sogleich den Volksbeschluß, daß dieselbe durch eine starke und dauerhafte Mauer befestigt werden sollte, und daß alle Bürger sich einstweilen mit den zerstörten Resten ihrer Wohnungen behelfen, und die Wiederherstellung derselben so lange unterlassen sollten, bis die Festungswerke vollendet wären; denn Themistokles sah voraus, daß die Befestigung Athen's von Seiten der auf die Erhaltung ihrer Oberherrschaft eifersüchtigen Spartaner, sowie der andern griechischen Staaten Widerspruch erleiden würde. Wirklich war auch der Bau der Mauern kaum begonnen worden, als die Aegineten Gesandte nach Sparta schickten, um dieses Unternehmen zu hintertreiben. Die Spartaner ließen hierauf durch eine Gesandtschaft den Athenern sogleich erklären, daß man die Befestigung einer außerhalb des Peloponnes gelegenen Stadt im Interesse des gesammten griechischen Volks nicht zugeben könne, weil man einem in Griechenland einfallenden Feinde keinen Platz bieten dürfe, wo er sich festsetzen könne; der Peloponnes allein sei die natürliche Festung von Griechenland, in diese könnten die übrigen Griechen sich nöthigenfalls zurückziehen.

Die Athener wären, wenn Sparta und seine Bundesgenossen dieses Verlangen mit den Waffen hätten unterstützen wollen, durchaus nicht im Stande gewesen, sich demselben mit Erfolg zu widersetzen; sie mußten daher ihren Zweck durch eine hinhaltende und täuschende Politik zu erreichen suchen. Dazu war niemand geschickter als Themistokles; die Athener folgten daher auch ganz seinem Rathe, und überließen ihm die Leitung der Sache. Sie ertheilten den Gesandten des spartanischen Senats die Antwort, daß sie nichts unternehmen würden, was dem allgemeinen Interesse von Griechenland widerstreite, und daß sie zur weiteren Verhandlung eine Gesandtschaft nach Sparta schicken wollten. Themistokles, Aristides und Abronychus wurden zu dieser Gesandtschaft ausersehen. Der erstere reiste, nachdem er mit seinen beiden Collegen den ganzen Plan verabredet hatte, sogleich nach Sparta ab, während man in Athen alle Kräfte anstrengte, um die Befestigung der Stadt so schnell als möglich zu vollenden. Die gesammte Bürgerschaft ohne Unterschied der Stände, ja selbst Weiber und Kinder legten Hand an, und um in der kürzesten Zeit fertig zu werden, verwendete man sogar die Steine von den Grabmälern sowie Bildwerke der Tempel als Baumaterial. Themistokles machte, als er in Sparta angekommen war, weder seine officiellen Besuche, noch meldete er sich bei dem Senat als Gesandter, und gab, so oft er darüber befragt wurde, stets die Antwort, er müsse zuvor die Ankunft seiner Mitgesandten abwarten, und könne gar nicht begreifen, warum dieselben so lange ausblieben. Man erhielt jedoch in Sparta natürlich Nachricht von dem, was in Athen vorging. Themistokles wurde darüber zur Rede gestellt, half sich aber damit, daß er Alles für Unwahrheit oder Übertreibung erklärte. Als er zuletzt die spartanischen Behörden nicht länger hinhalten konnte, sagte er, man solle in einer Staatsangelegenheit doch nicht nach Privatnachrichten urtheilen, sondern durch die Absendung von Staatsbeamten sich von der wirklichen Beschaffenheit der Sache überzeugen. Dies geschah. In Athen, von wo jetzt endlich die Collegen des Themistokles nach Sparta abreisten, hielt man die spartanischen Gesandten unter allen möglichen Vorwänden hin, und war entschlossen, sie nöthigenfalls mit Gewalt festzuhalten, bis Themistokles, Aristides und Abronychus wieder nach Hause zurück-

gekommen wären; denn man mußte bei einer so hinterlistigen Politik sich gegen den Fall sicher stellen, daß die Spartaner die Gesandten Athen's nicht wieder entlassen und an ihre Freigebung Bedingungen knüpfen würden.

Durch seine beiden Collegen erhielt endlich Themistokles die Anzeige, daß die Mauern der Stadt die nöthige Höhe hätten, um zu einer Vertheidigung ausreichen zu können. Jetzt warf er die Maske ab. Er erklärte dem spartanischen Senat, die Athener, deren Stadt jetzt gegen feindliche Angriffe hinlänglich gesichert sei, wüßten selbst zu beurtheilen, was sowohl ihnen als auch dem gesammten griechischen Volke nützlich sei, nach ihrer Meinung wäre die Befestigung von Athen auch in letzterer Beziehung durchaus nöthig gewesen; außerdem müßten aber bei einer Verbindung mehrerer Staaten diese durchaus entweder alle den gleichen Schutz ihrer Selbstständigkeit haben, oder insgesammt demselben entsagen. Der spartanische Senat war zwar in seinen Absichten betrogen, konnte aber doch gegen die Athener jetzt nichts mehr unternehmen. Er entließ also die athenischen Gesandten, und auch die spartanischen kehrten jetzt nach Hause zurück.

Das Nächste, was Themistokles that, um Athen zu heben, war, daß er der Stadt einen neuen Hafen gab und diesen befestigte. Er hatte dazu eine im Westen des Hafens Phalerum gelegene und zwei Stunden von Athen entfernte Bucht ausersehen, welche der Piräus hieß. Diese Bucht, welche drei Häfen bildete und eine ziemliche Zahl Schiffe fassen konnte, war auf Themistokles Antrag schon vor dem dritten Perser-Kriege besser eingerichtet worden; jetzt aber bewirkte er, daß dieselbe auf der Landseite ringsum mit einer sehr starken Mauer umgeben wurde. Diese ward mit der größten Rücksicht auf Dauerhaftigkeit und Festigkeit gebaut, und war schon im zweiten Jahr nach der Schlacht bei Platää vollendet. Auch hierbei hatte Themistokles die Schlauheit der Spartaner zu täuschen und ihr Mistrauen zu beschwichtigen gewußt.

Unterdessen war die verbündete Flotte der Griechen, unter Pausanias Anführung, mit der Befreiung der griechischen Städte am Hellespont und der noch von den Persern besetzten Inseln beschäftigt. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Stadt Byzanz das heutige Konstantinopel, angegriffen, und nach einer langen

Belagerung durch Sturm erobert. Hier geriethen sehr viele Perser von hohem Rang in die Gefangenschaft der Sieger: ein Umstand, welcher zufälliger Weise nicht wenig zur Entwickelung der athenischen Oberherrschaft beitrug. Der König Pausanias nämlich, ein stolzer und herrschsüchtiger Mann, war vom Glücke geblendet worden, und hatte eine Bahn betreten, welche ihn ins Verderben führte. Er hatte bei Platää den glänzendsten Sieg erfochten, welchen, wie Herodot sich ausdrückt, die Griechen kannten, und durch den ihm bei dieser Gelegenheit zugefallenen Antheil an der Beute hatte er einen Reichthum erlangt, der für einen Spartaner allzu groß war. Die glücklichen Unternehmungen, welche er hierauf an der Spitze der griechischen Flotte machte, steigerten seinen Uebermuth, und vermehrten durch reiche Beute seine Schätze. Von dieser Zeit an strebte er nicht allein nach dem bleibenden Besitz der spartanischen Königsmacht, die ihm als Vormund seines jungen Vetters nur auf bestimmte Zeit übertragen war, sondern er wollte auch unumschränkt und über ein größeres Gebiet herrschen. Seinem Sinne entsprach die willkürliche Gewalt, welche die blos von einem einzigen Manne und auch von diesem im Grunde nur der Form nach abhängigen persischen Satrapen besaßen, weit mehr, als die Regierung eines spartanischen Königs, dessen Bestrebungen und Handlungen von Senat und Ephoren stets mit eifersüchtigen Augen überwacht wurden. Ebenso missiel ihm die einfache und einförmige Lebensweise, zu der Lykurg's Gesetze den Spartaner verdammten, im Vergleich mit der Pracht und Schwelgerei, in welcher die persischen Großen auf Kosten ihrer Unterthanen lebten. Er beschloß also durch Verrätherei zugleich seinen Stolz und seine Herrschsucht zu befriedigen. In Byzanz erhielt er eine gute Gelegenheit, dies ins Werk zu setzen. Er fand hier nämlich unter den Gefangenen viele Perser aus den vornehmsten Geschlechtern, und kam zu gleicher Zeit mit einem Griechen, dem Eretrier Gongylus, in Verkehr, welcher zur Zeit des Darius ebenfalls sein Vaterland verrathen hatte, und dafür mit dem Besitz von vier einträglichen äolischen Städten belohnt worden war. Mit diesem entwarf er seinen Plan. Er übergab ihm den Oberbefehl in Byzanz und die Bewachung jener Gefangenen. Gongylus ließ der genommenen Abrede gemäß bald darauf die Letzteren entfliehen, und überbrachte dem Perser-

König ein Schreiben des Pausanias, in welchem dieser die Befreiung der vornehmsten Gefangenen als sein Werk anzeigte, sich um die Hand einer Tochter des Xerxes bewarb, und seine Hülfe zur Unterwerfung Griechenlands anbot. Der persische König nahm sein Anerbieten bereitwillig an, und ernannte sogleich einen für solche Angelegenheiten besonders geeigneten Mann, Artabazus, zum Statthalter von Phrygien, um mit Pausanias das Weitere zu verabreden.

Pausanias überließ sich jetzt ganz seinem übermüthigen Sinne, und verfuhr ganz so, als wenn er bereits das Ziel seiner verrätherischen Pläne erreicht hätte. Er umgab sich mit persischer Pracht, schwelgte in asiatischer Weise, legte die Kleidung der Satrapen an, und bildete sich aus einem Theile der Gefangenen eine Art von Leibwache; ja, er behandelte sogar die ihm untergebenen griechischen Truppen mit tyrannischem Stolze und übertriebener Strenge. Dies hatte sehr bald die natürliche Folge, daß die griechischen Bundestruppen ihm den Gehorsam aufkündigten. Die Peloponnesier segelten nach ihrer Heimath zurück, die andern Griechen aber übertrugen das Commando der gesammten Flotte den Befehlshabern der athenischen Schiffe, Aristides und Cimon, deren Milde und Gerechtigkeit dem Charakter und Benehmen des Pausanias ganz entgegengesetzt waren. Athen verdankte diesen wichtigen und folgereichen Schritt der Bundesgenossen am meisten dem Aristides, welcher durch seine Rechtlichkeit in ganz Griechenland, besonders aber in Aegina, der ersten dorischen Seemacht, sich das größte Vertrauen erworben hatte. Die spartanische Regierung rief zwar Pausanias schnell nach Sparta zurück, und setzte einen andern Admiral an seine Stelle; allein fast alle Bundesgenossen erkannten diesen nicht als Oberbefehlshaber an. Die Spartaner waren hierauf klug genug, ihre Schiffe nach Hause zurückzurufen, und einen Oberbefehl freiwillig aufzugeben, der bei der verhältnißmäßig geringen Zahl ihrer Schiffe doch nicht zu behaupten war, und vielleicht auch ihnen selbst für die Erhaltung ihrer Stellung in Griechenland nicht so wichtig schien, als er wirklich war. Auf diese Weise ging im Jahre 447 v. Chr. die Hegemonie zur See von Sparta auf Athen über, und bald erhielten die Athener auch zu Lande das Uebergewicht über die Spartaner.

Pausanias wurde in Sparta zwar vor Gericht gestellt, entging aber durch seinen Einfluß der Strafe. Seine herrschsüchtigen Pläne gab er nicht auf, sondern er beschloß vielmehr die Verbindung mit den Persern zu unterhalten, mit ihrer Hülfe das spartanische Ephorat aufzuheben, und sich eine unumschränkte Königsgewalt zu verschaffen. Zu diesem Behufe kehrte er als Privatmann nach Byzanz zurück, und setzte von hier aus seine Unterhandlungen fort. Er that dies aber auf eine so unvorsichtige Weise, daß seine Absichten bald offenbar wurden. Die Spartaner schickten ihm hierauf durch einen Staatsboten den Befehl zu, sogleich nach Sparta zurückzukehren. Pausanias gehorchte im Vertrauen auf seine Schätze und auf die Bestechlichkeit der leitenden Männer seiner Vaterstadt; denn die Spartaner hatten sich von dem Geiste der Lykurgischen Gesetzgebung schon so weit entfernt, daß er auf die Wirksamkeit dieses Mittels mit Zuversicht rechnen konnte. Bestechlichkeit war damals bei den ersten Männern des spartanischen Staates nicht selten, und kurz vorher hatte unter Andern auch König Leotychides, der Sieger von Mykale, wegen dieses Vergehens aus Lakonien entfliehen müssen. Pausanias wurde zwar unmittelbar nach seiner Ankunft in Sparta verhaftet, erlangte aber alsbald seine Freiheit wieder, und blieb auch diesmal unbestraft. Er setzte seinen Briefwechsel mit Artabazus von Sparta aus fort, und bearbeitete zu gleicher Zeit die Heloten, um mit ihrer Hülfe die bestehende Regierung zu stürzen. Auch dies blieb nicht verborgen, allein nach Lykurgischem Rechte hatte kein Zeugniß eines Unfreien gegen einen Spartaner Gültigkeit. Endlich fing der Verräther sich in seinen eigenen Schlingen. Artabazus ließ nämlich dem Wunsche des Pausanias gemäß alle Überbringer von Briefen desselben tödten; endlich schöpfte aber ein mit einem Schreiben abgeschickter Helote aus dem Umstand, daß keiner seiner Vorgänger wieder zurückgekommen war, Verdacht, und erbrach den ihm anvertrauten Brief. Er fand am Schlusse desselben die Aufforderung, den Überbringer wie gewöhnlich zu tödten, und übergab das Schreiben den Ephoren. Diese veranlaßten denselben, sich in einen Tempel zu flüchten, und trugen Sorge, daß Pausanias davon Nachricht erhielt. Der Verräther eilte sogleich dahin, und stellte seinen Diener zur Rede; er wurde aber dabei von einigen in der Nähe versteckten Ephoren belauscht, die nun

aus dem von ihnen angehörten Gespräche den sicheren Beweis der Verrätherei erhielten. Pausanias sollte hierauf verhaftet werden, ward aber von einem ihm befreundeten Ephoren gewarnt, und floh in einen Tempel. Aus diesem als einem geheiligten Asyl durfte man ihn nicht gewaltsamer Weise herausreißen; man ummauerte aber den Tempel, um den Verräther durch Hunger zum Verlassen des Ortes zu zwingen. Pausanias verließ seine Zufluchtsstätte nicht, wurde aber, als er dem Hungertode nahe war, aus dem Tempel getragen, damit dieser nicht durch eine Leiche entweiht werde, und starb wenige Augenblicke nachher (469 v. Chr.).

In das Schicksal des Pausanias wurde auch Themistokles verwickelt, dessen Vaterstadt einige Jahre vorher eine große Veränderung in ihrer Verwaltung erlitten hatte. Aristides war der einflußreichste Mann von Athen geworden, und hatte sein Ansehen durch eine sehr folgenreiche Maßregel, die er beantragte und durchsetzte, zu befestigen gewußt. Um nämlich die Tapferkeit, welche auch die unteren Klassen im Perser-Kriege gezeigt hatten, zu belohnen, namentlich aber um die Zahl der Steuerpflichtigen zu vermehren, ließ Aristides durch die Volksversammlung das Gesetz geben, daß alle vier Klassen des Volks gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben sollten. Dadurch wurden die seither steuerfreien Thetes oder die Bürger der vierten Klasse zur Theilnahme an den Abgaben gezogen, zu gleicher Zeit erhielten dieselben aber auch das Recht der Ämter-Verwaltung, und begannen von jetzt an in alle Stellen sich einzudrängen und in den verschiedenen Collegien den Ton anzugeben. Athen ward durch diesen wichtigen Schritt in seiner politischen Entwickelung ganz demokratisch, und es bildete sich damals eine entschiedene Trennung der Parteien, ein Kampf, welchem Athen seine herrlichsten Talente, seine schönsten Zierden, seine größten Redner und Staatsmänner verdankt. Aristides blieb bis zu seinem Tode der Mann des Volks; Themistokles aber ward, obgleich er Athen gerettet und mehr als irgend jemand vor ihm emporgehoben hatte, ein Opfer der großen demokratischen Eifersucht seiner Mitbürger: er sank in demselben Grade, in welchem des Aristides Ansehen stieg, und erlag zuletzt den vereinten Anstrengungen seiner Gegner. Er wurde durch den Ostracismus aus Athen vertrieben (471 v. Chr.), und zog sich nach der Stadt Argos zu-

rück. Auch in der Verbannung verfolgte ihn die Eiferſucht ſeiner Feinde, ſowie der Haß der Spartaner. Von den Letzteren wurde er nach dem Tode des Pauſanias in Athen angeklagt, daß er, wie aus der gegen dieſen angeſtellten Unterſuchung hervorgehe, mit Pauſanias im geheimen Einverſtändniſſe geweſen ſei. Ob dieſe Anklage gegründet war oder nicht, iſt ungewiß; genug, ſie wurde gegen ihn erhoben, und Themiſtokles Gegner in Athen benutzten dieſelbe, um ihn völlig zu vernichten. Man gab der Forderung der Spartaner nach, daß er verhaftet und als Verräther an dem geſammten Griechenland vor das Gericht der Amphiktyonen geſtellt werden ſolle.

Auf die Nachricht davon entfloh Themiſtokles nach Korcyra und von da nach Epirus zu dem moloſſiſchen König Admetus. Dieſer gewährte ihm Aufnahme und Schutz, obgleich er ſeit längerer Zeit ſein Feind war. Themiſtokles war in ſeine Reſidenz gekommen, als Admet gerade verreiſt war, hatte ſich der Fürſprache der Königin verſichert, und ließ ſich bei der Rückkehr des Königs mit deſſen kleinem Sohne an dem Herde, der heiligſten Stelle eines griechiſchen Hauſes, nieder. Admet erhörte die ihm auf dieſe Weiſe vorgetragene Bitte. Als die Spartaner und Athener die Auslieferung des Themiſtokles verlangten, gehorchte er ihnen nicht, ſondern ließ ſeinen Schützling nach Pydna in Macedonien geleiten, damit er von da zu Schiffe nach Aſien entfliehe. Unter einem angenommenen Namen gelangte Themiſtokles glücklich nach Kleinaſien. Von hier wandte er ſich in einem Schreiben an den perſiſchen König, der ihn mit Freuden aufnahm, und große Hoffnungen an ſeine Erſcheinung knüpfte. Man wies ihm die Einkünfte von drei kleinaſiatiſchen Städten zum Unterhalte an, und Themiſtokles, welcher die Sprache der Perſer bald erlernte und ſich in ihre Sitten fand, erhielt am Hofe zu Suſa, wohin er ſich nach einem Jahre begab, ein Anſehen, wie noch niemals ein anderer Grieche. Über ſein Ende lauten die Nachrichten aus dem Alterthum verſchieden. Seine Lage im perſiſchen Reich war von der anderer griechiſchen Flüchtlinge ſehr verſchieden; denn der König mußte von ihm erwarten, daß er durch ſein Feldherrn-Talent, ſeine Gewandtheit und ſeine Kenntniß der griechiſchen Verhältniſſe zur Unterwerfung der Griechen mehr als irgend ein anderer Menſch behülf-

lich sein könne und werde. Themistokles selbst mußte aber andererseits, auch wenn er wirklich bereit gewesen wäre, gegen sein Vaterland aufzutreten, am besten einsehen, daß jene Unterwerfung von Seiten eines Reiches, wie das persische, unmöglich war; und doch durfte er die Erwartung, die man von ihm hegte, nicht zurückweisen. Unter den Griechen ging bald nach seinem Tode die Sage, er habe dem Perser-König seinen Beistand bei der Unternehmung gegen Griechenland versprochen, ihn aber lange hingehalten und, als er zuletzt dies nicht länger thun konnte, aus Vaterlandsliebe und klarer Erkenntniß der Unmöglichkeit eines glücklichen Ausgangs, sich selbst vergiftet. Gewiß ist dies jedoch nicht; es hat vielmehr die Nachricht, daß er eines natürlichen Todes gestorben sei, größere Wahrscheinlichkeit für sich. In einer der drei ihm zum Unterhalt angewiesenen Städte wurde ihm ein Denkmal errichtet; seine Gebeine aber sollen auf seinen Wunsch heimlich nach Attika gebracht und dort beerdigt worden sein. Das Jahr seines Todes ist unbekannt; es wird uns nur berichtet, daß er in seinem fünf und sechszigsten Lebensjahre gestorben sei.

Athen war unterdessen so glücklich gewesen, in Aristides und Cimon Männer zu besitzen, welche seine Macht fortwährend hoben und seine Herrschaft ausbreiteten. Das athenische Volk war statt der Spartaner an die Spitze der verbündeten Griechen Kleinasiens und der Inseln gelangt, und zu dem Versammlungsorte derselben, an welchem die Bundesangelegenheiten berathen wurden, war auf Aristides Vorschlag nicht Athen, sondern die Insel Delos bestimmt worden. Dieser kluge Staatsmann hatte dadurch bewirkt, daß vor der Befestigung des neuen Verhältnisses kein Mistrauen gegen seine Vaterstadt aufkam. In Delos wurden nun öfters Kongresse der Verbündeten gehalten, welche aber, bei der trefflichen Leitung des athenischen Staats durch Aristides und Cimon, im Grunde nur eine bloße Form waren, hinter der die Oberherrschaft Athen's sich versteckte. Zur Fortsetzung des Kriegs wurde aus den jährlichen Beiträgen der Bundesgenossen ein Schatz gebildet, und dieser in den Apollo-Tempel zu Delos niedergelegt. Für die Beaufsichtigung desselben erwählten die Verbündeten Aristides, wegen des allgemeinen und großen Vertrauens in seine Rechtlichkeit, zum Generalschatzmeister des Bundes. Nach seinem Abgang gestattete man den

Athenern, dieses Amt ebenso, wie ihre eigenen obrigkeitlichen Stellen, jährlich aus der Mitte ihrer Bürger zu besetzen, wodurch also die Bundeskasse ganz in die Gewalt der Athener kam. Dieser Schatz war sehr bedeutend; denn die jährlichen Beiträge der Verbündeten beliefen sich auf nicht weniger als vierhundert sechszig Talente (d. i. fast 666,000 Thlr. oder gegen 1,200,000 fl.). Sie wurden nach und nach gesteigert, und betrugen dreißig bis vierzig Jahre später das Doppelte.

Aristides, welchem Athen neben Themistokles diese wichtige Stellung verdankte, starb vier Jahre nach der Verbannung des Letzteren, und gab auch in seinem Tode den Charakter zu erkennen, der ihn vor allen andern griechischen Staatsmännern stets ausgezeichnet hatte. Während nämlich Themistokles, dessen ganzes ererbtes Vermögen nur drei Talente (4300 Thlr. oder 7800 fl) betragen haben soll, in seiner Laufbahn als Staatsmann einer der reichsten Männer Athen's wurde, hinterließ Aristides nicht einmal soviel, daß seine Familie die Kosten seiner Beerdigung bestreiten konnte. Der Staat übernahm diese Kosten, sorgte für seine hinterlassenen Kinder, und ehrte sein Andenken durch ein Denkmal, welches ihm in einem der Häfen Athen's errichtet wurde.

Die nächste Zeit nach seinem Tode stand Cimon allein an der Spitze des atheniſchen Staats, nachdem er vorher mit Aristides vereint denselben gelenkt hatte. Von 470 an, wo Cimon zum ersten Mal den Oberbefehl über Heer und Flotte der Athener führte, wurde er eine Reihe von Jahren hindurch fast beständig zum Strategen erwählt, und machte sich beinahe jedes Jahr durch irgend eine glänzende That berühmt. Reich durch sein ererbtes Vermögen, noch reicher durch seine Heirath mit einer sehr begüterten Frau aus Thracien, gewandt von Geist, freundlich von Natur und populär aus Grundsatz, erhielt er sich lange in der Gunst des Volkes, obgleich er seiner politischen Überzeugung nach aristokratisch gesinnt war. Er wandte sich, als Strateg, zuerst gegen die noch den Persern unterworfenen Punkte der thracischen Küste. Hier leistete die persische Besatzung der Stadt Eïon unter Boges ihm einen Widerstand, wie er in der Geschichte despotischer Staaten selten ist. Der persische General war trotz aller Anstrengungen

Cimon's nicht zur Übergabe der Stadt zu zwingen, und als endlich der Hunger ihm die fernere Vertheidigung derselben unmöglich machte, beschloß er lieber durch seine eigene Hand zu sterben, als den Feinden sich zu unterwerfen. Er tödtete seine Weiber, Kinder und Sklaven, ließ alles Gold und Silber der Stadt in den an derselben vorbeifließenden Fluß werfen, und brachte sich dann selbst ums Leben. Hierauf ergab sich die Besatzung, welche von den Griechen in die Sklaverei verkauft wurde.

Cimon verjagte die Perser auch aus den übrigen thracischen Städten mit Ausnahme von Doriskus, welches allein von allen persischen Besitzungen in Europa nicht erobert werden konnte, und noch lange Zeit hindurch in der Gewalt der Perser blieb. Hierauf zerstörte er das Seeräubernest auf der Insel Scyros, auf welcher einst Theseus sein Leben geendet hatte, verkaufte die Einwohner als Sklaven, und legte daselbst eine athenische Colonie an. Zugleich benutzte er die Sage von Theseus, um sich in der Gunst des athenischen Volkes festzusetzen, und die Reste der alten Aristokratie in ihrem Ansehen zu heben. Er brachte nämlich die vorgeblichen Gebeine dieses mythischen Wohlthäters seiner Vaterstadt auf eine feierliche Weise nach Athen zurück, und veranstaltete zur Ehre desselben glänzende Feste, bei welchen unter Andern auch die Dichter Aeschylus und Sophokles in einem dramatischen Wettstreit gegen einander auftraten. Übrigens wurde damals dem Theseus als einem Halbgott zu Athen ein Tempel errichtet, welcher das Theseum hieß.

Die Athener wandten unter Cimon's Führung ihre Waffen auch gegen freie Griechen, indem sie, bei ihrer weit überlegenen Macht, schon damals sich nicht mehr als das leitende Haupt verbündeter Staaten, sondern als deren Beherrscher ansahen. Sie trieben die Abgaben derselben zur Bundeskasse mit großer Härte bei, bestraften jeden Rückstand in der Lieferung der Schiffe zur gemeinschaftlichen Flotte und jede Schlaffheit in der Theilnahme am Kriege auf das strengste, und beraubten sogar einen der Bundesstaaten geradezu seiner Freiheit, obgleich ein besonderer Artikel des Bundesvertrags die Unabhängigkeit aller verbürgte. Dies waren die vom Bunde abgefallenen Bewohner der Insel Naxos; Cimon unterwarf sie und machte sie zu Unterthanen Athen's. Um jene Zeit begingen übrigens die meisten Bundesgenossen einen sehr großen

Fehler, durch welchen ebenso, wie durch alle von der verbündeten Flotte gemachten Eroberungen, die Macht der Athener auf Unkosten anderer Griechen vermehrt wurde. Das Übergewicht der Athener war nämlich in dem Kongreß zu Delos so bedeutend, daß die Fortdauer des Seekriegs gegen die Perser beschlossen ward, ungeachtet derselbe für die Mehrzahl der Verbündeten sehr drückend war. Um nun ihre Schiffe und Bürger nicht beständig ausschicken zu müssen, und um durch die damit verbundene Stockung der Gewerbe und des Handels nicht in Noth zu gerathen, kamen die meisten Bundesgenossen mit den Athenern dahin überein, daß sie jährlich eine bestimmte Summe Geldes an dieselben bezahlten, und diese dafür statt ihrer die vorgeschriebene Zahl von Schiffen und Truppen stellten. Dadurch setzten sie mit ihrem eigenen Gelde die Athener in den Stand, ihre Seemacht zu vergrößern, sie selbst aber waren natürlicher Weise von jetzt an gänzlich machtlos und der atheniſchen Willkür preisgegeben. Dieses verkehrte Verfahren der meisten Bundesgenossen, zu welchem, wie es scheint, Cimon mit wohlberechneter Politik den Vorschlag gemacht hatte, verschaffte den Athenern die vollständige Herrschaft zur See. Sie unterhielten nun auf fremde Kosten eine große und wohlgeübte Flotte, und die Colonieen, welche sie damals auf den Inseln und Küsten anlegten, bildeten eine vortreffliche Wache, durch die man jede Bewegung der Bundesstaaten und Barbaren beobachtete.

Nach der Unterwerfung von Naxos segelte Cimon in die Gewässer des südlichen Kleinasiens, eroberte daselbst viele Seeplätze, und erfocht 469 v. Chr. am Eurymedon einen glänzenden Sieg über die Land- und Seemacht der Perser. Die Flotte der Letzteren war nämlich an der Mündung dieses pamphylischen Flusses vor Anker gegangen, und nicht weit davon hatte ein zahlreiches persisches Landheer sein Lager aufgeschlagen. Cimon griff die Erstere an, und brachte ihr eine solche Niederlage bei, daß zweihundert große Schiffe der Feinde von ihm genommen, die meisten übrigen aber in den Grund gebohrt wurden. Gleich nach der gewonnenen Schlacht setzte er seine Truppen ans Land, um auch das persische Lager anzugreifen, wohin die Nachricht von diesem Kampfe noch nicht gelangt war. Ein Theil des griechischen Heeres mußte, nachdem er die Kleidung der auf den Schiffen in Gefangenschaft ge-

rathenen Perser angelegt hatte, gegen die nichts ahnenden feindlichen Vorposten vorausziehen, und drang auf diese Weise ohne Schwertstreich in das Lager ein. Die überraschten Feinde geriethen in Verwirrung, und wurden theils niedergehauen, theils gefangen genommen. So erfocht Cimon zwei glänzende Siege an einem und demselben Tage, und vernichtete das Heer und die Flotte der Feinde mit Einem Schlage. Nach diesem ruhmvollen Siege kehrte er mit der Flotte nach Hause zurück.

Cimon brachte als Frucht seiner siegreichen Unternehmungen eine außerordentlich große Beute mit nach Athen. Von dieser fiel nach griechischer Sitte ein bedeutender Theil dem Anführer zu; das Übrige wurde theils in die Staatskasse niedergelegt, theils zur Belohnung der Tapfersten des Heeres verwendet. Cimon machte nicht nur von seinem eigenen Antheil den besten Gebrauch zur Befestigung seines Ansehens und zur Hebung der schwachen aristokratischen Partei der Stadt, sondern er trug auch Sorge, daß die so reichlich vermehrten Staatsgelder zur sicheren Begründung der atheniſchen Macht und zur Verschönerung der Stadt benutzt wurden. Auf seinen Vorschlag ward namentlich der Bau der zwei sogenannten langen Mauern begonnen, durch die das zwei Stunden vom Piräus entfernte Athen mit diesem Hafen und dem von Munychia verbunden wurde, und welche später Perikles vollendete. Durch diese starken Mauern, welche schenkelartig von Athen nach den entgegengesetzten Enden beider Häfen liefen, ward der Raum zwischen See und Stadt befestigt und Athen gegen die Gefahr gesichert, von seinen Häfen abgeschnitten zu werden. Cimon legte ferner den den Namen Akademie führenden Spaziergang an, welcher später Plato's Lieblingsaufenthalt war, und durch ihn und seine Schüler weltberühmt wurde. Er schmückte außerdem den großen Marktplatz der Stadt mit Platanen-Gängen, und war der Erste, der in Athen eine Stoa oder einen von jenen im warmen Süden so beliebten Säulengängen anlegte. Endlich erhöhte er auch den Glanz der öffentlichen Feste, und veranstaltete neue. Seinen eigenen Reichthum benutzte er, um durch Pracht und Freigebigkeit sich die Gunst des Volkes zu sichern, und dasselbe seinen politischen Zwecken geneigt zu machen. Wie einst Pisistratus, so erlaubte auch er allen Bürgern den Eintritt in seine prächtigen Gärten, und gestattete den Besuchen-

den sogar den freien Genuß der Früchte derselben. Er ließ ferner in seinem Hause täglich für arme Bürger Speisen zubereiten, vertheilte große Summen unter die Nothleidenden, nahm sich besonders der verschämten Armen an, und ließ, wenn er beim Ausgehen einem schlechtgekleideten Bürger begegnete, ihm sogleich das Kleid eines seiner Sklaven geben, welche ihn stets in großer Zahl begleiten mußten.

Obgleich die Perser aus den europäischen Meeren ganz und gar verdrängt waren, so setzten doch die Griechen ihre Angriffe gegen dieselben fort. Die Athener beabsichtigten damit blos die Erweiterung ihrer eigenen Macht, und diesem Zwecke opferten sie ohne irgend eine Rücksicht auch ihre Bundesgenossen auf. Die nächste Unternehmung Athen's war gegen die Bewohner der griechischen Insel Thasos gerichtet. Diese besaßen an der thracischen Küste, wo damals die Athener Colonieen zu gründen begannen, Gold- und Silberminen, und trieben daselbst einen einträglichen Handel mit dem Inneren von Thracien. Beides reizte die Habgier der Athener, und es kam darüber zu Zwistigkeiten; in Folge deren die Thasier vom Bunde abfielen. Die Athener schickten eine Flotte unter Cimon's Anführung gegen Thasos aus, fanden aber einen hartnäckigen Widerstand, und belagerten die gleichnamige Stadt der Insel drei Jahre hindurch vergebens. Während der Belagerung wandten sich die Thasier an die Spartaner um Hülfe. Diese versprachen ihnen mit einem Heere in Attika einzufallen, und hätten dies auch gethan, wenn nicht ein Aufstand der Heloten ausgebrochen wäre, der sie in ihrem eigenen Lande längere Zeit hindurch beschäftigte. Die Thasier waren dadurch genöthigt, zu capituliren (463 v. Chr.). Athen machte ihnen äußerst harte Bedingungen: sie mußten ihre Kriegsschiffe ausliefern, eine Summe Gelds bezahlen, ihre Festungswerke schleifen, allen Ansprüchen auf das feste Land entsagen und sich zu einem jährlichen Tribut verpflichten.

Während Cimon den Krieg gegen Thasos führte, war in Athen zum ersten Male Perikles, der größte Staatsmann des griechischen Alterthums, aufgetreten. Er war der Sohn des Siegers von Mykale, Xanthippus, und gehörte der angesehenen Familie der Alkmäoniden an, unterstützte aber die demokratische Partei, um mit ihrer Hülfe sich den Weg zur Alleinherrschaft zu bahnen. Diese

Partei, an deren Spitze damals neben ihm Ephialtes stand, hob sich während Cimon's Abwesenheit, und glaubte bei der Rückkunft desselben ihm vollkommen gewachsen zu sein. Sie klagte den gehaßten Gegner bei dem Volke an, daß er, durch den König von Macedonien bestochen, die Gelegenheit zur Eroberung dieses Landes unbenutzt habe vorübergehen lassen; das Ansehen Cimon's war aber so fest gegründet, daß er kaum darauf zu antworten brauchte, und die Anklage von dem Volke sogleich zurückgewiesen wurde. Ja, Cimon vermochte damals sogar die Athener zur Unterstützung der im Kampfe mit den Heloten hart bedrängten Spartaner zu bewegen.

Im Jahr 464 v. Chr. hatte nämlich ein starkes Erdbeben Sparta in die größte Gefahr gebracht, und einen Aufstand der Heloten veranlaßt. Dieses Naturereigniß trat um die Mittagsstunde ein, und war so furchtbar, daß große Felsstücke vom Taygetus losgerissen, und in der Stadt Sparta fast alle Häuser zerstört wurden. Viele junge Leute der ersten spartanischen Familien wurden durch den Einsturz des Gebäudes, in welchem sie gerade zu gymnastischen Übungen versammelt waren, getödtet, und die Zahl aller durch dieses Erdbeben in Sparta umgekommenen Menschen soll zwanzigtausend betragen haben. Die Heloten benutzten sogleich dieses allgemeine Unglück und die mit demselben verbundene Verwirrung, um ihre Gebieter zu ermorden und sich der Stadt und des Landes zu bemächtigen. Da jedermann nur an seine eigene Rettung dachte, so wäre ihnen dies vielleicht auch gelungen, wenn nicht der König Archidamus II. schnell einige Leute um sich versammelt, und seine Mitbürger durch die Schlachttrompete zu den Waffen gerufen hätte. Die an strenge Kriegszucht gewöhnten Spartaner kamen auf dieses Zeichen sogleich bewaffnet auf dem Markte zusammen, und stellten sich in Schlachtordnung auf, und die Heloten, die den Kampf mit einem geordneten Heere nicht wagen konnten, verließen bestürzt die Stadt. Sie zogen sich in das platte Land zurück, riefen hier ihre Unglücksgefährten zu einer allgemeinen Empörung auf, bemächtigten sich der messenischen Bergfeste Ithome, und befestigten sie von neuem, um von ihr aus sich gegen die Spartaner zu vertheidigen. Da die Mehrzahl der Empörten Nachkommen der unglücklichen Messenier waren, so nennt man ihren Kampf den **dritten messenischen Krieg**. Dieser

dauerte zehn Jahre lang (von 464 bis 454 v. Chr.), und setzte die Spartaner in große Verlegenheit. Sie vertrieben zwar die Empörten alsbald aus dem platten Lande, und beschränkten dieselben auf den Besitz von Ithome, vermochten aber, da sie von jeher sich sehr schlecht auf die Belagerung fester Plätze verstanden, diese Stadt nicht einzunehmen, und mußten jeden Augenblick einer neuen Aufwiegelung des wieder unterdrückten Theils der Heloten gewärtig sein. Nachdem sie Ithome einige Jahre hindurch vergebens belagert hatten, baten sie die Athener um Hülfe, weil diese den Ruf hatten, unter allen Griechen die Belagerungskunst am besten zu verstehen.

In Athen war man nicht geneigt, den mächtigen Nebenbuhlern in ihrer Noth beizustehen, und namentlich bot die demokratische Partei Alles auf, um dies zu verhindern; allein Cimon, dessen Einfluß noch unerschüttert dastand, setzte es durch, daß man dem Hülfegesuch der Spartaner Gewährung gab. Er war nämlich, wie alle Aristokraten Griechenlands, ein Bewunderer der spartanischen Verfassung, und seine Vorliebe für diesen Staat ging so weit, daß er sogar seinem ältesten Sohne den Namen Lacedämonius gegeben hatte. Auch mußte es ihm zur Erreichung seiner eigenen politischen Zwecke in Athen von besonderer Wichtigkeit sein, daß ein griechischer Staat wie der spartanische, dessen ganzes Wesen durchaus aristokratisch war, in Macht und Ansehen erhalten werde. Cimon selbst wurde von dem atheniſchen Volke mit der Anführung des Hülfsheeres beauftragt, welches man nach Messenien schickte. Diese atheniſchen Truppen vermochten aber nicht allein nichts gegen Ithome auszurichten, sondern ihre Anwesenheit beim spartaniſchen Heere regte auch den alten Stammhaß zwiſchen Athen und Sparta von neuem auf. Beide Theile des Heeres geriethen in eine fast feindliche Lage gegen einander, und die Spartaner wurden zuletzt endlich so mistrauiſch gegen die Athener, daß sie die geringen Fortschritte der Belagerung den bösen Absichten derselben zuschrieben. Sie entließen daher das atheniſche Heer unter dem Vorwand, daß sie der Hülfe ihrer Verbündeten nicht länger bedürften, obgleich sie die Aegineten und Phokier, welche ebenfalls ein Heer geschickt hatten, zurückbehielten. Diese Beleidigung erweckte in den Athenern den größten Haß gegen Sparta, und mußte nothwendiger Weise Cimon's Ansehen schwächen. Man schloß sogleich ein Bündniß

mit den Argivern, den Erbfeinden Sparta's, welche damals die Lage der Spartaner benutzten, um die gegen Argos von jeher feindliche Stadt Mycenä zu erobern und zu zerstören. Die demokratische Partei in Athen aber setzte, unter Perikles Leitung, mit leichter Mühe durch, daß Cimon gleich nach seiner Rückkehr aus Messenien, 461 v. Chr., durch den Ostracismus aus der Stadt verbannt wurde. Der messenische Krieg dauerte noch sieben Jahre lang fort, und die Spartaner sahen sich endlich genöthigt, einen Vergleich einzugehen, in Folge dessen den Empörten erlaubt ward, frei und ungehindert aus dem Peloponnes abzuziehen. Die Athener räumten den auswandernden Heloten die Stadt Naupaktus ein, welche sie kurz zuvor den ozolischen Lokrern entrissen hatten, und die Messenier, die daselbst einen kleinen, unter Athen's Schutz stehenden Staat bildeten, machten sich in dem späteren Krieg zwischen Athen und Sparta dem Ersteren im höchsten Grade nützlich.

In Athen traten Tolmidas und Thucydides der Ältere in Cimon's Fußstapfen, sie besaßen aber weder dieselben Mittel und Talente, noch dieselben Verdienste, und hatten an Männern wie Ephialtes, Leokrates und Myronides die heftigsten Demagogen gegen sich. Zwischen beiden Parteien bahnte der große Perikles sich seinen Weg. Er huldigte der Demokratie, aber nicht weil sie ihm Zweck war, sondern weil sie ihm als bloßes Mittel dienen sollte. Die Demokraten erhielten das Übergewicht über ihre Gegner, und eine ihrer wichtigsten Maßregeln, welche sie um diese Zeit durchsetzten, war, daß sie das einzige noch bestehende aristokratische Gegengewicht in der Verfassung fast ganz und gar vernichteten. Auf den Vorschlag des Ephialtes nämlich, welchen Perikles insgeheim unterstützte, wurde im Jahre der Verbannung Cimon's dem Areopagus soviel von seinem Ansehen und seiner Macht entzogen, daß ihm nur noch ein Schatten seiner früheren Bedeutung übrig blieb. Der Areopagus verlor durch diesen Beschluß alle seine Befugnisse außer der richterlichen Thätigkeit, und selbst diese wurde theilweise beschränkt; erst nach dem peloponnesischen Krieg ward die frühere Bedeutung desselben wieder hergestellt.

Athen stand um jene Zeit auf dem höchsten Gipfel seiner Macht, zumal da (um das Jahr 460 v. Chr.) auch der Bundesschatz von Delos nach Athen verlegt wurde, und die Athener den-

selben fortan als ihr Eigenthum und die Bundesgenossen als ihre Unterthanen betrachteten. Um ihre große Macht zu gleicher Zeit in Thätigkeit zu erhalten und zu erweitern, fuhren sie, wie unter Cimon's Leitung, fort, neue Unternehmungen zu machen. Sie sandten zunächst zweihundert Kriegsschiffe aus, um die reiche Insel Cypern den Persern zu entreißen; diese waren aber daselbst kaum angekommen, als eine andere Aussicht auf Eroberung sich eröffnete. Die Egypter hatten nämlich unter Inarus, dem Häuptling einiger afrikanischen Stämme, das Joch der Perser abgeworfen, und Inarus wandte sich, um die erlangte Freiheit behaupten zu können, nach Athen um Hülfe. Hier ging man auf sein Gesuch ein, und befahl der Flotte, von Cypern nach Egypten zu segeln. Es gelang den verbündeten Athenern und Egyptern, dem zur Wiederunterwerfung des Landes herbeieilenden persischen Heere eine vollständige Niederlage beizubringen. Die Besiegten zogen sich nach Memphis zurück, wo sie zwar zwei Drittel der Stadt alsbald verloren, in dem übrigen Theile aber um so hartnäckiger sich behaupteten.

Unterdessen war Athen in Griechenland selbst in einen neuen Krieg verwickelt worden. Die Megareer waren mit den benachbarten Korinthern in einen Grenzstreit gerathen, und hatten den peloponnesischen Bund verlassen, um die Hülfe der Athener zu erhalten. Es war ein Bündniß zwischen beiden Staaten geschlossen worden, und Athen hatte eine Besatzung nach Megara geschickt. Darüber brach ein Krieg zwischen den Korinthern und Athenern aus, an welchem auch Aegina gegen die Letzteren Theil nahm. Die Athener schlugen unter Myronides Anführung die Korinther, schlossen unter Leokrates die Aegineten in ihrer Hauptstadt ein, und zwangen dieselben zuletzt (456 v. Chr.), sich unter der Bedingung zu ergeben, daß sie ihre Kriegsschiffe auslieferten, ihre Festungswerke schleiften und einen jährlichen Tribut zahlten. Die Spartaner, welche durch das Unglück des Erdbebens geschwächt und noch mit der Bekriegung der messenischen Heloten beschäftigt waren, blieben dabei anfangs ruhig, bald aber kam es bei einer andern Gelegenheit zum förmlichen Krieg zwischen ihnen und den Athenern. Die Phokier nämlich griffen die Bewohner des Landes Doris an, die Spartaner eilten ihren Stammgenossen zu Hülfe, und trieben die Ersteren aus Doris zurück. Auf dem Rückmarsch in den Peloponnes

benutzten die Spartaner ihre Anwesenheit in Böotien, um den Thebanern zur Oberherrschaft über die anderen Städte des Landes zu verhelfen, und sich in ihnen mächtige Bundesgenossen gegen Athen zu verschaffen; dies hatte 457 v. Chr. den Ausbruch eines Krieges zur Folge, in welchem die Athener durch die Thessalier und Argiver, die Spartaner aber durch die Böotier unterstützt wurden. Bei Tanagra in Böotien, wo die feindlichen Heere zusammentrafen, erlitten die Athener eine Niederlage, deren nächste und wichtigste Folge die Zurückberufung Cimon's war. Cimon war, wie einst Aristides bei Salamis, vor der Schlacht zu dem athenischen Heere geeilt, um mitzukämpfen; er wurde zurückgewiesen, beschwor aber vor seiner Abreise seine gleich ihm aristokratisch gesinnten und deshalb mit Mistrauen angesehenen Freunde im Heere, durch tapferen Kampf die Ehre ihrer Partei zu retten. Diese Männer schaarten sich zusammen, schworen unter einander lieber zu fallen als zu fliehen, und starben in der Schlacht insgesammt den Tod der Helden. Diese durch die That so glänzend bewährte Vaterlandsliebe mußte ebenso das Ansehen Cimon's und seiner Partei steigern, wie andererseits durch die erlittene Niederlage das Vertrauen in die demokratischen Machthaber Athen's geschwächt wurde. Perikles selbst trug jetzt zur Rettung Athen's auf die Zurückberufung Cimon's an, und diese wurde auch sogleich vom Volke beschlossen.

Der Krieg dauerte sieben Jahre lang (bis 450 v. Chr.) fort, und wurde im Allgemeinen zum Vortheil Athen's geführt. Myronides tilgte zweiundsechszig Tage nach der Tanagräischen Schlacht die daselbst erlittene Schmach durch einen vollständigen Sieg, den er bei der Stadt Oenophyta über die Böotier erfocht. Er zwang hierauf alle böotischen Städte, mit Ausnahme Theben's, so wie die opuntischen Lokrer und die Phokier, eine demokratische Verfassung einzuführen und dem atheniſchen Bunde beizutreten. Tolmidas und Perikles landeten an verschiedenen Punkten des Peloponnes, und zerstörten daselbst viele Seestädte und Werften der spartanischen Bundesgenossen. Die Spartaner zeigten sich in diesem ganzen Kriege ziemlich lau, doch hielt es sehr schwer, sie zur Beendigung desselben zu bewegen. Cimon, welcher gleich nach seiner Rückkehr die Herstellung des Friedens betrieb, und Athen's Macht gegen die

Perser zu wenden suchte, vermochte erst nach dreijährigen Unterhandlungen Sparta und Athen zu versöhnen, und selbst dann gelang es ihm nur, einen Waffenstillstand auf fünf Jahre zu Stande zu bringen.

Jetzt wurde sogleich eine Flotte unter Cimon's Anführung gegen die Perser ausgeschickt, welche damals den Aufstand der Egypter gedämpft und Inarus nebst seinen atheniſchen Hülfstruppen gänzlich besiegt hatten. Der persische General Megabazus war nämlich mit einem großen Heere nach Egypten gezogen, hatte die Empörten und ihre Verbündeten mehrmals geschlagen und so den Aufstand ganz und gar unterdrückt; Inarus selbst, der Anstifter desselben, war gefangen genommen und ans Kreuz geschlagen worden. Von den atheniſchen Hülfstruppen hatten nur wenige sich nach der griechischen Pflanzstadt Cyrene zu retten vermocht, und auch fünfzig Kriegsschiffe, die man von Athen zu Hülfe geschickt hatte, waren an der egyptischen Küste fast insgesammt in den Grund gebohrt oder weggenommen worden. Auf diese Weise hatte, nach sechsjährigem Kampfe, die egyptische Empörung und der zu ihrer Unterstützung von den Athenern unternommene Feldzug geendigt (455 v. Chr.). Athen konnte bis zum Waffenstillstand mit Sparta an eine Herstellung seiner Ehre in Egypten nicht denken. Als hierauf Cimon mit zweihundert Kriegsschiffen durch einen Angriff auf Cypern den Krieg gegen die Perser von neuem begann, schickte er sogleich sechszig Schiffe nach Egypten. Hier hatte Amyrtäus, einer der Anführer der unterworfenen Empörer, sich in den Sümpfen des Delta's zu behaupten gewußt, und Cimon sandte daher jene Schiffe in der Absicht nach Egypten, um die Aufmerksamkeit der Feinde soviel als möglich von Cypern abzulenken und ihre Macht zu theilen. Cimon's Tod, welcher schon Ein Jahr nach dem Beginn des Krieges (449 v. Chr.) erfolgte, vereitelte den Hauptzweck der atheniſchen Unternehmung, die Eroberung von Cypern; die Flotte erfocht aber, vor ihrer Rückkehr nach Athen, noch einen Sieg in der Nähe der cypriſchen Stadt Salamis. Die Athener hatten nämlich aus Mangel an Lebensmitteln die Belagerung von Citium, bei welcher Cimon erkrankte und starb, aufgeben müssen; auf der Höhe von Salamis wurden ihre Schiffe von der persischen Flotte angegriffen, sie brachten der-

selben aber eine Niederlage bei. Zu gleicher Zeit erfochten die noch nicht eingeschifften atheniſchen Truppen auf der benachbarten Küſte einen Sieg über das perſiſche Landheer. Hierauf ſegelten die Athener, zugleich mit den von Cimon nach Egypten abgeſandten Schiffen, nach Hauſe zurück. Nach einer ſehr unwahrſcheinlichen Sage hatte Cimon, damit die Truppen nicht den Muth verlören, vor ſeinem Ende den Anführern geboten, ſeinen Tod bis zur gelieferten Schlacht zu verheimlichen, ſo daß er gleichſam noch im Tode einen Sieg erfochten hätte.

Mehrere Schriftſteller des Alterthums ſagen, daß Cimon vor ſeinem Tode die Perſer zum Abſchluß eines förmlichen Friedens gezwungen habe, den ſie den Cimoniſchen Frieden nennen. In dieſem Frieden, welchen andere Schriftſteller zwanzig Jahre früher ſetzen, und ein Ergebniß der Schlacht am Eurymedon ſein laſſen, ſollen die Perſer ſich verpflichtet haben, die Unabhängigkeit aller kleinaſiatiſchen Griechen anzuerkennen, und ſowohl in Kleinaſien bis auf eine Entfernung von drei Tagereiſen von der Weſtküſte kein Heer, als auch im Weſten derſelben kein Kriegsſchiff erſcheinen zu laſſen. Die zuverläſſigſten Geſchichtſchreiber Griechenlands wiſſen nichts von einem ſolchen Frieden, und aus allen Berichten über die Geſchichte der nächſten Zeit geht mit Beſtimmtheit hervor, daß der Kriegszuſtand zwiſchen Perſien und Griechenland ununterbrochen fortdauerte, daß der Perſer-König nie aufhörte ganz Kleinaſien ſammt den dortigen griechiſchen Städten als ein unterworfenes und tributpflichtiges Land zu betrachten, und daß namentlich ein Theil der Letzteren ſogar unmittelbar nach Cimon's Tod der perſiſchen Regierung noch Steuern bezahlte. Man iſt deshalb in neueſter Zeit durch die ſorgfältigſten Unterſuchungen zu der Gewißheit gelangt, daß weder nach der Schlacht am Eurymedon, noch um die Zeit von Cimon's Tod ein Frieden geſchloſſen wurde. Die bei einigen Schriftſtellern vorkommende Annahme eines ſolchen Friedens iſt ein Irrthum, in welchen dieſe durch den Umſtand verfielen, daß die Perſer, in Folge der Unternehmungen Cimon's, auf längere Zeit aus den griechiſchen Meeren verdrängt wurden.

6. Perikles und Athen.

Nach Cimon's Tod schwang sich Perikles an die Spitze des atheniſchen Staats empor, und obgleich die Verfaſſung von Athen in die wildeſte und unregelmäßigſte Form der Demokratie ausgeartet war, ſo leitete er das Volk doch faſt wie ein unumſchränkter Monarch. Die Geſchichte dieſes größten griechiſchen Staatsmannes bedarf deshalb einer ausführlicheren Darſtellung. Perikles, ein Sohn des Xanthippus, gehörte der reichen und vornehmen Familie der Alkmäoniden an. Seiner äußeren Geſtalt nach hatte er mit dem wegen ſeiner Schönheit berühmten Piſiſtratus eine ſo große Ähnlichkeit, daß er anfangs ſogar ſchon dadurch allein die Demokraten Athen's gegen ſich einnahm. Er war mit den größten Talenten des Geiſtes ausgeſtattet, und hatte die beſte Erziehung erhalten. Er ſelbſt vollendete dieſelbe in der Blüthe des Alters, und vereinigte zuletzt die ganze Bildung ſeiner Zeit in ſich. Ehe er in das politiſche Leben eintrat, ſuchte er durch die Philoſophie ſich die möglichſt tiefe Einſicht menſchlicher und göttlicher Dinge zu erwerben, und beſchäftigte ſich außerdem namentlich mit den Künſten und dem Studium des Staatsweſens und der Beredſamkeit. Phidias, der größte griechiſche Bildhauer, Damon, einer der beſten Lehrer der Redekunſt, der Philoſoph Anaxagoras und andere durch ihre geiſtige Größe ausgezeichneten und berühmten Männer waren ſeine Freunde, und lebten mit ihm auch ſpäterhin in vertraulichem Verkehr.

Neben dieſen Männern gehörte in Perikles höherem Lebensalter noch Aſpaſia aus Milet, eine der gebildetſten Frauen des Alterthums, zu dem engeren Kreiſe ſeiner Freunde. Sie war eine jener Frauen, welche von den Griechen Hetären d. i. Freundinnen genannt wurden, und von Perikles Zeit an eine immer größere Bedeutung erhielten. Die griechiſchen Frauen nahmen nämlich, bei dem vorherrſchend politiſchen Streben der Männer, an dem geſellſchaftlichen Leben derſelben keinen Antheil, ja, ſie lebten überhaupt den herrſchenden Anſichten von Anſtand und weiblicher Sitte gemäß ſo zurückgezogen, daß ſie, ausgenommen bei Leichenbegängniſſen und bei einigen religiöſen Feſten, ſogar das Haus nur ſehr ſelten verließen. Sie ſtanden aber deshalb auch an Bildung den Männern bedeutend nach, und dies gab mit dem Fortſchreiten der Cultur

jenen sogenannten Hetären eine große Bedeutung. Diese waren Frauen, welche gegen die bestehende Sitte mit Männern verkehrten, und namentlich durch Feinheit des Benehmens, durch Geist und Bildung sich auszeichneten. In den späteren Zeiten waren sie insgesammt zu großer Sittenlosigkeit entartet, zu Perikles Zeit aber standen sie, wenigstens der größeren Zahl nach, moralisch viel höher. Übrigens waren alle athenischen Hetären Ausländerinnen, da die Gesetze des Staats und die öffentliche Meinung den Bürgerinnen ein solches Verhältniß nicht gestatteten. Die Hetären wußten durch die angegebenen Vorzüge besonders Männer von Rang und Bildung zu fesseln, welche, wegen der Beschaffenheit der Erziehung und gesellschaftlichen Stellung der Bürgerinnen, der feineren Reize des weiblichen Umgangs entbehrten. Aspasia war die berühmteste athenische Hetäre und mit den ausgezeichnetsten Athenern ihrer Zeit befreundet; selbst der Philosoph Sokrates lebte mit ihr in freundschaftlichem Verkehr, und bekannte, durch ihren Umgang in seiner Bildung sehr gefördert worden zu sein. Auch Perikles brachte seine Mußezeit vorzugsweise in ihrem Kreise zu, und als er von seiner ersten Gemahlin sich getrennt hatte, vermählte er sich sogar mit ihr.

Perikles war in Hinsicht auf die Beredsamkeit, welche in den alten Freistaaten eine der wichtigsten und unentbehrlichsten Eigenschaften der Staatsmänner war, allen seinen Zeitgenossen so sehr überlegen, daß man ihm wegen dieses Vorzugs, sowie wegen seiner großen politischen Fähigkeiten überhaupt den Beinamen des olympischen gab. Man pflegte zu sagen, seine Worte glichen dem Blitz und dem Donner und träfen wie diese. Übrigens gehörte er zu denjenigen Rednern, welche nur auf den inneren Gehalt, nicht auf die Form des Vortrags Bedeutung legten. Seine Beredsamkeit beruhte auf gediegener philosophischer Bildung und auf vollkommener Kenntniß der menschlichen Natur, und obgleich er auch die künstlichen Mittel der Überredung nicht verschmähte, so sank er doch nie zu dem Pöbel seiner Zuhörer herunter, sondern hob vielmehr diesen stets zu sich herauf.

Durch Geburt der Aristokratie angehörend, konnte er bei seinem ersten Auftreten nur als Begünstiger der Demokratie sich der Menge empfehlen, indem jene Partei an Cimon und Anderen bereits ihre

Führer hatte. Die Demokratie war ihm aber nicht Zweck, sondern Mittel; er führte die wildeste Demokratie theils selbst ein, theils veranlaßte er ihre äußerste Entwickelung, allein er wollte dem Volke eine schrankenlose Macht nur aus dem Grunde verschaffen, damit er selbst als unumschränkter Leiter desselben den Staat nach seinem eigenen Willen lenken könne. Dies erreichte er auch auf das vollständigste; denn obgleich die zügelloseste demokratische Verfassung, die sich denken läßt, in Athen bestand, so blieb Perikles doch bis zu seinem Tode ein Herrscher im vollen Sinne des Wortes, und hielt das unlenksamste Volk der Welt mit demselben Zauber fest, mit welchem Napoleon sein ruhmberauschtes Heer beherrschte. Er selbst wußte sich in dieser Stellung so unentbehrlich zu machen, und das Volk fühlte das Bedürfniß eines solchen Regenten so lebhaft, daß er späterhin sogar die Maske der Popularität oft ablegen konnte, daß er das Volk oft tadeln und schrecken, und gewissermaßen den Monarchen spielen durfte, ohne von der demokratischen Eifersucht der Athener und von seinen vielen Feinden etwas fürchten zu müssen.

Die Mittel, durch welche Perikles sich diese Stellung erwarb und sicherte, waren so gut gewählt und so mannichfaltig, wie sie nur das größte Talent aufzufinden vermag. Er hatte die Klugheit, daß er, ehe er in der Gunst des Volkes fest genug stand, nie als ein eigentliches Parteihaupt auftrat. Auch verschaffte und erhielt er sich seine Macht nicht, wie viele Andere, durch unrechtmäßige Mittel; er war namentlich stets unbestechlich und höchst gewissenhaft in der Verwaltung der Staatsgelder. Dem Charakter des athenischen Volks und den Zeitumständen waren die Mittel angepaßt, durch welche er von Zeit zu Zeit seine Herrschaft zu befestigen suchte. Er veranlaßte die Gründung neuer Colonieen, um Tausende von armen Bürgern zu versorgen, und bewirkte Getraide-Austheilungen auf Kosten des Staats. Er ließ ferner viele und große Bauwerke errichten, wodurch er nicht allein die Stadt verschönerte, und sich selbst als den Verherrlicher derselben hob, sondern zugleich auch einer Menge Handwerker und Künstler Beschäftigung und Nahrung verschaffte. Ebenso veranstaltete er viele Feste, und erhöhte den Glanz der bereits bestehenden, theils um durch Schaugepränge und öffentliche Bewirthungen seine Mitbürger an

sich zu fesseln, theils um sie wie ein Erzieher durch belehrende und erhebende Ergötzlichkeiten zu bilden. Dies war in Athen von ganz besonderer Wichtigkeit; denn bei der großen Bildung, zu der die Bürger dieser Stadt emporgestiegen waren, bei der Bedeutung, welche Kunst und Literatur in dem ganzen griechischen Volke hatten, und bei dem innigen Zusammenhang, in welchem diese Seite des menschlichen Lebens bei allen Griechen mit dem Staat und seinen Zwecken stand, war in Athen die Veranstaltung von Festlichkeiten und Schauspielen eben so wichtig, als in den großen Hauptstädten unserer Zeit die Sorge für Wohlfeilheit des Brodes ist. Deshalb führte Perikles namentlich auch das sogenannte Theorikon ein, d. h. er bewirkte die Errichtung einer besondern Kasse, aus welcher den ärmeren Bürgern der Einlaßpreis in das Theater bezahlt wurde. So groß war die Schaulust, Kunstliebe und Genußsucht des athenischen Volks, daß bald nach Perikles Zeit nicht allein diese Kasse auch zur Erhöhung des Glanzes anderer Feste angewandt wurde, sondern daß man auch die zu anderen Zwecken bestimmten Staatsgelder für dieselben in Anspruch nahm, und sogar ein Gesetz erließ, nach welchem jeder, der auf die Verwendung des Theorikon zu Kriegsausgaben antragen würde, die Todesstrafe erleiden sollte.

Perikles führte ferner den Richtersold ein. Auf seinen Antrag erhielten nämlich alle zu Richtern erwählten Bürger für jede Gerichtssitzung je einen Obolen (d. i. drei Kreuzer oder elf Pfennige), oder vielleicht auch drei Obolen; denn es ist ungewiß, ob schon Perikles die letztere Summe einführte, oder ob der Richtersold erst etwa zwölf Jahre später bis auf das Dreifache erhöht wurde. Wie sehr Perikles durch diese Maßregel sich alle Ärmeren unter den sechstausend jährlich zu Richtern erwählten Bürgern verpflichtete, kann daraus ermessen werden, daß man nach allen Anzeigen in Athen damals mit zweihundert Gulden oder hundertvierzehn preußischen Thalern jährlich eine Familie ernähren konnte, und daß folglich drei Obolen für die nothdürftige Existenz eines einzelnen Bürgers hinreichten. Auch die Bezahlung für die Theilnahme an der Volksversammlung soll Perikles eingeführt haben; doch war diese nicht bedeutend. Sie betrug nämlich bestimmt nur einen Obolen, welchen jeder Theilnehmende, wenn er wollte, sich bezahlen lassen konnte; erst im Jahr 393 v. Chr. wurde sie auf drei Obolen

erhöht. Auch durch diese Maßregel verpflichtete sich Perikles mehrere tausend ärmere Bürger; er bewirkte aber dadurch zugleich auch, daß diese fast insgesammt in jeder Volksversammlung erschienen, und daß somit die Gesetzgebung, Staatsverwaltung und Rechtspflege in die Hände von Ungebildeten kam, welche blinde Werkzeuge dessen waren, der sie zu leiten verstand.

Perikles gewann sich das Volk noch durch einige andere Mittel ähnlicher Art. Er setzte den Beschluß durch, daß der Staat den Bürgern im Kriege Sold und Verpflegung gebe, während der Kriegsdienst seither unentgeltlich gewesen war. Der Sold eines Hopliten oder Schwerbewaffneten betrug niemals weniger als zwei Obolen täglich und ebensoviel für die Verpflegung; die Officiere pflegten das Doppelte, die Reiter das Dreifache zu erhalten. Bedenkt man nun, daß um jene Zeit der Werth des Geldes sechs- bis achtmal höher war als jetzt, so sieht man, daß damals der Krieg allein Tausende von Menschen in den Stand setzte, ein Leben zu führen, wie etwa unsere Beamten des Mittelstandes. Perikles sorgte ferner dafür, daß jährlich eine athenische Flotte von wenigstens sechszig Schiffen die See hielt, wodurch es ihm möglich ward, eine große Anzahl Menschen, die er bei den Staatsbauten nicht beschäftigen und ernähren konnte, acht Monate lang auf Staatskosten zu unterhalten. Endlich dienten ihm noch einzelne Kriegsunternehmungen dazu, die Bürger durch Beute und Raub zu bereichern; schon Cimon hatte dies begonnen, Perikles aber trieb es noch viel weiter als er.

Alle angeführten Maßregeln des Perikles mußten, sobald mit seinem Tode der verständige Leiter fehlte, den Athenern zum Verderben gereichen; ihm selbst aber machten sie Dinge möglich, die den mächtigsten Monarchen unmöglich geblieben sind. Nicht nur brachte er die Athener in gänzliche Abhängigkeit von sich und seinem Willen, sondern er gab auch ihrem Leben einen Charakter, ihren Künsten einen Glanz und ihrer Wissenschaft einen Adel, den später selbst die stolzen Römer als einen Vorzug den Athenern zugestehen mußten. Man kann fast geradezu behaupten, daß unmittelbar nach Perikles Zeit der gemeinste Bürger Athen's an Feinheit, Kunstsinn und Geschmack den gebildetsten Männern aller Zeiten gleich stand. Perikles machte Kunst und Wissenschaft zu wesentlichen Bestand-

heilen der atheniſchen Demokratie, verſchaffte ſeinen Mitbürgern die höchſte Bildung, und erhob Athen zur glänzendſten Stadt, zum Sitz aller Künſte und Gewerbe und zum Mittelpunkt des geiſtigen Lebens der Griechen. Jeder Athener ohne Ausnahme beſchäftigte ſich mit der Kunſt und mußte ſich mit derſelben beſchäftigen, weil täglich auf dem Markt, in den Barbierſtuben, Kramläden, Säulenhallen und öffentlichen Gartenanlagen, den gewöhnlichen Vereinigungsorten der Einwohner, von derſelben die Rede war, und weil außerdem unter zwanzig Bürgern wenigſtens drei auch durch ihre äußeren Verhältniſſe mit der Kunſt in Berührung kamen. Ebenſo waren auch Grammatik und Dialektik oder die Wiſſenſchaft der Sprache und des Denkens im täglichen Leben der Athener von großer Bedeutung: jeder konnte ja jeden Augenblick in den Fall kommen, über die verwickeltſten Fälle Rechenſchaft geben zu müſſen; jeder hörte in den Gerichtsſitzungen und in der Volksverſammlung die trefflichſten Reden, und brauchte kein anderes Studium, als den Markt, den täglichen Verkehr und die Gerichte, keine fremde Sprache und keine andere Kenntniß, als die mit ihm und ſeinem Leben unmittelbar zuſammenhängende. Wer wird ſich daher wundern, daß jeder Athener der Perikleiſchen Zeit ſich einbilden konnte, ein beſſerer Richter über Kunſt, Poeſie und Beredſamkeit zu ſein, als die gelehrten Kenner irgend einer anderen Zeit?

Athen ward zu Perikles Zeit und hauptſächlich durch dieſen Staatsmann herrſchender und Ton-angebender Staat in Griechenland, und zwar nicht allein ſeiner äußeren Stellung und Macht nach, ſondern auch in Hinſicht auf Kunſt, Wiſſenſchaft, Gewerbe und Lebensweiſe. Alles, was ſich bisher einzeln und zerſtreut bei dem griechiſchen Volke gefunden hatte, drängte ſich jetzt in Athen zuſammen; dieſe Stadt wurde das Muſterbild des eigentlichen griechiſchen Weſens, das ganze geiſtige Leben der geiſtreichſten Nation erhielt in Athen ſeinen Brennpunkt, und ſtrahlte von hier aus wieder in alle andere Theile Griechenlands, mit Ausnahme von Sparta und Böotien. Dieſe große Bildung und Bedeutung der atheniſchen Bürgerſchaft ward äußerlich durch den Reichthum, der in ihr zuſammenfloß, durch die Leichtigkeit des Erwerbs und durch die Wohlfeilheit der Lebensbedürfniſſe möglich gemacht. Athen war damals die erſte griechiſche Handelsſtadt und

das Haupt eines großen Reichs; es war der Mittelpunkt des Verkehrs und der Sitz der Regierung von vielleicht fünfzehn Millionen Menschen; unter den von ihm abhängigen Staaten gab es sogar mehrere, welche Athen an Bevölkerung weit übertrafen. Die Athener hatten viele Colonieen in verschiedenen Ländern gegründet, und daselbst ganze Striche Lands sich unterworfen. Sie standen außerdem an der Spitze eines großen Bundes griechischer Staaten, welche von ihnen wie Unterthanen behandelt wurden; die Bundeskasse sahen sie, wie einst Perikles in Athen vor dem versammelten Volke laut aussprach, als einen Schatz an, welcher nicht denen, die die Steuer gaben, sondern denen, welche sie einnahmen und verwalteten, gehöre. Ja, zu Perikles Zeit verloren die meisten verbündeten Staaten nach und nach sogar ihre eigene Gerichtsbarkeit, und mußten alle ihre Processe vor die atheniſchen Gerichte bringen; nur Chios und die lesbische Stadt Methymna behaupteten wenigstens in dieser Hinsicht ihre Selbstständigkeit.

Die jährliche Gesammteinnahme des atheniſchen Staats ist zwar nicht bekannt; aber sie läßt sich im Allgemeinen aus einigen einzelnen Angaben schätzen, so wie aus dem Umstand, daß man, ungeachtet des größten Aufwands für Bauten, Kunstwerke, Feste und Schauspiele, in einer im Ganzen geldarmen Zeit aus dem reinen Überschuß einen großen Schatz anzulegen vermochte. Die Steuer der Bundesgenossen allein betrug gegen tausend Talente oder mehr als dritthalb Millionen Gulden (gegen 1½ Millionen Thaler), und da das Geld zu jener Zeit einen sechs- bis achtfach höheren Werth als heut' zu Tage hatte, so gibt schon diese einzige Einnahme eine Summe, welche den Einkünften einer ganzen Anzahl deutscher Bundesstaaten gleichkommt. Der Reichthum des atheniſchen Staats war so groß, daß zur Zeit des Perikles innerhalb weniger Jahre, ungeachtet aller Ausgaben, als Ersparniß achttausend Talente oder gegen einundzwanzig Millionen Gulden (11½ Millionen Thlr.) in den Staatsschatz niedergelegt werden konnten, d. h. eine Summe, die man wieder um das Sechs- und Achtfache erhöhen muß, wenn man sie nach dem Geldwerth unserer Zeit schätzen will. Der Reichthum einzelner Bürger war ebenfalls außerordentlich groß geworden. Während noch zur Zeit Solon's ein Vermögen von sieben Talenten oder 18,000 fl. (10,000 Thlrn.)

für eines der größten galt, gab es zu Perikles Zeit atheniſche Bürger, welche, wie der berühmte Nicias, hundert Talente beſaßen, und allein in den ihnen gehörenden Bergwerken tauſend Sklaven hielten. Ein anderer wegen ſeines Reichthums berühmter Mann, Kallias, welcher kurz vor Perikles lebte, war ſo wohlhabend, daß er im Stande war, eine ihm auferlegte Geldſtrafe von fünfzig Talenten (130,000 fl. oder 72,600 Thlrn.) zu bezahlen. Das ererbte Vermögen des Alcibiades endlich wurde auf mehr als hundert Talente angeſchlagen. Zu allem dieſem kommt noch, daß zu Perikles Zeit die Lebensbedürfniſſe ſehr wohlfeil und die Erwerbsmittel mannichfaltig und leicht waren. Es konnte alſo ein Athener, ohne bedeutenden Nachtheil für ſein Hausweſen, den größten Theil ſeiner Zeit den Künſten, der philoſophiſchen Unterhaltung und allen Arten von geiſtreicher Geſelligkeit widmen.

Die ungeheure Macht und der große Reichthum Athen's hatten übrigens auch ſehr nachtheilige Folgen. Schon der bedeutende Kriegsſold allein konnte einen Bürger reich machen; denn zu Perikles Zeit betrug der tägliche Sold eines Reiters nebſt ſeiner Verpflegung zwölf Obolen (52 kr. oder 11½ Groſchen), ſoviel Getraide aber, als ein Mann zur täglichen Nahrung braucht, koſtete zwei und dreißigmal weniger. Dies und der leichte Erwerb des Geldes überhaupt hatte zur Folge, daß Stadt und Land mit vornehmen Müßiggängern angefüllt wurden. Die entſtehende Ungleichheit des Vermögens brachte, verbunden mit der bis zum äußerſten Grade entwickelten Volksherrſchaft, einen furchtbaren Despotismus der ſchlechteren Klaſſe von Reichen gegen die Ärmeren hervor, indem gerade die beſſeren und edleren Reichen ſtets der Gegenſtand der Verfolgung des gemeinen Haufens blieben. Noch zur Zeit des Beginns der Perſer-Kriege waren die Reſte der alten Ariſtokratie geachtet, und hielten die andern Bürger in einer gewiſſen ehrerbietigen Ferne; jetzt dagegen, wo das demokratiſche Leben durch alle Adern des atheniſchen Volks verbreitet war, beſtand eine wahre Tyrannei des Pöbels; der Übermuth des Reichthums kannte keine Schranken mehr, und übte einen verderblichen Einfluß auf die Regierung und die Sitten aus. In der Republik ſteht, wie in der Monarchie, nur dann Alles wohl, wenn das Geſetz herrſcht; artet ihre Verfaſſung aber in Ochlokratie oder Pöbelherrſchaft aus, dann

siegen, wie in der Despotie, Leidenschaft, Parteiwuth und Aberglauben über alles Recht. Kommt nun gar noch der verderbliche Einfluß von Reichthum und Luxus hinzu, so ist nichts mehr heilig, und Alles wird der Herrschsucht und Habgier der Einzelnen und der Parteien geopfert. Freilich weckt und belebt ein solches Staatsleben auch alle Kräfte des Geistes, und neben der Leidenschaft werden auch die Talente angeregt und entwickelt. Der athenische Staat bildete daher noch immer den entschiedensten Gegensatz gegen die Reiche des Orients, in welchen das Glück stets nur von einem Einzigen abhing, der die Maschine des Ganzen leitete, und mit willkürlicher Gewalt jeden Streit entschied. In Athen dagegen war der Zustand des Staates das Werk der eigenthümlichen Bestrebungen aller Einzelnen, ihrer sich gegenseitig fördernden und hemmenden Tugenden und Laster und des von ihnen gemeinschaftlich festgestellten Gesetzes. Übrigens war der bessere Theil der Athener natürlich der zu einer wahren Tyrannei gewordenen Demokratie abgeneigt, und strebte, obgleich vergebens, nach einer Aristokratie im alten und guten Sinne des Worts. Dies geben auch die besseren Schriftsteller jener Zeit, ein Thucydides, ein Aristophanes, ein Plato, zu erkennen, obgleich sie nicht in den Irrthum des ebenfalls aristokratischen Geschichtschreibers Xenophon verfielen, welcher die spartanische Oligarchie als eine für Athen wünschenswerthe Verfassung ansah.

Ein besonders großer Nachtheil, den der Reichthum Athen's und der so außerordentlich vermehrte Geldumlauf diesem Staate und dem gesammten übrigen Griechenland brachten, war das Söldnerwesen, welches von der letzten Zeit des fünften Jahrhunderts v. Chr. an in hohem Grade zunahm. Die Athener waren durch ihre ausgedehnte Herrschaft genöthigt, viele Söldner in Dienst zu nehmen; die große Zahl von fremden Truppen aber, welche sie unterhalten mußten, wurde dem Staat und seinen Finanzen auf eben dieselbe Weise verderblich, wie den Holländern ihre überseeischen Besitzungen geworden sind, und wie auch den Engländern früher oder später ihr indisches Reich nachtheilig werden wird. Während vorher nur Kreter und Arkader sich als Söldner anwerben ließen, wurde durch das athenische Geld der Kriegsdienst zum einträglichsten Gewerbe gemacht, und ganz Griechenland in

eine Pflanzschule von Kriegern umgewandelt. Die atheniſchen Bürger ſelbſt fanden es ſchon gegen das Ende des peloponneſiſchen Kriegs bequemer, Truppen anzuwerben, als ſelbſt zu dienen. Die Reicheren unter ihnen ließen ſich zwar noch unter die Reiter einſchreiben, ſtellten aber einen Mann für ſich; und die Flotte wurde mit fremden Seeleuten bemannt, welche, ſobald der Feind einen größeren Sold zahlte, ſchaarenweiſe zu demſelben überliefen.

In dem ganzen Geiſte der atheniſchen Demokratie, wie ſie im fünften Jahrhundert v. Chr. ſich entwickelte, iſt eine beſondere finanzielle Einrichtung begründet, welche allen Staaten der neueren Zeit durchaus fremd iſt. Dies ſind die ſogenannten Liturgieen, die zwar ſchon in älterer Zeit vorkamen, aber erſt mit der Ausbildung der eigentlichen Volksherrſchaft ihre vollſtändige Entwickelung erhielten. Man bezeichnete in Griechenland mit dem Ausdruck Liturgie, welcher wörtlich ſo viel als Dienſt für das gemeine Weſen bedeutete, Naturalleiſtungen für den Staat von Seiten der reicheren Bürger. Es war nämlich in Athen Geſetz, daß gewiſſe Ausgaben, die der Staat zu machen hatte, von einzelnen Reichen übernommen und beſorgt wurden. Zu dieſer eigenthümlichen Art von Steuern waren der Reihe nach alle diejenigen Bürger verpflichtet, welche ein Vermögen von mindeſtens drei Talenten (7800 fl. oder 4300 Thlrn.) beſaßen; jedoch konnte dieſelbe jeden von ihnen nur ein Jahr ums andere treffen. Sie wurde übrigens nicht als eine Laſt, ſondern als eine ehrenvolle Sache angeſehen, und der zu ihr Verpflichtete leiſtete gewöhnlich mehr, als das Geſetz vorſchrieb. Durch die Liturgieen wurden nach und nach die meiſten großen Laſten des Staats auf die Reichen allein gewälzt. Dieſe trugen anfangs gern einen drückenden Vorzug, weil derſelbe ein Mittel war, in einer höchſt eiferſüchtigen Demokratie ſich viele Freunde zu machen, ohne daß man Argwohn erregte, und einen großen Reichthum zu beſitzen, ohne deshalb gehaßt und verfolgt zu werden. Später erkaltete aber ihr Eifer, und der Staat hatte durch die Liturgieen bei ſeinen Unternehmungen den Nachtheil, daß die Ausrüſtungen für dieſelben verzögert wurden. Die Liturgieen waren von doppelter Art, nämlich regelmäßig wiederkehrende und außerordentliche. Die Erſteren beſtanden in der Choregie, Gymnaſiarchie, Heſtiaſis und Architheorie; von den Letzteren iſt die Trier-

archie die wichtigste. Die Choregie war die Besorgung des für eine theatralische Vorstellung oder für einen festlichen Aufzug nöthigen Chors; der zu dieser Liturgie Verpflichtete mußte das zu einem solchen Chor nöthige Personal auf seine Kosten anwerben und verköstigen, und dasselbe kleiden, schmücken und einüben lassen. Die Gymnasiarchie bestand darin, daß ein einzelner reicher Bürger in eben derselben Weise für die Kämpfer bei einem öffentlichen Festspiel sorgte. Die Hestiasis und Architheorie kamen seltener vor: jene war die bei besonderen Festen Statt findende Veranstaltung eines Gastmahls für die Bürger der einzelnen Phylen, diese die Ausstattung und Führung der heiligen Gesandtschaften zu dem delischen und andern auswärtigen Tempeln oder Festen. Die Trierarchie war die kostspieligste von allen Liturgieen, und bestand darin, daß man für ein Kriegsschiff, welches der Staat stellte, alle zur Ausrüstung nöthigen Geräthschaften liefern und dasselbe in baulichem Stande erhalten mußte. Diese Verpflichtung dauerte nur Ein Jahr lang, und nach Verfluß desselben war man zwei Jahre hindurch von jeder Trierarchie frei. Sie wurde gegen das Ende des fünften Jahrhunderts außerdem noch dahin abgeändert, daß die weniger vermögenden unter den Reichen zu einer gemeinschaftlichen Leistung derselben zusammentreten durften. Als endlich 357 v. Chr. die Zahl der Trierarchen nicht mehr ausreichte, wurden die zwölfhundert wohlhabendsten Bürger in zwanzig Klassen, welche Symmorieen hießen, und Unterabtheilungen von je fünf bis sechszehn Bürgern hatten, eingetheilt, und das Gesetz gemacht, daß jede dieser Unterabtheilungen für je ein Schiff zu sorgen hatte. Die Trierarchieen waren im peloponnesischen Krieg, in welchem häufig Schiffe verloren gingen, der Ruin vieler Familien. Die übrigen Liturgieen waren viel weniger kostspielig als die Trierarchie; denn die regelmäßig wiederkehrenden Liturgieen kosteten, ein Jahr ins andere gerechnet, einen reichen Athener jährlich nicht mehr als höchstens den fünften Theil eines Talentes oder 520 fl. (gegen 290 Thlr.), wiewohl bei dem Streben nach Glanz und Ehre häufig viel größere Summen, als das Gesetz verlangte, dabei aufgewandt wurden, und aus dem Jahre 410 v. Chr. uns ein Bürger angeführt wird, welcher in diesem einzigen Jahre für zwei von ihm übernommene Choregieen fast ein Talent oder 2600 fl. (1447 Thlr.) ausgab. —

Athen wurde zu Perikles Zeit und hauptsächlich durch ihn mit den schönsten und großartigsten Kunstwerken ausgeschmückt, und erhob sich auch in dieser Beziehung zur ersten Stadt der alten Welt. Alle Künste erhielten daselbst ihren Hauptsitz, und stiegen in Athen zur höchsten Vollendung empor. In dieser Stadt lebten damals eine Menge Künstler, von welchen folgende als die berühmtesten anzuführen sind: Phidias, der größte griechische Bildhauer, Mnesikles, Iktinus und Kallikrates, die ersten Architekten jener Zeit, sowie Polygnotus und Parrhasius, welche zu den ausgezeichnetsten Malern des griechischen Alterthums gezählt werden. Die Haupt-Kunstwerke, welche damals in Athen geschaffen wurden, waren Bildhauereien und Gebäude. Die Letzteren waren insgesammt öffentliche Gebäude; denn die höhere Baukunst des griechischen Alterthums diente bis zur Zeit Alexander's des Großen fast ganz allein für die Zwecke der Religion und des Staats, sie hatte früher durchaus nicht, wie nach jener Zeit, den vorherrschenden Charakter der Beziehung auf Bequemlichkeit und Schönheit im Privatleben, und die Wohnungen der Bürger blieben so weit hinter ihren Fortschritten zurück, daß zur Zeit des Perikles selbst der angesehenste Privatmann eine sehr mittelmäßige Behausung hatte, während z. B. das damals zu Athen aufgeführte Staatsgebäude der Propyläen über fünf Millionen Gulden oder fast drei Millionen Thaler kostete. Athen erhielt zu jener Zeit eine so große Menge schöner Bauwerke, daß es dadurch alle anderen griechischen Städte übertraf; besonders ward seine Akropolis oder Burg mit Kunstwerken ausgeschmückt.

Die berühmtesten Gebäude, welche in Athen damals errichtet wurden, sind das Parthenon, die Propyläen, das Odeum und mehrere Stoa's. Das Parthenon war der Haupttempel der Stadt Athen und der Schutzgöttin derselben, Minerva, geweiht; den Namen Parthenon erhielt es deshalb, weil Minerva nebst der Diana und Vesta allein von allen Göttinnen unvermählt blieb, und daher den Beinamen Parthenos d. i. Jungfrau führte. Dieser ganz aus Marmor erbaute und noch jetzt in ziemlich wohl erhaltenen Trümmern vorhandene Tempel ist eines der schönsten Gebäude, welche jemals errichtet worden sind. Es stand auf der Akropolis, und bildete ein mit dorischen Säulen umgebenes längliches Viereck. Es wurde in den Jahren 448 bis 438 v. Chr., unter Perikles

Staatsleitung, von Iktinus und Kallikrates erbaut. Der große Bildhauer Phidias schmückte es mit seinen Werken aus. Von den Relief's und Rundbildern dieses Tempels haben sich viele erhalten, welche gegenwärtig fast insgesammt sich im brittischen Museum befinden, und nach dem Lord Elgin, der sie dahin brachte, den Namen Elginische Marmor führen: sie sind entweder von Phidias selbst oder von Schülern desselben unter seiner Leitung verfertigt worden. Im Inneren des Tempels stand die sechs und dreißig Fuß hohe Statue der Minerva, eines der Hauptwerke dieses Bildhauers, welches aber schon längst untergegangen ist. Diese Statue war aus Elfenbein und Gold zusammengesetzt. Der letztere Stoff bildete das Gewand der Göttin, und war so angebracht, daß er im Nothfall abgenommen werden konnte, um zu den Bedürfnissen des Staats verwendet zu werden. Man hat den Werth dieses Goldes auf 786,500 Thlr. berechnet. Phidias hatte noch zwei andere Statuen der Minerva oder Pallas verfertigt; eine derselben, welche aus dem zehnten Theile der Marathonischen Beute in Erz gegossen war, stand auf dem höchsten Punkte der Burg, und war so groß, daß behauptet wird, man habe ihren blinkenden Helm und Speer an dem fünf Meilen von Athen entfernten Vorgebirge Sunium sehen können.

Den Namen Propyläen d. i. Vorhof oder Vorhallen führten die jetzt ganz in Trümmern liegenden Bauwerke, durch welche Perikles die von Cimon begonnene Befestigung der Akropolis vollendete. Sie wurden von 437 bis 433 v. Chr. von dem Architekten Mnesikles erbaut, und bestanden aus mehreren zusammen gehörenden Gebäuden, welche auf dem einzigen in die Akropolis führenden Wege errichtet waren, und den Zugang zu dieser bildeten. Die Propyläen waren also nicht etwa blos ein einzelnes Thor, wie das Brandenburger Thor zu Berlin, welches einem Theile der Propyläen nachgebildet ist, sondern sie bestanden theils aus einem großen, fünf Hallen bildenden Säulenthor von Marmor, zu welchem man auf einer prachtvollen Treppe gelangte, theils aus einigen vor demselben zu beiden Seiten errichteten Gebäuden. Eines der Letzteren war die eine Säulenhalle oder Stoa, deren Wand von Polygnot's Hand mit Gemälden verziert worden war. Das unter Perikles Staatsverwaltung erbaute Odeum, welches am Fuße der

Akropolis lag, war ein zu poetischen und musikalischen Wettstreiten bestimmtes Gebäude. Es hatte eine solche Gestalt erhalten, daß es dem einst erbeuteten Zelte des Königs Xerxes ähnlich war. Sein Dach war aus Masten und Segelstangen der eroberten persischen Schiffe zusammengesetzt, und es diente auf diese Weise zugleich auch als Denkmal des großen Freiheitskampfes mit den Persern. Die Stoa's waren Säulenhallen, welche gegen die Straße hin offen waren, und je nach der Jahreszeit gegen Sonne oder Regen Schutz gewährten. Athen hatte, wie alle griechischen Städte, viele Stoa's, die berühmteste unter ihnen ist diejenige, welche den Namen Pöcile d. i. bunte Halle führte, weil ihr Inneres mit Gemälden von Polygnot und anderen Malern geschmückt war. Diese Gemälde stellten Scenen aus dem trojanischen Krieg, aus den Sagen vom Theseus und aus der Schlacht bei Marathon dar.

7. Geschichte der Griechen von Cimon's Tod bis zum Beginn des peloponnesischen Kriegs.

Bald nach Cimon's Tode brach der Krieg in Griechenland von neuem aus; denn die Verhältnisse der griechischen Staaten zu einander gestatteten keinen dauernden Frieden. Athen war zu mächtig und zu übermüthig geworden, als daß es mit seinem Nebenbuhler Sparta lange auf dem Friedensfuße hätte bleiben können, und im Inneren jenes Staates arbeitete die demokratische Partei ihres eigenen Besten wegen fast ununterbrochen auf den Krieg los. Die athenischen Aristokraten, an deren Spitze Thucydides der Ältere stand, boten damals alle ihre Kräfte auf, um das Übergewicht zu erlangen; allein sie scheiterten an der größeren Entschlossenheit und dem überlegenen Talent ihrer Gegner unter Perikles. Diese suchten auf jede Weise das Volk sich günstig zu erhalten, und zu den Mitteln, welche sie dazu anwandten, gehörten auch Kriege, welche das Volk bereicherten und seinem Stolze schmeichelten, gerade deshalb aber zugleich die meisten andern griechischen Völkerschaften auf das tiefste kränkten und beleidigten. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß der Friede unter den Griechen stets nur ein Waffenstillstand war, bis zuletzt zwischen den beiden Hauptmächten jener langwierige Kampf auf Tod und Leben ausbrach, welcher

den Namen des peloponnesischen Kriegs führt, und einen der interessantesten Abschnitte in der Geschichte des Alterthums bildet.

Ein Streit, welcher zwischen den Delphiern und den übrigen Phokiern entstanden war, veranlaßte ein Jahr nach dem Tode Cimon's (448 v. Chr.) zuerst einen Krieg zwischen den Verbündeten von Sparta und Athen. Die Phokier verlangten die Aufsicht über den delphischen Tempel als ein gemeinschaftliches Recht der Bewohner desjenigen Landes, in welchem derselbe lag, die Bürger von Delphi aber nahmen dieses Recht für sich allein in Anspruch. Sparta unterstützte die Letzteren, und setzte sie durch ein nach Phokis gesandtes Heer in den Besitz des Tempels; kaum aber waren die spartanischen Truppen wieder nach Hause zurückgekehrt, als die Athener ein Heer unter Perikles Anführung gegen Delphi schickten, und den Phokiern die Aufsicht über den Tempel gaben. Die Spartaner verhielten sich ungeachtet dieses gewaltsamen Umsturzes einer von ihnen getroffenen Verfügung ruhig, wahrscheinlich weil die Athener, als Herren von Megara, den Zugang nach Mittelgriechenland beherrschten, und weil auch die übrigen Verhältnisse den Spartanern für einen entscheidenden Kampf allzu ungünstig schienen. Man pflegt jenen Zwist zwischen Phokis und Delphi den zweiten heiligen Krieg zu nennen. Er unterschied sich von den übrigen Kriegen dieses Namens dadurch, daß der Amphiktyonen-Bund, welcher eigentlich den Streit hätte entscheiden müssen, an demselben keinen Antheil nahm.

In den beiden nächsten Jahren nach dem heiligen Kriege brachen kurz nach einander in Böotien, Euböa und Megara Empörungen gegen die athenische Oberherrschaft aus. In dem Kampf mit den Böotiern waren die Athener unglücklich, sie erlitten in der Schlacht bei Koronea, in welcher auch Tolmidas fiel, eine blutige Niederlage, und sahen sich dadurch zu einem Frieden mit den Böotiern genöthigt, welcher diese von der Abhängigkeit von Athen befreite. Mit den Megareern und Euböern waren die Athener unter Perikles Anführung noch im Kampfe begriffen, als die Spartaner die Lage Athen's benutzten, um dasselbe zu bekriegen. Ein spartanisches Heer erschien unter dem jungen König Pleistonax, des Pausanias Sohn, welchem Kleandridas als Rathgeber zugesellt war, plötzlich in Attika, und lagerte sich nahe bei Eleusis (446 v. Chr.).

Perikles eilte sogleich mit der gesammten atheniſchen Kriegsmacht herbei, und ſchlug den Feinden gegenüber ein Lager auf. Er fand es unter den damaligen Umſtänden zu gewagt, eine entſcheidende Schlacht zu liefern, und da er wußte, wie ſehr die meiſten vornehmen Spartaner der Beſtechlichkeit zugänglich waren, ſo nahm er zu dieſem Mittel ſeine Zuflucht. Es gelang ihm wirklich den Kleandridas zu beſtechen, und das ſpartaniſche Heer kehrte ohne Weiteres nach Hauſe zurück. Kleandridas ſah ſich freilich bald genöthigt, aus ſeiner Vaterſtadt zu entfliehen, und wurde abweſend als Staatsverräther zum Tode verurtheilt, und auch der König Pliſtonax mußte, da er die über ihn verhängte Geldſtrafe nicht zu bezahlen vermochte, Sparta verlaſſen; allein das Geſchehene war nicht wieder gut zu machen, denn Athen hatte unterdeſſen die nöthige Zeit gewonnen, um Euböa wieder zu unterwerfen und ſeine Kräfte zu ſammeln. Das von Perikles angewandte Mittel der Beſtechung hatte zehn Talente oder 26,000 fl. (gegen 14,500 Thlr.) gekoſtet. In der Rechnung, welche Perikles ſpäter von den während ſeines Commando's gemachten Ausgaben vor der Volksverſammlung ablegen mußte, führte er dieſe Summe blos unter der Rubrik „zu nöthigen Ausgaben verwendet" an, und das Volk ließ den ſo unbeſtimmt bezeichneten Poſten ohne die mindeſte Schwierigkeit durchgehen. So groß war das Vertrauen, welches Perikles bei dem ſo mistrauiſchen Volk der Athener ſich zu erwerben gewußt hatte, während andererſeits in Sparta der ſittliche Zuſtand der leitenden Staatsmänner ſo tief geſunken war, daß von einigen Geſchichtſchreibern ſogar berichtet wird, Perikles habe, wie in neuerer Zeit Ludwig XIV. von Frankreich, ſeine Feinde förmlich im Solde gehabt, und jährlich zehn Talente zur Beſtechung derſelben nach Sparta geſchickt. Übrigens ließ Perikles, nachdem er die empörten Euböer wieder unterjocht hatte, einen Theil ihres Gebiets unter atheniſche Familien vertheilen, welche auf der Inſel angeſiedelt wurden. Der Ausgang der megareiſchen Empörung iſt unbekannt. Mit Sparta ward bald nach dem Rückzuge des Heeres (446 vor Chriſto) ein neuer Waffenſtillſtand auf dreißig Jahre geſchloſſen, in welchem Athen zwei megareiſche Häfen, ſowie die von ihm in der jüngſten Zeit beſetzten Punkte des Peloponnes räumen mußte.

Unmittelbar nach diesem Waffenstillstand gelangte Perikles in den vollständigen Besitz der Herrschaft von Athen; denn Thucydides, welcher allein von seinen Gegnern ihm einigermaßen die Spitze bieten konnte, wurde damals durch den Einfluß des Perikles aus Athen verbannt, und die ganze aristokratische Partei fiel, nachdem sie ihres fähigsten Führers beraubt worden war, auseinander. Perikles, welcher seitdem ohne Nebenbuhler dastand, wurde jetzt erst recht groß. In die nächsten fünf Jahre nach dem Waffenstillstand, welche ohne offene Feindseligkeiten vorübergingen, fällt ein Theil der oben erwähnten Maßregeln, durch welche dieser große Staatsmann Athen's Demokratie entwickelte, sich vermittelst derselben zum Alleinherrscher aufwarf, die Stadt zu höherem Glanz und ihre Bürger zu stolzerem Selbstgefühl erhob, und die ärmeren Athener durch Bauten, Kriegsunternehmungen und Colonisationen versorgte.

Nach Verlauf jener fünf Jahre wurden die Waffen der Athener wieder auf einer der verbündeten Inseln beschäftigt. Milet und Samos geriethen nämlich mit einander in Zwist, Athen nahm sich der Milesier an, und zwang die Bewohner von Samos, unter welchen kurz zuvor die aristokratische Partei das Übergewicht erhalten hatte, ihre Verfassung wieder in eine Demokratie umzuändern und für ihre Treue Geißeln zu stellen. Viele von den Aristokraten verließen hierauf Samos, und baten den persischen Statthalter zu Sardes, ihnen zum Umsturz der Volksherrschaft in ihrer Heimath behülflich zu sein. Ihr Gesuch ward erfüllt, und sie bemächtigten sich nun mit persischer Hülfe der Herrschaft von Samos, befreiten die von den Athenern nach Lemnos gebrachten Geißeln, und schickten sogar eine Anzahl Kriegsschiffe gegen Milet aus. Auf die Nachricht davon segelte Perikles sogleich mit einer Flotte nach Samos. Er schlug und zerstreute die von Milet zurückkehrenden Schiffe der Samier, und schloß die Hauptstadt der Insel zu Wasser und zu Land ein. Als er bald darauf nach der karischen Küste fuhr, um die daselbst befindliche persische Flotte einzuschüchtern, benutzten die Samier seine Abwesenheit, und brachten den zurückgebliebenen athenischen Schiffen eine Niederlage bei. Sie hatten sich bereits früher an den peloponnesischen Bund gewendet, dieser wies aber ihr Hülfegesuch zurück, und da auch die Perser sie nur schwach unterstützten, so waren sie, als Perikles nach Samos zurückkam,

der Übermacht der Athener nicht gewachsen. Sie mußten nach neunmonatlicher Belagerung sich ergeben, und wurden, wie früher die Aegineten und später die Lesbier, Melier und andere abgefallene Verbündete, mit großer Härte behandelt: ihre Insel ward zum Theil verwüstet, alle ihre Kriegsschiffe wurden weggenommen, ihre Festungswerke geschleift, und sie mußten außerdem die Kriegskosten bezahlen und Geißeln geben. Bei der Ehrenfeier, durch welche nach der Rückkehr der Flotte wie gewöhnlich das Andenken der Gebliebenen zu Athen verherrlicht wurde, hielt Perikles die Leichenrede, und erweckte durch seine Worte eine solche Begeisterung in den Zuhörern, daß, als er von der Rednerbühne herabstieg, die Frauen ihn, gleich den Siegern in den öffentlichen Spielen, mit Kränzen und Bändern schmückten. Nur Elpinice, die Schwester Cimon's, nahm keinen Theil an dieser Verherrlichung des Perikles, sondern rief vielmehr im Geiste ihres Bruders dem Redner zu: „Ist das eine so große That und der Bekränzung werth, daß du viele wackere Mitbürger in den Tod geführt hast, nicht um die Perser, sondern um stammverwandte und verbündete Griechen zu besiegen?"

Die Athener waren jetzt im unbestrittenen und alleinigen Besitz der Herrschaft zur See; kein anderer Seestaat war ihnen gewachsen; selbst dorische Pflanzstädte wie Byzanz und Potidäa huldigten ihnen und nahmen ihre Befehle an, und sogar bis in den Hintergrund des schwarzen Meeres erstreckte sich ihr gebietender Einfluß. An der asiatischen Küste dieses Meeres vertrieben sie um jene Zeit den Tyrannen von Sinope, und siedelten sechshundert Bürger aus ihrer Mitte ebenso auf seinen Gütern an, wie sie nicht lange vorher auf dem thracischen Chersones, in der Nähe von Amisus und an andern Orten Colonieen gegründet, und 444 vor Chr. das zerstörte Sybaris in Italien unter dem Namen Thurium wieder hergestellt hatten. Wegen dieser großen Macht, deren entscheidender Einfluß sich von Cypern und von der Nähe des Kaukasus an bis zu den griechischen Pflanzstädten im Westen erstreckte, kannte aber auch der Übermuth des so schnell groß gewordenen athenischen Volks keine Grenzen mehr. Die große Menge der Athener wurde von ihrem Stolze, ihrer Herrschsucht und den Eindrücken des Augenblicks geleitet. Schon damals träumten sie von der Unter-

werfung Siciliens und von der Besiegung der Etrusker und Karthager, der herrschenden Seemächte des Westens, und ebenso lockten andererseits Egypten und die persischen Seeprovinzen ihren hochstrebenden Sinn an. Hätte Perikles nicht mit Einsicht und Kraft die Zügel ihrer Regierung gelenkt, so würden sie in ihrem Übermuth sich gewiß zu verkehrten Unternehmungen haben hinreißen lassen; aber dieser große Staatsmann, welchen das athenische Volk zugleich liebte und fürchtete, hielt den Blick unverwandt auf das Nächste gerichtet, und widersetzte sich mit unerschütterlicher Festigkeit allen weit aussehenden Projecten. Bald zeigte sich jedoch auf der Insel Korcyra eine günstige Gelegenheit, dem dorischen Bunde bedeutende Kräfte zu entreißen, und diese glaubte auch Perikles nicht versäumen zu dürfen. Es entspannen sich daraus Verwickelungen und Zwistigkeiten, welche endlich den Ausbruch des entscheidenden Kampfes zwischen Sparta und Athen oder den sogenannten peloponnesischen Krieg herbeiführten.

8. Der peloponnesische Krieg bis auf Perikles Tod.

Der Krieg, welcher von den Staaten des peloponnesischen Bundes mit Athen geführt wurde, und deswegen den Namen des peloponnesischen führt, begann im Jahr 431 v. Chr., und dauerte mit einer kurzen Unterbrechung bis zum Jahre 404. Der Anlaß zum Ausbruch desselben wurde von zwei Seiten her gegeben, nämlich von der Insel Korcyra oder dem heutigen Korfu und von der macedonischen Stadt Potidäa.

Die Republik Korcyra, eine Colonie von Korinth, war seit dem Sinken der äginetischen Macht so blühend geworden, daß sie nächst Athen unter allen griechischen Staaten die größte Flotte besaß. Ihre Seemacht war die einzige, welche den Athenern sich widersetzen konnte, und hätte mit der korinthischen verbunden diesen wohl die Spitze bieten können. Das Verhältniß, in welchem Korcyra und Korinth als Colonie und Mutterstaat zu einander standen, würde auch eine solche Verbindung beider Staaten von selbst herbeigeführt haben, wenn nicht gegenseitige Handelseifersucht und die Überlegenheit der Korcyräer schon vor längerer Zeit einen großen Haß zwischen Mutterstaat und Colonie veranlaßt hätten. Dieser

brach jetzt in einen offenen Kampf aus, welcher eine der Veranlassungen des peloponnesischen Krieges wurde. In der illyrischen Stadt Epidamnus oder Dyrrhachium nämlich, welche die Korcyräer in Gemeinschaft mit den Korinthern gegründet hatten, und in der, wie in allen griechischen Staaten, die demokratische Partei mit dem Adel im Streite lag, wurde der Letztere endlich aus der Stadt verjagt. Die Vertriebenen setzten sich mit den räuberischen Illyriern der Umgegend in Verbindung, und suchten mit Hülfe derselben ihren Feinden in Epidamnus allen möglichen Schaden zu thun. Die Letzteren kamen dadurch sehr in Noth, und baten die Korcyräer um Beistand. Diese aber, bei denen damals wahrscheinlich die Aristokraten das Übergewicht hatten, wiesen ihr Gesuch zurück. Die Epidamnier wandten sich deshalb, auf den Rath des delphischen Orakels, an Korinth, welches sie als ihre zweite Mutterstadt ansahen. Die Korinther leisteten die erbetene Hülfe mit großer Bereitwilligkeit: sie schickten sowohl neue Ansiedler, um die Bevölkerung von Epidamnus zu verstärken, als auch Truppen, um die Stadt zu beschützen. Auf die Nachricht davon beschlossen die Korcyräer sogleich, sich der verbannten Aristokraten anzunehmen, und die Korinther wieder aus Epidamnus zu vertreiben. Sie schickten Truppen ab, und belagerten in Verbindung mit den Vertriebenen die Stadt. Nun rüsteten die Korinther, von Megara und einigen andern befreundeten Staaten unterstützt, eine Flotte aus, kündigten den Korcyräern förmlich den Krieg an (435 v. Chr.), und lieferten ihnen eine Seeschlacht, in welcher die Korinther geschlagen wurden. Epidamnus mußte sich hierauf den Korcyräern ergeben. Der Krieg wurde dadurch nicht geendigt, sondern vielmehr von den Letzteren mit unglaublicher Wuth fortgesetzt. Die Korcyräer erwürgten einen Theil der Gefangenen, griffen die Häfen der Korinther und ihrer Verbündeten an, plünderten und verbrannten einige Seestädte und Werfte derselben, und suchten ihnen überhaupt auf jede nur mögliche Weise zu schaden.

Als zuletzt die Korinther die größten Anstrengungen machten, um eine zahlreiche Flotte gegen die Korcyräer auszuschicken, wurde es diesen bange, zumal da sie weder dem peloponnesischen noch dem atheniſchen Bunde angehörten, die Korinther aber als Mitglieder des Ersteren einen Rückhalt an demselben hatten. Die Korcyräer

mußten sich daher durchaus ebenfalls nach fremder Hülfe umsehen, und diese war unter den obwaltenden Umständen für sie nirgends anders als bei den Athenern zu finden. Sie suchten bei ihnen um ein Schutzbündniß nach, und die Athener gingen, obgleich die Korinther durch eine besondere Gesandtschaft Vorstellungen dagegen machen ließen, auf die angetragene Verbindung ein, weil dadurch die große, im Fall eines allgemeinen Krieges höchst wichtige Seemacht der Korcyräer den Stammverwandten derselben entzogen wurde. Ein vollkommenes Schutzbündniß mit Korcyra wäre, da dieser Staat sich im Kriegszustand mit Korinth befand, eine Kriegserklärung gegen die letztere Stadt und folglich ein Bruch des Waffenstillstands gewesen, welchen Athen etwas mehr als ein Jahrzehnt früher mit Sparta und den übrigen Gliedern des peloponnesischen Bundes geschlossen hatte. Die Athener suchten daher die Sache so einzurichten, daß dies vermieden, und doch sowohl die korcyräische Seemacht für Athen gewonnen, als auch die der Korinther und ihrer Bundesgenossen durch den Kampf mit derselben geschwächt werde. Sie schlossen mit den Korcyräern kein Schutz- und Trutzbündniß, sondern blos einen gegenseitigen Vertheidigungsvertrag, und gaben dem Führer der zehn Schiffe, welche sie ihnen zu Hülfe schickten, den Befehl, sich mit den Korinthern nur dann in einen Kampf einzulassen, wenn dieselben eine Landung auf Korcyra versuchen würden. Es kam alsbald zu einer Schlacht, in welcher die atheniſchen Schiffe zwar nicht mitkämpften, aber doch durch ihre Anwesenheit die Korinther nicht wenig beunruhigten; die Korcyräer siegten in derselben auf dem einen Flügel, wurden aber auf dem andern mit großem Verlust zurückgeschlagen. Eine zweite Schlacht ward dadurch verhindert, daß die Athener eine Verstärkung von zwanzig Schiffen sandten; die Korinther wagten jetzt nicht einen nochmaligen Kampf zu versuchen, und segelten nach Hause zurück.

Die Korinther, welche ohnedies auf Athen schon längst erbittert waren, erkannten in dem Benehmen der Athener einen Friedensbruch; die Spartaner aber nahmen die Sache anders, und zögerten, die bloße Zusendung von Schiffen für eine Verletzung des auf dreißig Jahre geschlossenen Waffenstillstands zu erklären. Es hätte daher der Ausbruch des Kriegs zwischen den beiden Hauptmächten Griechenlands und ihren Verbündeten sich vielleicht noch länger hinausge-

schoben, wenn nicht bald eine neue offene Fehde hinzugekommen wäre, welche endlich den gesammten Bund der Peloponnesier nöthigte, den Athenern den Krieg zu erklären. Diese Fehde entspann sich in der macedonischen Stadt Potidäa, einer Colonie der Korinther. Die Potidäer waren, gleich den meisten übrigen Pflanzstädten der macedonischen Küste, seit einiger Zeit den Athenern tributpflichtig, obgleich sie mit Korinth noch immer in dem alten Verhältniß standen, und von dort her jährlich einen Beamten erhielten, welcher in Potidäa gewisse feierliche Opfer zu verrichten hatte, und einen Einfluß auf die Regierung ausübte. Die Korinther beschlossen nach jenem Kampf mit den Korcyräern, sich dadurch an den Athenern zu rächen, daß sie Potidäa unabhängig machten, und verbanden sich zu diesem Behufe mit dem benachbarten König Perdikkas II. von Macedonien, welcher kurz vorher mit den Athenern in Zwist gerathen war, und nun auch andere den Athenern unterworfene Städte der macedonischen Küste gegen diese aufwiegelte. Sobald die Athener davon Nachricht erhielten, rüsteten sie sich zum Kriege, und suchten dem Abfall der Potidäer dadurch zuvorzukommen, daß sie ihnen den Befehl zuschickten, zur Bürgschaft ihres ferneren Gehorsams Geißeln zu geben, die eine Hälfte ihrer Stadtmauern niederzureißen, jenen korinthischen Beamten fortzuschicken und keinen neuen mehr zuzulassen. Die Potidäer leisteten diesem Befehle keine Folge, sondern schickten insgeheim zugleich mit den Korinthern Gesandte nach Sparta, und als man ihnen hier das Versprechen gab, daß, im Fall Potidäa von den Athenern angegriffen würde, ein peloponnesisches Heer in Attika einrücken würde, empörten sie sich zugleich mit einigen benachbarten Städten offen gegen Athen. Bald erschienen sowohl von Athen, als auch von Korinth Truppen an der macedonischen Küste. Die Athener schlossen Potidäa ein, lieferten dem verbündeten Heere der Potidäer und Korinther ein glückliches Treffen, und setzten hierauf die Belagerung der Stadt mit solchem Nachdruck fort, daß Potidäa sich Ein Jahr nach dem Beginn des peloponnesischen Kriegs ergeben mußte.

Der Krieg war durch die Belagerung Potidäa's endlich zum Ausbruch gekommen. Die Spartaner hatten, auf Antrieb der Korinther und anderer Staaten, die Abgeordneten des peloponnesischen Bundes nach Sparta zusammengerufen, und hier wurde nun, nach-

dem die Korinther, die Megarеer, die Aegineten und andere Bundesgenossen ihre Beschwerden gegen Athen vorgetragen hatten, im Jahr 432 v. Chr. das Verfahren der Athener für einen Bruch des vor vierzehn Jahren mit ihnen geschlossenen Waffenstillstandes erklärt, und der Krieg gegen sie beschlossen. Um Zeit für die Rüstungen zu gewinnen, schickte der peloponnesische Bund zuerst dreimal nach einander Gesandte nach Athen. Die erste Gesandtschaft der Peloponnesier verlangte die Versöhnung der Götter wegen des vor mehr als hundert fünfzig Jahren an Kylon und seinen Anhängern begangenen Mordes (s. oben S. 301) und die Verbannung der mit dieser Schuld beladenen Familie der Alkmäoniden, zu welcher namentlich auch Perikles gehörte. Diese Forderung, deren Willfahrung die Peloponnesier selbst nicht erwarteten, hatte für sie doch, wie sie meinten, den Vortheil, daß der fähigste aller Athener an dem bevorstehenden Kriege und dessen Leiden vorzugsweise schuld zu sein schien, und deshalb einen Theil seiner Macht und seines Einflusses verlieren würde. Sparta und seine Verbündeten konnten um so eher diese Hoffnung hegen, als gerade um jene Zeit Perikles Feinde in Athen ihn mit einigem Erfolge angegriffen hatten, und die Stimmung des Volks ihm entgegen zu sein schien. Man hatte den großen Mann, um sein Ansehen zu untergraben und eine Anklage gegen ihn selbst vorzubereiten, in der Person seiner Freunde angegriffen. Zuerst wurde Phidias eines doppelten Verbrechens angeklagt; er sollte nämlich bei der Verfertigung der Minerva-Statue des Parthenon's einen Theil des für dieselbe bestimmten Goldes unterschlagen, sowie in dem auf dem Schild dieser Statue dargestellten Amazonen-Kampfe sein und seines Freundes Perikles Porträt angebracht und dadurch gegen die Göttin gefrevelt haben. Der erste Punkt war leicht beseitigt, weil, wie oben (S. 416) angegeben ist, das an der Statue befindliche Gold abgenommen und gewogen werden konnte; in Betreff des zweiten aber bot Perikles vergebens seine ganze Beredsamkeit auf, um Phidias zu vertheidigen. Der große Künstler wurde für schuldig erklärt und ins Gefängniß geworfen. Er starb entweder im Kerker oder im Lande Elis, wohin zu entfliehen ihm nach einer andern Nachricht gelungen war. Ein anderer Freund des Perikles, welcher dessen Feinden zum Opfer fiel, war der berühmte Philosoph Anaxagoras, dessen bereits oben

(S. 340) gedacht worden ist. Gegen ihn erhob man die Anklage, daß er die Götter leugne und die Naturerscheinungen auf eine den Lehren der Religion widerstreitende Weise erkläre. Perikles rettete seinen Freund dadurch, daß er ihm noch zeitig genug zur Flucht aus Athen verhalf. Auch Aspasia wurde von Perikles Feinden vor Gericht angegriffen; man klagte sie der Sittenlosigkeit an, und nur mit großer Mühe gelang es dem Perikles, ihre Freisprechung zu bewirken.

Nach solchen Vorgängen konnten die Peloponnesier wohl hoffen, daß sie durch ihre erste Forderung das Ansehen des Perikles noch mehr herabdrücken würden. Sie scheiterten aber bei diesem Versuche, da Perikles zu fest stand, und überdies gerade jetzt, beim bevorstehenden Ausbruch des Krieges, den Athenern unentbehrlich war. Man erwiderte ihre Beschwerde über jene Tempel-Entweihung in Athen dadurch, daß man die Spartaner auf den Hungertod des Pausanias in einem spartanischen Tempel und auf eine andere ähnliche Verletzung des Asyl-Rechtes der Tempel durch die Spartaner hinwies. Die zweite peloponnesische Gesandtschaft verlangte die Aufhebung der Belagerung von Potidäa und einige andere Aegina und Megara betreffende Maßregeln. Sie wurde ohne viele Umstände zurückgewiesen. Die dritte endlich forderte die Herstellung der Unabhängigkeit aller den Athenern unterworfenen Staaten; auf diese gaben die Athener die Antwort, daß sie das Verlangte zu erfüllen bereit seien, wenn auch die Spartaner ihren sogenannten Bundesgenossen die gleiche Freiheit gewähren wollten. Weitere Verhandlungen fanden nicht Statt, und im Juli des Jahres 431 v. Chr. brach der Krieg wirklich aus.

An diesem Kriege nahmen in der ersten Zeit unter Anführung der Spartaner alle peloponnesischen Staaten Theil außer Argos und den Städten von Achaja, von welchen nur Pellene sich an Sparta anschloß, die übrigen aber neutral blieben; außerhalb des Peloponnes aber waren die Megarer, die Thebaner und die meisten übrigen Böotier, die Phokier, die opuntischen Lokrer, zwei akarnanische Städte, die vor der Küste Akarnaniens gelegene Insel Leukadia und die epirotische Stadt Ambracia mit den Spartanern verbündet. Die athenischen Bundesgenossen bestanden, außer den vielen unterworfenen Inseln und Küstenstädten des ägäischen Meeres, in

den Platäern, den Messeniern von Naupaktus, dem größeren Theil der Akarnanen, den Bewohnern der Inseln Korcyra, Zakynthus und Kephallenia, den ozolischen Lokrern, den Chiern, der Stadt Methymna auf Lesbos und einigen thessalischen Städten. Der Truppenzahl nach hatten die Athener als Kern ihres Heeres dreizehntausend Schwerbewaffnete, die zum Felddienst tüchtig waren, und sechszehntausend Mann, welche als Besatzungen und zur Vertheidigung der Stadt gebraucht werden konnten, d. h. lauter Leute von einigem Vermögen, welche einen oder mehrere Diener halten und die Rüstung bezahlen konnten, also zum Ganzen sich ungefähr ebenso verhielten, wie eine gleich große Anzahl sogenannter Reisige im Mittelalter zur Bevölkerung der damaligen Zeit. Zu diesen Truppen kamen noch zwölfhundert Reiter und berittene Bogenschützen, sechszehnhundert Schützen zu Fuß und eine aus dreihundert großen Kriegsschiffen bestehende Flotte, deren Bemannung auf sechszigtausend Mann geschätzt wird. Athen schickte also beinahe zwei und neunzigtausend Mann ins Feld, freilich nicht der kleine Hauptort des Landes Attika, sondern die Hauptstadt des großen atheniſchen Reichs. Die Landmacht der Peloponnesier wird auf sechszigtausend Mann Kerntruppen geschätzt, es ist aber in Bezug auf diese Zahl zu bemerken, daß nicht das volle Drittel der spartaniſch-lacedämoniſchen Macht ins Feld zu rücken pflegte, und daß von den Truppen der anderen Bundesstaaten höchstens zwei Drittel auszogen. Die Flotte der Peloponnesier sollte, nach einem am Anfang des Krieges gefaßten Beschlusse, aus fünfhundert großen Kriegsschiffen bestehen, und würde also eine Bemannung von etwa achtzigtausend Mann erfordert haben; sie war aber nie ganz so stark, wiewohl freilich in der zweiten Hälfte des Krieges, als die Peloponnesier von Sicilien und von Persien her unterstützt wurden, nicht sehr viel daran fehlte. Ferner waren in Athen, der reichsten Stadt von Griechenland, die größten Schätze aufgehäuft, und auch die Peloponnesier kamen, sobald die Perser Antheil am Kriege nahmen, in den Besitz einer bedeutenden Geldmacht; denn die Subsidien, welche sie von Persien empfingen, betrugen über 10½ Million Gulden (5,800,000 Thlr.), und der spartaniſche Admiral Lysander brachte, obgleich er sehr viel Geld theils für sich selbst brauchte, theils seinen Freunden und Verwandten zufließen ließ, über sechs Millionen Gulden (über

3,300,000 Thlr.) in die Staatskasse. Rechnet man dies Alles zusammen, so wird man leicht zugeben, daß zu keiner Zeit eine gleich große Masse wohlgeordneter physischer Kräfte und eine gleiche Fülle von Geldmitteln gegen einander aufgeboten, und von einer Intelligenz, wie die des spartanischen Senats und die der Führer des atheniſchen Volks war, geleitet ward.

Der peloponnesische Krieg, dessen Gang hauptsächlich von den Grundsätzen, Talenten und Schicksalen der leitenden Männer beider Mächte abhing, begann im Jahr 431 v. Chr. wegen eines Vorfalls in Böotien schneller, als vielleicht sonst geschehen wäre. In der Stadt Platää nämlich, die seit der Schlacht bei Marathon mit den Athenern enge verbunden war, bestand eine Demokratie, welche natürlich eine aristokratische Partei gegen sich hatte. Die Letztere entwarf den Plan, die Stadt mit den übrigen Böotiern, zu denen sie ihrer Lage nach gehörte, und an deren Spitze das aristokratische Theben stand, wieder zu vereinigen, um dadurch das Übergewicht zu erhalten. Sie verband sich zu diesem Zwecke mit Theben, und in einer dunkeln Nacht zog die ganze thebanische Bürgermacht aus, um Platää plötzlich zu überfallen (im Mai 431 v. Chr.). Dreihundert Thebaner, welche dieser vorauseilten, drangen mit Hülfe der Aristokraten Platää's in die Stadt ein, und bemächtigten sich derselben in der Dunkelheit, weil man ihre kleine Anzahl für eine bedeutende Kriegsmacht hielt. Sie riefen eine aristokratische Verfassung und die Verbindung mit Theben aus, übten aber keine Gewaltthätigkeit gegen die Führer der Gegenpartei. Die Platäer erkannten beim Anbruch des Tages, wie gering die Zahl der Feinde sei, fielen über dieselben her und übermannten sie. Die Dunkelheit der Nacht und ein starker Platzregen verhinderte das thebanische Hauptheer, früh genug vor Theben zu erscheinen, weil es nicht über einen hochangeschwollenen Fluß gelangen konnte. Viele der Dreihundert kamen im Kampfe um, hundertachtzig derselben aber, welche meistens vornehmen thebanischen Familien angehörten, geriethen in Gefangenschaft. Das thebanische Heer selbst konnte, da die Stadt gut bewacht war, nichts gegen dieselbe ausrichten, und zog bald wieder nach Theben zurück. Von Athen, wohin sogleich ein Eilbote geschickt worden war, kam der Befehl die Gefangenen zu schonen; allein die Platäer hatten dieselben in der Wuth ihres Hasses bereits

insgesammt getödtet. Diese Grausamkeit erbitterte natürlich die übrigen Böotier, sowie den ganzen peloponnesischen Bund aufs heftigste gegen Platää, und hatte zur Folge, daß die Peloponnesier ihre Rüstungen beschleunigten. Im Juli brachen sie unter der Anführung des spartanischen Königs Archidamus II. in das attische Gebiet ein.

Nach Platää schickten die Athener ein kleines Corps zur Vertheidigung, während man von dort, um eine Belagerung besser aushalten zu können, die meisten Weiber und alle Kinder der Stadt nach Athen sandte. Zu gleicher Zeit fuhren die Athener fort, Potidäa zu belagern, welches endlich im März des zweiten Kriegsjahres erobert wurde. Um sich dafür zu rächen, beschlossen hierauf die Spartaner, den Athenern die Stadt Platää wegzunehmen, und begannen im März des dritten Jahres (429 vor Christo) den Angriff auf dieselbe. Diese Belagerung, welche zwei Jahre hindurch dauerte, ist eines der interessantesten Ereignisse des peloponnesischen Krieges. In keiner Begebenheit desselben zeigt sich der Charakter jener Zeit, die Begeisterung für Selbstständigkeit, Freiheit und Ruhm, welche selbst die Bürger der kleinsten Flecken beseelte, herrlicher, als bei der Belagerung von Platää. Diese verdient deshalb, vor der Angabe des eigentlichen Hauptganges des Kriegs, eine ausführlichere Darstellung.

Die Besatzung Platää's, welche nur aus vierhundert Platäern und achtzig Athenern bestand, wies, ungeachtet ihrer geringen Zahl, die Aufforderung des mit einem starken Heere heranziehenden Königs Archidamus zurück, und war entschlossen die Stadt auf Tod und Leben zu vertheidigen. Platää wurde von den Belagerern mit einem Wall und Graben umgeben, und auf diese Weise enge eingeschlossen. Als sich die bloße Einschließung erfolglos erwies, und von den Platäern alle Versuche, die Stadtmauer zu erschüttern, vereitelt worden waren, nahmen die Peloponnesier am Ende des ersten Jahres der Belagerung zu einer förmlichen Blokade ihre Zuflucht. Sie fügten nämlich ihrem Walle noch einen zweiten hinzu, der die Belagerer gegen einen Angriff von außen schützte, führten befestigte Wohnungen zwischen beiden Werken auf, und legten in dieselben ein Heer, welches Sommers und Winters daselbst verblieb und der Stadt die Zufuhr abschnitt. In Platää entstand dadurch

eine unbeschreibliche Noth, weil nicht lange nachher Mangel an Lebensmitteln einriß; aber ungeachtet aller Entbehrungen war der ausdauernde Muth der Belagerten nicht zu besiegen. Im zweiten Jahr der Belagerung (428), als fast der ganze Vorrath aufgezehrt war und deshalb eine längere Vertheidigung unmöglich schien, faßten dieselben mitten im Winter den kühnen Entschluß, sich durch die Feinde durchzuschlagen. Dieses gefährliche Unternehmen, zu welchem anfangs alle bereit waren, wurde zuletzt nur von etwa zweihundert und zwanzig ausgeführt, da die übrigen an dem Gelingen desselben verzweifelten.

In einer stürmischen Februar-Nacht stiegen jene zweihundert und zwanzig über die Mauer der Stadt, um zwischen zweien der Thürme, welche die Belagerer rings um die ganze Stadt errichtet hatten, durch die Werke der Feinde hindurchzudringen. Ein Theil von ihnen gelangte glücklich durch den inneren Graben hindurch auf die Höhe der feindlichen Wälle. Ein herabfallender Ziegel machte aber die Wache eines nahen Thurms aufmerksam, und sogleich wurde das ganze Heer der Belagerer unter die Waffen gerufen. Die Platäer, von welchen der größere Theil noch nicht einmal den Wall erstiegen hatte, wären nun verloren gewesen, wenn nicht ihre Mitbürger in Platää einen Ausfall auf der entgegengesetzten Seite der Stadt gemacht und dadurch die Feinde über das, was beabsichtigt wurde, getäuscht hätten. Die sich durchschlagenden Platäer hatten in Folge davon nur mit einigen hundert Mann zu kämpfen; sie drangen über die feindlichen Wohnungen und so zu sagen über die Köpfe der Belagerer hin, und entkamen alle mit Ausnahme einiger wenigen, welche in die Stadt zurückkehren mußten, und eines einzigen, welcher gefangen ward; dagegen war keiner von ihnen getödtet worden. Die Entkommenen, zweihundert und dreizehn an der Zahl, gelangten glücklich nach Athen.

Die Zurückgebliebenen behaupteten sich, ungeachtet sie die größte Noth litten, und von Athen keinen Entsatz erhielten, auf das hartnäckigste im Besitze der Stadt, bis endlich im Sommer des nächsten Jahres (427) der Hunger sie zwang, den von den Belagerern gemachten Antrag einer Capitulation anzunehmen. Sie ergaben sich auf die Bedingung, daß sie die Spartaner als Richter anerkennen wollten, daß diese aber bloß die Schuldigen unter ihnen, und zwar

nur nach vorhergegangener Untersuchung, bestrafen durften. Die Spartaner erklärten jeden von ihnen, der nicht während des Krieges den Peloponnesiern irgend einen Dienst erwiesen hatte, für schuldig, und ließen, da keiner dies nachweisen konnte, alle hinrichten. Die Zahl derselben betrug zweihundert fünf und zwanzig, und unter ihnen befanden sich fünf und zwanzig Athener. Die Weiber wurden als Sklavinnen verkauft, die Stadt selbst den Thebanern gegeben, welche sie dem Erdboden gleichmachten, und das Gebiet als Staatseigenthum verpachteten. Den wenigen noch lebenden Platäern ertheilten die Athener das Bürgerrecht ihrer Stadt.

Ebenso, wie dieses Verfahren der Spartaner gegen die heldenmüthigen Vertheidiger von Platää, zeigt auch das von den Athenern über Aegina verhängte Loos den grausamen Charakter, welchen der Krieg gleich anfangs annahm, und die wilde Natur aller, selbst der edelsten Stämme des Südens von Europa, die sich auch in den Kämpfen der italiänischen Republiken des Mittelalters kund gibt. Schon im ersten Jahre des Kriegs wurden die Aegineten insgesammt von ihrer Insel vertrieben, weil sie, wie man ihnen vorwarf, an dem gegenwärtigen Kriege vorzugsweise schuld seien. Ihre verlassenen Wohnungen und Ländereien wurden an athenische Bürger vertheilt. Der heimathlosen Aegineten nahmen sich die Spartaner an, welche ihnen die auf der Grenze von Lakonien und Argolis liegende Stadt Thyrea einräumten. Hier wurden sie im Jahr 423 v. Chr. von der Mannschaft einer athenischen Flotte überfallen, ihre neue Vaterstadt niedergebrannt, sie selbst aber nach Athen geschleppt und ebenso, wie einst die Platäer, ohne einen andern Grund, als weil sie Feinde waren, insgesammt hingerichtet. —

Was den Hauptgang des Krieges betrifft, so waren in den ersten Zeiten desselben beide Theile mehr darauf bedacht, sich einander Schaden zu thun und durch Verheerungen zum Frieden zu zwingen, als etwas Entscheidendes vorzunehmen. In jedem der beiden ersten Jahre rückte zwar die spartanische Heeresmacht in Attika ein, sie verweilte aber jedesmal kaum anderthalb Monate daselbst. Die Athener verfuhren nach einem von Perikles ihnen angerathenen Plane, der die Absichten der Feinde bei ihren Angriffen auf das athenische Gebiet vereitelte. Sie verließen sich nämlich ganz auf ihre überlegene Seemacht, nahmen beim jedesmaligen

Angriff der Peloponnesier die Bewohner des platten Landes in ihre wohlbefestigte Stadt auf, gaben dieses selbst den Feinden preis, und vergalten die Verwüstung, welche das Landheer derselben in Attika verübte, mit Verwüstung der feindlichen Küsten durch die Flotte. Dieses Mittel war vortrefflich gewählt und konnte nicht fehlschlagen, weil die Peloponnesier eher müde werden mußten, als die Athener, die Sache war aber auf die Länge schwer durchzuführen, weil der atheniſche Landadel dabei litt. Dieser mußte nämlich, so oft das spartanische Heer erschien, mit seinen Pächtern und Vasallen in die Stadt flüchten, und füllte also die Volksversammlung, in welcher er sonst nicht erschien, mit seinem Geschrei über die von den Feinden verwüsteten Dörfer und Felder. Dies brachte den Perikles auf eine kurze Zeit um die Gunst des Volkes, und er wurde deshalb im Jahr 430 nicht zu einem der jährlich neu gewählten zehn Strategen ernannt. Unglücklicher Weise brach auch im zweiten Jahre des Krieges, gerade als die Stadt mit Landbewohnern überfüllt war, eine pestartige Krankheit aus, welche unsägliche Verheerungen anrichtete.

Diese Krankheit, deren Entstehung die Sage bis nach Egypten und Aethiopien hin zurückführt, brach zuerst im Hafen Piräus aus, und wüthete bald in der ganzen Stadt mit furchtbarer Gewalt. Alle anderen Krankheiten gingen in dieselbe über; Gesunde aber wurden plötzlich von ihr befallen. Augen, Zunge und Schlund geriethen in Entzündung und wurden feuerroth; Brustleiden, Leibschmerzen und Krämpfe quälten die Erkrankten; Geschwüre brachen auf der Haut hervor, und im Inneren des Körpers erzeugte sich eine so brennende Hitze, daß die Kranken nicht die mindeste Bedeckung ertragen konnten, und daß viele von ihnen, welche unbewacht waren, sich in die Brunnen stürzten, um ihren Durst und die innere Gluth zu stillen. Schlafen konnte man während der ganzen Dauer der Krankheit nicht. Gänzliche Muthlosigkeit bemächtigte sich des Erkrankten, und machte ihn gegen Alles, selbst gegen den Tod gleichgültig. Die meisten, welche von dem Übel befallen wurden, starben am siebenten oder neunten Tage; von denen aber, welche noch länger lebten, erlag die Mehrzahl später der Krankheit. Nur sehr wenige genasen; und auch von diesen verloren viele ihre Sehkraft, den Gebrauch der Füße und Hände oder das

Gedächtniß. Die Menge der Sterbenden war so groß, daß eine Beerdigung Aller unmöglich war, zumal da viele Familien der mit allen Klassen von Menschen überfüllten Stadt die Mittel dazu nicht besaßen. Alle polizeiliche Ordnung löste sich auf, und schrecklich waren die moralischen Wirkungen des Übels. Man fragte nach keinem göttlichen und menschlichen Gesetze mehr, da der Gute wie der Schlechte von der Krankheit ergriffen wurde, und bei der allgemeinen Verwirrung und der Machtlosigkeit der Regierung die Furcht vor Strafe verschwand; der Pöbel hatte keine Zucht und Scham mehr, und dachte nur an das Vergnügen, um bei der raschen Vergänglichkeit des Lebens den gegenwärtigen Augenblick nicht ungenossen vorübergehen zu lassen. So hausten der Tod, ein vielfältiges äußeres Elend und die größte sittliche Entartung in Athen, und durch den Krieg verbreitete sich das Übel auch nach anderen und weit entlegenen Orten. Von dem atheniſchen Heer welches damals mit der Belagerung von Potidäa beschäftigt war, starben innerhalb vierzig Tagen nicht weniger als tausend und fünfzig Mann an dieser Krankheit.

Perikles, der Beherrscher von Athen, hatte in Folge dieses Übels nicht allein das Schicksal, sondern auch seine Mitbürger gegen sich. Weil er zum Kriege gerathen hatte, und weil in Gemäßheit des von ihm empfohlenen Kriegsplanes die Stadt mit Menschen überfüllt war, so schrieb man ihm vorzugsweise die gegenwärtigen Leiden zu. Er selbst bot zwar alle seine Kräfte auf, um das Volk zu ermuthigen und ihm das verlorene Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Leiter wieder zu geben; allein es gelang ihm nicht. Er selbst wurde vielmehr ein Opfer der herrschenden Verzweiflung: man entsetzte ihn seiner Befehlshaber-Stelle, und legte ihm als dem Urheber des Übels eine Geldstrafe auf, deren Betrag von den griechischen Geschichtschreibern verschieden angegeben wird, die aber nach der geringsten Angabe fünfzehn Talente oder 39,000 fl. (gegen 22,000 Thlr.) betrug. Gerade zu derselben Zeit hatte Perikles großes häusliches Unglück zu erdulden. Nachdem schon vorher viele Glieder seiner Familie und nicht wenige seiner besten und tüchtigsten Freunde von der herrschenden Krankheit hingerafft worden waren, erlitt er jetzt auch den Schmerz, seinen einzigen noch übrigen Sohn sterben zu sehen. Mit der größten Fassung und Ruhe hatte Perikles

seither alle diese Leiden ertragen; als er aber, nach der bei den Griechen herrschenden Sitte, daß der nächste Anverwandte dem Verstorbenen den Todtenkranz aufsetzte, an der Leiche seines letzten Sohnes diese Pflicht der Liebe erfüllte, da übermannte ihn der Schmerz, und er brach in laute Klagen und in einen Strom von Thränen aus.

Die Athener besannen sich bald eines Besseren, und setzten Perikles, welcher ihnen unentbehrlich geworden war, wieder in seine frühere Stelle ein; ehe er ihnen aber aufs neue nützlich werden konnte, raffte ihn selbst der Tod zur unglücklichen Stunde hin (429 v. Chr.): er wurde von der herrschenden Krankheit befallen und erlag derselben. Es wird erzählt, daß, als die ihn umstehenden Freunde an seinem Sterbebette sich von seinen großen Thaten unterhielten, der sterbende Staatsmann sich noch einmal erhoben und ihnen zugerufen habe: „Ihr preiset meine glücklichen und glänzenden Thaten, vergeßt aber das Schönste und Größte, nämlich daß nie einer meiner Mitbürger durch meine Schuld in Trauer versetzt worden ist!“

9. Der peloponnesische Krieg vom Tode des Perikles bis auf den Frieden des Nicias.

Die Unternehmungen der nächsten Jahre des Kriegs blieben ohne wichtigen Erfolg, so verderblich auch die Verwüstungen waren, welche von beiden Seiten angerichtet wurden. Als Perikles starb, gab es in Athen keinen Redner oder Staatsmann von Bedeutung und Einfluß, der zugleich die Verständigen leiten, und auf das gemeine Volk, welches die Regierung in Händen hatte, Eindruck machen konnte. Nicias, Demosthenes, Lamachus und Kleon waren in der nächsten Zeit die am meisten hervortretenden Männer zu Athen. Nicias, der reichste von ihnen, war durchaus nicht zu einem Leiter des Volks gemacht, wohl aber konnte er wegen seiner Ruhe und Besonnenheit in gewissen Fällen ein nützlicher Anführer des Heeres sein. Ebenso verhielt es sich mit Demosthenes, obgleich dieser General etwas rascher sein mochte. Lamachus war nichts als ein tapferer Soldat; er liebte ritterlichen Putz, und war neben seiner Geckenhaftigkeit überdies zu arm, als

daß er außer den jungen Officieren, die sich um ihn sammelten, irgend jemand hätte gefallen können. Eine viel größere Bedeutung, als Nicias, Demosthenes und Lamachus, erhielt Kleon. Dieser Demagog von ganz eigener Art verdankte seinen Einfluß weder irgend einem Verdienste, noch seiner Bildung, noch der Geburt oder dem Reichthum, sondern der Entschiedenheit, Zuversichtlichkeit und Frechheit, mit welcher er auftrat, sowie dem rohen Hasse, mit dem er alle Vornehmen oder Gebildeten als angebliche Aristokraten dem Volke verdächtig machte, und sich selbst auf Kosten seiner Gegner in dessen Augen hob. Er galt wegen dieses Verhaltens in den Augen des Pöbels für einen wahren Volksfreund, sein Geschrei für Beredsamkeit, sein Schimpfen und Schelten für Einsicht. Kleon war seinem Gewerbe nach ein Fabrik-Inhaber, er besaß eine große Gerberei, welche er durch seine Leute betreiben ließ. Der Komödienschreiber Aristophanes und der Philosoph Plato nennen ihn deswegen einen Gerber; sie spotten über diesen Gerber, der den Staat regierte, weil auch in Athen, ungeachtet aller Demokratie, wie bei uns gewöhnlich nur Männer, die sich ausdrücklich den Staatsgeschäften widmeten, öffentlich auftraten, diese aber stets Gewerbe und Erwerb fahren ließen, und sich blos mit Staatsangelegenheiten beschäftigten.

Der Krieg wurde nach Perikles Tod in der früheren Weise fortgesetzt: das peloponnesische Landheer fiel jedes Jahr verheerend in Attika ein, und die beiderseitigen Flotten plünderten und verwüsteten einzelne Küstenpunkte, unterstützten die Empörungen, welche hie und da Statt fanden, und lieferten einander zuweilen kleinere Treffen, die meistens zum Vortheile der Athener ausfielen. Im vierten Jahr des Kriegs (428) fiel die Insel Lesbos von Athen ab, sie wurde aber, obgleich eine peloponnesische Flotte ihr zu Hülfe eilte, im nächsten Jahr wieder unterworfen. Die Hauptstadt Mitylene, welche lange belagert worden war, mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben, und in Athen faßte die Volksversammlung auf das Betreiben Kleon's den Beschluß, daß alle Männer der eroberten Stadt hingerichtet, die Weiber und Kinder aber als Sklaven verkauft werden sollten. Am folgenden Tage jedoch gelang es dem besseren Theile der Bürgerschaft, das Volk umzustimmen; der grausame Beschluß wurde dahin abgeändert, daß nur

die von dem atheniſchen General als Anſtifter der Empörung nach Athen geſchickten Lesbier beſtraft, alle anderen aber wenigſtens am Leben gelaſſen werden ſollten. Zum Glück kam das den zweiten Beſchluß überbringende Schiff noch zu rechter Zeit in Lesbos an. Doch war das Loos, welches über die Bürger von Mitylene verhängt wurde, ſehr hart: ſie mußten alle Kriegsſchiffe ausliefern, ihre Feſtungswerke wurden geſchleift, und ihre Ländereien unter atheniſche Anſiedler vertheilt. Die Gefangenen, deren Zahl faſt tauſend betrug, wurden insgeſammt hingerichtet.

Dieſe demokratiſchen Gräuel beſchränkten ſich nicht blos auf das atheniſche Volk und ſeine Beſchlüſſe, ſondern der Kampf der Parteien nahm in dieſem, alle Leidenſchaften aufregenden Kriege überall einen grauſamen und blutigen Charakter an. Ein ſchauderhaftes Beiſpiel davon gab die Inſel Korcyra von demſelben Jahre an, in welchem die unglücklichen Plataer auf Befehl der Spartaner niedergemetzelt wurden. In der gleichnamigen Hauptſtadt der Inſel war in der letzten Zeit eine demokratiſche Regierung eingeführt worden; jetzt aber ſtrengte die ariſtokratiſche Partei, welche von den Korinthern mit Geld unterſtützt wurde, ihre ganze Kraft an, um eine Verfaſſungsveränderung und einen Abfall der Inſel von dem atheniſchen Bunde zu dem der Peloponneſier zu bewirken. Als die Bemühungen der Ariſtokraten fehl zu ſchlagen ſchienen, nahmen dieſelben zur Gewalt ihre Zuflucht: ſie drangen eines Tages bewaffnet in die Rathsverſammlung ein, und tödteten ſechszig ihrer Gegner, hierauf griffen ſie, von der Mannſchaft eines angekommenen korinthiſchen Schiffes unterſtützt, das Volk auf offener Straße an, überwältigten es und bemächtigten ſich der Regierung. Die beſiegte Partei hatte ſich aber in die Burg und in die höheren Theile der Stadt zurückgezogen, und Boten auf das Land geſchickt, um die daſelbſt befindlichen Sklaven unter dem Verſprechen der Freiheit für ſich zu gewinnen. Dieſe erſchienen in großer Zahl, und mit ihnen vereinigt brachen die Demokraten, zwei Tage nach der von ihnen erlittenen Niederlage, wüthend auf die Ariſtokraten los. Es kam zu einem blutigen Kampfe, welcher einen ganzen Tag lang dauerte, und an dem ſelbſt die Weiber Theil nahmen. Am Abend erlagen endlich die Ariſtokraten; fliehend ſteckten ſie, um ihren Feinden die Verfolgung zu erſchweren, die Häuſer in Brand, und ein

großer Theil der Stadt wurde ein Raub der Flammen. Am folgenden Tage erschien eine kleine athenische Flotte in dem Hafen von Korcyra, und Nikostratus, der Führer derselben, brachte einen Vergleich zwischen den beiden Parteien zu Stande. Die Sache schien nun beendigt zu sein, doch als Nikostratus wieder absegeln wollte, baten ihn die Demokraten, welche jetzt die Regierung in Händen hatten, fünf seiner Schiffe zu ihrem Schutze zurückzulassen und dagegen ebensoviele korcyräische mitzunehmen. Er ging auf diese Bitte ein, und der Rath von Korcyra wählte zur Bemannung der Letzteren lauter aristokratisch gesinnte Bürger aus. Diese fürchteten, daß man die geheime Absicht habe, sie als Gefangene nach Athen zu schleppen, und flüchteten sich, vierhundert an der Zahl, in einen Tempel der Juno. Dadurch wurden die Gemüther von neuem in die größte Aufregung gebracht, und Nikostratus war kaum im Stande, einen nochmaligen blutigen Kampf zu verhindern. Die Geflohenen, welche den Tempel nicht wieder zu verlassen wagten, hatten den Hungertod zu befürchten, und ihre Gegner waren wegen der Möglichkeit eines plötzlichen Überfalls besorgt; die Ersteren ließen sich daher durch die eidliche Zusage der Sicherheit endlich bewegen, ihre seitherige Zufluchtsstätte mit einer kleinen, nahe an der Küste liegenden Felseninsel zu vertauschen.

Wenige Tage nachher erschien eine peloponnesische Flotte von drei und fünfzig Segeln vor Korcyra, und erfocht einen Sieg über die der Korcyräer. Da als Folge des Siegs eine Landung der Feinde zu befürchten war, so wurden die vierhundert Aristokraten wieder von der Insel in den Tempel der Juno zurückgebracht. Durch die Unfähigkeit des feindlichen Admirals, welcher seinen Sieg nicht zu benutzen verstand, ging die den Korcyräern drohende Gefahr glücklich vorüber, und als gar eine athenische Hülfsflotte von sechszig Schiffen sich näherte, segelten die Peloponnesier schnell nach Hause zurück. Die Erscheinung dieser Flotte erweckte in den Korcyräern nicht etwa blos Freude über die unverhoffte Rettung aus großer Gefahr, sondern sie regte auch ihre Leidenschaft und Parteiwuth von neuem auf. Man fiel über alle aristokratisch gesinnten Bürger her, und die Stadt war sieben Tage lang ein Schauplatz von Grausamkeiten aller Art. Einige Aristokraten, welche sich in einen Tempel geflüchtet hatten, wurden zum Hungertode gezwungen; von

den vierhundert, die im Juno-Tempel waren, ließen fünfzig sich von den Gegnern aus ihrer Freistätte herauslocken, und wurden insgesammt getödtet, die übrigen aber brachten sich größtentheils selbst ums Leben. Etwa fünfhundert Aristokraten entflohen aus der Stadt, und ließen sich an der gegenüber liegenden epirotischen Küste nieder. Sie suchten eine Zeitlang durch öftere Landungen ihren Feinden soviel als möglich zu schaden, und bemächtigten sich endlich eines festen Punktes auf Korcyra, von welchem aus sie nun zwei Jahre lang durch verheerende Raubzüge ihre Vaterstadt bedrängten. Im Jahr 425 wurden sie endlich durch ein atheniſches Hülfs-Corps, nach einer hartnäckigen Gegenwehr, zur Übergabe gezwungen. Sie unterwarfen sich unter der Bedingung, daß dem atheniſchen Volk die Entscheidung über ihr Schicksal überlassen werde. Man brachte sie hierauf bis zur Abfahrt nach Athen auf eine kleine Insel bei Korcyra, erklärte ihnen aber dabei, daß jeder Versuch zur Flucht, den auch nur ein einziger von ihnen machen würde, als ein Bruch jener Capitulation würde angesehen werden. Dies benutzten ihre Gegner, welche besorgten, daß die Athener ihnen das Leben schenken möchten. Sie brachten durch Einzelne, die sich in das Vertrauen der Unglücklichen einschlichen, einigen von ihnen die Überzeugung bei, daß das atheniſche Volk sie der Wuth des Pöbels von Korcyra preisgeben würde, und boten denselben die Mittel zur Flucht an. Die Getäuschten gingen in die Falle; sie wurden bei dem Versuche der Flucht ertappt, und die atheniſchen Generale überließen nun wirklich Alle der Willkür ihrer Gegner. Man schleppte sie in ein großes Gebäude. Aus diesem wurden sie in Haufen von je zwanzig gebunden herausgeführt, und von ihren Feinden unter allen möglichen Martern erwürgt. Als etwa sechszig auf diese Weise umgebracht worden waren, weigerten die übrigen sich das Gebäude zu verlassen, und setzten sich gegen jeden Eindringenden zur Wehr. Da erstieg der blutgierige Pöbel das Dach, deckte dasselbe ab, und suchte die Gefangenen mit Ziegeln und Pfeilen von oben herab zu tödten. Die wehrlosen Unglücklichen machten jetzt größtentheils selbst ihrem Leben ein Ende. Sie tödteten sich entweder mit den herabgeworfenen Pfeilen, oder erhingen sich mit ihren zerrissenen Kleidern. Diese Gräuelscenen dauerten eine ganze Nacht hindurch. Am andern Morgen waren die Gefangenen, deren Zahl

sich auf mehrere hundert belief, insgesammt getödtet; ihre Leichen wurden vor die Stadt gebracht und dort haufenweise begraben; ihre Frauen aber, soviel deren noch am Leben waren, verkaufte man in die Sklaverei. So endigte der zwei Jahre hindurch dauernde gräuelhafte Kampf der Parteien auf Korcyra.

Unterdessen hatte der Krieg eine für die Athener sehr glückliche Wendung genommen, obgleich sie noch einmal von der pestartigen Krankheit heimgesucht worden waren. Dieses schreckliche Übel, welches das erste Mal zwei Jahre lang gedauert hatte, seitdem aber nie ganz geschwunden war, brach am Ende des Jahres 427 zum zweiten Mal mit erneuter Stärke aus, und wüthete ein ganzes Jahr lang, ehe es endlich ganz verschwand. Die Zahl der Opfer, welche ihm zu Athen von seinem ersten Entstehen an fielen, ist nicht bekannt; Thucydides berichtet nur, daß von den zu den Schwerbewaffneten gehörenden Bürgern der Stadt viertausend vierhundert und aus der Klasse der Ritter dreihundert der Krankheit erlegen wären, daß aber die Zahl aller übrigen, welche an derselben starben, nicht auszumitteln gewesen sei.

Die Athener gaben allmälig den bloßen, durch Verheerungszüge der Flotte unterstützten Vertheidigungskrieg, welchen Perikles angerathen hatte, auf, und suchten durch Eroberungen ihre Macht auf Kosten der Feinde zu erweitern. Im Jahr 427 ließen sie sich sogar bewegen, einen Theil ihrer Flotte nach Sicilien zu schicken. Schon zu Perikles Zeit hatten die Demagogen dem Volke mit der Hoffnung geschmeichelt, daß es sich vielleicht Sicilien unterwerfen könne. Diese Projectenmacher waren damals von dem großen Staatsmann zurückgewiesen worden, jetzt aber ließ man sich von ihnen verlocken. Das auf der Ostseite Siciliens, zwischen Katana und Megara Hybla gelegene Leontini, eine chalcidische Pflanzstadt, war mit den Syrakusanern in Krieg gerathen, und bat die Athener um Hülfe. Man gewährte ihm dieselbe, und seitdem war eine athenische Flotte bald an der italiänischen, bald an der sicilischen Küste beschäftigt, ohne daß dadurch der Krieg in der Heimath im mindesten gefördert ward. Einer der Flotten, die man nach Sicilien schickte, war im Jahr 425 Demosthenes als untergeordneter Führer beigegeben worden; dieser stieg auf der Fahrt um den Peloponnes ans Land, und errichtete in dem messenischen Hafen

Pylos, da, wo jetzt die in unseren Tagen durch einen Seesieg über die Türken berühmt gewordenen Orte Alt- und Neu-Navarino liegen, eine Burg. Demosthenes blieb mit fünf Schiffen und einem Theil des Heeres in der kleinen Festung, und diese füllte sich bald mit entlaufenen Heloten und Messeniern der Umgegend. Die Spartaner wurden durch die Gründung einer feindlichen Festung auf der Küste des ihnen unterworfenen Landes Messenien sehr beunruhigt, da ihnen dieselbe leicht verderblich werden konnte. Sie griffen daher Pylos zu Wasser und zu Lande an, wurden aber durch die von Korcyra zurückkehrende athenische Flotte in die Flucht geschlagen. Vierhundert und zwanzig Spartaner, welche größtentheils den ersten Familien ihrer Vaterstadt angehörten, hatten gleich anfangs die vor der Bucht von Pylos liegende Insel Sphakteria besetzt, um die feindlichen Schiffe an dem Einlaufen in die Bai zu hindern. Diese Schaar war jetzt abgeschnitten, und wurde von der athenischen Flotte so enge eingeschlossen, daß Sparta, um sie nicht in Feindes Hand fallen zu sehen, den Frieden unter sehr billigen Bedingungen anbot, und einstweilen einen Waffenstillstand mit Demosthenes schloß. Zum Unglück aber wurde die Volksversammlung damals von dem Demagogen Kleon geleitet, der sich höchst unberufen in alle Angelegenheiten mischte, und jetzt dem Volke die Überzeugung beibrachte, die Spartaner seien so sehr aufs äußerste gebracht, daß sie jede Bedingung eingehen müßten, und nur dem bösen Willen der athenischen Aristokraten sei es zuzuschreiben, daß Sphakteria nicht schon erobert wäre. Er beredete also die Athener zu den unmäßigsten Forderungen, auf welche Sparta durchaus nicht eingehen konnte, und so wurde der Krieg von neuem fortgesetzt.

Die athenischen Generale, denen man eine größere Zahl von Schiffen zugeschickt hatte, ließen diese Tag und Nacht hin- und hersegeln, damit keine Lebensmittel in die unbewohnte und waldbedeckte Insel gebracht würden. Die Spartaner aber boten Alles auf, um Lebensmittel dahin zu schaffen: sie versprachen jedem Heloten, welcher dies bewerkstellige, die Freiheit, sowie jedem Freien eine ansehnliche Geldsumme. Die Umzingelten erhielten trotz der Wachsamkeit der Athener so viele Lebensmittel, und bewiesen selbst eine so große Ausdauer, daß dadurch die Nothwendigkeit der Übergabe

lange verzögert wurde. Die einsichtsvollen Generale der Athener wußten, daß die Umzingelten früher oder später sich doch ergeben müßten, und wollten dies ruhig abwarten, statt sich mit ihnen in einen Kampf der Verzweiflung einzulassen, obgleich ihre eigenen Truppen ebenfalls durch Mangel an Wasser und Lebensmitteln nicht wenig litten. Dies benutzte Kleon, um Demosthenes und seine Collegen zu verleumden; er warf ihnen Feigheit und Ungeschicklichkeit vor, und behauptete, es wäre ein Leichtes, die kleine Schaar Feinde auf Sphakteria zu bezwingen. Nicias, einer der Strategen des laufenden Jahres, welcher in der Volksversammlung anwesend war, rief ihm zu, wenn er die Sache besser zu verstehen glaube, so solle er das Commando übernehmen und den Versuch machen. Dies setzte den Schreier in Verlegenheit: er wich aus, erklärte, nicht er sei ja Strateg, sondern Nicias. Allein je mehr er sich weigerte, desto heftiger drang das Volk in ihn; und als Nicias sich erbot, ihm seine Feldherrnstelle abzutreten, mußte er endlich nachgeben. Seine Dreistigkeit verließ ihn aber auch dann nicht; er rief unter lautem Gelächter des Volks aus, daß er binnen zwanzig Tagen alle Spartaner auf Sphakteria entweder niederhauen oder gefangen nach Athen bringen würde. Der Zufall war ihm günstig; denn durch einen Brand auf Sphakteria war kurz vorher ein großer Theil des Waldes, der die Haupt-Schutzwehr der dortigen Spartaner bildete, zerstört worden, Demosthenes hatte dies benutzt und, als Kleon ankam, die Feinde bereits in die äußerste Noth gebracht. Ein Angriff, welchen Kleon in Verbindung mit Demosthenes machte, gelang vollkommen, und die Spartaner mußten, nach einer sehr hartnäckigen Gegenwehr, sich ergeben (425 v. Chr.). Die Zahl der Gefangenen betrug zweihundert zwei und neunzig; die übrigen von den vierhundert waren bereits gestorben. Mit den Gefangenen, unter welchen sich zweihundert zwanzig Spartaner von den ersten Familien befanden, kehrte Kleon triumphirend nach Athen zurück.

Die Spartaner, welche von Pylos aus fortwährend beunruhigt wurden, boten aus diesem Grunde und um ihrer gefangenen Landsleute willen wiederholt den Frieden an; allein die Athener waren trunken von ihrem Glücke, und der Schreier Kleon, welcher jetzt Alles, auch das Kriegswesen, zu verstehen glaubte, trieb das

Volk zu den unsinnigsten Forderungen. Der Krieg währte also ununterbrochen fort. Die Athener waren in ihren Unternehmungen vom Glücke begünstigt, sie eroberten und befestigten unter Andern die korinthische Stadt Methone, nahmen Nisäa, den befestigten Hafen von Megara, ein, und besetzten die an der lakonischen Küste liegende Insel Cythere. Die Letztere war für Sparta von großer Wichtigkeit, weil die aus Afrika nach Lakonien segelnden Frachtschiffe an ihr anlegten, und weil die Seeräuber von dieser Insel aus am besten von der spartanischen Küste abgewehrt werden konnten. Das Glück der Athener, welche Kleon von einer Übereilung zur andern fortriß, schwand plötzlich, als der treffliche spartanische Feldherr Brasidas den Hauptschauplatz des Krieges nach Macedonien und Thracien verlegte. Brasidas war einer von den wenigen Spartanern, welche mit der rauhen Tugend ihres Volkes Milde und Freundlichkeit zu verbinden wußten. Wenn es Kampf und Sieg galt, entfaltete er stets große Tapferkeit und echte spartanische Gesinnung; so oft aber Bundesgenossen zu gewinnen oder festzuhalten waren, zeigte er sich auch wieder als einen rücksichtsvollen, freundlichen und der allgemeinen Freiheit gewogenen Mann. Er war der erste Spartaner gewesen, welcher in diesem Kriege die Ehre einer öffentlichen Belobung erhielt, weil er im ersten Jahre des Kriegs durch einen sehr kühnen Streich die von den Athenern umzingelte Stadt Methone gerettet hatte. Er hatte sich auch in den folgenden Jahren durch Tapferkeit und Gewandtheit ausgezeichnet, und schien bestimmt zu sein, den Krieg zum Vortheile Sparta's zu endigen. Ihn stellten jetzt seine Landsleute an die Spitze einer Unternehmung in Macedonien und Thracien, welche dem Krieg eine neue Wendung gab (424 v. Chr.).

Ehe Brasidas Sparta verließ, begingen die Oligarchen seiner Vaterstadt eine unerhörte Grausamkeit, welche die Menschheit vor einer Regierung, wie die spartanische war, schaudern macht. Man war bei der Aussendung eines Heeres nach dem fernen Thracien in Besorgniß wegen der Heloten, zumal da die Stimmung derselben damals eine beunruhigende war, und sie überdies von Pylos her, wohin kurz vorher Messenier aus Naupaktus sich übergesiedelt hatten, zur Empörung angereizt wurden. Man beschloß deshalb, sich des kräftigsten Theils derselben zu entledigen, und griff zu

einem teuflischen Mittel. Es wurde bekannt gemacht, daß jeder Helote, welcher Lust hätte sich durch Tapferkeit im Kriege die Freiheit zu verdienen, sich melden solle. Man wollte dadurch diejenigen unter ihnen ausfindig machen, welche am meisten nach der Freiheit begierig und deswegen auch am meisten zur Empörung geneigt wären. Zweitausend Heloten gaben sich als solche zu erkennen. Diese wurden, als wenn sie wirklich für frei erklärt wären, mit Kränzen geschmückt in die Tempel geführt, verschwanden aber sehr bald insgesammt, weil man insgeheim einen nach dem andern ums Leben brachte. Außerdem wurden noch siebenhundert Heloten dem Brasidas mitgegeben.

Die Unternehmung in Macedonien und Thracien hatte den Zweck, die dortigen griechischen Pflanzstädte, namentlich die von Chalcidike, welche sich gegen Athen empört hatten, der atheniſchen Herrschaft zu entreißen und mit dem peloponnesischen Bunde zu vereinigen. Brasidas zog zu Lande dahin, und drang auf seinem Marsche nicht allein glücklich durch die verschiedenen griechischen Staaten durch, sondern rettete auch unterwegs das damals von den Athenern hart bedrängte Megara. In Macedonien und Thracien, wo das Heer des Königs Perdikkas II. sich mit dem seinigen vereinigte, gewann er die meisten griechischen Pflanzstädte dem peloponnesischen Bunde, und es schien, als wenn die atheniſche Herrschaft daselbst ganz untergehen sollte. Brasidas verdankte die glänzenden Erfolge seines Feldzugs ebensowohl seinem edeln und freundlichen Sinne, als seiner kriegerischen Geschicklichkeit und der Ruhe, mit der er als ein wahrhaft kräftiger Mann sich im Augenblick der Gefahr benahm. Das Glück begünstigte seine Unternehmung auch dadurch, daß zu gleicher Zeit die Athener in Böotien eine Niederlage erlitten. Die unterdrückte demokratische Partei in den böotischen Städten nämlich verband sich mit den Athenern, um die bestehenden Regierungen ihres Landes zu stürzen. Ein atheniſches Heer unter Hippokrates sollte, zur Unterstützung dieser Revolution den im Gebiet von Tanagra gelegenen Tempel Delium besetzen; dasselbe war aber mit der Befestigung dieses Punktes noch nicht fertig, als die böotischen Regierungen schon ihre Kräfte vereinigt hatten, und so den Plan der Demokraten, noch ehe diese losbrechen konnten, vereitelten. Es kam in der Nähe von Delium zu

einer Schlacht, in welcher das atheniſche Heer gänzlich geſchlagen wurde, und mehrere tauſend Mann verlor (im Herbſt 424).

Dieſe Niederlage gab dem Friede-liebenden Nicias, welcher um jene Zeit meiſtens als einer der Strategen mit an der Spitze des Kriegsweſens ſtand, und auch den Staat lenkte, wieder größeren Einfluß. Er und ſeine Freunde ſetzten im Frühling des nächſten Jahres (423) den Abſchluß eines Waffenſtillſtands auf ein Jahr durch, zu welchem die Athener durch des Braſidas Fortſchritte in Macedonien und Thracien, die Spartaner aber durch den Wunſch, vermittelſt weiterer Unterhandlungen die Freilaſſung der Gefangenen von Sphakteria zu erlangen, bewogen wurden. Kleon, obgleich er damals durch den großen Komödienſchreiber Ariſtophanes von der Bühne herab in aller Augen lächerlich und verächtlich gemacht worden war, und obgleich er ſogar, in Folge einer gegen ihn erhobenen Anklage wegen Verſchwendung der Staatsgelder, eine Strafe von fünf Talenten (13,000 fl. oder 7,200 Thlrn.) hatte zahlen müſſen, trat auf das nachdrücklichſte gegen den geſchloſſenen Waffenſtillſtand auf. Da der bedenkliche Zuſtand der Dinge in Thracien und Macedonien der Hauptgrund geweſen war, durch welchen das Volk zum Waffenſtillſtand bewogen wurde, ſo machte Kleon es ebenſo, wie früher bei der Angelegenheit von Sphakteria. Er ſchalt auf die Unfähigkeit der atheniſchen Generale, und war dreiſt genug, ſich ſelbſt für einen guten Heerführer auszugeben. Endlich wurde er von beiden Parteien, der ariſtokratiſchen wie der demokratiſchen, einſtimmig zu einem der Strategen des Jahres 422 und zum Anführer des neuen gegen Braſidas zu ſendenden Heeres erwählt; die eine Partei ging von dem Gedanken aus, daß er gewiß in ſein Verderben rennen, und Athen auf dieſe Weiſe des unſeligen Demagogen entledigt werden würde; die andere ließ ſich durch ſein Schreien hinreißen, und hoffte den Sieg von ihm, ohne ſich für den Fall ſeines Untergangs im Voraus zu betrüben.

Nachdem der Waffenſtillſtand abgelaufen war, ſegelte Kleon mit dreißig Schiffen und einem tüchtigen Heere nach der Halbinſel Chalcidike. Hier lieferte er nicht lange nach ſeiner Ankunft dem Braſidas bei Amphipolis eine Schlacht, erlitt eine ſchmähliche Niederlage, und fiel ſelbſt auf ſchimpflicher Flucht. Auch der ſpartaniſche Held endigte in dieſer Schlacht ſeine kurze und glänzende

Laufbahn. Brasidas starb eines rühmlichen Todes, und die Art, wie man sein Andenken ehrte, gibt am besten zu erkennen, welch tiefen Eindruck er durch seine kriegerische Tüchtigkeit und sein edles, freundliches und verständiges Wesen bei seinen eigenen Landsleuten wie bei den Bundesgenossen gemacht hatte. Seine Leiche wurde mit den größten Feierlichkeiten und unter dem Geleite des ganzen Heeres auf dem Markte von Amphipolis bestattet, über seinem Grabe ward auf öffentliche Kosten ein Denkmal errichtet, er selbst wurde, nachdem alles, was an den atheniſchen Stifter der Colonie Amphipolis erinnerte, vernichtet worden war, durch einen Volksbeschluß zum Gründer der Stadt erklärt, und als ein Halbgott durch jährliche Festspiele und Opfer verherrlicht.

Der Tod des trefflichen Brasidas und des elenden Kleon führte das Ende des Kriegs herbei. Beide Männer waren dem Frieden entgegen gewesen, der eine, weil er den Krieg liebte und mit vollem Selbstvertrauen einen glänzenden Ausgang desselben erwarten durfte, der andere, weil er nur bei der Unruhe und Spannung, welche der Krieg in den Gemüthern des atheniſchen Volks unterhielt, seine gemeine Rolle fortspielen konnte. An die Stelle Beider traten zwei andere Männer, welche entschieden den Frieden wünschten, der dem Krieg von jeher abgeneigte Nicias, welcher in Athen den größten Einfluß besaß, und der spartaniſche König Pliſtonax, den man einige Jahre zuvor, auf den Rath des von ihm bestochenen delphiſchen Orakels, nach neunzehnjähriger Verbannung (s. oben S. 419) wieder nach Hause zurückgerufen hatte, und der nur im Frieden einigermaßen eine Bedeutung unter seinen Mitbürgern erlangen konnte. Durch Nicias und Pliſtonax wurden die Friedens-Unterhandlungen, welche bald nach der Schlacht bei Amphipolis begannen, mit gleich großem Eifer gefördert. Diese dauerten den ganzen Winter hindurch, und im Frühling des Jahres 421 kam endlich ein Frieden auf fünfzig Jahre zu Stande, welcher gemeiniglich der Frieden des Nicias genannt wird. Die Hauptbedingungen dieses Friedens, in welchen auch die beiderseitigen Bundesgenossen eingeschlossen wurden, bestanden darin, daß mit einigen wenigen Ausnahmen alle gemachten Eroberungen zurückgegeben und die Gefangenen gegenseitig ausgeliefert werden sollten. Die Korinther, Böotier, Elier und Megarer traten, wegen einiger Artikel des Friedensvertrags, demselben nicht bei.

Geschichte der Griechen vom Frieden des Nicias an bis zum Wiederausbruch des peloponnesischen Kriegs.

Unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens begingen die Athener eine neue demokratische Grausamkeit durch die blutige Rache, mit welcher sie die Bewohner von Skione, einer Stadt auf Chalcidike, dafür bestraften, daß sie im Anfange des Jahres 423 v. Chr. zu den Peloponnesiern abgefallen waren. Diese Stadt, welche von den Athenern lange vergebens belagert worden war, wurde bald nach dem Ende des Kriegs gezwungen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Athener führten jetzt den Beschluß aus, den sie bereits früher, bei der Nachricht vom Abfall Skione's, auf Kleon's Antrag gefaßt hatten. Alle Männer der Stadt wurden hingerichtet, die Weiber und Kinder aber als Sklaven verkauft, und das Gebiet von Skione den Platäern geschenkt. Wie das athenische Volk die Skionier im eigentlichen Sinne des Wortes ausrottete, so hatte es zwei Jahre vorher alle Delier mit Weibern und Kindern von ihrer Insel vertrieben. Diese Unglücklichen hatten bei einem persischen Statthalter in Kleinasien Aufnahme gefunden. Jetzt brachte das abergläubische athenische Volk dieselben in ihre Heimath zurück, weil man die seitdem erlittenen Unglücksfälle dem dadurch erregten Zorne der Götter zuschrieb.

Ruhe war bei der Mannichfaltigkeit der Staatsverfassungen Griechenlands, bei den erblichen Zuneigungen und Abneigungen, bei dem gänzlichen Mangel eines Mittelpunkts und bei der Menge unruhiger Köpfe nicht wohl möglich; und man möchte fast sagen, Bewegung war nothwendig, wenn nicht die ungeübte Kraft erschlaffen oder schädlich werden sollte. Außer diesen allgemeinen Ursachen wirkte aber auch der besondere Ehrgeiz eines Atheners zum Wiederausbruch des Krieges mit. Dies war Alcibiades, ein noch ganz junger Mann, welcher damals zuerst sich in Staatsgeschäfte zu mischen begann, und die Neigung seiner Mitbürger zu weit aussehenden Unternehmungen trefflich zu benutzen wußte. Er war sehr reich und wie Perikles von altem Adel. Er bildete sich auf seinen Stammbaum wie auf seine großen Güter nicht wenig ein; dennoch wählte er die Rolle eines Kleon, nur mit etwas mehr Würde und in anderer Art. Unter der Vormundschaft des ihm

nahe verwandten Perikles erzogen und gebildet, ungemein schön, von Haus aus sehr wohlhabend, seit seiner Verheirathung mit des reichen Kallias Schwester aber, welche ihm eine Mitgift von zehntausend Talenten (26 Mill. Gulden oder 14½ Mill. Thlrn.) mitbrachte, im Besitz eines so großen Vermögens, daß dasselbe sogar heutiges Tages in England ein glänzendes heißen würde, von allen Philosophen gesucht, geistreich, witzig, tapfer, mit angeborenem Feldherrnblick, wäre er, wie Plato sagt, ein zweiter Perikles geworden, wenn er sich nur einige Jahre ruhig ausgebildet hätte. Allein der gewöhnliche Gang war ihm zu langweilig, er wurde plötzlich Staatsmann, und das atheniſche Volk freute sich, von einem genialen Jüngling geleitet zu werden, der im Schwelgen und in jedem Frevel eines wüsten Lebens eben so groß war, als in den Intriguen und Listen politischer Verhandlungen.

Alcibiades ist wegen der vielen äußeren und inneren Vorzüge, die sich in ihm vereinigten, sowie wegen des Wechselvollen und Abenteuerlichen seines Lebens einer von den Männern, welche vorzugsweise das Interesse der auf bloße Unterhaltung bedachten Menschen erregen, und deswegen haben die von diesem Standpunkt aus schreibenden Schriftsteller des Alterthums uns viele Anekdoten von ihm überliefert, deren Wahrheit bei den meisten von ihnen sehr dahin steht, die aber angeführt werden müssen, weil häufig auf sie Beziehung genommen wird. Manche dieser Erzählungen können zugleich auch dazu dienen, den sittlichen Zustand der Griechen jener Zeit anschaulich zu machen; namentlich zeigen einige derselben in recht auffallender Weise, wie sehr das atheniſche Volk damals entartet war, und wie viel ein mächtiger Mann in einer Demokratie, wie die der Athener war, sich erlauben konnte.

Der Ehrgeiz, welcher diesen merkwürdigen Mann sein ganzes Leben hindurch beseelte, und ein kecker, rücksichtsloser Muthwille werden schon als hervorstechende Züge seiner Kinderjahre angeführt. Außer manchen andern Anekdoten, welche seinen bereits in der Kinderzeit geäußerten Trotz bezeichnen, erzählt man von ihm, daß er nie zu bewegen war, die Flöte zu lernen, weil das Flötenspiel das Gesicht entstelle, und man dabei nicht reden oder singen könne. Man erfand auch als Zusatz zu dieser Anekdote etwas demjenigen Ähnliches, was auch von Themistokles erzählt wird (s. oben S. 354);

Alcibiades soll nämlich, mit Beziehung auf die durch geringe Geistesbildung ausgezeichneten Bewohner Böotiens, gesagt haben: „Überlaßt die Flöte den Söhnen der Thebaner; denn diese verstehen sich ja nicht wie wir Athener auf das Reden!" In seinem Jugendalter kam Alcibiades mit dem Philosophen Sokrates in vertrauten Verkehr. Dieser war der einzige Mensch, auf welchen er je Rücksicht nahm, wiewohl sein Umgang mit ihm mehr auf der bloßen persönlichen Achtung eines würdigen und männlichen Charakters beruhte, und in dem jungen Manne mehr das Bedürfniß einer geistreichen Unterhaltung befriedigte, als daß das eigentliche Streben und der moralische Werth des Sokrates ihn angezogen, und auf seine Sinnesart und sein Treiben im mindesten Einfluß gehabt hätten. Übrigens rettete Sokrates bei der den peloponnesischen Krieg eröffnenden Belagerung von Potidäa, an welcher Beide Theil nahmen, ebenso dem Alcibiades das Leben, wie dieser einige Jahre später in der unglücklichen Schlacht bei Delium des Sokrates Retter wurde.

Von dem großen Ehrgeiz und dem genialen Leichtsinn des Alcibiades in seinem höheren Jugendalter sind uns viele Beispiele überliefert worden, welche theils der Wirklichkeit entnommen sind, theils aber auch in die Klasse der erdichteten Erzählungen gehören. Er schickte einst, was bis dahin noch nie vorgekommen war, sieben mit prächtigen Rossen bespannte Wagen nach den olympischen Spielen, um in ganz Griechenland Aufsehen zu erregen, und hatte die Freude, mit denselben drei Preise davon zu tragen. In Athen buhlte er schon sehr früh durch glänzende Choregieen, durch Veranstaltung von Wettkämpfen und Anderes der Art um die Volksgunst. Nach einer jener Anekdoten soll er einst einen seltenen Hund für mehrere tausend Gulden unseres Geldes gekauft, und hierauf denselben, blos um von sich reden zu machen, durch Verstümmelung auf das ärgste entstellt haben. Er war ein so großer und rücksichtsloser Lüstling, daß er sogar in sein eigenes Haus Maitressen einführte, und dadurch sein äußerst sittsames Weib nöthigte, ihn zu verlassen und auf Ehescheidung anzutragen. Sie konnte dies nach athenischen Gesetzen nicht anders, als indem sie selbst auf dem Markte erschien, um die Scheidungsklage persönlich vorzubringen. Als Alcibiades Nachricht davon erhielt, begab er sich mit den Genossen seiner Lüste auf

den Markt, schleppte gewaltsam seine Gemahlin nach Hause, und zeigte so vor aller Welt, wie wenig er die Behörden und Gesetze des Staats achte. Ebenso machte er es, als er einst sein Haus neu ausschmücken ließ, und ein Maler, der dabei behülflich sein sollte, ihm erklärte, daß er wegen vieler anderer übernommenen Geschäfte dies nicht könne. Alcibiades lockte den Maler in sein Haus, und zwang ihn dadurch zum Malen, daß er ihn wie einen Gefangenen einige Monate lang gewaltsam festhielt.

Unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens begann Alcibiades seine politische Laufbahn. Die gegenseitigen Verhältnisse der griechischen Staaten waren durch den Friedensvertrag keineswegs geordnet worden. Die Ausführung einiger Artikel des Vertrags hatte Schwierigkeit; die Korinther, Böotier, Elier und Megarer hatten denselben gar nicht anerkannt, und das Verhalten dieser vier seither mit Sparta verbündeten Staaten schien den Spartanern so bedenklich, daß sie noch in demselben Jahr, in welchem der Frieden zu Stande gekommen war, mit den Athenern ein Vertheidigungs-Bündniß schlossen. Dies bewog auch die Korinther, sich durch ein Bündniß mit andern Staaten gegen jede Gefahr sicher zu stellen. Sie wandten sich deshalb nach Argos. Die Argiver, die alten Erbfeinde Sparta's, hatten ihrerseits allen Grund, eine solche Verbindung einzugehen, weil im Jahr 420 v. Chr. ein dreißig Jahre früher zwischen ihnen und den Spartanern geschlossener Waffenstillstand zu Ende ging, und dann unter den obwaltenden Umständen der Ausbruch eines Kriegs mit Sparta zu erwarten war. Außerdem schmeichelten sie sich mit der Hoffnung, daß sie, als das Haupt eines mit andern griechischen Staaten gegen Sparta geschlossenen Bundes, wieder das Übergewicht im Peloponnes erlangen würden. Dem argivischen Bunde traten außer den Korinthern auch die Elier bei, sowie die Bewohner der arkadischen Stadt Mantinea und die Colonieen auf Chalcidike, welche den Frieden des Nicias, der sie unter die athenische Herrschaft zurückführte, ebenfalls nicht anerkannt hatten. Die aristokratischen Regierungen von Böotien und Megara konnten aber kein Vertrauen zu einem Bunde fassen, an dessen Spitze der demokratische Staat Argos stand. Auch bei anderen Staaten scheiterten die Versuche der Korinther und Argiver, sie zum Beitritt zu bewegen, und so kam man alsbald zu der Überzeugung, daß ein mächtiger

Gegenbund gegen Athen und Sparta nicht zu Stande zu bringen sei. Zu gleicher Zeit trat zwischen den beiden letzteren Staaten wieder das alte Mistrauen ein, da beide die noch nicht erfüllten Friedensbedingungen theils wegen der Unzuverlässigkeit der bestehenden Verhältnisse nicht ausführen wollten, theils wegen der Weigerung ihrer früheren Bundesgenossen nicht ausführen konnten. Daraus entstanden mancherlei Verwickelungen und verschiedene Bündnisse, die zum Theil sehr bald sich wieder auflösten. Für den ränkevollen jungen Alcibiades aber, welcher damals zuerst in die Staatsangelegenheiten eingriff, waren dies die erwünschtesten Verhältnisse, um seine ehrgeizige Rolle zu spielen.

Alcibiades haßte die Spartaner, weil sie in ihren Verhandlungen sich stets an Nicias wandten, ihn selbst aber, der fast noch ein Jüngling war, ganz außer Acht ließen, obgleich er doch für die Spartaner von Sphakteria, so lange sie in athenischer Gefangenschaft waren, auf jede Weise Sorge getragen, und deshalb gehofft hatte, daß das Verhältniß der sogenannten Staats-Gastfreundschaft, in welchem seine Ahnen zu Sparta gestanden hatten, und das von seinem Großvater aufgegeben worden war, wiederhergestellt werden würde. Er wirkte also den Spartanern auf jede Weise entgegen, und entwarf den Plan, ein Bündniß seiner Vaterstadt mit Argos und den diesem noch treu gebliebenen Staaten von Elis und Mantinea zu Stande zu bringen. Da Alcibiades in ganz Griechenland Verbindungen hatte, so hielt es ihm nicht schwer, diese Staaten dazu zu bewegen, daß sie die Athener um ein solches Bündniß ersuchten. Die Spartaner schickten, sobald sie dies erfuhren, sogleich Gesandte nach Athen, um die Sache dadurch zu hintertreiben, daß sie die zwischen ihnen und den Athenern entstandenen Mishelligkeiten beizulegen suchten. Diese Gesandten wurden von Alcibiades auf eine so grobe und unverschämte Weise überlistet, daß man nicht weiß, ob man mehr über seine Unverschämtheit und Gewissenlosigkeit, oder über die Einfalt der spartanischen Gesandten oder über die Geduld der Athener, die sich so etwas gefallen ließen, erstaunen soll. Die Gesandten fanden im athenischen Senat, der die Einleitung aller Geschäfte hatte und deswegen ihre Anträge zuerst anhörte, eine gute Aufnahme, und Alcibiades mußte daher besorgen, daß sie ihre Absichten auch in der

Volksversammlung, in welcher sie am nächsten Tage eine Audienz erhalten sollten, erreichen würden. Er begab sich, um dies zu verhindern, zu den Gesandten, und sagte ihnen, sie würden, wenn sie vor dem Volke ebenso wie im Senat erklärten, daß sie unbeschränkte Vollmacht hätten, von dem Volke zum Unmöglichen gedrängt werden; sie sollten dies also ja nicht thun, er aber wolle sich ihrer Sache annehmen, und sie auf das thätigste unterstützen. Die Gesandten ließen sich täuschen. Sie erklärten in der Volksversammlung, nur eine bedingte Vollmacht zu haben, und nun wandte sich Alcibiades sogleich an das Volk und rief: „Da seht ihr's! Heute sagen sie im Rathe so, morgen in der Volksversammlung wieder anders; was ist mit einer so unzuverlässigen Regierung anzufangen?" Natürlich war jetzt das Volk gegen jede Verbindung mit Sparta aufgebracht, und schloß, trotz aller Gegenvorstellungen des Nicias und Anderer, auf Alcibiades Rath einen Bund mit Argos, Mantinea und Elis (420 v. Chr.).

Die Folge der Verbindung von Argos und Athen waren Feindseligkeiten der Spartaner und Argiver, welche einige Jahre lang dauerten, und an denen auch die Athener als Verbündete der Letzteren Theil nahmen, sowie beständige Parteikämpfe in Argos, welche zwei Revolutionen hervorriefen, und zuletzt damit endigten, daß 416 v. Chr. dreihundert aristokratisch gesinnte Bürger gewaltsam auf zwanzig athenische Schiffe geschleppt und nach verschiedenen Inseln des ägäischen Meeres gebracht wurden. In demselben Jahre, in welchem das Letztere geschah, wurden die Bewohner der gewöhnlich zu den Cykladen gezählten Insel Melos von den Athenern ebenso behandelt, wie früher die unglücklichen Skionier. Die Melier, welche ihrer Abkunft nach dem dorischen Stamme angehörten, und sich seither neutral gehalten hatten, sollten jetzt zur Unterwerfung unter Athen gezwungen werden. Sie vertheidigten sich mit großem Muthe, erlagen aber endlich der Übermacht, und mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Das grausame athenische Volk bestrafte sie für die heldenmüthige Vertheidigung ihrer Freiheit damit, daß alle Männer hingerichtet, alle Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht, und die Ländereien der Insel unter fünfhundert athenische Ansiedler vertheilt wurden.

11. Der Wiederausbruch des peloponnesischen Kriegs und die Unternehmungen der Athener in Sicilien.

Der Frieden wurde, ungeachtet der erwähnten Feindseligkeiten, weder von den Athenern noch von den Spartanern als gebrochen angesehen, konnte aber unmöglich lange fortbestehen. Der Anlaß zum Wiederausbruch des Krieges ward im Jahr 416 v. Chr. von Sicilien aus gegeben. Der Krieg, welchen dort die Athener gegen Syrakus und andere Städte seit 427 mit einigem Glücke geführt hatten, war im Jahr 424 durch die Bemühungen eines patriotischen Sicilianers geendigt worden. Nach dem Vorgang zweier Städte nämlich, welche im vorhergegangenen Winter von ihren beiderseitigen Verbündeten abgefallen waren, und mit einander Frieden geschlossen hatten, waren Abgeordnete der übrigen Staaten in einer dieser Städte zusammengekommen, um die Beendigung des Kriegs zu berathen; und hier gelang es dem Syrakusaner Hermokrates, seine Landsleute zu überzeugen, wie thöricht es gewesen sei, daß sie selbst die Athener in ihre Angelegenheiten gezogen hätten, und wie sehr das gemeinsame Interesse aller sicilianischen Staaten die Entfernung derselben und, um diese zu erlangen, die Beilegung aller Zwistigkeiten erheische. Hermokrates brachte dadurch einen allgemeinen Frieden zu Stande, und die von ihren Bundesgenossen verlassene Flotte der Athener mußte nach Hause zurücksegeln. Die drei Anführer der Athener wurden nach ihrer Heimkehr vom Volke bestraft, weil sie die Sache nicht hintertrieben hatten; man argwohnte, daß sie sich hätten bestechen lassen, und schickte zwei von ihnen in die Verbannung, während der dritte, welchem man mehr gewogen war, nur zu einer Geldbuße verurtheilt wurde.

Acht Jahre später (416 v. Chr.) waren die Städte Segesta und Selinus in einen Krieg mit einander verwickelt, und die Erstere bat, da ihre Gegnerin von dem mächtigen Syrakus unterstützt wurde, das athenische Volk um Hülfe. Alcibiades erkannte in der Gewährung dieses Gesuchs für sich selbst die beste Gelegenheit, eine große Rolle zu spielen, und suchte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das Volk dazu zu bewegen. Er stellte demselben vor, daß dies die günstigste Gelegenheit sei, nicht allein Syrakus, einen mächtigen dorischen Staat, zu unterwerfen, sondern auch in

ganz Sicilien Demokratieen einzuführen, und so den ersten Schritt zur Weltherrschaft zu thun. Die Verständigeren unter der Bürgerschaft, namentlich Nicias, arbeiteten zwar diesen Verlockungen durch vernünftige Vorstellungen entgegen, allein vergebens; der dem Ehrgeize des Volkes schmeichelnde Plan des Alcibiades trug den Sieg davon, und es wurde, 415 v. Chr., ohne alle Rücksicht auf Lage und Umstände die Bekriegung einer Insel beschlossen, deren Größe und Bevölkerungsverhältnisse die meisten Athener nicht einmal oberflächlich kannten, und deren Unterwerfung eine fast ebenso schwierige Aufgabe war, als die Besiegung der Peloponnesier.

Die Athener machten für den sicilianischen Krieg eine ungeheuere Ausrüstung, und verwendeten alle Schätze des Staats, den Kern ihres Heeres und ihre besten Schiffe auf dieses gefährliche Unternehmen. Sie schickten nach Sicilien eine Flotte von hundert vier und dreißig großen Schiffen, von welchen vier und dreißig durch die Bundesgenossen gestellt wurden, und ein aus Athenern, Argivern, Mantineern und andern Bundesgenossen bestehendes Heer von fünftausend einhundert Schwerbewaffneten und eintausend dreihundert Mann leichter Truppen. Noch nie war von einem einzelnen griechischen Staat eine größere Ausrüstung gemacht worden, und sowohl die Regierung als auch die einzelnen Bürger, welche dabei entweder die Verpflichtung der Trierarchie zu erfüllen hatten, oder selbst am Kriege Antheil nahmen, sparten keine Kosten, um dieselbe zugleich zur schönsten zu machen. Es herrschte ein allgemeiner Wetteifer, um eine Flotte und ein Heer aufzustellen, welche ihres Gleichen nicht hätten, und nicht nur die mächtige Vaterstadt in den Augen des gesammten Griechenlands verherrlichten, sondern auch den großen Erwartungen und Hoffnungen genügten, um derentwillen die Ausrüstung gemacht wurde. Zu Anführern wurden Nicias, Lamachus und Alcibiades erwählt. Ein Mann, wie Alcibiades, war allein im Stande, eine Unternehmung glücklich auszuführen, bei welcher es mehr auf das Zutrauen des Heeres und der Flotte und auf Geschicklichkeit im Unterhandeln mit den Parteien der verschiedenen sicilianischen Staaten, als auf taktische Kenntnisse ankam; allein zum Unglück für Athen wurde das Heer, bald nachdem es auf Sicilien gelandet war, dieses Führers beraubt.

Alcibiades hatte viele Feinde in Athen; denn wegen seiner Prachtliebe und seines schwelgerischen Lebens, sowie wegen seiner weitaussehenden Anschläge, die sich bei jeder Gelegenheit zu erkennen gaben, war er nicht wenigen seiner Mitbürger als ein Mann, der nach der Alleinherrschaft strebe, verdächtig. Diese hatten schon vor der Abfahrt der Flotte sich vergebens die größte Mühe gegeben, ihm das Commando wieder zu entreißen und Anderen in die Hände zu spielen. Sie arbeiteten seitdem unausgesetzt an seinem Sturze, und benutzten dazu unter Andern einen Vorfall, der sich kurz zuvor in Athen zugetragen hatte. Es gab nämlich in dieser Stadt eine Menge sogenannter Hermen, d. h. kleiner viereckigen Säulen, welche an ihrem oberen Ende in einen Kopf ausgehauen waren, und deren Form von den Gelehrten für einen Überrest der in den ersten Anfängen der Kunst gebräuchlichen Art, Götter und Menschen darzu stellen, gehalten wird. Sie standen auf öffentlichen Plätzen, vor Tempeln und Wohnungen, und dienten als Zierrath und als Abweisesteine, galten aber, da sie größtentheils dem Gotte Hermes oder Merkur geweiht waren, gewissermaßen für heilig. Diese Hermen waren kurz vor der Abfahrt der Flotte in einer Nacht fast insgesammt verstümmelt worden. In einem Staate, in welchem der Buchstabe des Gesetzes nicht mehr das allein geltende Recht ist, wird Alles dem Aberglauben, der Leidenschaft und der Parteiwuth geopfert, mag nun die Regierung von der unbeschränkten Willkür eines einzelnen, von Vorurtheilen und Leidenschaften beherrschten Mannes, oder von den Launen eines zahlreichen rohen Haufens abhängen. Der Aberglaube siegt über die Religion, und aus jedem Ding läßt sich das Verbrechen einer Verschwörung herleiten, in welches man dann jeden verwickeln kann, den man eben hineinbringen will. Alcibiades Gegner benutzten die Stimmung des Volks, welches durch jenen Vorfall beunruhigt war, und brachten ihn in den Verdacht, daß er mit den Genossen seiner nächtlichen Lüste den Frevel an den Hermen begangen habe. Zu gleicher Zeit ward ausgesprengt, Alcibiades habe auch die eleusinischen Mysterien (s. oben S. 331) entweiht, indem er und seine Freunde bei ihren Trinkgelagen die Ceremonien derselben spottend nachgeahmt hätten. Man suchte durch solche Gerüchte die Gemüther zu beunruhigen, und verbreitete in dem Volke die Meinung, daß dieses Betragen

des jungen Mannes mit geheimen Anschlägen auf die Freiheit und Verfassung des Staats zusammenhänge. Alcibiades durchschaute die Absichten seiner Feinde, und verlangte deshalb selbst, daß noch vor seiner Abreise zum Kriege eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet werde; allein seine Gegner boten mit Erfolg Alles auf, um dies zu verhindern. Alcibiades hatte den größten Einfluß, die Jüngeren im Volke vergötterten ihn, die Älteren befürchteten, daß der mantineische und argivische Theil des Heeres, der nur ihm zu Gefallen sich an den Zug nach Sicilien angeschlossen hatte, diesen aufgeben und wieder nach Hause zurückkehren möchte, und es war also für gewiß anzunehmen, daß Alcibiades, mochte er nun schuldig oder unschuldig sein, freigesprochen werden würde. Seine Feinde bewirkten daher den Volksbeschluß, daß der Kriegszug durch diese Sache nicht aufgehalten werden, sondern daß Alcibiades mit der Flotte abreisen, die Anklage desselben aber aufgeschoben werden solle.

Nach Alcibiades Entfernung hatten seine Gegner freien Spielraum, und leiteten das peinliche Verfahren gegen ihn auf eine empörende Weise. Man schaudert vor einer demokratischen Verfassung, vermöge deren auf Betreiben persönlicher Feinde eine so tumultuarische und tyrannische Gerichtsverhandlung, wie die gegen Alcibiades, vorgenommen werden und noch dazu immer den Schein einer regelmäßigen Justiz behalten konnte. Bei näherer Betrachtung dieses Processes, über welchen sich sehr specielle Angaben in den auf unsere Zeit gekommenen Schriften finden, möchte man fast glauben, daß Alcibiades, ungeachtet aller seiner Ausschweifung und Gewissenlosigkeit, im Vergleich mit den übrigen Angeklagten und mit seinen Anklägern noch einer der besten Bürger gewesen sei. Die Feinde desselben, an deren Spitze der Demagog Androkles stand, brachten zuerst einen Diener des Alcibiades, welcher zugleich Schutzbürger oder Metöke war, vor die Volksversammlung. Dieser sagte als Augenzeuge aus, daß Alcibiades mit einigen Freunden wirklich einst spottweise den heiligen Gottesdienst der Mysterien aufgeführt habe. In Folge dieser Anzeige, welche wahr gewesen zu sein scheint, und dem Charakter des Alcibiades und seiner Genossen nicht im mindesten widerstreitet, wurde einer der Angegebenen ergriffen und am Leben gestraft, den übrigen gelang es zu entfliehen. Hierauf wußte man

noch mehrere Personen von ähnlicher Art, wie jener Diener war, aufzufinden, welche gegen andere Männer zeugten, und auf deren Zeugniß hin dann wieder mehrere Bürger eingezogen und hingerichtet wurden. Da die Angeber mit großen Summen Geldes belohnt wurden, so war dies für die zahlreichen Rabulisten unter der Bürgerschaft ein Zeichen, daß sich aus der Sache etwas machen lasse. Jetzt wurde auch die Hermen-Geschichte mit in die Untersuchung gezogen, man beunruhigte durch neue Zeugen das Volk noch mehr, und zwei zu Untersuchungsrichtern ernannte Demagogen benutzten ihr Amt als ein Mittel sich beliebt zu machen. Da hieß es, man müsse die Sache viel weiter verfolgen, denn es handle sich um nichts weniger als eine gefährliche Conspiration, es steckten viele darunter, es sei darauf abgesehen, die Volksregierung zu stürzen, und dergleichen mehr. Ein Bürger, welcher bald darauf selbst eingestand, daß er durch zwei Andere zur falschen Aussage bewogen worden sei, zeugte gegen nicht weniger als dreihundert Personen, und wurde dafür vom Volke als ein Retter des Staats bekränzt und mit der Ehre im Prytaneum speisen zu dürfen belohnt. Es wurden von neuem Bürger eingezogen und hingerichtet; andere erkauften ihr Leben mit lügenhaften Aussagen. Gegen Alcibiades wurde beschlossen, daß er verhaftet und nach Athen gebracht werden solle, um gleich den Andern den Tod zu erleiden. Ein besonderes Staatsschiff wurde zu diesem Zwecke nach Sicilien abgeschickt; weil man aber wußte, wie beliebt Alcibiades beim Heere war, so ertheilte man den abgesandten Herolden den Befehl, ihn nicht sogleich zu verhaften, sondern vielmehr ihn mit freundlicher Miene einzuladen, mit ihnen nach Athen zurückzukehren, damit er sich daselbst vertheidige.

In Sicilien war seither Alles gut gegangen, weil Alcibiades den besten Rath gegeben und die Unternehmung geschickt geleitet hatte. Als das erwähnte Staatsschiff erschien, um ihn abzuholen (im August des Jahres 415 v. Chr.), schiffte sich Alcibiades ruhig ein, als wenn er sich vor Gericht stellen wollte; in dem Hafen von Thurium in Unteritalien aber verschwand er plötzlich, und wurde sodann vom athenischen Volk abwesend zum Tode verurtheilt. Von Thurium flüchtete Alcibiades nach Argos, wo er viele Verbindungen hatte, aber gleichwohl nicht lange bleiben konnte,

weil die Athener seine Auslieferung verlangten. Er wandte sich also an die Spartaner, erhielt von ihnen die Zusicherung einer freundlichen Aufnahme, und begab sich wirklich nach Sparta. Hier unterstützte er die Bemühungen der Syrakusaner, welche durch eine besondere Gesandtschaft ihre Mutterstadt Korinth und den spartanischen Senat um Hülfe angingen, und gab zu gleicher Zeit an, wie man auf eine für Athen höchst verderbliche Art den Krieg in Griechenland wieder beginnen könne. Zunächst wurde in Sparta ein Heer von etwa dreitausend Mann, größtentheils Korinthern, ausgerüstet, welches unter der Anführung des Spartaners Gylippus nach Syrakus abgehen sollte.

Nicias und Lamachus hatten unterdessen den Krieg in Sicilien mit Glück fortgesetzt, und die Stadt Syrakus selbst eingeschlossen. Lamachus verlor zwar bald in einem Gefechte das Leben; Nicias aber, dem aus Athen die nöthige Mannschaft Reiter und eine Summe von etwa einer Million Gulden zugeschickt worden war, hatte die Syrakusaner fast bis zur Übergabe gebracht, als Gylippus in Syrakus erschien, und durch seine Maßregeln die Lage der Dinge völlig änderte (414 v. Chr.). Dieser gewandte spartanische General wußte nicht allein den Muth der Syrakusaner wieder neu zu beleben, und die besten Maßregeln zur Vertheidigung ihrer Stadt zu treffen, sondern er verstand es auch, die Kräfte der verschiedenen dorischen Staaten Siciliens zu vereinigen und zusammenzuhalten. Nicias kam dadurch in große Verlegenheit, und wurde bald von den Belagerten zu Wasser und zu Land bedrängt. Schon am Ende des laufenden Jahres (414) erklärte er in einem schriftlichen Bericht den Athenern, daß er die Belagerung aufgeben müsse, wenn sie ihn nicht durch eine Verstärkung seines Heeres und seiner Flotte unterstützten. Die Athener, statt in dem Augenblick, wo der Krieg in der Heimath wieder begann, Flotte und Heer zurückzurufen, schickten wirklich im Anfang des folgenden Jahres (413 v. Chr.) ihren besten General, Demosthenes, mit drei und siebenzig Schiffen und fünftausend Schwerbewaffneten dem Nicias zu Hülfe. Die Macht der Syrakusaner aber, deren Flotte damals schon aus hundert und achtzig Segeln bestand, wurde ebenfalls durch Schiffe aus dem Peloponnes verstärkt. Nach Demosthenes Ankunft machten die athenischen Truppen einen entscheidenden Angriff

auf die Stadt Syrakus, sie wurden aber mit sehr großem Verlust zurückgeschlagen. Hierauf folgte Unglück auf Unglück. Die athenische Flotte ward in vier unglücklichen Treffen vernichtet, und das Landheer endlich zum Rückzug in das Innere der Insel genöthigt. In zwei Abtheilungen brachen die Athener auf, und zogen erschöpft, an Lebensmitteln Mangel leidend und von den nachsetzenden Syrakusanern unaufhörlich angegriffen, durch Gegenden, in welchen ihnen Alles fremd und widerwärtig, dem Feinde aber jeder Weg bekannt und geöffnet war. Zuletzt wurden sogar beide Abtheilungen von einander getrennt, und Demosthenes mit der seinigen gezwungen, die Waffen zu strecken. Nun war auch für Nicias aller Widerstand unmöglich, und er ergab sich nach kurzem Kampfe ebenfalls den Feinden (im September des Jahres 413 v. Chr.).

Schrecklich war das Loos der Gefangenen, deren Zahl sich auf siebentausend belief. Die beiden Anführer wurden das Opfer des wüthenden Hasses der Syrakusaner, welche damals sich demokratisch eingerichtet hatten. Gylippus hatte vergebens beide Männer zu retten gesucht, um sie mit nach Sparta zu führen und durch sie daselbst seinen Einzug zu verherrlichen. Demosthenes war dem syrakusanischen Volke und seinen peloponnesischen Verbündeten als ein zu allen Zeiten feindlicher und gefährlicher Gegner verhaßt; Nicias hatte sich zwar stets dem spartanischen Wesen und dem Frieden mit dem peloponnesischen Bunde gewogen gezeigt, allein die Korinther waren gegen ihn erbittert, und von den syrakusanischen Bürgern waren früher manche mit ihm in geheime Unterhandlung getreten, welche, wenn er am Leben erhalten ward, für sich selbst in Besorgniß gerathen mußten. So wurden beide Anführer zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Alle übrigen Gefangenen fielen in eine harte Sklaverei. Sie wurden in die syrakusanischen Steinbrüche gebracht, wo gewöhnlich nur Verbrecher arbeiteten. Hier mußten sie nicht allein schwere Arbeit verrichten, sondern sie hatten auch Jammer und Elend aller Art zu erdulden. Sie waren am Tage der Gluth der Sonnenhitze preisgegeben, und hatten Nachts keinen Schutz gegen die Kälte; sie erlitten Hunger und Durst, und wurden zum Schlafen stets in einen sehr engen Raum zusammengedrängt; viele von ihnen erkrankten nach wenigen Tagen; diese erhielten durchaus keine Pflege, und man entfernte, als sie dem

Elend erlegen waren, nicht einmal ihre Leichen aus den Steinbrüchen. Erst nach siebenzig Tagen wurde ein Theil der Unglücklichen aus dieser großen Noth errettet; man schenkte nämlich allen Sicilianern unter ihnen die Freiheit. Außer denen, welche in den Steinbrüchen arbeiten mußten, waren nach und nach auch alle diejenigen Athener, die vor der Unterwerfung des Heeres sich durch die Flucht zu retten gesucht hatten, in Gefangenschaft gerathen und zu Sklaven gemacht worden. In allen Städten Siciliens fand man athenische Bürger als Sklaven. Nur wenige von ihnen sahen ihre Vaterstadt wieder. Einige sollen ihre Freiheit den Komödien des Euripides verdankt haben. Sie suchten nämlich durch das Singen einzelner Stellen aus den Werken dieses Dichters ihr Loos zu mildern, und erweckten durch dieselben das Mitleid ihrer Herren. Die auf diese Weise mit der Freiheit Beschenkten statteten gleich nach ihrer Rückkehr in die Vaterstadt dem Dichter persönlich ihren Dank ab.

In Athen brachte die Nachricht von dem jammervollen Ausgang der sicilianischen Unternehmung die größte Bestürzung hervor, nachdem man anfangs derselben gar keinen Glauben hatte schenken wollen. Das Volk, das sich um die schönste Flotte und um den Kern seines Heeres gebracht sah, ließ seinen Zorn an denjenigen aus, welche einst zu diesem Kriegszug gerathen, oder als weissagende Priester demselben einen glücklichen Ausgang verheißen hatten. Zugleich bemächtigte sich der Gemüther die größte Besorgniß wegen der Folgen des erlittenen Schlages; denn die Blüthe der Jugend war in Sicilien untergegangen, die noch übrigen Schiffe des Staates reichten für den gegenwärtigen Bedarf nicht hin, der Staatsschatz war leer, und doch befand sich Athen nicht allein schon wieder im offenen Kriegszustand mit den Peloponnesiern, sondern es waren auch die in den Unterhandlungen treuloser Politik wenig gewandten Spartaner durch Alcibiades mit den Persern und den unzufriedenen Bundesgenossen Athen's in Verbindung gebracht worden. Der Gedanke an die vielen Gefahren, die den Staat bedrohten, trieb die Athener zu den größten Anstrengungen, und bewog das Volk, allen den Maßregeln seine Zustimmung zu geben, welche zur Rettung seines Rangs unter den griechischen Staaten nöthig schienen. Es wurden Einschränkungen im Staatshaushalte eingeführt, neue

Schiffe gebaut, die zur Bewachung der Bundesgenossen erforderlichen Vorkehrungen getroffen, und für alles dies eine besondere, aus älteren Männern bestehende Behörde eingesetzt.

12. Der peloponnesische Krieg im eigentlichen Griechenland vom Wiederausbruch desselben bis zur Rückkehr des Alcibiades nach Athen.

Im griechischen Mutterlande war im Frühling des Jahres 413 v. Chr. der Krieg von neuem ausgebrochen. Dieser nahm durch den Rath, welchen Alcibiades den Spartanern gegeben hatte, gleich anfangs eine für Athen sehr gefährliche Gestalt an. Alcibiades hatte nämlich die Feinde seiner Vaterstadt darauf aufmerksam gemacht, daß durch die jährlichen Einfälle in Attika, wie sie von ihnen früher immer gemacht worden waren, nichts gewonnen werde, sondern daß die Spartaner statt dessen einen festen Ort in der Nähe von Athen besetzen, und von da aus, vermittelst einer bleibenden Besatzung, Attika beständig verheeren und seine Bewohner in Schrecken halten müßten. Die Spartaner nahmen diesen Rath an, und wählten zur Ausführung desselben Decelia, einen etwa drei deutsche Meilen von Athen und von Theben entfernten Ort in Attika, der sich leicht befestigen ließ. Man legte eine starke Besatzung in diesen Ort, hielt durch dieselbe die Athener in einer beständigen Unruhe, und erschwerte ihnen allen Verkehr in ihrem eigenen Lande so sehr, daß sie bis zum Jahre 407 v. Chr., in welchem Alcibiades wieder nach Athen zurückkehrte, ihre feierlichen Processionen von Athen nach Eleusis nur zu Wasser anstellen konnten.

Während die Athener auf diese Weise in Attika selbst bedrängt wurden, erwuchsen ihnen auch von der Seeseite her große Gefahren. Einige ihrer wichtigsten Bundesstaaten, Euböa, Lesbos, Chios und die Stadt Erythrä in Jonien, unterhandelten insgeheim mit den Feinden, und erwarteten nur die Erscheinung der spartanischen Flotte, um von Athen abzufallen. Zu gleicher Zeit wurden die Athener auch von dem Perser-Könige bedroht. In Persien regierte seit dem Jahre 423 v. Chr. Darius II., ein Sohn Artaxerxes I., dem die Griechen den Beinamen Nothus d. i. der Unechte gaben, weil er

nicht aus rechtmäßiger Ehe entsprungen war. Die Perser hielten die Lage der Athener für eine günstige Gelegenheit, die diesen unterworfenen Städte Kleinasiens wieder unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, und zwei Satrapen, Pharnabazus, der Statthalter am Hellespont, und Tissaphernes, der Statthalter von Jonien und Karien, schickten zu gleicher Zeit mit den Erythräern, Chiern und Lesbiern Gesandte nach Sparta, um mit den Peloponnesiern zu unterhandeln. Im Jahr 412 v. Chr. segelte, in Folge dieser Verhältnisse, eine peloponnesische Flotte unter dem Spartaner Chalcideus in die Gewässer von Jonien. Diese Flotte, auf welcher sich auch der Meister in den Künsten der Unterhandlung und Verführung, Alcibiades, befand, war kaum erschienen, als Chios und Erythrä von Athen abfielen. Klazomenä, eine andere ionische Stadt, folgte diesem Beispiele bald nach, und es währte nicht lange, so wurden auch Teos und Milet und einige Zeit nachher die mächtige Insel Rhodus dem peloponnesischen Bunde gewonnen.

Die Athener mußten, um eine hinreichend starke Flotte an die kleinasiatische Küste schicken zu können, zu ihrer Nothkasse oder zu den tausend Talenten (2,600,000 fl. oder 1,450,000 Thlrn.) greifen welche sie beim Beginne des peloponnesischen Kriegs für den Augenblick der größten Gefahr zurückgelegt hatten. Die Spartaner aber schlossen mit Tissaphernes kurz nacheinander zwei Verträge, in welchem die persische Oberherrschaft über die griechischen Städte Kleinasiens von den Lacedämoniern zugestanden wurde, und Tissaphernes sich dagegen verpflichtete, den für die Mannschaft der peloponnesischen Flotte erforderlichen Sold zu bezahlen. Die Spartaner, welche zu gleicher Zeit von Sicilien her eine Unterstützung an Schiffen erhielten, waren jetzt den Athenern auch zur See überlegen. Es wurden mehrere Treffen mit abwechselndem Erfolge geliefert; doch war keines von ihnen für den Gang des Krieges selbst entscheidend. Dagegen kam es bald über einige Artikel der zwischen Sparta und Tissaphernes abgeschlossenen Tractate zu sehr unangenehmen Erörterungen. Diese Streitigkeiten wurden zwar ausgeglichen, hatten aber wichtige Folgen, weil sie dem Alcibiades, dessen Verhältniß zu den Spartanern damals eine Änderung erlitten hatte, die Verfolgung seiner weiteren Pläne erleichterten.

Alcibiades hatte früher in Sparta, wo die Frauen der vornehmen Klasse schon damals ein ziemlich freies Leben führten, mit der Gemahlin des Königs Agis I. in einem sehr vertrauten Verhältniß gelebt, und dadurch den ganzen Haß dieses Königs auf sich geladen. Der große Einfluß, den er in den Angelegenheiten des Staats erhielt, hatte diesen Zwist noch mehr verstärkt. Außerdem war sein Freund, der Admiral Chalcideus, welchem er bei der Abfahrt der Flotte nach Kleinasien beigegeben worden war, in einem Treffen geblieben. Alcibiades verlor daher, als mit dem Eintritt des Winters neue Ephoren ihr Amt antraten, nicht blos seinen ganzen seitherigen Einfluß, sondern man fing auch an, Verdacht gegen seine Zuverlässigkeit zu hegen und ihm geheime Absichten der schlimmsten Art zuzutrauen. Die neuen Gewalthaber schickten sogar an den Admiral der Flotte, Astyochus, den Befehl, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, und Alcibiades, dem dies nicht verborgen blieb, mußte also auch für sein Leben fürchten. Er wich den Nachstellungen seiner Feinde dadurch aus, daß er sich zuerst zu Tissaphernes begab, und dann durch geeignete Maßregeln sich den Weg zur Rückkehr nach Athen zu bahnen suchte. Zuerst bewog er den persischen Satrapen mit Hinweisung auf die Athener, welche ihren Seeleuten von jeher nur halb so viel Sold gegeben hätten, als Tissaphernes den Peloponnesiern zahlte, den vertragsgemäß von ihm zu bestreitenden Sold der peloponnesischen Flotte zu verringern. Dann zeigte er ihm, wie das wahre Interesse des persischen Reichs nicht darin bestehe, daß man die Spartaner auf Kosten Athen's hebe, sondern daß man die beiden Hauptmächte Griechenlands in einem gewissen Gleichgewicht und in beständiger Feindschaft gegen einander erhalte. Durch diese Vorstellungen brachte Alcibiades den Satrapen wirklich dahin, daß er die versprochene Zusendung phönicischer Schiffe verweigerte, und dadurch die Flotte der Peloponnesier zur Unthätigkeit zwang.

Zu gleicher Zeit suchte Alcibiades in Athen selbst seine Rückkehr vorzubereiten. Er bediente sich dazu des Scheins von Einfluß, den er auf Tissaphernes ausübte, und wandte sich insgeheim an einige der angesehensten Männer der atheniſchen Flotte mit dem Anerbieten, die Perser von der Verbindung mit Sparta abzubringen. Er zeigte ihnen, daß er jenen Satrapen ebenso, wie er ihn zur

Verringerung des Soldes der Spartaner gebracht habe, auch bewegen könne, denselben die Subsidien ganz und gar zu entziehen, daß aber die Spartaner ohne persisches Geld den Seekrieg nicht fortsetzen könnten. Die angesehensten Bürger auf der atheniſchen Flotte und alle Anführer derselben mit Ausnahme von zweien, Phrynichus und Skironides, vor denen die Sache geheim gehalten wurde, ließen sich hierauf in Unterhandlungen ein. Alcibiades verabredete mit ihnen dasjenige, was nöthig war, um seine Rückkehr nach Athen möglich zu machen. Er sah nämlich ein, daß, so lange in Athen die Demagogen herrschten, welche ihn vertrieben hatten, an eine Heimkehr für ihn nicht zu denken sei; diese konnten aber ohne eine Veränderung der bestehenden Verfassung des Staats nicht entfernt werden, und es wurde also zwischen Alcibiades und den Führern der atheniſchen Flotte verabredet, daß eine Oligarchie eingeführt, und zu diesem Behufe Pisander nebst einigen anderen Abgeordneten des Heeres nach Athen geschickt werden solle. Phrynichus hatte zwar, sobald er von dem, was zu Gunsten des Alcibiades und der Oligarchie im Heere vorging, Kenntniß erhielt, die ganze Sache dadurch zu hintertreiben gesucht, daß er den spartaniſchen Admiral Astyochus davon benachrichtigte; dieser aber, der eine Creatur des Tissaphernes war und im Solde desselben gestanden haben soll, machte von der erhaltenen Anzeige nicht den Gebrauch, welchen Phrynichus erwartet hatte, sondern theilte sie dem Tissaphernes und Alcibiades selbst mit. Phrynichus erreichte also seine Absicht nicht, sondern brachte vielmehr sich selbst in große Gefahr; denn Alcibiades setzte seine Verbündeten im atheniſchen Heere von der Sache in Kenntniß, und Phrynichus vermochte nur durch ein äußerst schlaues Benehmen diese zu täuschen und sich aus den von ihm selbst gelegten Schlingen zu befreien. Die Abgeordneten des Heeres kamen im Anfang des Jahres 411 v. Chr. zu Athen an, und trafen daselbst die nöthigen Einrichtungen zur Rückkehr des Alcibiades und zur Änderung der Verfassung. Anfangs wollte das Volk durchaus nichts davon hören; Pisander wußte aber durch Hinweisung auf die schwierige Lage, in der sich Athen den Peloponnesiern und den Persern gegenüber befand, die Feinde des Alcibiades und alle Bürger von bedeutendem Einfluß zum Schweigen zu bringen, und dem Volke den Gedanken der Oligarchie

erträglicher zu machen. Die Volksversammlung faßte den Beschluß, daß Pisander mit zehn andern Bürgern abreisen sollte, um mit Alcibiades und Tissaphernes zu unterhandeln. Zugleich wurden Phrynichus und Skironides abgesetzt und zwei neue Strategen an ihre Stelle ernannt. Damit die Sache, die im besten Zuge war, nach der Abreise der Gesandten nicht wieder rückgängig werde, wandte sich Pisander an die Synomosieen oder die aristokratischen Klubbs, welche unter den reicheren Bürgern zur gemeinschaftlichen Verfolgung ihrer Pläne bestanden, weil in Athen auch die Besseren gewisse Dinge nur auf diese Weise gegen die Demagogen durchsetzen konnten. Diese suchten nun das, was Pisander vorbereitet hatte, zu vollenden.

Als Pisander zur Flotte zurückkam, zeigten die Verhältnisse sich anders, als man früher gedacht hatte. Alcibiades hatte den Tissaphernes nicht ganz in seiner Gewalt, und dieser hielt für besser, die Peloponnesier auch fernerhin zu unterstützen. Der persische Satrap machte, als die athenischen Gesandten zu ihm kamen, so große Forderungen, daß diese unmöglich darauf eingehen konnten. Sie kehrten unverrichteter Sache wieder zur Flotte zurück, und Tissaphernes schloß gleich darauf einen neuen Vertrag mit den Spartanern, durch welchen das frühere Verhältniß Beider wieder hergestellt wurde. Diese Umstände bewogen Pisander und seine Mitverschworenen im Heere, sich um Alcibiades nicht weiter zu bekümmern, sondern ihren Plan einer Verfassungsveränderung, welche zugleich in Athen und in den Bundesstaaten vorgenommen werden sollte, für sich allein durchzusetzen. Pisander und die eine Hälfte der mit ihm von der Volksversammlung abgeschickten Commissäre wurden sogleich nach Athen gesandt, um dort und in allen den Bundesstädten, an denen sie unterwegs landen würden, die Demokratie umzustoßen; die andere Hälfte aber begab sich einzeln in die übrigen Bundesstaaten, um daselbst eine oligarchische Verfassung einzuführen. Diese Versuche gelangen, wie es scheint, in allen Bundesstaaten, hatten aber zur Folge, daß in vielen derselben die neuen oligarchischen Gewalthaber von den Athenern abfielen und sich an die Spartaner anschlossen, deren Bündniß ihnen für den Fortbestand der Oligarchie eine größere Bürgschaft gewährte, als Athen.

In Athen hatten die Verbündeten Pisander's schon Alles für seine Ankunft vorbereitet. Die berühmtesten von diesen waren: der Redner Antiphon, welcher die eigentliche Seele der ganzen Partei war, der nachher als einer der dreißig sogenannten Tyrannen noch berühmter gewordene Theramenes, der frühere Strateg Phrynichus, welcher, sobald man den Alcibiades aufgegeben hatte, ebenfalls der oligarchischen Partei sich angeschlossen hatte, und endlich Aristarchus, Aristokrates und Alexikles. Diese und ihre Mitverbündeten hatten bereits Androkles, den einflußreichsten der Demagogen, und andere Häupter der Gegenpartei aus dem Wege geräumt, und jeden Bürger, der in der Volksversammlung ihnen widersprach, getödtet. Sie hielten die ganze Stadt in so großer Furcht, daß Volk und Rath nichts mehr zu beschließen wagten, was den Oligarchen missfiel, ja daß man sogar sich nicht unterstand, wegen der geschehenen Mordthaten eine gerichtliche Untersuchung vorzunehmen. Unter diesen Umständen war es den Verschworenen gleich nach Pisander's Ankunft (im März 411 v. Chr.) um so leichter, die Verfassungsveränderung durchzusetzen, als kurz zuvor die von den Spartanern unter Dercyllidas an den Hellespont geschickten Truppen die Städte Abydus, Sestus und Lampsakus den Athenern entrissen hatten, und auch die euböischen Städte sich in vollem Aufstande befanden. Man löste den Rath und die Volksversammlung auf, und setzte an die Stelle des Ersteren vierhundert Männer, indem man das Volk hundert und jeden von diesen wieder drei Bürger erwählen ließ. Dieser neue Rath, welcher sich eine bewaffnete Macht zu seinem Schutze einrichtete, sollte die ganze Regierung in seiner Gewalt haben, und nur, so oft es ihm gutdünke, eine aus fünftausend Bürgern bestehende Versammlung zusammenrufen, um mit dieser die Hauptangelegenheiten des Staats zu berathen. Die Oligarchen begannen ihre Regierung mit großer Härte und Grausamkeit: sie ließen einige Verdächtige umbringen, warfen andere in den Kerker oder verbannten sie, versammelten aber die fünftausend Bürger auch nicht ein einziges Mal; ebensowenig riefen sie einen der in früheren Zeiten Verbannten nach Athen zurück, damit nicht auch Alcibiades heimkehre und durch seine Talente ihnen gefährlich werde. Dagegen schickten sie an den spartanischen König Agis zu Decelia und nach Sparta

Gesandte, um wegen der Herstellung des Friedens zu unterhandeln.

Das atheniſche Heer, welches mit der Flotte in Samos ſich befand, und bei dem ſchon vorher die demokratiſche Partei das Übergewicht erhalten hatte, nahm die Nachricht von der in Athen ſtattgehabten Verfaſſungsveränderung ſehr übel auf. Von zwei jungen Officieren, Thraſybulus und Thraſyllus, geleitet, erklärte dasſelbe, daß es keine Befehle von den gegenwärtigen Gewalthabern zu Athen annehmen werde. Der Aufforderung jener Beiden gemäß ſchworen alle Soldaten den Eid des Haſſes gegen die Oligarchie und zugleich den der feſten Anhänglichkeit an das Vaterland und der Bereitwilligkeit, gegen die Spartaner Alles zu wagen. Sie ſetzten hierauf ihre Anführer und alle verdächtigen Officiere ab, und übertrugen dem Thraſybulus und Thraſyllus den Oberbefehl über das Heer und die Flotte. In demſelben Monat, in welchem dies geſchah (April), fiel die Stadt Byzanz von Athen ab, und dieſer Abfall mußte, in Verbindung mit der ganzen Lage der Dinge, die atheniſchen Truppen zur Zurückrufung des Alcibiades drängen. Die Meinung von den Talenten dieſes Mannes war ſo allgemein und ſo groß, daß ſelbſt ein Mann wie Thraſybul, der zum Feldherrn geboren war, nur durch die Wiederaufnahme desſelben dem drohenden Verderben wehren zu können glaubte. Thraſybul trug alſo bei dem Heere, welches ſich damals als das atheniſche Volk anſah, auf die Zurückrufung des Alcibiades an. Die Soldaten nahmen ſeinen Vorſchlag bereitwillig an. Alcibiades kam hierauf ſogleich nach Samos, das Heer ſtellte ihn neben Thraſybul und Thraſyllus an ſeine Spitze, und der Erfolg entſprach vollkommen den von ihm gehegten Erwartungen.

Das Erſte, was Alcibiades that, war, daß er den Ungeſtüm des von Rache glühenden Heeres beſchwichtigte, und dasſelbe von dem Vorſatz, nach Athen zu ſegeln und die Oligarchen zu vernichten, zurückbrachte. Er bewahrte dadurch Athen vor einem furchtbaren Bürgerkrieg und vor dem Untergang durch den äußeren Feind. Auf ſeinen Antrag ließ das Heer den Oligarchen in der Vaterſtadt erklären, daß man ſich eine aus nur fünftauſend Bürgern beſtehende Volksverſammlung gefallen laſſen wolle, dagegen die Auflöſung der Behörde der Vierhundert und die Wiederherſtellung des

alten Raths verlange, und keinerlei Art von Nachgiebigkeit gegen die Peloponnesier erwarte. Unter den oligarchischen Herrschern von Athen war unterdessen eine große Zwietracht entstanden, und die meisten derselben, mit Theramenes und Aristokrates an der Spitze, waren zum Einlenken geneigt. Als daher jene Botschaft des Heeres in Athen anlangte, wurden die Letzteren dadurch in ihren Bestrebungen ermuthigt, und nahmen sich nun, von den Demokraten unterstützt, der öffentlichen Sache um so entschiedener an. Die Andern dagegen, an deren Spitze Antiphon, Phrynichus, Pisander und Aristarch standen, suchten auf jede Weise einen Frieden mit Sparta zu Stande zu bringen, und ließen am Eingang in den Piräus ein Fort errichten, um Athen gegen einen etwaigen Angriff der zu Samos befindlichen Flotte zu schützen, und zugleich sich selbst gegen ihre Feinde in der Stadt sicher zu stellen. Sie reizten dadurch ihre Gegner noch mehr auf, und erregten den Verdacht verrätherischer Unterhandlungen mit Sparta. Als daher der als Gesandter nach Sparta geschickte Phrynichus kaum zurückgekehrt war, wurde er auf offenem Markte ermordet. Die Aufregung ward immer größer, und es kam endlich zu einem förmlichen Aufstand. Das am Piräus erbaute Fort wurde von den Empörten geschleift, und nur mit Mühe gelang es den Oligarchen, die Ruhe wiederherzustellen. Als aber gleich darauf durch die spartanische Flotte, welche nach Euböa segelte, die von Athen ausgesandten Schiffe gänzlich geschlagen wurden, und die Insel Euböa, aus welcher die Athener damals ihre meisten Lebensmittel bezogen, in die Gewalt der Feinde gerieth, war das Volk nicht länger zu halten. Die Bürger kamen auf dem Pnyx, dem gewöhnlichen Orte für die Volksversammlungen, zusammen, erklärten den Rath der Vierhundert für aufgehoben, und übertrugen die Leitung der Dinge fünftausend Bürgern, unter welche alle, die zu den Schwerbewaffneten gehörten, aufgenommen werden konnten (gegen Ende Juni 411 v. Chr.). Pisander, Alexikles, Aristarch und die meisten ihrer Anhänger ergriffen sogleich die Flucht und begaben sich zu den Spartanern in Decelia; Aristarch hatte auf seiner Flucht noch schnell mit einigen Truppen Oenoë, eine kleine Burg an der böotischen Grenze, besetzt, und übergab dieselbe den Feinden. Das Volk beschloß nach dem Sturz der Oligarchen sogleich die Zurückrufung des Alcibiades.

Die neue Verfassung, welche das atheniſche Volk ſich damals gab, war eine gemäßigte Demokratie, und wird von dem Geſchichtſchreiber Thucydides als eine ſehr verſtändige Miſchung von Oligarchie und Volksherrſchaft geprieſen, deren Einführung der erſte Schritt zur Rettung Athen's aus einer ſehr ſchlimmen Lage geweſen ſei. Nach dieſer Verfaſſung leitete der Rath der Fünfhundert, welcher wieder eingeführt wurde, die Regierung, und die Fünftauſend vertraten die Stelle der früheren, alle Bürger umfaſſenden Volksverſammlung. Es war aber auch hohe Zeit, daß der Frieden im Innern wieder hergeſtellt wurde; denn durch den Verluſt der Inſel Euböa, auf welcher die Athener nur noch eine einzige Stadt beſaßen, war Athen's Macht bis auf den Grund erſchüttert worden. Alcibiades, Thraſybul und Thraſyllus wurden jetzt die Retter ihrer Vaterſtadt. Die beiden Letzteren erfochten in der Mitte Juli zwiſchen Seſtus und Abydus am Hellespont, ſo wie Alcibiades im September bei Abydus einen Sieg über Mindarus, den neuen Admiral der Spartaner. Alcibiades wurde zwar bald nachher (im Anfang des Jahres 410 vor Chriſto), als er ſich zu Tiſſaphernes begab, von dieſem verhaftet und gefangen nach Sardes gebracht; er entrann aber ſchon nach einem Monat, und kehrte wieder zur atheniſchen Flotte zurück. Es war indeſſen jetzt klar, daß die Athener auf perſiſche Subſidien oder auch nur auf ein Aufgeben der Peloponneſier durch die Perſer nicht rechnen konnten. Alcibiades erklärte deshalb dem Heere, daß man das Äußerſte wagen und eine entſcheidende Hauptſchlacht liefern müſſe, da man, bei der gänzlichen Hülfsloſigkeit Athen's, auf längere Zeit es gegen das perſiſche Geld nicht aushalten könne. Er ſegelte hierauf, durch vierzig neu angekommene Schiffe unter Thraſybul und Theramenes verſtärkt, gegen die feindliche Flotte, und lieferte derſelben (im Juli 410 v. Chr.) bei Cyzikus eine Schlacht, in welcher Mindarus ſelbſt fiel, und alle Schiffe der Peloponneſier vernichtet oder weggenommen wurden. Wie wichtig dieſer von Alcibiades errungene Vortheil für Athen war, geht am beſten aus dem von den Athenern aufgefangenen Briefe hervor, welchen der feindliche Unter-Admiral nach der Schlacht an den ſpartaniſchen Senat abſchickte. Derſelbe beſtand nach lakoniſcher Sitte blos in den wenigen Worten: „Das Glück iſt gewichen; Mindarus iſt geblieben; unſere Leute hungern; wir

wissen nicht, was wir thun sollen!" Alcibiades bemächtigte sich, in Folge des errungenen Sieges, der Stadt Cyzikus und einiger anderen am Hellespont gelegenen Orte, und verschaffte sich durch Contributionen das nöthige Geld.

Das nächste Jahr (409 v. Chr.) verging ohne bedeutende Ereignisse. Thrasyllus, welcher soeben erst in Attika selbst einen Angriff des Agis auf Athen zurückgeschlagen hatte, erschien mit einer Verstärkung von tausend Schwerbewaffneten und fünfzig Schiffen in den kleinasiatischen Gewässern. Er und Alcibiades erfochten jeder für sich einige kleine Vortheile über die Spartaner und ihre Verbündeten, welche fortwährend von den Persern unterstützt wurden, die aber am Ende des vorhergehenden Jahres den tüchtigen Admiral Hermokrates von Syrakus verloren hatten, weil eine Faction seiner Vaterstadt ihn seines Amtes entsetzte. Im Herbste vereinigten sich die beiden atheniſchen Anführer, und schlugen, nachdem sie ihre Schiffe bereits auf das Land gezogen hatten, das Heer des Pharnabazus bei der Stadt Abydus.

Im folgenden Jahr (408 v. Chr.) hatten die Athener in ihren Unternehmungen großes Glück. Alcibiades und Thrasyllus belagerten im Frühling die am Eingang des Bosporus gelegene Stadt Chalcedon, schlugen den ihr zu Hülfe eilenden Pharnabazus zurück, und zwangen ihn zu einem Vergleiche, durch welchen derselbe zur Zahlung von zwanzig Talenten (52,000 fl. oder 29,000 Thlrn.) und zur Einstellung der Feindseligkeiten verpflichtet wurde. Chalcedon, die thracische Stadt Selymbria an der Küste der Propontis und endlich selbst die wichtige Stadt Byzanz wurden hierauf von Alcibiades erobert. Thrasybul unterwarf nachher auch die anderen zu den Spartanern abgefallenen Städte Thraciens, und Alcibiades trieb an der karischen Küste Contributionen ein, während die Flotte der Peloponnesier nichts zu unternehmen wagte.

In der Mitte des nächsten Jahres (407 v. Chr.) kehrte Alcibiades in seine Vaterstadt zurück, deren Bewohner, wegen der spartanischen Besatzung in Decelia, noch immer sich kaum aus derselben wagen durften. Da die gänzliche Umgestaltung der Dinge, die völlige Wiederherstellung der atheniſchen Macht ihm ganz allein zugeschrieben wurde, so war sein Triumph wie der Jubel des Volks grenzenlos. Der größte Theil der Einwohner Athen's strömte, als

sein mit Waffen und Schiffsschnäbeln der besiegten Feinde geschmücktes Geschwader landete, in dem Hafen Piräus zusammen. Man empfing ihn mit Jubelgeschrei, warf ihm Kränze zu, und zeigte ihn den Jüngeren als den sieggekrönten Retter der Vaterstadt. Die Volksversammlung, in welcher er gleich nach seiner Landung auftrat, ernannte ihn zum Oberanführer des Heeres und der Flotte mit ganz unumschränkter Gewalt, und rüstete für ihn eine sehr große Kriegsmacht aus, für welche alle Kräfte des Staats aufgeboten wurden. Als die Zeit des großen Festes der eleusinischen Mysterien herannahte, beschloß Alcibiades, vermittelst desselben sein Ansehen im Volke noch mehr zu vergrößern, und zugleich den ihm einst gemachten Vorwurf der Entweihung dieses heiligen Gottesdienstes auf eine glänzende Weise zu tilgen. Seit der Besetzung Decelia's durch die Spartaner hatte der große Festzug des Volkes nach Eleusis nicht mehr zu Lande gehalten werden können. Alcibiades stellte das leichte Fußvolk an verschiedenen Punkten des Weges und der umliegenden Höhen auf, ließ die Umgegend von der Reiterei durchstreifen, deckte den Zug durch die Schwerbewaffneten, und geleitete so das entzückte Volk glücklich nach Eleusis und wieder zurück.

13. Die letzten Jahre des peloponnesischen Kriegs.

Die übermäßige Freude der Athener über den Mann, der, wie man glaubte, alles konnte was er wollte, war sehr kurz; denn als Alcibiades, im dritten Monat nach der Rückkehr in seine Vaterstadt, wieder auf dem Schauplatz des Krieges erschien, fand er dor eine große Veränderung der Dinge. An der Spitze der peloponnesischen Flotte stand als Admiral der Spartaner Lysander, welcher Alles in sich vereinigte, was zu einer glücklichen Fortsetzung des Krieges nöthig war, und die persische Regierung war jetzt mehr als jemals dem Interesse der Spartaner gewogen. Lysander besaß nicht allein große Feldherrntalente, sondern auch, was unter den damaligen Umständen noch mehr werth war, die größte Gewandtheit und Schlauheit. Er war einer der verschlagensten Männer, deren die Geschichte gedenkt, und wußte sehr geschickt den Stolz und die Härte des Spartaners mit der Geschmeidigkeit und diplomatischen

List eines persischen Höflings zu verbinden. Von seinem brutalen Stolze, seiner heimtückischen Hinterlist und seiner gewissenlosen Schlauheit werden manche Anekdoten erzählt, deren Wahrheit und Zuverlässigkeit freilich sehr verdächtig ist, die aber, wie die meisten solchen Erzählungen von ausgezeichneten Männern, den Charakter dieses Mannes treffend bezeichnen. Lysander soll als Grundsatz ausgesprochen haben, daß man da, wo die Löwenhaut nicht ausreiche, den Fuchspelz umhängen müsse, und daß Knaben durch Würfel, Männer aber durch Eidschwüre zu täuschen wären. Als einst bei einem Grenzstreite der Spartaner mit den Argivern die Letzteren ihre Ansprüche besser zu begründen wußten, als die Ersteren, deutete er auf sein Schwert mit den Worten hin, das sei das beste Beweismittel. Einem megareischen Gesandten, der sich bei einer Unterredung mit ihm sehr freimüthig ausdrückte, erwiderte er, seine Worte bedürften einer größeren Stadt. Als einst die Böotier den Spartanern den Durchzug durch ihr Land nicht gestatten wollten, erklärte er ihnen, es sei eigentlich nur davon die Rede, ob sie wünschten, daß die Spartaner mit aufgerichteten oder mit gesenkten Speeren durch Böotien zögen.

Ein solcher Mann war ganz und gar zu den Unterhandlungen mit dem Hofe und den Satrapen des persischen Reichs befähigt, in welchem damals das Interesse der Spartaner noch dazu durch einen Prinzen auf das eifrigste vertreten wurde. Cyrus der Jüngere, ein Sohn des Königs Darius Nothus und der Liebling seiner Mutter Paryſatis, ward von dieser zum Nachtheil seines älteren Bruders, des nachherigen Königs Artaxerxes Mnemon, auf jede Weise begünstigt, und erhielt durch ihren Einfluß die Würde eines Oberstatthalters in den westlichen See-Provinzen Kleinasiens, wo Tissaphernes nur Unterstatthalter von Jonien und Karien war. Paryſatis wünschte, daß Cyrus nach Darius Tode den Thron erhalte, und da Artaxerxes als der älteste Sohn schon zum Nachfolger ernannt war, so hatte sie ihrem Liebling jene Statthalterschaft in der Absicht verschafft, damit er in Kleinasien mit den Griechen in Verbindung komme, und später, beim Tode des Königs, seinen Bruder mit Hülfe griechischer Soldtruppen gewaltsam verdrängen könne. Cyrus suchte nun als Oberstatthalter die Griechen, besonders die Spartaner, für diesen ehrgeizigen Plan zu gewinnen,

und Lysander, welcher gleich nach seiner Ernennung zum spartanischen Admiral nach Ephesus und von da zum jungen Prinzen nach Sardes reiste, wußte denselben ganz und gar für sich und die Spartaner einzunehmen. Er verstand vortrefflich, die Rolle eines Höflings zu spielen, und den Weg einzuschlagen, auf welchem man bei persischen Fürsten allein zum Ziele gelangen konnte. Er erhielt von den Persern eine Erhöhung des täglichen Soldes seiner Matrosen bis auf vier Obolen (etwas über sechszehn Kreuzer oder gegen vier Groschen), und die nächste Folge davon war, daß die Matrosen der Athener, welche nur drei Obolen erhielten, schaarenweise zu ihm überliefen.

Alcibiades wurde dadurch in große Verlegenheit gebracht. Seine Flotte war zwar der spartanischen an Zahl der Schiffe überlegen, allein Lysander, welcher wohl wußte, daß die Athener endlich dem persischen Golde erliegen müßten, suchte jedes Zusammentreffen sorgfältig zu vermeiden. Alcibiades errieth seinen Gegner, und traf danach seine Maßregeln, wurde aber durch die Verwegenheit und den Ungehorsam eines Untergebenen ins Verderben gestürzt. Er wollte nämlich, da es ihm an Geld fehlte, dieses an der feindlichen Küste eintreiben, und zugleich mit Thrasybul, der mit einem Geschwader vom Hellespont nach Phokäa gesegelt war, eine Berathung halten, und entfernte sich deshalb von der Flotte, deren Commando er für die Dauer seiner Abwesenheit dem Unter-Admiral Antiochus übertrug. Er befahl diesem, unter keiner Bedingung sich in einen Kampf einzulassen; Antiochus aber war ein eitler Mann, und konnte der Versuchung nicht widerstehen: er bot der in der Nähe seines Hafens vor Anker liegenden Flotte Lysander's ein Treffen an, wurde mit einem Verlust von fünfzehn Schiffen geschlagen, und verlor selbst das Leben (im Oktober 407 v. Chr.). Dieser Sieg der Spartaner bei Ephesus war an und für sich unbedeutend; desto bedeutender aber wurde er durch seinen Eindruck auf die Athener, durch den Ruhm, den er dem Lysander verschaffte, und durch die daraus hervorgehende größere Bereitwilligkeit der Perser, diesen zu unterstützen. Die Athener, welche von der Ernennung des Alcibiades zum Oberanführer die glänzendsten Resultate erwartet hatten, wurden durch die Nachricht von der Schlacht bei Ephesus nicht wenig überrascht; und obgleich er selbst

an dem üblen Ausgang derselben ganz unschuldig war, so wurde ihm dieser doch zum Vorwurf gemacht. Seine Feinde klagten ihn in der Volksversammlung an, daß er die Flotte nur wegen seines Hanges zur Schwelgerei verlassen, das Commando derselben nachlässiger Weise einem ganz unfähigen Genossen seiner Lüste anvertraut, und außerdem auch die erhobenen Contributionen zum Theil unterschlagen habe. Die leichtsinnigen Athener, deren Vertrauen auf Alcibiades durch die Befestigung des Bündnisses zwischen Persien und Sparta bereits früher einen Stoß erlitten hatte, ließen sich durch diese Verläumdungen berücken; sie setzten Alcibiades, ohne ihn selbst gehört zu haben, ab und beraubten so sich selbst ihres besten Anführers. Alcibiades zog sich, um weiteren Verfolgungen zu entgehen, auf seine in Thracien gelegenen Güter zurück, auf welchen er in der letzten Zeit eine kleine Burg als Zufluchtsstätte angelegt hatte.

An die Stelle des Alcibiades wurden zehn Strategen oder Anführer ernannt, unter welchen Konon und Thrasyllus die fähigsten waren. Zum Glück für Athen war damals auch für Lysander die Zeit des Oberbefehls abgelaufen, und der Nachfolger desselben, Kallikratidas, seinem Vorgänger sehr unähnlich. Kallikratidas war ein Mann von rauhen spartanischen Sitten, der sich nicht dazu verstehen konnte, in den Vorzimmern persischer Satrapen zu erscheinen und durch unwürdige Schmeicheleien dasjenige durchzusetzen, was auf geradem Wege nicht zu erlangen war. Als er bald nach seiner Ankunft auf der Flotte sich an das Hoflager des Cyrus in Sardes begeben hatte, und dort einige Tage hindurch die verlangte Audienz nicht erhalten konnte, reiste er, ohne den Prinzen gesehen zu haben, mit der Erklärung ab, daß es eine Schande für die Griechen sei, sich um des Geldes willen vor Barbaren zu demüthigen. Kallikratidas wurde wegen dieses Benehmens von den Persern nur sehr lau unterstützt. Nichts desto weniger führte er den Krieg mit Glück. Er eroberte zuerst die Stadt Methymna auf Lesbos. Hierauf schnitt er Konon von der übrigen Flotte der Athener ab, nahm ihm dreißig Schiffe weg, und schloß ihn in dem Hafen von Mitylene ein (406 v. Chr.). Der athenische Admiral Diomedon, welcher mit zwölf Schiffen Konon entsetzen wollte, wurde von Kallikratidas ebenfalls geschlagen, und verlor zehn seiner Schiffe.

Auf die Nachricht von Konon's sehr bedenklicher Lage machte man zu Athen die größten Anstrengungen, um ihn zu retten. Eine neue Flotte von hundert und zehn Schiffen wurde in nicht weniger als dreißig Tagen ausgerüstet, und man bot alle waffenfähigen Bewohner der Stadt, Sklaven wie Freie, zur Bemannung derselben auf. Diese Flotte vereinigte sich mit den Schiffen der Samier und anderer Bundesgenossen, und bot hierauf, hunderfundfünfzig Segel stark, zwischen Lesbos und dem festen Lande von Kleinasien, bei den arginusischen Inseln, dem Feinde eine Schlacht an. Kallikratidas nahm, ungeachtet der geringeren Zahl seiner Schiffe, die Schlacht an. Die athenische Flotte, auf welcher sich acht von den zehn Strategen befanden, wurde vortrefflich angeführt, und trug einen glänzenden Sieg davon. Die Spartaner verloren siebenzig Schiffe, und Kallikratidas selbst fiel im Kampfe; er hatte in der Schlacht die Aufforderung seines Steuermannes zur Flucht mit den Worten zurückgewiesen, Sparta werde durch seinen Tod wenig verlieren, sich durch die Flucht zu retten aber sei eine Schande (Juli 405 v. Chr.).

Bei den arginusischen Inseln hatte das Glück den Athenern zum letzten Male gelächelt. Der verschlagene Lysander erschien jetzt wieder auf der Bühne, und das athenische Volk beraubte sich selbst der sieggekrönten Generale, die das Vertrauen der Flotte besaßen. Diese hatten gleich nach der Schlacht eine Berathung darüber gepflogen, ob man den Sieg benutzen und sogleich gegen die mit der Besiegung Konon's beschäftigten Feinde nach Mitylene segeln, oder dies unterlassen sollte, um die vielen auf Wracken im Meere umhertreibenden Mitbürger von den gescheiterten Schiffen zu retten, und die Leichen der Gebliebenen zum Behuf der Beerdigung aufzufischen. Man war zuletzt übereingekommen, das Erstere zu thun und sechs und vierzig Schiffe unter dem Commando der Unteranführer Thrasybul und Theramenes zurückzulassen, um die Schiffbrüchigen zu retten und die Todten aufzusammeln. Als man aber jenen Beschluß ausführen wollte, entstand ein starker Sturm, welcher sowohl die Fahrt nach Mitylene, als auch die Rettung der Gescheiterten und die Auffischung der Todten unmöglich machte. Die Zahl der Ersteren war sehr groß, da in der Schlacht fünfundzwanzig athenische Schiffe zertrümmert worden waren, von deren Bemannung sich nur Wenige

ans Land hatten retten können. In Athen machte man aus dem Untergang der vielen schiffbrüchigen Bürger und aus der Nicht-Erfüllung der den Todten schuldigen Pflicht den Anführern ein Verbrechen. Theramenes und Thrasybul, auf welche die Strategen in ihrem schriftlichen Berichte die Schuld der versäumten Pflicht gegen die Unglücklichen geschoben hatten, traten als Ankläger auf, und die acht Anführer, welche in der Schlacht den Oberbefehl gehabt hatten, wurden sogleich ihrer Stellen entsetzt. Als hierauf die Letzteren, mit Ausnahme von zweien, welche der drohenden Gefahr gleich von der Flotte aus durch die Flucht ausgewichen waren, nach Athen zurückkamen, wurden sie unmittelbar nach ihrer Ankunft in der Stadt verhaftet und vor der Volksversammlung angeklagt. Zum Unglück für sie ward gerade ein allgemeines Volksfest gefeiert, bei welchem alle Anverwandten der in der Schlacht Umgekommenen in Trauerkleidern erschienen, und durch ihr Aussehen und ihre Zahl einen tiefen Eindruck auf die Gemüther des Volkes machten. Die Feinde der Angeklagten benutzten dies, und wußten außerdem noch einen, der Verfassung des Staats widerstreitenden, Beschluß des von dem Volke übereilt dazu bevollmächtigten Senats durchzusetzen, nach welchem in der nächsten Volksversammlung über Leben und Tod der Anführer abgestimmt, und die Verurtheilten hierauf sogleich, ohne sich weiter vertheidigen zu dürfen, hingerichtet, ihre Güter aber eingezogen werden sollten. Die damaligen Prytanen widersetzten sich zwar einem Verfahren, welches die Verfassung des Staats und die heiligsten Rechte jedes Bürgers untergrub; allein sie wurden von den Demagogen durch Drohungen eingeschüchtert und zum Schweigen gebracht, mit Ausnahme eines einzigen von ihnen, des Philosophen Sokrates, welcher dessen ungeachtet fortfuhr, auf das nachdrücklichste gegen ein solches Verfahren zu protestiren. Alle acht Anführer wurden zum Tode verurtheilt und die sechs anwesenden sogleich hingerichtet (im Oktober 405 v. Chr.). Dieses Verfahren gegen verdiente Feldherrn erscheint bei der Nachwelt als ein Flecken der ganzen athenischen Verfassung; wer aber bedenkt, daß die in jener Schlacht Gebliebenen ihre Vaterstadt aus der größten Gefahr gerettet haben, daß in einem Staate, dessen Bestehen ganz und gar nur auf der Tüchtigkeit seiner Mitbürger beruhte, eine Vernachlässigung der den Tapferen schuldigen Rücksicht ent-

muthigend auf die Übrigen wirkt, und daß nach griechischen Volksbegriffen die Seele dessen, welcher unbeerdigt blieb, Qualen erleiden mußte, der wird, abgesehen von der Verletzung der gesetzlichen Formen, die unglücklichen Feldherrn bedauern, ohne das Volk zu verdammen. Dieses ließ übrigens einige Zeit nachher die Demagogen, welche die Anklage betrieben und die Volksversammlung zur Verletzung der Verfassung gedrängt hatten, in Untersuchung ziehen; es gelang aber denselben, der Strafe durch die Flucht zu entgehen.

Die Bundesgenossen der Spartaner hielten bald nach der erlittenen Niederlage in Ephesus eine Versammlung, in welcher sie den Beschluß faßten, die Spartaner aufzufordern, daß sie dem Lysander von neuem den Oberbefehl übertrügen. Auch in Sparta erkannte man die Nothwendigkeit, Lysander wieder an die Spitze der Flotte zu stellen; da jedoch die Gesetze des Staats nicht erlaubten, einem und demselben Manne zweimal das Ober-Commando der Flotte zu geben, so half man sich mit einer Umgehung derselben, durch welche der Form nach das Gesetz aufrecht erhalten wurde. Man ernannte Arakus, einen unbedeutenden Mann, der wohl wußte, daß er nur zum Schein gebraucht werde, zum Admiral, Lysander aber zu dessen Epistoleus oder Unter-Admiral. Der Letztere eilte sogleich nach Sardes zu dem Prinzen Cyrus, brachte große Summen Geldes von da zurück, stellte die peloponnesische Flotte wieder her, und suchte dann die reichen Seestädte am Hellespont, aus welchen die Athener einen großen Theil ihrer Staatseinkünfte zogen, zu erobern. In diese Gegend segelte deshalb auch die athenische Flotte, welche von Konon und fünf andern Strategen befehligt wurde. Sie ging der, von Lysander kurz zuvor eroberten, Stadt Lampsakus gegenüber, an der Mündung des Flüßchens Aegospotamos (d. i. Ziegenfluß) vor Anker. Diese Stellung war sehr schlecht gewählt, weil der nächste Ort, aus dem man die Lebensmittel beziehen konnte, zu weit entfernt lag, und weil die Flotte dort weder in einem eigentlichen Hafen sich befand, noch auch selbst, wie die Spartaner im Hafen von Lampsakus, an einer festen Stadt einen Rückhalt hatte. Alcibiades, welcher nicht weit von diesem Orte auf einem seiner Güter lebte, begab sich zur Flotte und warnte die Anführer; allein er wurde schnöde zurückgewiesen. Lysander hatte sogleich beschlossen, die Unvorsichtigkeit der

Athener zu benutzen, und einige Tage lang durch schlaues Benehmen dieselben noch sorgloser gemacht. Am fünften Tage endlich, als ein großer Theil der atheniſchen Mannſchaft die Schiffe verlaſſen und ſich am Ufer zerſtreut hatte, überfiel er die feindliche Flotte und bemächtigte ſich derſelben faſt ohne Schwertſtreich. Von den atheniſchen Schiffen entkamen nur neun, welche unter Konon's Befehl ſtanden und bei Lyſander's Angriff allein vollſtändig bemannt waren; alle andern, hundertundſiebenzig an der Zahl, wurden eine Beute des Siegers (December 405 v. Chr.). Auch der größte Theil des Heeres gerieth nebſt einigen Strategen, in die Gewalt desſelben. Die Gefangenen wurden in einem Kriegsrath, welchen Lyſander mit ſeinen verbündeten Führern hielt, insgeſammt zum Tode verurtheilt, weil, wie es hieß, auch die atheniſchen Admirale beſchloſſen hatten, allen Gefangenen die rechte Hand abzuhauen, und weil kurz zuvor die geſammte Mannſchaft zweier peloponneſiſchen Schiffe von ihnen getödtet worden war. Alle atheniſchen Gefangenen, deren Zahl auf dreitauſend angegeben wird, wurden hierauf wirklich hingerichtet, mit alleiniger Ausnahme des Strategen Adimantus, der in dem Kriegsrath der Athener jenem grauſamen Beſchluſſe ſich widerſetzt hatte.

Jetzt war die Macht Athens vernichtet, und die Stadt ſelbſt ſo wenig zu retten, daß auch Konon daran verzweifelte und mit ſeinem kleinen Geſchwader nicht nach Athen floh, ſondern nach der Stadt Salamis auf Cypern, deren Beherrſcher Evagoras ihm befreundet war. Lyſander wandte ſich nach dem Siege zuerſt gegen die den Athenern unterworfenen Seeplätze und Inſeln; er nahm faſt alle atheniſchen Städte am Hellespont und in Thracien, ſowie alle Inſeln der Athener mit Ausnahme von Samos, welches allein ſich ihm nicht unterwarf. Von der Inſel Aegina aus, die er dem kleinen Reſte der vertriebenen früheren Einwohner zurückgab, ſegelte er nach Salamis und von da endlich nach der Stadt Athen, welche er ſogleich, in Verbindung mit den Königen Agis und Pauſanias II., zu Waſſer und zu Land enge einſchloß. Die Athener waren durch die Nachricht von dem Untergang ihrer Flotte in die größte Beſtürzung gebracht worden, und hatten jetzt eine Belagerung zu beſtehen, welche um ſo ſchwerer auszuhalten war, da Lyſander die Beſatzungen der eroberten Städte abſichtlich nach Athen entlaſſen hatte,

damit dort möglichst viele Menschen zusammengedrängt würden. Die Spartaner schnitten der Stadt alle Zufuhr ab, und da die Athener ihrer Flotte und aller ihrer Bundesgenossen beraubt waren, so mußten sie sich bald ergeben. Doch suchten sie, erst als sie auf das Äußerste gebracht und viele Bewohner der Stadt Hungers gestorben waren, um eine Capitulation nach. Ihre Gesandten boten die Aufgebung aller atheniſchen Beſitzungen außerhalb Attika's und eine Bundesgenoſſenſchaft mit Sparta an. Die Spartaner wieſen dieſes Anerbieten zurück, und verlangten als Hauptbedingung des Friedens die Schleifung der langen Mauern (ſ. oben S. 395); lieber duldete man aber noch eine Zeitlang die Qualen des Hungers, als daß man ſich hierzu verſtand. Endlich, als wieder Viele aus Mangel an Lebensmitteln geſtorben waren, erbot ſich Theramenes, als Abgeſandter zu Lyſander zu gehen, um, wie er ſagte, die eigentlichen Abſichten der Spartaner zu erforſchen, der Wahrheit nach aber, um die Sache ſo lange hinzuhalten, bis man ſich unter jeder Bedingung unterwerfen mußte, und dann die oligarchiſche Partei mit Hülfe der Spartaner die Herrſchaft erlangen konnte. Theramenes, deſſen Vorſchlag angenommen wurde, blieb länger als drei Monate bei Lyſander, ſchob nach ſeiner Rückkehr die Schuld ſeiner langen Abweſenheit auf dieſen, und brachte die Erklärung mit, daß man zur Unterhandlung ſich an die ſpartaniſchen Ephoren wenden müſſe. Nun wurde eine Geſandtſchaft, an deren Spitze der Verräther Theramenes ſelbſt ſtand, mit unbeſchränkter Vollmacht nach Sparta geſchickt, und hier unter den härteſten Bedingungen ein Vertrag abgeſchloſſen, welchen das atheniſche Volk alsbald beſtätigte. Zu Ende April des Jahres 404 v. Chr. wurde die Stadt den Feinden übergeben. Die Friedensbedingungen waren: die Schleifung der langen Mauern und der übrigen Feſtungswerke, die Auslieferung aller Schiffe bis auf zwölf, die Wiederaufnahme aller Flüchtigen und Verbannten, die Herſtellung eines engen Bundes mit Sparta oder mit anderen Worten die Unterwerfung unter Sparta, und, was das Allerhärteſte war, die Aufhebung der ſeitherigen Verfaſſung des Staats und ihre Erſetzung durch eine Oligarchie von dreißig Männern. Dieſe Bedingungen wurden ſogleich in Ausführung gebracht. Nachdem Lyſander unter Flötenſpiel die Feſtungswerke der Stadt hatte ſchleifen laſſen, ſegelte er nach Samos, deſſen Bewohner

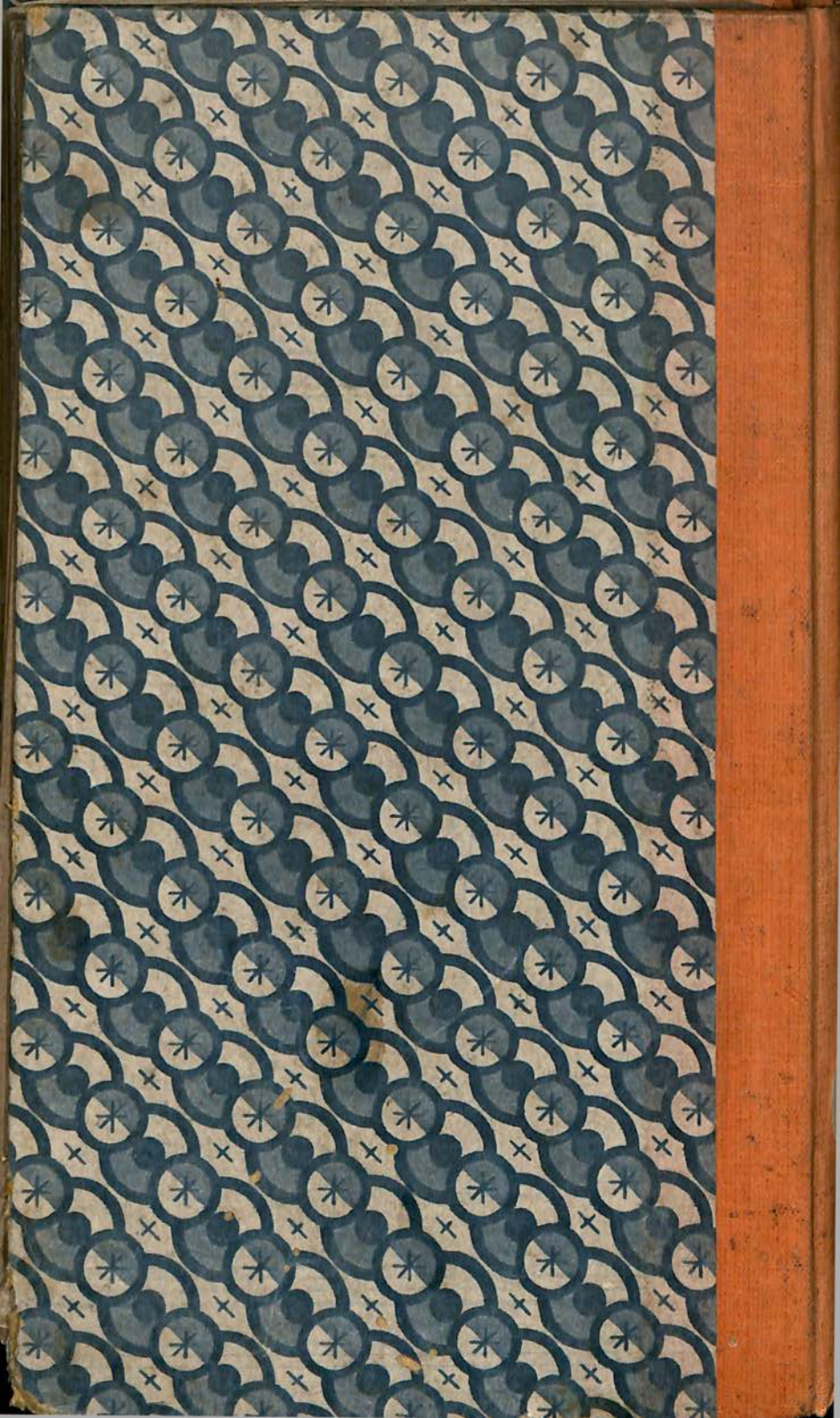
ſich ſehr bald unterwarfen. Sie mußten bis auf wenige, die zur oligarchiſchen Partei gehörten, mit Zurücklaſſung aller ihrer Habe aus der Inſel auswandern. Damit endigte der peloponneſiſche Krieg, nachdem er ſieben und zwanzig und ein halbes Jahr gedauert hatte.

00099696

Digitized with financial assistance from

HT Parekh FOUNDATION

An Initiative by HDFC

WITH YOU, RIGHT THROUGH

on 28 December, 2018